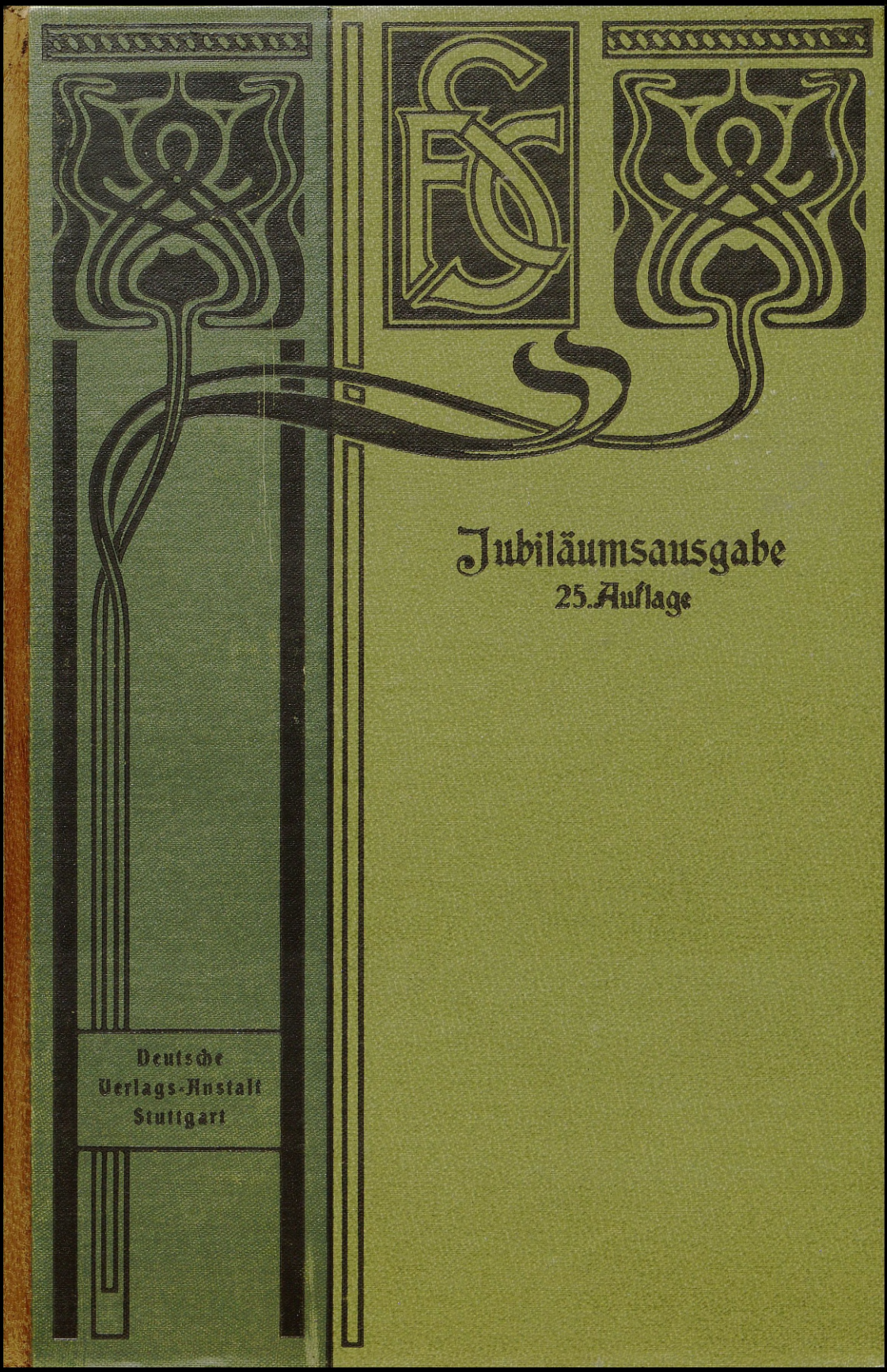

R G B WH GR BL
Grey Scale #13
C M Y K
Part Code ST1316
DANES-PICTA.COM
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
Jubiläumsausgabe
25. Auflage
Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
Colour Chart #13
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black
Inches
Centimetres
DANES-PICTA.COM



Jubiläumsausgabe

25. Auflage

Deutsche
Verlags-Anstalt
Stuttgart

Fr. Chr. Schlosser's

Weltgeschichte

für

das deutsche Volk

Von neuem durchgesehen und ergänzt

von

Dr. Oskar Jäger und **Dr. Franz Wolff**

Fünfte Ausgabe

Mit zahlreichen Abbildungen und Karten

Fünfundzwanzigste Jubiläums-Auflage

Fünfzehnter Band

Stuttgart und Leipzig

Deutsche Verlags-Anstalt

1904

Geschichte

der

neueren Zeit

Von

Friedrich Christoph Schlosser

Durchgesehen und ergänzt

von

Dr. Oskar Jäger

Sechster Band

Fünfte Ausgabe

Fünfundzwanzigste Jubiläums-Auflage

Mit Abbildungen und Karten

Stuttgart und Leipzig

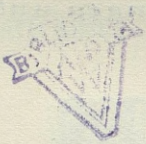
Deutsche Verlags-Anstalt

1904

43/100/

Alle Rechte vorbehalten

31534/2



Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

XV. Die französische Revolution

bis zum Ausbruche des Krieges von 1792.

1. Bis zur Erstürmung der Bastille, 14. Juli 1789.

Am 5. Mai 1789 wurde die Versammlung der französischen Reichsstände (Etats-généraux) eröffnet. Die Umstände, unter welchen dieselbe ihre Thätigkeit begann, waren im höchsten Grade ernst und bedenklich. Dies würde, wenn es auch nicht aus dem ganzen Zusammenhange der inneren Geschichte Frankreichs unter Ludwig XV. und XVI. hervorginge, schon daraus einleuchtend sein, daß sich während der Wahlen überall ein revolutionärer Geist und Ton kundgegeben hatte, und daß schon acht Tage vor der Zusammenkunft der Deputierten mit dem Plündern und Niederbrennen der Wohnung eines reichen Aristokraten jene wilden Scenen begannen, welche nachher fast alltäglich geworden sind. Unter den Deputierten der drei Stände befanden sich unstreitig die ausgezeichnetsten Männer Frankreichs, Männer, welche in den strengen Schulen des alten Frankreichs ihre Bildung erhalten hatten und nicht nur mit gediegenen Kenntnissen, sondern auch mit Geschäftserfahrung und mit dem besten Willen ausgerüstet waren. Die Versammlung war aus den beiden äußersten Parteien, die es damals gab, zusammengesetzt; denn einerseits hatte der Adel neben einer kleinen Zahl von liberal Gesinnten die heftigsten Gegner jeder Verbesserung geschickt, andererseits aber der Bürgerstand vorzugsweise Freunde radikaler Reform gewählt. Das demokratische Element war überwiegend: es befanden sich, ganz abgesehen von den Vertretern des dritten Standes, unter den geistlichen Deputierten 205 Pfarrer, welche meistens durch Geburt und Gesinnung dem Bürgerstande angehörten, und von den Vertretern des Adels huldigten einerseits manche, wie Lafayette,

den herrschenden politischen Ideen, und andererseits fehlten die 21 Deputierten der Bretagne, weil der Adel dieser Provinz aus Erbitterung über den Gang der Dinge nicht gewählt hatte.

Unter den Deputierten des dritten Standes befanden sich nicht weniger als 200 Advokaten, unstreitig eine allzugroße Zahl, weil diese Menschenklasse gewohnt und genötigt ist, auch der schlechtesten Sache eine gute Seite abzugewinnen und dieselbe durch Sophistik und Deklamation zu verteidigen. Noch nachteiliger, als die vielen Advokaten, wirkten vielleicht gerade die edelsten Mitglieder der Versammlung, nämlich jene für Recht, Tugend und Freiheit begeisterten Männer, welche schwärmend und träumend unter Wachende gekommen waren. Diese Männer wurden um so leichter irre geleitet, je aufrichtiger und reiner ihre Gesinnung war, je größeres Gewicht sie auf Redensarten und Systeme legten, und je weniger sie die Menschen kannten. Sie wurden als unpraktische Männer, ohne daß sie selbst es merkten, das Spielzeug von Leuten, welche ganz allein auf ihren äußeren Wert und Vorteil bedacht waren.

Von den edlen Idealisten und Theoretikern der ersten Zeit der französischen Revolution ist uns Lafayette bereits als ein Mann bekannt geworden, der für seine Überzeugung alles aufzuopfern bereit war. Er blieb dem Traume seiner Jugend bis ans Ende des Lebens getreu, was für ihn selbst höchst rühmlich, für die gute Sache aber oft sehr nachteilig war. Durch eine gleich große schwärmerische Begeisterung und durch gleiche unwandelbare Treue gegen seine Ideale zeichnete sich der Pfarrer und nachherige Bischof Graf Henri Grégoire, ein eifriger Jansenist, aus. Er kam als ein Mann vom besten Herzen und als wahrhafter Enthusiast, aber ohne alle Kenntnis der Welt und der Menschen von seiner einsamen Dorfpfarre in die verdorbene Pariser Welt und schlug dort, in seinem frommen Zelotismus gegen Hof, Papismus und Sittenlosigkeit, gleich anfangs eine ganz demokratische Richtung ein. Ein dritter Mann aus der Klasse der Enthusiasten, Barnave, wandte sich schon zu der Zeit, als König Ludwig einen mißglückten Fluchtversuch machte und von ihm im Auftrag der Nationalversammlung nach Paris zurückgebracht wurde (Juni 1791), vom Republikanismus zu monarchischer Gesinnung zurück: er mußte dafür in der Schreckenszeit mit dem Leben büßen. Dasselbe Schicksal hatte Bailly für die philanthropische Eitelkeit und sentimentale Begeisterung zu erleiden, durch die er sich aus dem Studierzimmer ins praktische Staatsleben hatte treiben lassen. Bailly war ein sehr gelehrter Astronom und hatte sich außerdem durch eine Schrift über den Ursprung der Künste und Wissenschaften berühmt gemacht, in welcher er ebenso für die Vergangenheit, wie nachher als Abgeordneter



XV. 5. **Graf von Mirabeau.**
(Nach J. Guérin.)

der Stadt Paris in der Nationalversammlung für die Gegenwart, theoretisch schwärmte.

Die zur Klasse der Enthusiasten gehörenden Deputierten wurden, ohne daß sie es merkten, durch Männer von ganz entgegengesetzter Art benutzt und betrogen, welche Schlauheit, Menschenkenntnis und Kühnheit genug besaßen, um über der Bewegung zu stehen und dieselbe nach ihrem Sinne zu leiten. Von diesen Männern waren Graf Gabriel Honoré de Mirabeau und der Bischof von Autun, Karl Moritz Herzog von Talleyrand-Perigord, die bedeutendsten. Beide standen sich in Hinsicht auf Kenntnis der Welt und der Mittel, in ihr zu wirken, sowie in sittlicher Beziehung völlig gleich; dagegen unterschied sich der erstere durch edlere Absichten, großartige Weite des Blicks und wirkliche nationale Gesinnung von dem zweiten. Sie gehörten beide der hohen Aristokratie an und waren so verschuldet, daß sie den gewohnten Aufwand vornehmer Herren nicht länger fortzusetzen vermochten. Beide waren durchaus praktische Menschen, verlachten jede Art von moralischer oder politischer Idealität und benutzten ihre Talente, Erfahrungen und Verbindungen, um sich durch die Herbeiführung neuer Zustände die Mittel zu neuem Glanze und Genusse zu verschaffen. Mirabeau war der Sohn des bekannten Enthusiasten für Quesnays staatswirtschaftliches System, dessen im vorigen Bande gedacht worden ist, und hatte seine frühere Lebenszeit in Ausschweifungen und Lastern schlimmster Art zugebracht, dabei aber zugleich auch seinen Geist durch angestrengte Thätigkeit gekräftigt und sich, nicht aus Büchern, sondern im Verkehr des Lebens, eine tiefe Kenntnis der menschlichen Leidenschaften, Schwächen und Kabalen erworben. Durch Ausschweifungen und Verschwendungen hatte er seinen äußerst reizbaren, gegen Weib und Kind tyrannischen Vater so sehr erbittert, daß dieser ihn vermittelst eines königlichen Haftbriefes (lettre de cachet) auf längere Zeit hatte festsetzen lassen. Nachher hatte der junge Mirabeau eine angesehene verheiratete Dame verführt und war mit ihr nach Holland entflohen, wo sie dann von ihm schändlich verraten und verlassen wurde. In Holland hatte er sich als Schriftsteller seinen Unterhalt erworben. Sein Vater hatte ihn unterdessen als einen Schandfleck der Familie verfolgt, und 1777 war der junge Mirabeau infolgedessen verhaftet, nach Frankreich gebracht und dort wieder mehrere Jahre lang im Gefängnis gehalten worden. Nachdem er wieder freigelassen worden war, hatte er sich von der Regierung als vornehmer Spion an vielen Höfen, besonders am preußischen, gebrauchen lassen. Dadurch ward er mit Deutschlands Höfen, Staatsrecht und Einrichtungen genau bekannt, ein damals in Frankreich sehr seltener Vorzug, welchen auch Mirabeaus Freund, Talleyrand, von seinen Universitätsstudien in Straßburg her

besaß. Als die Wahlen für die Reichsstände vollzogen wurden, hätte Mirabeau von der Regierung ebenso leicht gewonnen werden können, wie er sich später von ihr gewinnen ließ; allein die adligen Wähler der Provence, seiner Heimat, von denen er zum Deputierten gewählt zu werden hoffte, stießen ihn sogar als nicht berechtigt aus ihrer Mitte aus. Von der Ritterschaft verschmäht, übernahm Mirabeau die Rolle eines Kämpfers für die Rechte des Bürgerstandes. Er vertauschte daher, um als bürgerlicher Deputierter der Stadt Aix gewählt werden zu können, seinen Grafentitel mit dem Namen eines Bürgersmannes und Tuchhändlers. Auch ward er in der That dort gewählt, wiewohl gewiß nicht wegen des eben erwähnten Umstandes, sondern weil seine Familie in Aix sehr bekannt war und er selbst als Proselyt ein großes persönliches Vertrauen einflößte, vor allem aber, weil sein mächtiges Talent sich in dieser gärenden Zeit mit unbestreitbarer Gewalt seinem Wahlkörper, wie jedermann gegenüber, geltend machte.

Neben Mirabeau und Talleyrand zeichnete sich unter den sogenannten praktischen Männern in der Reichsversammlung besonders der Abbé Emanuel Sieyès aus. Dieser hatte sich früher durch gelehrte Arbeiten als Dialektiker und Sophist bekannt gemacht, zuletzt aber durch mehrere politische Schriften den größten Ruf als Publizist erworben. Er hatte namentlich zur Zeit der Notabelnversammlung von 1788 unter dem Titel: „Was ist der dritte Stand?" eine Schrift veröffentlicht, in welcher der Lieblingssatz der Zeit, daß nur der Bürgerstand die Nation sei, klar und faßlich vorgetragen war. Diese Schrift war durch reiche Leute in unzähligen Abdrücken verbreitet worden und hatte ihrem Verfasser ein so großes Ansehen verschafft, daß er von der Stadt Paris zu einem ihrer Deputierten gewählt wurde. Sièyes spielte als solcher sowie im ganzen weiteren Verlaufe der Revolution die Rolle eines äußerst gewandten Sophisten. Er gewann besonders dadurch großes Ansehen und Gewicht, daß er es verstand, mitten unter den weitschweifigen Reden anderer und bei dem Schwanken der Ansichten den rechten Punkt oder das treffende Wort zu finden, und hinwiederum, daß er durch das metaphysische Dunkel, in welches er sich hüllte, das Ansehen eines Orakels erhielt, dessen kurze, bedeutungsvoll zugespitzte Aussprüche oft den Ausschlag gaben. Neben Sièyes, Mirabeau und Talleyrand ist der Herzog von Orleans kaum zu nennen, obgleich man mitunter ihm ebenfalls eine große Bedeutung zugeschrieben hat. Sein ganzer Einfluß auf die Revolution beschränkte sich im Grunde nur darauf, daß die Geldsummen, die man ihm zu entlocken wußte, anderen Leuten als Mittel dienten, um die Bewegung immer weiter zu drängen. Einen Parteianhang im eigentlichen Sinne hat der Herzog von Orleans niemals gehabt. Ebensowenig war bei ihm von

einem festen Plan die Rede: auch würde er diesen, selbst wenn er ihn gehabt hätte, nicht konsequent zu verfolgen im stande gewesen sein.

Wenden wir unsere Blicke von den hervorragendsten Männern der Versammlung auf die der Regierung, so zeigt sich der alles mit sich fortreißenden Gewalt des Zeitgeistes gegenüber nichts als Schwäche, Zwietracht und Schwanken. Dadurch förderten Hof und Regierung selbst die Bewegung. Necker, damals der wichtigste Mann im Ministerium, mußte dies sogar mit Bewußtsein und Absicht thun, weil er bei dem Hasse, den der Hof gegen ihn hegte, nur durch das Übergewicht des dritten Standes seine Absicht erreichen konnte; er vermochte aber natürlich nicht, der Bewegung wieder Einhalt zu thun. Der König selbst war einer von jenen sogenannten guten Menschen, welche jedem Eindrucke nachgeben, allen Ansichten gerecht sein wollen und infolgedessen ein Spielball von klügeren oder schlechteren Menschen sind. Er schwankte stets hin und her, je nachdem entweder seine Gemahlin, die Prinzen und die Hofleute, oder die Gewalt der Ereignisse und die Furcht vor den alles auf die Spitze stellenden Häuptern der Versammlung ihm imponierten. Die letzteren wußten schon längst, daß man von ihm durch Konsequenz und Schrecken alles, auf andere Weise aber nichts erlangen könne. Wie wenig Einsicht in die wirkliche Lage der Dinge der König und seine Umgebung besaßen, zeigte sich schon am Tage vor der Eröffnung der Versammlung. Anstatt nämlich den Ständeunterschied und die Privilegien, über welche so heftig geschrieen wurde, wenigstens in diesem Augenblicke, wo alle Blicke auf dieses Ereignis gerichtet waren, möglichst zu verstecken, machte man sie bei der Audienz, welche die Deputierten am 4. Mai erhielten, noch recht auffallend. Dem Adel ward für diese Audienz eine prächtige Kleidung, dem dritten Stande eine einfache vorgeschrieben; die beiden ersten Stände wurden in einem andern Zimmer empfangen, als der dritte; für jene wurden die beiden Flügelthüren, für diesen dagegen nur eine Seitenthür geöffnet. Übrigens läßt sich aus den Instruktionen (cahiers), welche den Deputierten von ihren Wählern mitgegeben worden waren, der verworrene Zustand der Dinge, die allgemein herrschende Unzufriedenheit und die überall vorwaltende Richtung der Gedanken aufs klarste erkennen: man ersieht aus denselben zugleich, wie die Nation in dem Schwindel, welcher alles ergriffen hatte, sich schon damals zum Unbestimmten, Idealen, Theoretischen und deshalb Unerreichbaren fortreißen ließ, und wie wenig die Regierung auch bei der größten Festigkeit und Entschiedenheit im stande gewesen sein würde, den Strom aufzuhalten.

Gleich nach der Eröffnung der Versammlung (5. Mai) entstand, bei Gelegenheit der Prüfung der Vollmachten, ein Streit über die

Frage, ob jeder der drei Stände für sich allein und mit besonderer Stimme beraten und entscheiden, oder ob alle drei sich zu einer einzigen Versammlung vereinigen sollten. Dieser Streit setzte die Ohnmacht der Regierung und die moralische Übermacht des dritten Standes sogleich ins hellste Licht. Die Minister hatten nämlich in ihren Eröffnungsreden nicht gewagt, die Vereinigung der drei Stände zu gebieten; sie hatten vielmehr dieselbe nur als etwas Wünschenswertes bezeichnet und also die wichtigste Vorfrage ganz allein der Versammlung selbst zu erledigen überlassen. Die Deputierten des dritten Standes dagegen wußten ihren Willen in kurzer Zeit durchzusetzen. Sie schufen sich gleich anfangs eine Macht, vermittelst deren sie die Regierung stets aufs neue einschüchterten und infolgedessen alles erlangten. Zu dieser Macht war ihnen die Regierung selbst schon früher dadurch behilflich gewesen, daß sie den Wählern gestattet hatte, beisammen zu bleiben und noch andere Geschäfte außer der Wahl vorzunehmen. Es waren so auf die natürlichste Weise förmliche politische Klubs organisiert worden, die sich als Vertreter ihrer Mitbürger betrachteten und als solche handelten. Die Pariser Wählerversammlung des dritten Standes erlaubte sich sogar schon am 8. Mai einen förmlichen Protest gegen einen Beschluß des Staatsrates; zwei Tage nachher erklärte sie sich für permanent, oder mit anderen Worten, sie beschloß, eine Art zweiter oder Pariser Nationalversammlung zu bilden; schon im Juni wurde eine Deputation derselben, trotz des gegen sie erlassenen Verbotes der Regierung, von der wirklichen Nationalversammlung ehrenvoll empfangen. Außer den Wählerversammlungen nahmen die Leiter des dritten Standes gleich anfangs auch die rohe Gewalt in ihren Dienst, weil sie recht gut wußten, daß nur durch diese der Widerstand der verhärteten Aristokratie gebrochen werden könne. Schon am 9. Mai ließ die Pariser Wählerversammlung des dritten Standes eine Deputation der Fischweiber sowie gleich darauf eine andere der Obstweiber und eine dritte der „Damen der Halle" in ihre Sitzung zu, um sich von denselben danken und die Sorge für das sogenannte Volk anempfehlen zu lassen. Diese Weiber erhielten sogar von der Versammlung Geld und wurden dadurch zu neuen Demonstrationen ermuntert, ohne daß die wahrhaft patriotischen und edlen Männer, welche dies thaten, in ihrem Enthusiasmus die schrecklichen Folgen der Sache ahnten. Auch die Öffentlichkeit der Sitzungen und der Druck der Protokolle der Ständeverhandlungen wirkten bereits im Mai zur Erreichung dessen mit, wonach die Häupter des dritten Standes strebten. Die Zuhörer in der Ständeversammlung, welche nicht sehr lange nachher größtenteils aus gedungenem Pöbel bestanden, beklatschten jedes dreiste Wort, während zugleich außerhalb des Saales die aristokratisch gesinnten Mit-

glieder insultiert wurden. Der Druck der Debatten brachte Zeitungen, welche im heftigsten Tone geschrieben waren, in aller Welt Hände, und die Unterhaltung drehte sich fortan sogar in den Privatkreisen fast ausschließlich um die politischen Parteifragen.

Der Streit über die Frage, ob die Vollmachten der Deputierten in gemeinschaftlichen oder in gesonderten Versammlungen der drei Stände geprüft werden sollten, dauerte einen ganzen Monat. Das Gehässige fiel ganz allein auf die verhaßte Mehrzahl der Deputierten der zwei oberen Stände, weil die Minderzahl dieser Stände, von Talleyrand, Grégoire, Lafayette und dem Herzoge von Orleans geleitet, jeden Schritt des dritten Standes kräftig unterstützte. Der Streit endigte erst, als die bürgerlichen Deputierten sich der Stimmung des französischen Volkes und der Schwäche der Regierung so weit versichert hatten, um mit voller Sicherheit des Erfolges einen entscheidenden Schritt thun zu können. Dieser Schritt bestand darin, daß der dritte Stand am 10. Juni den Beschluß faßte, sich als Versammlung der gesamten Nation zu konstituieren, wenn die anderen Stände sich nicht zu gemeinsamer Prüfung der Vollmachten einfänden. Die Ausführung dieses Beschlusses, welche schon zwei Tage nachher erfolgte, ward durch die im Schoße des Klerus und Adels bestehende Spaltung erleichtert: schon am 13. schlossen sich drei Geistliche und in den nächsten drei Tagen noch 16 andere der Versammlung des dritten Standes an. Am 16. und 17. rissen dann Sieyès und Mirabeau, die eigentlichen Leiter des dritten Standes, diesen zu dem letzten Schritte hin, durch welchen die Revolution in vollen Zug gebracht wurde. Die Deputierten des Bürgerstandes erklärten nämlich, daß eine aus den Vertretern von 96 Prozent der Nation bestehende Versammlung sich nicht länger durch die Abgeordneten gewisser Klassen von Staatsbürgern in Unthätigkeit halten lassen könne, daß sie deshalb sich unter dem Namen Nationalversammlung förmlich als Repräsentantin des französischen Volkes konstituiere und vor der vollendeten Wiedergeburt des Reiches nicht auseinander gehen werde. Um sich gegen eine etwaige Auflösung durch die Regierung sicherzustellen, faßte man noch einen anderen Beschluß, bei welchem auch der bisher nur der Regierung zukommende Ausdruck décréter gebraucht wurde. Es seien, so lautete derselbe, alle bisher erhobenen Abgaben ungesetzmäßig, weil dieselben nicht von der Nation bewilligt worden: sie sollten zwar ferner erhoben werden dürfen, aber nur bis zu dem Augenblicke, wo die Nationalversammlung aus irgend einem Grunde aufgelöst würde. Dieser Erklärung wurde, damit das Volk und die Geldmänner in das Interesse der Versammlung gezogen würden, der Zusatz beigefügt, daß die Nationalversammlung nicht nur den Ursachen der

herrschenden Teuerung nachspüren, sondern auch bis zur Herstellung einer neuen Verfassung für die Bezahlung der Zinsen der Staatsschuld Sorge tragen werde, welche unter den Schutz der französischen Loyalität gestellt sei.

Der König erschrack über diese Beschlüsse und sprach seine Mißbilligung derselben aus. Die Bewegung war jedoch nicht mehr aufzuhalten, und der Schritt, welchen der dritte Stand soeben gethan, hatte, und zwar unter lautem Beifall der Nation, das höchste Ansehen vom Könige auf die Volksvertretung übertragen. Von seiten des Hofes verfiel man jetzt auf das Auskunftsmittel, eine sogenannte königliche Sitzung zu halten und in derselben ganz unerwartet eine von der Regierung ausgearbeitete Verfassung vorzuschreiben. Wegen der für eine solche Sitzung nötigen Vorbereitungen sollten am 20. und 21. Juni die Sitzungen ausgesetzt bleiben. Von diesem Gebote erhielt jedoch unbegreiflicherweise der Präsident der Nationalversammlung, Jean Sylvain Bailly, erst ganz kurz vor der Stunde, in welcher die von ihm auf den 20. Juni festgesetzte Sitzung eröffnet werden sollte, offizielle Anzeige. Infolge dieser Versäumnis war die Mehrzahl der Deputierten bereits am Eingange ihres Sitzungssaales angekommen, den die Regierung hatte schließen und mit Wachen umstellen lassen. Es war nicht zu bezweifeln, daß der Hof es auf einen Gewaltstreich abgesehen habe; die Deputierten beschlossen daher, einer Regierung, deren Schwäche sie kannten, Trotz zu bieten. Sie begaben sich, von einer großen Volksmenge umgeben, in den Saal des königlichen Ballhauses, hielten dort stehend eine nach französischer Art mit theatralischen Phrasen reichlich ausgestattete Beratung und faßten mit allen Stimmen gegen eine einen Beschluß, durch welchen die Volkssouveränität förmlich proklamiert wurde. Dieser von den Anwesenden feierlich beschworene und unterschriebene Beschluß lautete: „Die Nationalversammlung, welche dem Reiche eine neue Verfassung zu geben habe, dürfe sich durch nichts an der Fortsetzung ihrer Beratungen hindern lassen; die Mitglieder derselben verpflichteten sich daher durch einen Eid, nicht auseinander zu gehen, sondern so lange immer wieder an irgend einem Orte zusammenzukommen, bis die Verfassung vollendet und fest gegründet sei". Gleich am nächsten Tage nach diesem wichtigen Beschlusse traten 149 Deputierte des Klerus zum dritten Stande über, so daß jetzt die Mehrzahl der Geistlichkeit mit diesem vereinigt war.

Am 23. Juni wurde die angekündigte königliche Sitzung gehalten. Der Verfassungsentwurf, welchen in derselben der König den Ständen vorlegte, war zwar von Necker ausgearbeitet worden, die Königin und ihre Umgebung hatten aber so viel daran geändert, daß

Necker ihn nicht mehr als sein Werk anerkennen wollte und, um dies öffentlich zu zeigen, der königlichen Sitzung nicht beiwohnte. Von diesem Umstande waren die Häupter der Versammlung schon im voraus durch liberale Herren des Adels benachrichtigt worden. Der vorgelegten Verfassungsurkunde waren 15 diktatorische Artikel vorangeschickt, welche gegen die Neuerungssucht gerichtet waren und eine durchgreifende Umgestaltung des Staatswesens geradezu verboten. In der Rede aber, welche die Minister den König halten ließen, lag ein drohender Ton, welcher zu dessen bekanntem schwachen Charakter durchaus nicht paßte, und den sich sogar ein Ludwig XV. nicht gegen das Parlament erlaubt haben würde. Die königliche Rede schloß mit den Worten: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, daß Sie Sich alsbald trennen, Sich morgen früh in den für jeden einzelnen Stand bestimmten Saal begeben und dort Ihre Sitzungen wieder beginnen. Ich befehle daher zugleich meinem Oberceremonienmeister, die Säle einrichten zu lassen." Diese Worte, nach welchen der König die Versammlung sogleich verließ, wurden das Signal der Revolution; denn sie dienten nur dazu, der Nation zu zeigen, daß aus ihrer Mitte eine stärkere Macht, als die des Königs, sich erhoben habe. Sie würden nur dann vernünftig gewesen sein, wenn man, wie Bonaparte am 19. Brumaire 1799 that, nicht nur den Sitzungssaal mit Soldaten umstellt, sondern auch durch dieselben die Deputierten wirklich hinausgetrieben hätte.

Die Deputierten des dritten Standes und die sich ihnen bis dahin angeschlossen hatten, blieben also trotz des königlichen Befehles im Saale. Für das, was von ihrer Seite jetzt geschehen sollte, war ihr Präsident Bailly mit seinen akademischen Phrasen und seinem sentimentalen Patriotismus durchaus nicht der Mann. Mirabeau ergriff daher, wie wenn er Präsident wäre, das Wort und nahm einen ganz neuen Ton gegen die Regierung an. Er rief mit seiner Donnerstimme dem Oberceremonienmeister zu: „Sie, mein Herr, können des Königs Organ bei der Nationalversammlung nicht sein; Sie haben hier weder Sitz noch Stimme, noch auch das Recht, uns an das vom Könige gesprochene Wort zu erinnern. Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir hier durch den Willen des Volkes versammelt sind, und daß man uns nur durch die Gewalt der Bajonette aus dem Saale treiben wird!" Der König, dem übrigens diese Worte schwerlich so, wie sie gesprochen waren, hinterbracht wurden, benahm sich damals ebenso schwach und matt, wie einst 1787 im Parlament dem unverschämten Herzoge von Orleans gegenüber. Er gab, als man ihm die Widersetzlichkeit der Deputierten gegen seinen Befehl meldete, zur Antwort: „Nun denn, wenn die Herren des dritten Standes den Saal nicht verlassen wollen,

so soll man sie darin lassen!" Dies ermutigte dann die republikanisch gesinnten Deputierten, die Versammlung zu einem trotzenden Beschlusse fortzureißen, durch welchen alle furchtsamen Mitglieder dreist gemacht werden sollten. Es wurden nämlich alle Deputierten für unverletzlich erklärt und über alle Civil- und Militärbeamten, welche einen königlichen Befehl gegen dieselben ausführen würden, eine Art von Acht ausgesprochen.

Der König gewährte dem hartnäckigen Trotze, was er früher den freundlichen Bitten versagt hatte; er war daher selbst schuld daran, daß das Volk und die Soldaten fortan weder Vertrauen zu der Regierung, noch Furcht vor ihr hatten. Er ersuchte Necker, welcher aus dem Ministerium hatte treten wollen, die Geschäfte wieder zu übernehmen und ließ sich dann zu einer Maßregel bewegen, welche seine eigene Machtlosigkeit noch klarer an den Tag legte. Nachdem nämlich am 24., 25. und 26. Juni wieder eine Anzahl geistlicher und adliger Deputierten, unter ihnen auch der Herzog von Orleans und der Bischof Talleyrand, zum dritten Stande übergetreten waren, forderte der König am 27. Juni durch ein Schreiben den Rest des Klerus und des Adels selbst auf, dasselbe zu thun. Dies geschah in demselben Augenblicke, als die Nationalversammlung sowie ihr Präsident Bailly und Necker, der auf einige Zeit zum Abgotte des Volkes geworden war, durch lauten Jubel, durch Illumination und Feuerwerk und durch das Lob der Zeitungen verherrlicht wurden.

Wie wenig Bailly, Necker und ähnliche theoretisch oder systematisch denkende Männer dem Unternehmen gewachsen waren, welches damals die unzähligen Flugschriften und Zeitungen ihnen zutrauten, zeigt ihr Verhalten zu jener Zeit. Bailly gewährte einer Deputation der Pariser Wähler die Zulassung in die Nationalversammlung, ja sogar einen Ehrensitz in derselben, ohne auch nur zu ahnen, wohin dieses gefährliche Beispiel in aufgeregter Zeit führen werde. Necker, der in seiner Selbstgefälligkeit für den wirklichen Zustand der Dinge ebenfalls kein Auge hatte, ließ es ruhig geschehen, daß man in Paris durch alle Mittel das Volk immer mehr in Aufregung brachte und sogar die Soldaten zum Ungehorsam verleitete. Als bald nachher elf Soldaten, welche den Dienst versagt hatten, in Arrest gebracht wurden, befreite das Volk dieselben gewaltsam; die Nationalversammlung verwendete sich für sie, und die Regierung ließ die aufrührerischen Soldaten wirklich unbestraft. Necker kam auf den Gedanken, das in seiner Vaterstadt Genf bestehende Institut der Bürgergarde auf Paris zu übertragen oder, mit anderen Worten, den Parisern, die sich bereits in ihrem Wahlkollegium eine Art von besonderer Nationalversammlung geschaffen hatten, auch noch ein eigenes Heer zu verleihen, welches aus

ihnen gebildet und folglich auch von ihnen abhängig sei. Als bald nachher kund wurde, daß der Hof Neckers Entlassung betreibe und an Gewaltmaßregeln denke, verbreitete man im ganzen Reiche das Gerücht von umherziehenden Räuberbanden und bewog dadurch allenthalben die Bürger, sich mit Waffen zu versehen. Dann erwirkte man von der Nationalversammlung eine Adresse an den König, in welcher die Errichtung von Bürgergarden in ganz Frankreich verlangt wurde; und ehe noch der König geantwortet hatte, schritt man zur Ausführung. Die Errichtung einer solchen Bürger- oder Nationalgarde wurde doppelt schleunig betrieben, nachdem der vom Hofe insgeheim entworfene Plan, Truppen um Paris zusammenzuziehen und durch diese die Nationalversammlung auseinander zu sprengen, verraten worden war.

Am 11. Juli nämlich hatte sich der schwache König durch seine Umgebung in der That bewegen lassen, Necker nebst seinen Kollegen zu entlassen und ihn zur augenblicklichen Abreise aus Frankreich zu zwingen. An die Stelle der verabschiedeten Minister drangen ihm die Unverbesserlichen des Hofes Männer auf, welche bereit waren, die sehnlich gewünschten Gewaltmaßregeln in Ausführung zu bringen. Dieser Schritt des Königs versetzte ganz Paris in die größte Aufregung. In allen Straßen zogen tobende Volkshaufen umher, und fanatische Freiheitsschwärmer stellten sich an ihre Spitze oder traten als Redner auf, um die aufgeregte Masse zu einer förmlichen Empörung zu treiben. Die stolzen und in ihrem Übermute blinden Leute des Hofes dagegen trafen ganz schwache Gegenmaßregeln. Sie sorgten nicht einmal für Unterhalt und Sold der Truppen und reizten doch durch ihr unverständiges, brutales Benehmen das Volk noch mehr auf. Sogar die Garden wurden durch die Brutalität ihrer adligen Anführer und durch die Ankunft der aus Fremden bestehenden Regimenter, welche der Hof nach Versailles und Paris kommen ließ, gegen denselben erbittert. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß die besonnenen und gemäßigten Freunde des Fortschritts damals einstweilen beiseite traten und den Schwärmern Platz machten; denn sie sahen ein, daß das eine Extrem sich nur durch das andere zerstören lasse, daß die rohe Gewalt und das Vorurteil der Großen nur der rohen Gewalt und dem Schwindel der fanatisierten Menge weiche.

Von den Fanatikern, welche damals das Volk durch demokratische Reden erhitzten, war der Advokat Camille Desmoulins der einflußreichste. Dieser feurige, geniale junge Mann schrieb nicht nur die heftigsten Flugschriften, sondern er war auch zu jener Zeit der Hauptredner im Garten des Palais Royal, dem Hauptsammelplatze aller Klassen des Pariser Volkes. Desmoulins war der erste, welcher laut

predigte, daß die Freiheit nur durch Mord und Blut errungen und fest gegründet werden könne; aber er war bei alledem ein edler Enthusiast, welcher bis zu seinem Tode nur von wirklicher Begeisterung für die Freiheit geleitet wurde. Er rief am 12. Juli von einer aus den Stühlen des Palais Royal errichteten Rednerbühne herab das Volk zu den Waffen und stellte sich dann selbst an die Spitze der Scharen, welche durch die Straßen zogen und alsbald mit den Truppen in einen Konflikt gerieten, bei welchem Blut floß. Desmoulins gab damals auch ein Unterscheidungszeichen an, welches alle Patrioten dadurch vereinigte, daß man die Mehrzahl derselben überall von der Minderzahl der Servilen auf den ersten Blick unterscheiden konnte. Dieses Zeichen bestand zuerst in einem grünen Blatt oder einer grünen Bandschleife. Weil aber grün die Farbe des Grafen von Artois war, welcher als der heftigste Feind des Volkes und der Freiheit galt, so vertauschte man sie gleich nachher mit der Trikolore, welche aus Rot und Blau, den Farben der Stadt Paris, und aus Weiß, der Farbe des königlichen Hauses, zusammengesetzt war. Schon in der Nacht vom 12. auf den 13. Juli schlossen sich mehrere Hundert Mann der Garde (gardes françaises) den Scharen bewaffneter Bürger an. Mit diesem Übertritte, welcher bald Nachahmung fand, begann die Auflösung des alten französischen Heeres, zumal da nicht lange nachher die adligen Offiziere in großer Zahl auswanderten. Der beginnende Abfall der Truppen setzte die stets schwankende Regierung so sehr in Schrecken, daß sie die fremden Truppen, deren Erscheinen und Benehmen die Garde verletzt hatte, gerade im bedenklichsten Augenblicke aus der Stadt entfernte. Übrigens hatte der nachher stets zunehmende Übertritt von Soldaten den wichtigen Erfolg, daß die neue Pariser Nationalgarde durch jene Unteroffiziere des regelmäßigen Heeres organisiert ward, unter deren Leitung in Frankreich der ganze mechanische Dienst stand, und aus denen nachher die größten Generale der Revolutionszeit hervorgegangen sind.

Den Augenblick der beginnenden Auflösung des Heeres und der dadurch erregten Furcht des Hofes benutzte die Pariser Wählerversammlung, um sich der Regierung der Stadt Paris zu bemächtigen. Sie zwang den Magistrat, welchem bis dahin ein vom Könige ernannter Präsident (prévôt des marchands) vorgestanden hatte, Männer des Volkes in seine Mitte aufzunehmen; und dieser neue Stadtrat ernannte dann einen permanenten Sicherheitsausschuß, welcher den 60 Distrikten der Stadt unmittelbar vorgesetzt ward und vor allem die Organisation der Nationalgarde zu besorgen hatte. Die neue Bürgermacht, welche 16 Legionen bilden und aus 48000 Mann bestehen sollte, ward am 13. Juli eingerichtet. Die Nationalversamm-

lung genehmigte sowohl die Errichtung der Pariser Nationalgarde, als auch die mit dem Stadtregiment vorgenommene Änderung; sie bat auch den König um die Bestätigung von beidem sowie um die Entfernung der Truppen aus Paris und faßte, als sie bei ihm kein Gehör fand, einen feindseligen Beschluß, durch welchen dann die Scharwache oder die Stadtsergeanten sowie alle in Paris liegenden Garden bewogen wurden, zu dem Bürgerheere überzutreten.

Am Morgen des 14. Juli machten die bewaffneten Scharen des Pariser Volkes einen Angriff auf das Invalidenhaus und erzwangen dort die Auslieferung von 30000 Gewehren und 20 Kanonen. Gegen die Mittagsstunde hin strömte die Volksmasse nach der Bastille zu. Diese war der einzige Punkt, von welchem aus die Stadt hätte beunruhigt und der Angriff der vor den Thoren auf dem Marsfelde gelagerten Truppen erleichtert werden können. Sie sollte daher vernichtet werden. Dies war der Hauptgrund, aus welchem man das Volk zum Angriff auf die Bastille bewog. Doch wirkte dabei auch die Nebenabsicht mit, durch Schleifung der Zwingburg, in welcher durch willkürliche Haftbriefe unzählige Menschen gefangen gehalten worden waren, dem ganzen Reiche kundzuthun, daß die Zeit der Despotie vorüber sei. Wäre die Bastille mit tüchtigen Soldaten besetzt gewesen, so würde der Pöbel sich wohl gescheut haben, sie anzugreifen; allein die ganze Besatzung derselben bestand nur aus 32 Schweizersoldaten und 82 Invaliden. Der Angriff ward nicht von der Bürgergarde, sondern von bewaffneten Pöbelhaufen gemacht, denen sich eine Anzahl übergetretener königlicher Gardisten zugesellt hatte. Der Gouverneur, Marquis de Launay, benahm sich gerade so, wie der König sich zu benehmen pflegte. Er wagte weder das ihm anvertraute Staatsgefängnis mit Aufopferung seiner selbst und seiner Soldaten zu verteidigen, noch auch den Platz ohne weiteres zu übergeben. Er ließ die dichtgedrängten Haufen bis in den inneren Hof gelangen. Als dies geschehen und die Einnahme nicht mehr zu verhindern war, wurde aus Versehen gefeuert, wodurch nahe an 100 Menschen das Leben verloren haben sollen. Dies hatte dann die Folge, daß der Gouverneur sowie drei Soldaten und vier Offiziere auf schauderhafte und schandbare Weise ermordet wurden. Die Köpfe der ermordeten Offiziere wurden auf Lanzen gesteckt und als Triumphzeichen umhergetragen. Diese kannibalische Sitte erhielt sich nachher und wurde die Veranlassung, daß unter der rohesten Masse blutgierige Mörder entstanden, welche gleich Tigern am Morden Vergnügen fanden und fortan bei jedem neuen Tumulte ihre grausenhafte Rolle spielten. Schon innerhalb der nächsten acht Tage wurden der Präsident des Pariser Magistrats, Flesselles, der Stadtrat Foulon und dessen Schwiegersohn Berthier auf ähnliche schand-

bare Weise ermordet und ihre Häupter ebenfalls umhergetragen. Was die erstürmte Bastille betrifft, so wurde ihre völlige Schleifung erst später angeordnet.

2. Von der Erstürmung der Bastille bis zum Föderationsfest, 14. Juli 1790.

Während Mord und Zerstörung in Paris wüteten, affektierte die Nationalversammlung in Versailles eine spartanische Gesinnung und gab sich das Ansehen, als wenn sie ruhig an der neuen Verfassung arbeite. Der Hof aber lebte in einer so unbegreiflichen Sicherheit, daß in der Nacht vom 13./14. Juli sogar großer Hofball war. Am Abend des 14., als die erste Nachricht von dem, was in Paris vorgefallen war, ankam und die Nationalversammlung den König durch zwei Deputationen bestürmte, war dieser nur zu dem Versprechen zu bewegen, daß die Truppen aus der Nähe von Paris entfernt und der neue Pariser Magistrat unter der Bedingung, daß der König dessen Präsidenten zu ernennen habe, anerkannt werden solle. Am Morgen des 15. Juli dagegen, als der Hof die greulichen Begebenheiten des vorhergegangenen Tages vollständig erfuhr, wurde ein ganz anderer Ton angestimmt, und der schwache König that einen Schritt, der ihn um alles Ansehen bringen mußte. Er erschien ohne eine andere Begleitung, als die seiner beiden Brüder, ohne alle Form, für deren Wahrung er gerade jetzt hätte sorgen müssen, in der Nationalversammlung, redete dieselbe zum erstenmale mit diesem revolutionären Namen an und erklärte seine eigene Ohnmacht dadurch, daß er ihr die zur Herstellung der Ruhe erforderlichen Maßregeln überließ, welche doch von ihm, dem König, hätten ausgehen sollen.

Hierauf schickte die Nationalversammlung 88 Deputierte nach Paris, an deren Spitze Lafayette und Bailly standen. Diese Deputation ward von den Parisern, denen sie auf dem Stadthause die Demütigung des Königs und dessen Bereitwilligkeit nachzugeben verkündigte, mit lautem Jubel empfangen. Noch an demselben Tage wurden die beiden Häupter der Deputation an die Spitze der bereits in eine wahre Republik umgewandelten Stadt Paris gestellt. Bailly ward unter dem neuen Titel Maire Präsident des Großen Rates von Paris, und Lafayette erhielt das Kommando über die Armee dieser Republik, die Nationalgarde (15. Juli). Am folgenden Tage wurden die neuen Minister, welche den Staatsstreich hatten ins Werk setzen sollen, vom Könige entlassen und Necker durch ein Dekret, welches von einem Schreiben der Nationalversammlung begleitet war, zurückgerufen. Am 17. Juli begab sich der König selbst nach Paris, ohne zu bedenken, daß er dadurch den Abfall des Volkes von dem seit-

herigen Regierungssystem gutheiße und sich dem Hohne desselben aussetze. Er erschien dort nur von einigen wenigen Personen begleitet und mußte sich gefallen lassen, daß er am Thor von dem neuen Maire und dem neuen Oberbefehlshaber der Nationalgarde als solchen empfangen wurde, obgleich beide von ihm noch nicht bestätigt worden waren, und daß der erstere ihn gewissermaßen wie einen Gefangenen behandelte, indem er ihm sagte: einst habe Heinrich der Vierte sein Volk, jetzt aber das Volk seinen König wiedererobert. Auch alles übrige war demütigend für den König. Man führte ihn unter einer aus Nationalgardisten bestehenden Bedeckung auf das Rathaus, Bailly drängte ihm dort die ohne königliche Zustimmung zum Nationalabzeichen erklärte neue Kokarde auf, und Ludwig mußte sich, nachdem er die neu geschaffenen Gewalten bestätigt hatte, mit jener Kokarde am Hut vom Fenster herab dem Volke zeigen. Er sah fortan alles, was er versprach, bloß als erzwungene Zusagen an, welche nur so lange, als der Zwang fortdauere, in Kraft blieben; und da er doch sein Mißvergnügen über die neue Ordnung und ihre Übel nicht ganz zu verbergen vermochte, so traute man von diesem Augenblicke an weder seinen Worten, noch den Maßregeln seines Hofes und der Minister.

Schon in der Nacht vor Ludwigs Besuch in Paris reisten alle die Prinzen und Hofleute, welche als unverbesserliche Anhänger des Feudalsystems und als übermütige Verächter der Bürgerklassen den Haß des Volkes auf sich geladen hatten, Ludwigs jüngster Bruder, der Graf von Artois, der Prinz von Condé, die Polignacs und andere, aus Versailles ab und begaben sich ins Ausland. Sie machten dadurch den Anfang jener Emigration, welche drei Jahre lang fortdauerte und durch die Kabalen, welche die Flüchtigen in der Fremde zu Gunsten des alten Königtums schmiedeten, den Haß aller liberalen Parteien gegen den König steigerte. Bei dem Könige blieben damals, außer seiner Gemahlin und seinen Kindern, noch seine beiden unverheirateten Tanten, seine ebenfalls ledige Schwester Elisabeth und sein anderer Bruder, der Graf von Provence, zurück. Er ward fortan noch mehr, als bisher, durch seine Gemahlin irre geleitet, welche die größte Abneigung gegen jede Art von Änderung hegte und, wie sie selbst am 24. Juni einer Deputation von Edelleuten erklärt hatte, den alten Lehnsadel als die festeste Stütze des Thrones betrachtete.

Am 30. Juli kam Necker nach Paris zurück. Er wurde, weil das Volk das Unmögliche von ihm erwartete, und weil er der Abgott der doktrinären Theoretiker und Enthusiasten war, mit einem Jubel empfangen, der ihn ganz berauschte. Er und seine Tochter, Frau von Staël, waren ganz entzückt über diesen Empfang; sie hatten keine

Ahnung, daß derselbe nicht dem zurückgekehrten Minister, sondern der Idee der Freiheit, nicht der in den Salons geltenden politischen Doktrin, sondern dem Prinzip der Demokratie gelte. Für jene liberalistische Doktrin, die sich auf Halbheit, auf leeres Gerede und auf eine ganz unpraktische systematische Reform stützte, war damals die Zeit schon vorüber. An ihre Stelle war schon die geniale Energie der rein praktischen Demokraten getreten, welche erkannt hatten, daß eine tausendjährige Staatsverfassung ohne furchtbare Gewaltschläge und Gewaltthaten nicht vernichtet werden könne. Der konsequenteste, gescheiteste und erfahrenste von diesen Männern, Mirabeau, ergriff daher auch schon am Tage nach Neckers Rückkehr die erste beste Gelegenheit, um dem eitlen Manne eine Demütigung zu bereiten und ihm zu zeigen, daß seine Zeit vorüber sei. Mirabeau bewirkte nämlich, daß die Nationalversammlung einen auf Neckers Fürbitte gefaßten Beschluß der Wähler und des Stadtrates von Paris kassierte, vermöge dessen der als Volksfeind verhaftete General Besenval Verzeihung erhalten und frei gelassen werden sollte. Mirabeau, welcher nie die rein praktische Seite aus den Augen verlor, handelte bei dieser Gelegenheit als wahrer Staatsmann; denn er ließ den Beschluß der Nationalversammlung durch die Erklärung motivieren, daß die Wähler von Paris als ein bloßer Klub und die Vertreter der Pariser Gemeinde als eine bloße Verwaltungsbehörde kein Recht hätten, aus der Sphäre städtischer Angelegenheiten herauszutreten und für Kriminalverbrechen eine Amnestie zu gewähren.

Die Tage des 12. bis 17. Juli 1789 bilden einen wichtigen Wendepunkt im Gange der französischen Revolution. Die Furcht vor der höchsten Gewalt war verschwunden und die alte Ordnung aufgelöst: in den Provinzen zeigte sich dies, indem nirgends die Regierungsbeamten und die alten Behörden sich mehr hervorwagten und an vielen Orten eine furchtbare Anarchie unter Brand und Mord überhandnahm; eine neue Ordnung aber konnte nicht geschaffen werden, ehe eine geraume Zeit vergangen war. Es trat also ein Stillstand in Handhabung der Polizei und Justiz ein, und die ihrer gewohnten Fesseln entledigte Leidenschaft überließ sich allen den Greuelthaten, deren die menschliche Natur im Zustande der Ungebundenheit, Roheit und Entartung fähig ist. Dies war die Hauptursache jenes furchtbaren Charakters, welchen die französische Revolution annahm, und der im Verlauf der nächsten fünf Jahre immer schrecklicher wurde. Doch wirkten auf diesen Gang der Revolution auch noch andere Ursachen mit ein. Es zeigte sich jetzt zuerst die Folge der vernachlässigten Bildung und des elenden Zustandes der bisher nur als Dienstvolk behandelten unteren Klassen der französischen Nation. Bei diesen hatte außerdem auch die

Religion ihren Einfluß verloren: selbst die Moral und das Ehrgefühl wurden von oben herab um ihr Ansehen und ihren Einfluß gebracht, weil fortan jede der zwei einander gegenüberstehenden Parteien sich zur Erreichung ihrer Zwecke auch schlechte Mittel erlaubte. Endlich trugen auch die Zeitungen, deren Zahl bald Legion ward, zu der rasch fortschreitenden Entartung des französischen Volkes das Ihrige bei. Die Menge und Mannigfaltigkeit derselben zeigen aufs deutlichste, wie viele Mittel zur Bearbeitung des Volkes aufgeboten wurden. Es erschien schon damals tagtäglich eine große Zahl von fliegenden Blättern und von Anschlagzetteln; die Zahl der täglichen oder wöchentlichen Zeitungen aber nahm von Monat zu Monat zu. Diese Zeitungen wurden von Mirabeau, Barere, Brissot, Maret, Camille Desmoulins, Gorsas, Marat, Prudhomme, Fréron u. a. redigiert und waren auf unmittelbare Bearbeitung der Masse des Volks berechnet. In welchem Tone sie geschrieben waren, kann man unter anderm schon daraus entnehmen, daß Camille Desmoulins das Aufknüpfen ohne Urteil und Recht geradezu anempfahl und sich selbst den Generalprokurator der Laterne nannte. In den Provinzen war die Wirkung, welche die Vernichtung der alten Ordnung und die Predigt der Gewaltthätigkeit hatten, noch schrecklicher, als in Paris, weil dort der Feudalismus drückender und augenfälliger gewesen war. In der Provence z. B., in der Franche Comté, im Elsaß und in Lothringen wiederholten sich die Scenen des Deutschen Bauernkrieges: die Zwingherren wurden mit Mord und Brand verfolgt, ihre Schlösser zerstört. In der Dauphinee allein brannte das Volk innerhalb dreier Monate 36 Edelsitze nieder. Bald nachher wurde das Verfolgen der sogenannten Aristokraten sogar systematisch betrieben: es bildeten sich nicht nur allenthalben demokratische Polizeigewalten, welche jeden Reisenden prüften, sondern auch die Nationalversammlung selbst ernannte einen Polizeiausschuß, welcher Briefe öffnen, Papiere in den Häusern untersuchen und Verdächtige in Haft nehmen ließ.

Die Versammlung zu Versailles beschäftigte sich vom 14. Juli an fast ausschließlich mit der Herstellung einer neuen Verfassung. Bei diesem Geschäfte wurde die Mehrzahl der Deputierten von Montesquieus berühmtem Buch über den Geist der Gesetze und von den Ideen der Freunde eines Franklin und Washington irre geleitet. Ihre Führer, ein Lafayette, ein Larochefoucauld-Liancourt und andere, gehörten zwar ohne Frage zu den edelsten Männern Frankreichs; sie rissen aber die Versammlung in eine unpraktische Begeisterung oder in dasjenige, was Napoleon Ideologie nannte, hinein und stürzten, ohne es zu ahnen, durch drei im August durchgesetzte Beschlüsse alles dasjenige um, was sie hatten erhalten wollen. Diese Beschlüsse waren:

die Erklärung über die Rechte des Menschen, die Aufhebung aller Feudalrechte und die Abschaffung des geistlichen Zehnten.

Durch den ersteren Beschluß ward in die historisch und praktisch zu lösende Frage über Verbesserung des Bestehenden eine abstrakte Theorie hineingemischt, bei der man weder auf den gesellschaftlichen Zustand Europas, noch auf die Beschaffenheit der bisherigen Regierung Frankreichs Rücksicht nahm, sondern nach dem Beispiele der Nordamerikaner bis an die äußersten Grenzen menschlicher Gesellschaftsverhältnisse zurückging. Vergebens suchte Mirabeau als praktischer Mann zu bewirken, daß man mit der Beratung dieser Rechte bis zur Vollendung der neuen Konstitution warte, oder mit anderen Worten, daß man sie auf unbestimmte Zeit vertage. Die theoretischen Enthusiasten der Versammlung verschmähten sogar den Rat des gleich ihnen schwärmenden Grégoire, welcher wenigstens zugleich eine Erklärung über die Pflichten des Menschen erlassen haben wollte. In der Morgensitzung des 4. August wurde beschlossen, der Verfassungsurkunde jene Erklärung vorauszuschicken, und am Ende des Monats waren die 17 Artikel derselben fertig, deren erster besagte, daß jeder Mensch von Natur das Recht habe, über seine Selbsterhaltung zu wachen, und damit das ganze ideologische Gebäude hinlänglich charakterisiert. Die Thorheit zu meinen, ein Volk sei mündig und frei, wenn man dies recht laut sage und in Paragraphen dekretiere, hat sich freilich in der nun beginnenden Zeit häufig genug wiederholt.

In der Nachtsitzung vom 4. zum 5. August ward der zweite der angeführten Beschlüsse gefaßt. Die Versammlung ließ sich dabei durch die aus den Provinzen eingelaufenen Berichte über das Niederbrennen und Zerstören des Eigentums der Gutsbesitzer bestimmen. Der Vikomte de Noailles, Lafayettes Schwager, stellte den Antrag, die Ruhe und Ordnung dadurch wieder aufzurichten, daß man die drückenden Lehnsabgaben und Frondienste, als die eigentlichen Ursachen jener Zerstörungen, aufhebe. Mit ihm wetteiferten durch ähnliche Anträge Montmorency, Lafayette, die beiden Lameth, Larochefoucauld-Liancourt und andere; die Versammlung ward von einem Enthusiasmus sondergleichen ergriffen; und die geistlichen, wie die weltlichen Deputierten überboten einander in dem Streben, ihre seitherigen Vorrechte als Opfer auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Noch in derselben Nacht genehmigte man alle Anträge, nach denen jede Art von Sondervorteilen, welche einzelne Familien oder Körperschaften bisher besessen hatten, erlöschen sollte. Diese Beschlüsse wurden gleich nachher, auf Befehl der Nationalversammlung, in allen Kirchen des Reiches bekannt gemacht. Schon wenige Tage nach dem 4. August bereuten die meisten Deputierten den übereilten Schritt: man hatte ihn in der

Fieberhitze der Begeisterung gethan, ohne seine Ausführbarkeit und seine Folgen geprüft oder auch nur den einen Punkt bedacht zu haben, daß die Mitglieder der Versammlung zwar aus Großmut ihre eigenen Besitztümer und Rechte verschenken, nicht aber andere zu derselben Großmut zwingen dürften.

Mit diesem Akte einer Selbstaufopferung, wie keine andere Ständeversammlung sie jemals bewiesen hat, einem Akte, der deshalb noch immer den Stolz des Franzosen bildet, so oft von seiner ersten Revolution die Rede ist, hing die am 10. August beschlossene unbedingte Abschaffung des geistlichen Zehnten zusammen, auf welche später noch viel härtere Beschlüsse gegen den Klerus und dessen Eigentum folgten. Vergebens widersetzte sich Sieyès der Abschaffung des geistlichen Zehnten, indem er nachwies, daß durch dieselbe nur die Gutsbesitzer oder die Reichen gewinnen würden, weil anstatt ihrer fortan der Staat oder das ganze Volk die Priester werde besolden müssen, während, wenn man die Gutsbesitzer zur Ablösung des geistlichen Zehnten nötige, der Staat daraus eine sehr bedeutende Summe Geldes ziehen werde.

Unmittelbar nach diesen drei Beschlüssen wurden die sechs Fundamentalartikel der neuen Verfassung von der Nationalversammlung beraten. Bei den Debatten über dieselben zeigte sich aufs deutlichste die Spaltung der Versammlung in eine revolutionäre und eine monarchisch-konstitutionelle Partei. Die erstere, zu welcher Mirabeau, Barnave, die Deputierten der Bretagne und andere gehörten, arbeitete auf eine gänzliche Umgestaltung des Lebens der Franzosen hin; die zweite, unter deren Häuptern Necker, Mounier, Lally de Tolendal, Clermont-Tonnère und andere waren, suchte dies zu verhindern und dagegen im Geiste Montesquieus eine der englischen ähnliche konstitutionelle Verfassung zu stande zu bringen. Die letztere Partei erlag bei den Hauptfragen, über welche in der Zeit vom 28. August bis zum 12. September Beschluß gefaßt wurde. Es ward nämlich verfügt, daß die zum Behufe der Gesetzgebung durch das Volk zu wählenden Deputierten nicht in zwei Kammern geschieden werden, sondern einen einzigen Körper bilden sowie daß dieser stets beisammen bleiben und alle zwei Jahre erneuert werden sollte; namentlich aber, daß seinen Beschlüssen gegenüber der König kein absolutes, sondern nur ein beschränktes, ein dreimaliges Neinsagen gegenüber gesetzgeberischen Akten der Versammlung, ein sogenanntes suspensives Veto haben dürfe. Außerdem entzog man dem Staatsoberhaupte auch noch jede Einwirkung auf die neu zu schaffende Verfassung, indem erklärt wurde, daß die Artikel derselben nicht, wie die Gesetze, seiner Bestätigung bedürften. Die bewaffnete Macht hatte man dem Könige schon vorher (am 10. August)

dadurch teilweise entzogen, daß beschlossen worden war, die Truppen hätten nicht nur ihm, sondern auch der Nation und dem Gesetze zu schwören und dürften nur auf Verlangen der Gemeindebehörden gegen das Volk gebraucht werden.

Alles dies vergrößerte das gegenseitige Mißtrauen des Hofes und der Nationalversammlung und erregte besonders bei der Königin einen zunehmenden Abscheu gegen Liberalismus und Liberale; es ward aber außerdem auch in Verbindung mit dem Umstande, daß Necker bereits allen Einfluß verloren hatte und Marie Antoinette ihre Gesinnung nicht im geringsten verbarg, von den Revolutionären benutzt, um die Dinge noch mehr zu verwirren und im trüben zu fischen. Diese Partei, welche in den Distriktversammlungen und im Gemeinderat von Paris herrschte, arbeitete zunächst darauf hin, daß König und Nationalversammlung von Versailles nach Paris oder mit anderen Worten in ihre Gewalt gebracht würden. Zu diesem Zwecke ward die herrschende Teurung und eine Unvorsichtigkeit, welche der Hof am 1. Oktober begangen hatte, benutzt. In betreff der Teurung setzte man nämlich dem Pöbel in den Kopf, daß die Anwesenheit des Königs in Paris derselben abhelfen werde. Was den anderen Umstand betrifft, so hatte die Königin, welche damals schon fast täglich vom Pöbel beschimpft wurde, mit ihrer Umgebung den Plan entworfen, durch Militärgewalt die Revolution zu unterdrücken. Die Ausführung dieses Planes war damit begonnen worden, daß man bei den Soldaten einen monarchischen Enthusiasmus zu erwecken suchte; und dies hatte dann Anlaß zu dem erwähnten unbedachten Schritte gegeben. Als nämlich am 1. Oktober die Offiziere der Garde denen des zur Verstärkung der Garnison von Versailles herbeigezogenen Regiments Flandern ein Festmahl gaben, beging die Königin die Unvorsichtigkeit, nicht nur mit ihrem Gemahl bei diesem Feste zu erscheinen, sondern sogar auch ihre Freude über die dabei mit Enthusiasmus sich geltend machende monarchische Gesinnung zu erkennen zu geben. Dies wurde sogleich von ihren Feinden, einem Mirabeau, einem Herzoge von Orleans und anderen benutzt, um durch Zeitungsartikel und Reden die Meinung zu verbreiten, daß in Versailles gegen die Nationalversammlung konspiriert und Anstalten zu ihrer Unterdrückung getroffen würden. Zugleich erregte man in dem Pariser Pöbel den Gedanken, in Masse nach Versailles zu ziehen und den Hof zur Übersiedelung nach Paris zu zwingen. Schon am 5. Oktober ward dies zur Ausführung gebracht, nachdem der Herzog von Orleans das dazu nötige Geld hergegeben hatte.

Am Morgen des 5. Oktober wogte durch die Straßen von Paris eine Masse des rohesten Pöbels, angeführt von einem der Helden des

Bastillesturmes, Maillard, sowie von dem Metzger Jourdan, der sich aus dem Beinamen Kopfabschneider (coupe-tête) eine Ehre machte, und von der durch Schönheit ausgezeichneten Amazone Théroigne de Méricourt, welche nachher auch bei andern Greueln eine Rolle spielte. Die tobende Masse bedrohte zuerst die Bäckerläden, zog dann auf den vor dem Stadthause liegenden Greveplatz, drang in das Stadthaus selbst ein, nahm die vorhandenen Waffen sowie drei auf dem Platze stehende Kanonen weg und setzte sich um elf Uhr nach Versailles in Marsch. Dahin verlangte auch die mittlerweile zusammengerufene Nationalgarde geführt zu werden. Vergebens suchte Lafayette sie abzumahnen: als er sah, daß sie auch ohne ihn nach Versailles marschieren werde, ließ er sich, um sein Ansehen zu retten, vom Gemeinderat den Befehl erteilen, zur Verhütung von Unheil die Nationalgarde dahin zu führen. Um fünf Uhr Abends brach er mit derselben auf. Er kam dort erst um elf Uhr Abends an, während der bewaffnete Auswurf von Paris schon um drei Uhr angelangt war. Die Hauptmasse dieser Horde hatte sich in Versailles zuerst nach dem Gebäude der Nationalversammlung begeben; ein kleinerer Teil aber war nach dem Schlosse gezogen und dort mit der Wache handgemein geworden. Auf das Begehren der ersteren hatte die Nationalversammlung den Präsidenten Mounier abgeschickt, um den König zu der bisher hartnäckig verweigerten Annahme der Verfassungsartikel und der Erklärung der Menschenrechte zu bewegen, sowie um von ihm Maßregeln zur Beseitigung der in Paris herrschenden Not zu erbitten. Mounier war im Schlosse mit einer aus zwölf Frauen und Mädchen bestehenden Deputation der vielen unter dem Pöbel befindlichen Weiber zusammengetroffen, welche den König auffordern sollte, Maßregeln zur Beseitigung des Brotmangels zu ergreifen. Der König hatte bereits die Gewährung aller Forderungen schriftlich zugesagt.

Gerade als dies der Nationalversammlung und dem Pöbelhaufen verkündigt worden war, erschien Lafayette mit der Pariser Nationalgarde. Er hatte unterwegs seine Truppen noch einmal dem König und der Versammlung Treue und Gehorsam schwören lassen und gab gleich nach seiner Ankunft sowohl dem Präsidenten der Nationalversammlung, als auch dem Könige sein Wort, daß, wenn man ihm alles überlasse, für die königliche Familie nichts zu befürchten sei. Er ließ unmittelbar darauf alle Posten des Schlosses außer den inneren, welche den Gardes du Corps und den Schweizern überlassen blieben, durch die den Kern seines Bürgerheeres bildenden Soldaten der Garde besetzen. Um drei Uhr Morgens schloß die Nationalversammlung, welche bis zu dieser Stunde versammelt geblieben war, ihre Sitzung. Von da an bis kurz vor Tagesanbruch blieb alles ruhig. Gegen sechs Uhr

aber strömte plötzlich das Pariser Gesindel, das sich größtenteils im leeren Saale der Nationalversammlung gelagert hatte, nach dem Schlosse und drang durch ein Nebenthor, welches unbegreiflicherweise unbesetzt geblieben war, in dasselbe ein; dort schlossen sich ihm auch Nationalgardisten an. Die wütende Masse tötete oder verwundete die Gardes du Corps, steckte die Köpfe von mehreren derselben auf Piken, trug sie vor den Fenstern des Königs umher, drang hierauf, in der offenbaren Absicht, die Königin zu ermorden, nach dem Schlafzimmer derselben und erbrach dessen Thür. Die Königin wurde nur dadurch gerettet, daß ein Garde du Corps die Thür bis auf den Tod verteidigte, und daß die Kammerfrauen die Königin schnell in das Zimmer ihres Gemahls brachten. Dort wurde nachher die ganze königliche Familie in Todesangst belagert gehalten, während die wilde Menge in und vor dem Schlosse die Soldaten mordete. Endlich erschien Lafayette mit einem Teile der Nationalgarde, den er, von dem schändlichen Unfug benachrichtigt, schnell zusammengebracht hatte. Er rettete zwar einigen 30 Soldaten das Leben; dem Könige aber konnte er nicht viel nützen: dieser blieb noch immer bedroht und ein Gefangener des Pöbels. Lafayette begab sich zu ihm und bewog nicht nur ihn, sondern, als das Volk dies verlangte, auch die Königin, sich auf dem Balkon dem Pöbel zu zeigen. Man empfing den König mit dem Zuruf: „Nach Paris!"; und er gewährte nicht nur diese Forderung, sondern er versprach auch, noch an demselben Tage zugleich mit dem Pöbel oder, wie man sagte, dem Volke nach Paris zu ziehen. Lafayette selbst hatte ihm zu diesem offenen Beweise weibischer Verzagtheit geraten. Es erfolgte hierauf noch die schmähliche Scene, daß der König, Lafayette und die zur Nationalgarde gehörenden früheren Soldaten der königlichen Garde auf dem Balkon das unten stehende Gesindel um Gnade für die geretteten Gardes du Corps anflehten und das Leben derselben von dem wilden Pöbel erbettelten.

Auch die Nationalversammlung trug an jenem Tage das Ihrige zur Beschimpfung des Königs und seiner Würde bei. Der Präsident Mounier wollte die um elf Uhr eröffnete Sitzung, dem Wunsche des Hofes gemäß, in das Schloß verlegen; Mirabeau bewirkte aber, daß die Mehrzahl sich dem widersetzte. Man schickte daher nur eine Deputation an den König. Unmittelbar darauf ward auf Mirabeaus und Barnaves Antrag die Resolution angenommen, daß die Nationalversammlung unzertrennlich von der Person des Herrschers sei und ebenfalls nach Paris übersiedeln werde. Schon um ein Uhr begann der traurige und schmähliche Zug der königlichen Familie nach Paris. Der König und die Seinigen fuhren wie Gefangene inmitten einer aus wenigstens 20 000 Menschen bestehenden Pöbelmasse, welche nicht nur

40—50 entwaffnete Gardes du Corps gleich Kriegsgefangenen mit sich schleppte, sondern auch die Köpfe mehrerer gemordeten Soldaten vor sich her tragen ließ. An diese wilden Scharen hatte sich die Nationalgarde der gebildetsten Hauptstadt Europas gleich einer militärischen Ehrenbegleitung angeschlossen. Hundert Mitglieder der Nationalversammlung begleiteten als Deputation den König. Dieser und seine Familie waren auf dem ganzen Wege dem Hohne des Pöbels preisgegeben. Erst um sechs Uhr abends langte der Zug vor dem Stadthause von Paris an, und erst um neun Uhr fanden der König und die Seinen Ruhe in den Tuilerien. Am 19. Oktober wurde auch die Nationalversammlung nach Paris verlegt. An sich wäre diese Übersiedelung des Königs und der Versammlung nach der Reichshauptstadt vielleicht ein Vorteil gewesen, wenn es nur gelungen wäre, eine starke Regierung zu bilden.

Allein der 5. und 6. Oktober waren unheilvolle Tage für die konstitutionelle Monarchie und für den Ruhm ihrer Gründer. Dagegen wurde der Zweck, um dessentwillen man den Zug des Pariser Pöbels nach Versailles veranlaßt hatte, vollständig erreicht: der ganze Glanz des königlichen Ansehens zerrann; der Nimbus der Herrlichkeit vieler Jahrhunderte wurde zerstreut; der große Haufe hörte auf, im Könige das Königtum zu sehen, und betrachtete ihn fortan nur als einen gewöhnlichen Menschen. Lafayette bewog freilich, nachdem er am 6. Oktober gegen seinen Willen die Zwecke eines Mirabeau und eines Philipp von Orleans hatte befördern müssen, die Nationalversammlung zu dem Beschlusse, daß die Anstifter des Zuges nach Versailles auf gerichtlichem Wege ermittelt und bestraft werden sollten. Auch nötigte er durch Drohungen den Herzog von Orleans, Frankreich auf einige Zeit zu verlassen. Die Untersuchung selbst aber hatte kein Ergebnis: vielmehr erklärte die Nationalversammlung, daß sich kein Grund zu einer Anklage finde; und im Juli des nächsten Jahres kehrte auch der Herzog von Orleans wieder zurück.

Als die Nationalversammlung nach Paris verlegt worden war, begannen auf der einen Seite die Konspirationen der geängstigten Hofleute, der Prinzen, der Königin und des Königs mit den Emigranten und mit fremden Fürsten; auf der anderen ward die Einrichtung einer Pariser Volksregierung vollendet, und diese oder vielmehr diejenigen Männer, welche den Pariser Pöbel leiteten, wurden zu Beaufsichtigern der Nationalversammlung gemacht. Die Anarchie war schon im August so groß gewesen, daß die Nationalversammlung, nur um derselben ein Ende zu machen, die Grundzüge der neuen Staatsorganisation schnell zu vollenden gesucht hatte. In Paris hatte sich jeder Stand sein Stück der Volkssouveränität angemaßt; die Soldaten der Garde, die

Schneidergesellen, die Bedienten u. s. w. bildeten, dem allgemeinen Zuge folgend, besondere beratschlagende Körperschaften. Auch von den 60 Distrikten der Stadt hielt ein jeder nicht nur seine besonderen Volksversammlungen, sondern alle maßten sich auch gesetzgebende Gewalt an; sie hatten alle ihre verschiedenen Ausschüsse, welche ebenso, wie der Stadtrat, Befehle erteilten und als revolutionäre Volkspolizei einzelne Bürger verfolgen und in Haft bringen ließen. Die Polizei und die Gerechtigkeitspflege waren also in die Hände der rohesten Volksklasse gekommen, welche die sogenannte Lynchjustiz übte und sich dabei von frevelhaften Leuten aus den höheren Klassen leiten ließ. Derselbe rohe Haufe machte seine souveräne Volksmacht auch auf den Galerieen der Nationalversammlung sowie in den verschiedenen Klubs durch Zeichen des Beifalls oder der Mißbilligung geltend.

Bald wurde auch in dem Jakobinerklub eine förmliche Nebenbehörde organisiert. Dieser furchtbare Klub ging aus dem sogenannten Bretonischen Klub hervor, welcher gleich nach der Eröffnung der Reichsstände in Versailles von Deputierten der Bretagne gestiftet worden war. Er blieb auch, als die Nationalversammlung nach Paris verlegt worden war, dort bestehen und nahm gleich nachher außer Deputierten dieser Versammlung auch viele andere Bürger als Mitglieder auf. Von dem Sitzungslokale, das er gemietet, einem ehemaligen Jakobinerkloster, erhielt er seinen neuen Namen. Er gewann schnell eine ungeheure Ausdehnung, weil es sehr bald dazu kam, daß man Jakobiner sein mußte, wenn man für einen Patrioten gelten und vor Insulten sicher sein wollte. Eine Zeitlang gaben in dieser Gesellschaft noch diejenigen Deputierten, welche, durch ihre Schwärmerei fortgerissen, schon damals von Republik und republikanischen Tugenden träumten, ein Pétion, Buzot, Grégoire und Thuriot, den Ton an. Diese Deputierten bestimmten als Männer von Erziehung und Bildung den Jakobinerklub nicht zu dem Zwecke, den derselbe später verfolgte. Mit ihnen waren auch Lafayette und seine Freunde vereinigt. Erst als im Mai 1790 der Jakobinerklub zu zahlreich, seine Sprache zu heftig, seine Sitzungen zu stürmisch geworden waren, stifteten die vornehmen Männer der konstitutionellen Partei einen besonderen Verein, den sogenannten Klub von 1789. Dieser erhielt von einem Bernhardinerkloster, in welchem die Mitglieder sich zusammenfanden, den Namen Klub der Feuillants; er wurde gleich anfangs sehr angefeindet und hob sich erst im Juli 1791 auf eine kurze Zeit, um dann wieder ganz zu verschwinden.

Für die Jakobiner der heftigsten Klasse waren schon am Ende des Jahres 1789 zwei Journalisten, der Redakteur des seit dem 12. September 1789 erscheinenden „Volksfreundes", Jean Paul Marat, und

der Redakteur eines andern Blattes von ähnlicher Art, Louis Stanislas Fréron, die Hauptorgane. Zugleich führte Camille Desmoulins im Palais Royal und in den Distriktversammlungen bereits die Sprache der späteren Schreckenszeit. Zu dieser heftigsten Partei gehörte auch Georges Jacques Danton, welcher durch angeborenes Talent, durch eine furchtbare und rücksichtslose Kühnheit, durch eine ganz eigentümliche Art von volkstümlicher Beredsamkeit und durch die alles übertönende Kraft seiner Stimme einen ebenso großen Einfluß ausübte, wie Marat durch den frechen Ton seiner Zeitung. Er und andere ihm gleichgesinnte Männer, welche insgesamt Mitglieder des Jakobinerklubs waren und blieben, vereinigten sich außerdem noch in eine besondere Gesellschaft, weil im Jakobinerklub lange Zeit die gemäßigteren Demokraten durch ihre Beredsamkeit das Übergewicht hatten. Dieser neue Verein wurde von dem Franziskanerkloster, in welchem er seine Sitzungen hielt, der Klub der Cordeliers genannt. Er enthielt die furchtbarste Klasse der Revolutionäre, alle diejenigen Männer also, welche von der Ansicht ausgingen, daß ohne völlige Vertilgung des Alten niemals eine neue Organisation der bürgerlichen Gesellschaft zu stande gebracht werden könne. Übrigens stimmten schon damals auch Grégoire, Graf Jean Denis Lanjuinais und andere sehr rechtliche Männer einen ähnlichen sehr heftigen Ton an, weil sie und nicht ohne Recht fürchteten, die Regierungsgewalt möchte aus den Gemächern der Hofleute in die Salons der Bankiers und der liberalen Ritterschaft übergehen, wobei, wie die Erfahrung der Zeiten von 1815 bis 1848 bewiesen hat, wenig gewonnen worden wäre.

Um sich einen Begriff von dem furchtbaren Tone zu machen, in welchem die auf der äußersten Seite der revolutionären Partei stehenden Männer redeten und schrieben, heben wir zwei Stellen aus Marats „Ami du peuple“ aus. Am 1. November 1790 findet sich in diesem Blatte folgende Ansprache an das Volk: „Geht nicht in Eure lächerlichen Sektionsversammlungen, in welchen Spitzbuben (fripons) Euch mit ihrem verbrecherischen Gepappel betäuben und leicht Eure Glut ersticken könnten! Versammelt Euch nur auf den öffentlichen Plätzen, und zwar um einen militärischen Tribunen zu ernennen. Diesen bekleidet, wiewohl nur auf drei Tage, mit der höchsten Gewalt, damit er Euch anführe und ohne Barmherzigkeit die verbrecherischen Häupter niederschmettere, welche seit 15 Monaten gegen Euer Glück konspirieren! Vor allem aber eilt nach St.-Cloud hinaus, führt den König und den Dauphin in Eure Mauern zurück, sperrt die Österreicherin, ihren Schwager, den Maire und den General (d. i. Bailly und Lafayette) ein, legt alle Minister in Ketten, bemächtigt Euch ihrer Papiere und lernt aus diesen die ganze Tiefe der höllischen Ränke

kennen, welche gegen Euch geschmiedet werden!" Am 22. Juni 1791 ließ Marat folgenden Artikel über die Flucht des Königs abdrucken: „In der Nacht ist Ludwig XVI. plötzlich mit seiner ganzen Familie entflohen. Dieser meineidige König ohne Treue und Glauben, ohne Scham und ohne Gewissen, dieser des Thrones unwürdige Monarch ließ sich durch die Furcht, für einen ehrlosen Menschen zu gelten, nicht zurückhalten. Der Durst nach unumschränkter Gewalt, der sein Herz zernagt, wird ihn bald zu einem blutgierigen Mörder machen; er wird sich bald im Blute seiner Mitbürger baden, die sich unter sein Tyrannenjoch nicht beugen wollen! Bis dahin lacht er über die Dummheit der Pariser, welche seinem Worte Glauben geschenkt haben".

Die Nationalversammlung, auf deren Mehrheit diese Symptome doch einigen Eindruck machten, begann zwar ihre Thätigkeit in Paris damit, daß sie gegen Anarchie und Empörungen ein sogenanntes Martialgesetz erließ: dieses konnte aber ohne zuverlässige Soldaten und Polizei, vor allem aber ohne einen energischen Mann an der Spitze der Regierung nichts nützen, zumal da in der Nationalversammlung selbst eine mächtige Partei war, welche Unruhe und Verwirrung für nötig hielt, um eine Reaktion im Sinne des absoluten Königtums zu verhindern. Die Herstellung einer neuen Verfassung wurde von der Nationalversammlung mit rastloser Thätigkeit fortgesetzt; und in die Zeit vom Oktober 1789 bis zum Juli 1790, welche verhältnismäßig ruhig verlief, fallen mehrere der wichtigsten neuen Einrichtungen.

Am 2. November 1789 faßte die Versammlung einen Beschluß, durch welchen die alte Hierarchie ebenso aller ihrer äußeren Stützen beraubt wurde, wie am 4. August der Feudaladel und am 6. Oktober das Königtum. Es wurden nämlich damals, nach einem vom Bischof Talleyrand gestellten Antrag, alle Kirchengüter für Staatseigentum erklärt und die Sorge für die Kosten des Kultus, die Besoldung des Klerus und die Armenpflege auf die weltlichen Behörden übertragen. An diesen die politische Existenz des Klerus vernichtenden Beschluß schlossen sich in der ersten Hälfte des folgenden Jahres noch andere derselben Tendenz an: im Februar 1790 wurden die Klostergelübde untersagt und alle geistlichen Orden mit Ausnahme derer, welche der Erziehung und der Krankenpflege gewidmet waren, für aufgehoben erklärt; im April begannen die Debatten über die Stellung und Einrichtung der Kirche, und im Juli und November gingen aus diesen Beratungen die unter dem Namen Civilkonstitution des Klerus bekannten folgenreichen Beschlüsse hervor. Die Mehrheit übersah bei diesen übereilten Beschlüssen ganz und gar, daß der Kultus eine Sache der Meinung ist, daß man ihn daher nicht wie bürgerliche Dinge durch

Gebot und Vorschriften ordnen, sondern nur mit einer festen Schranke umgeben kann, damit er nicht in das dem Staate allein zustehende Rechtsgebiet übergreife. Die Versammlung mischte sich außerdem aber auch unbedachtsamerweise in die inneren Angelegenheiten einer Kirche ein, welche nur eine göttliche Gesetzgebung anerkennt; sie regte dadurch den religiösen Fanatismus auf und zerstörte zugleich die Religiosität des großen Haufens, welche immer an die Gewohnheit und an gewisse Gebräuche geknüpft ist. Freilich erhielten andererseits durch die Beraubung der Kirche und durch den nachher erfolgten Verkauf geistlicher und weltlicher Güter Tausende, welche bis dahin nur Tagelöhner oder Pächter gewesen waren, Grundeigentum, und dies war nur dadurch möglich zu machen gewesen, daß man gewaltthätig verfuhr und einige Jahre hindurch die Ordnung der Dinge umkehrte. Die Hauptpunkte des Gesetzes über die Kirche bestanden in folgenden Bestimmungen. Die Wahl der Geistlichen wurde dem Volke — den Distriktswählern die der Pfarrer, den Wählern des Departements die des Bischofs — überlassen. Die Geistlichen wurden für Gemeindebeamte erklärt und, unter Androhung harter Strafen, zum Eid der Treue gegen Nation, König und Gesetz oder, mit anderen Worten, für die neue Ordnung der Dinge verpflichtet. Wer von ihnen diesen Eid verweigerte, sollte entlassen und, wenn er seine geistlichen Geschäfte fortsetze, als Ruhestörer kriminell bestraft werden. Die Härte, mit welcher man den Eid auf die neue rein bürgerliche Gesetzgebung der Kirche forderte, würde zu jeder anderen Zeit die Nationalversammlung um ihre ganze Popularität gebracht haben; allein der Kultus hatte damals schon längst seine innere Bedeutung verloren, und die Weigerung der meisten Geistlichen, jenen Eid zu leisten, vermehrte nur den Haß der vielen Religionsspötter in Frankreich. Dadurch kam es dann in Gegenden, in welchen der religiöse Fanatismus noch herrschte, zu Unruhen und blutigen Zwistigkeiten; beide Parteien wurden aufs höchste erbittert; und die Nationalversammlung mußte die härtesten Verfügungen gegen die unbeeidigten Priester erlassen, was dann wieder andere Verlegenheiten der schlimmsten Art hervorrief. Übrigens leisteten von allen Bischöfen nur vier und von den Pfarrern ebenfalls nur sehr wenige den geforderten Eid.

Auch das Gerichtswesen wurde von der Nationalversammlung ganz umgestaltet, weil dasselbe in seiner seitherigen Organisation sich mit der neuen Ordnung der Dinge auf keine Weise vertrug. Schon im November 1789 wurden die Parlamente einstweilen in Unthätigkeit versetzt: im März 1790 aber begannen die Beratungen über eine neue Organisation der Justiz, und im September wurde diese vollständig durchgeführt, womit dann die Parlamente und alle anderen bisherigen

Gerichtshöfe für immer aufhörten. Frankreich erhielt Geschworenengerichte und ein für das ganze Reich gleichförmiges neues Recht. Im März 1790 wurden, nachdem man schon früher die Gleichheit aller Bürger gesetzlich ausgesprochen hatte, auch alle Titel, Wappen und Ehrenrechte abgeschafft und verboten. Unter die Hauptvorteile, welche Frankreich der konstituierenden Nationalversammlung verdankt, rechnen wir die im Januar 1790 beschlossene neue Einteilung des Reiches in Departements, Distrikte (seit dem Konsulat Arrondissements genannt), Kantone und Gemeinden sowie den auf diese Einteilung gegründeten Mechanismus der Verwaltung. Beides ist mit Ausnahme dessen, was aus der zu Grunde liegenden Theorie der Volkssouveränität und Demokratie entsprungen war, nachher stets beibehalten worden. Endlich wurden nicht nur die Munizipalitäten oder Gemeindebehörden und ihr Regiment nach dem Prinzip der Demokratie und Selbstregierung geordnet, sondern man richtete auch im Mai 1790 für Paris eine besondere Gemeindeverfassung ein, welche einige Jahre später, als der Gemeinderat von Paris den Konvent und dieser Frankreich tyrannisierte, für Frankreich in so hohem Grade verderblich geworden ist, und die dennoch auf die Dauer nicht hat verhindern können, daß in Frankreich mehr als in irgend einem anderen Lande Europas die Staatsregierung alles und die Gemeindebehörde nichts ist.

Was die neue Verfassung der Pariser Stadtgemeinde betrifft, so wurden die 60 Distrikte oder Quartiere, in welche Paris bisher eingeteilt gewesen war, auf 48 herabgesetzt. Diesen Quartieren, die man von jetzt an Sektionen nannte, ward verboten, Versammlungen zu halten, außer zum Behufe des Wahlgeschäfts oder auf Berufung der städtischen Verwaltungsbehörde. Die letztere wurde aus einer Kanzlei, einem Stadtrate und einem Großen Rate zusammengesetzt. Sechzehn Administratoren, an deren Spitze als Haupt der Republik Paris der Maire stand, bildeten die Kanzlei (bureau) und leiteten die Geschäfte. Der ihnen beigeordnete Stadtrat (le conseil municipal) war aus 32 Munizipalräten, der Große Rat aber (le conseil général), welcher in wichtigen Fällen zusammenberufen wurde, aus 96 Notabeln zusammengesetzt. Diese Einrichtung hatte, gleich der der übrigen Munizipalitäten und der Departementsregierung, freilich einen Schein von Monarchie und Aristokratie; alles beruhte aber doch auf einer absoluten Demokratie, welche ihren Sitz in den Sektionsversammlungen hatte, in denen alles nach der Zahl, nicht nach dem Gewichte der Stimmen entschieden und sowohl die Gemeindebeamten, als auch die Deputierten zur Nationalversammlung auf ganz gleiche Weise gewählt wurden.

Wie man durch die angegebenen Beschlüsse alles Aristokratische zu vernichten suchte — denn gegen dieses, nicht vorzugsweise gegen die

Monarchie, richtete sich zunächst und zuerst die revolutionäre Wut —, so wurde im März 1790 durch die Bekanntmachung des sogenannten Roten Buches auch das Königtum auf arge Weise vor der Nation bloßgestellt. Dieses Buch, welches Necker vergebens der Nationalversammlung vorzuenthalten gesucht hatte, enthielt die geheimen Ausgaben für Ludwig XVI. und seinen nächsten Vorgänger sowie für die Familie und die Hofhaltung beider Könige. Es stellte übrigens auch manche Privatleute, die sich von der Regierung hatten erkaufen und gebrauchen lassen, in ihrer Blöße dar: so war z. B. aus diesem Buche zu ersehen, welche schlechte Rolle Mirabeau in sittlicher Hinsicht schon früher gespielt hatte; es fand sich z. B., daß er nicht nur schon 1776 an die Regierung das Manuskript einer gegen sie gerichteten Schrift verkauft, sondern auch, daß er im Jahre 1789 195 000 Livres für das auf Ehrenwort gegebene Versprechen, die Projekte der Nationalversammlung zu hintertreiben, erhalten hatte.

Was übrigens Mirabeaus Charakter und Treiben betrifft, so verlohnt es sich nach den soeben gemachten Angaben nicht der Mühe, diesem Manne auf dem Wege zu folgen, den er anfangs als Demagog und dann als Söldling des Königs einschlug, oder auch eine Untersuchung darüber anzustellen, wie weit Mirabeaus Patriotismus ging, und wo derselbe anfing ihm feil zu sein. Mirabeau lenkte nämlich um den Anfang des Jahres 1790 in seiner revolutionären Thätigkeit ein und suchte den Angriffen auf alles Bestehende, welche immer kühner und stärker wurden, Schranken zu setzen. Er trat damals auch mit dem Hofe in geheime Verbindung, erhielt aufs neue Geld von demselben und gab dafür Pläne an, welche gegen die Nationalversammlung gerichtet waren. Wir bezweifeln sehr, daß Mirabeau, was der Hof erwartete, die Monarchie hätte retten können. Gewiß ist jedenfalls das eine, daß Mirabeau, obgleich er sich hatte erkaufen lassen, zu verständig — und auch wohl zu patriotisch — war, um bei dieser Gelegenheit irgend einen der wesentlichen Vorteile, welche Frankreich seit dem Mai 1789 erlangt hatte, aufzuopfern, und daß er eine klare Erkenntnis davon hatte, welches die dauernden Bedürfnisse Frankreichs in der neuen Zeit und was nur vorübergehende revolutionäre Wünsche, Begierden und Redensarten waren. Die ganze Frage kam übrigens gar nicht zur wirklichen Entscheidung, weil Mirabeau schon im April 1791 starb.

3. Vom Föderationsfeste bis zum Ende der konstituierenden Nationalversammlung, 20. September 1791.

Die im ganzen Reiche herrschende Verwirrung, das Tumultuarische des eingehaltenen Verfahrens, die Unbehaglichkeit, welche mit dem

Zwischenzustande zwischen Auflösung der alten und Herstellung einer neuen Ordnung verbunden war, hatten der Nationalversammlung gegen die Mitte des Jahres 1790 manchen bitteren Tadel zugezogen, und die Nation schien ihr gegenüber kälter zu werden. Man beschloß daher, durch eine große Nationalfeierlichkeit den Enthusiasmus wieder anzufachen. Dies war der Sinn des unter dem Namen Föderationsfest berühmt gewordenen Schauspiels, welches am 14. Juli 1790 auf dem Marsfelde bei Paris aufgeführt wurde. Ihm ging eine Scene voraus, welche recht auffallend den Unterschied zwischen deutscher und französischer Anschauungsweise und Manier zeigt. Wir meinen die von dem Baron Klotz, jetzt Bürger Anacharsis Cloots, am 19. Juni in der Nationalversammlung aufgeführte Posse. Dieser Mann, welcher in der preußischen Stadt Kleve geboren, aber in Paris erzogen worden war, und mit atheistischen und republikanischen Ansichten renommierte, hatte den Einfall, der Nationalversammlung durch eine sogenannte Gesandtschaft der Menschheit den Dank des Menschengeschlechtes aussprechen zu lassen. Er brachte zu diesem Zwecke 60 Menschen verschiedener Nationen zusammen, welche von ihm größtenteils in Paris selbst zusammengelesen und gemietet wurden. Die Versammlung empfing diese Gesandtschaft auf ehrenvolle Weise, und ganz Paris jubelte; besonnene und verständige Männer aber, welche die theatralische Scene mit ansahen, bezeichneten sie als eine abgeschmackte Posse.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Bundesfeste des 14. Juli; dieses hatte in der That einen ernsten und großartigen Charakter. Die ausgesprochene Absicht desselben bestand darin, daß die Föderation oder Verbrüderung zwischen Volk, Armee und Nationalgarde auf feierliche Weise kundgegeben und durch einen Eid besiegelt werden sollte. Zu diesem Zwecke berief man Deputierte aller Regimenter des Heeres sowie je einen Mann von je 200 Nationalgarden und sechs Deputierte eines jeden Kantons nach Paris. Die Sache erregte einen solchen Enthusiasmus, daß die ganze Bevölkerung von Paris ohne Unterschied des Standes bei den Erdarbeiten, welche für das Fest auf dem Marsfelde gemacht wurden, Hand anlegte. In der Mitte dieses Feldes ward ein Hügel aufgeworfen und auf demselben der 25 Fuß hohe Altar des Vaterlandes errichtet. Um den Hügel herum errichtete man amphitheatralische Sitze für die Abgeordneten der Nation und des Heeres sowie für das Volk, von welchem außerdem noch etwa 100 000 Menschen stehend Platz fanden. Auf der einen Seite wurden bedeckte Sitze für den König, seine Familie und die Nationalversammlung angebracht und zwar so, daß in die Mitte derselben ein Thron für den König, rechts davon aber und in gleicher Höhe der Stuhl des Präsidenten der Nationalversammlung gestellt wurde.

Eine ungünstige Vorbedeutung für das Schicksal der neuen Staatsverfassung war es, daß den ganzen Tag über ein heftiger Regen fiel, sowie es für das Schicksal der Religion ein schlimmes Zeichen war, daß der religiöse Teil des Festes von dem Bischof Talleyrand geleitet wurde, welcher ganz wie Mirabeau dachte, lebte und handelte. Die Festlichkeit begann mit einer musikalischen Aufführung, an welcher 12 000 Künstler teilnahmen. Dann weihte Talleyrand als Vaterlandspriester, an der Spitze von 300 mit dreifarbigen Schärpen geschmückten Priestern die Fahnen der 83 Departements ein und celebrierte unter dem Schalle von 300 Trommeln die Messe. Danach schritt Lafayette zum Altar des Vaterlandes und leistete den Bürgereid in Gemeinschaft mit den Abgeordneten, welche die Eidesformel ihm nachsprachen. Hierauf schwuren auch der König und der Präsident der Nationalversammlung, beide von ihrem Platze aus. Allgemeine Jubelrufe, der Donner der Kanonen, das Schmettern der Trompeten und das Wirbeln der Trommeln begleiteten diese einzelnen Akte des Festes. Der eigentliche Zweck der Feierlichkeit wurde vollständig erreicht; denn die Franzosen wurden vermittelst derselben wirklich aufs neue begeistert. Freilich aber gehen die Feste und Feststimmungen vorüber und die Gegensätze und Leidenschaften bleiben, und unglücklicherweise hatte auch der elende Herzog von Orleans das Föderationsfest benutzt, um nach Frankreich zurückzukehren, wo er sogleich wieder seine frühere Rolle zu spielen begann.

Unmittelbar vor und nach dem Feste sahen sich die Jakobiner durch die Umtriebe der Emigranten und durch das Verhalten der auswärtigen Regierungen und Aristokratieen in ihrem Streben, die Dinge bis zum Äußersten zu treiben, sehr gefördert. Die Emigranten, welche den am wenigsten achtungswerten Teil des französischen Adels bildeten, an ihrer Spitze besonders der Graf von Artois, schmiedeten zuerst von Turin, dann von Worms und Koblenz aus Kabalen, denen auch der König, seine Gemahlin und das konstitutionelle Ministerium nicht fremd waren. Die deutschen Freiherren und Fürsten, welche im Elsaß und anderen Provinzen Frankreichs Güter besaßen und durch den Beschluß vom 4. August 1789 aller ihrer feudalen Rechte in denselben beraubt worden waren, flehten den Schutz des Deutschen Reiches an; und Kaiser Leopold II., welcher am 20. Februar 1790 seinem Bruder Joseph II. gefolgt war, beratschlagte mit dem Könige von Preußen, auf welche Weise man in Frankreich das alte Königtum, Adelswesen und Pfaffentum aufrecht erhalten könne, obgleich er an thätige Hilfe durchaus nicht dachte. In England fand es zwar der leitende Minister Pitt noch ratsam, eine kluge Neutralität zu beobachten; die ganze dortige Aristokratie war aber ebenso sehr, wie die deutschen Fürsten, über die

Dinge in Frankreich erschrocken, und Edmund Burke, zugleich ihr Klient und ihr Advokat, welcher damals mit den Whigs brach, gebrauchte sein Rednertalent zu den heftigsten Kreuzpredigten gegen die revolutionären Franzosen. Alles dies verschaffte den Pariser Demagogen eine große politische Bedeutung und erleichterte ihnen die Erreichung ihrer Zwecke. Sie erhielten jetzt das Ansehen wahrer Patrioten, während ihre Gegner als Verräter erschienen, die ihre Stellen, ihren Rang und ihren Grundbesitz dadurch zu behaupten oder wiederzugewinnen suchten, daß sie im Bunde mit den Fremden ihrem Vaterlande den Untergang drohten. Außerdem erhielten die Jakobiner durch das Treiben ihrer Gegner Gelegenheit, das Volk mit Schrecken zu erfüllen und seine Mordlust zu erregen. Durch alles dies nahm das Ansehen, der Einfluß und die Macht der Jakobiner in hohem Grade zu: Mitglied ihres Klubs zu sein, war damals schon der bloßen persönlichen Sicherheit wegen für jedermann vorteilhaft. Ihr Hauptklub in Paris zählte jetzt weit über 1000 Mitglieder und bildete, da er schon vor dem Schlusse der Nationalversammlung 600 Schwesterklubs in den Provinzen hatte, eine förmlich organisierte Macht, deren Armee der Pöbel von ganz Frankreich war.

Die Konstitutionellen und ihr Klub, die Feuillants, wurden schon 1790 wiederholt vom aufgehetzten Pöbel bedroht und durch die Organe des Jakobinerklubs und der Pariser Volksgemeinde, einen Desmoulins, Danton, Marat, Fréron u. a., unaufhörlich in Reden und Zeitungen heftig angegriffen. Nichtsdestoweniger blieb die Mehrheit der Nationalversammlung und sogar die der Pariser Gemeinde dem konstitutionellen Prinzip getreu. Dies zeigte sich bei mehreren Gelegenheiten. Im August 1790 wurde Bailly aufs neue zum Maire von Paris gewählt. Im September wurde Necker, als er dem Volkshasse, der an die Stelle seiner einstigen Popularität getreten war, weichen und aus Frankreich entfliehen mußte, unterwegs vom Pöbel angehalten; die Nationalversammlung bewirkte durch ein besonderes Dekret seine Freilassung. Das Nämliche geschah, als Ende Februar 1791 die Tanten des Königs auf ihrer Flucht angehalten wurden.

Zu derselben Zeit, in welcher Gericht und Recht zu verschwinden und das Volk die in seine Hände gefallene Polizeigewalt zur Unterdrückung und Tötung der Wohlhabenden anzuwenden begann, wurde auch das Staatsvermögen und mit ihm der Wohlstand unzähliger Familien durch die maß- und rücksichtslose Ausgabe von Papiergeld furchtbar zerrüttet. Am 19. Dezember 1789 hatte die Nationalversammlung beschlossen, Assignaten oder Anweisungen auf das eingezogene und für Nationaleigentum erklärte Kirchengut auszugeben. Diese waren noch auf bestimmte benannte Güter angewiesen und sollten

beim Verkaufe derselben an Zahlungs Statt angenommen werden. Schon wenige Monate nachher aber machte man Assignaten, welche nur ganz im allgemeinen auf die Nationalgüter ausgestellt und fundiert waren und also, solange überhaupt Nationalgüter zur Verfügung waren, fortwährend vervielfältigt werden konnten. Damit war ein förmliches Papiergeld geschaffen und der Anfang zu einer maßlosen Vermehrung desselben gemacht, und dieses neue Cirkulationsmittel hatte das Schicksal eines jeden Papiergeldes, welches nicht auf sicherem Besitz eines Staates und auf berechtigtem Zutrauen in die Dauerhaftigkeit und Solidität seiner Zustände beruht: es ward nach und nach ganz wertlos. Dadurch wurden dann Hunderttausende ins Elend gestürzt und das Eigentum der alten Grundbesitzer in die Hände einer anderen Klasse von Bürgern gebracht.

Die neue Verfassung zeigte sich schon am Ende des Jahres 1790, noch ehe sie vollendet und eingeführt worden war, unhaltbar, weil bei der vom Auslande her drohenden Gefahr, bei der Auflösung aller Ordnung im Innern, bei dem offenbar bevorstehenden Staatsbankrott und bei dem Verhalten des Königs nur revolutionäre Maßregeln helfen konnten. Der König war erst Ende 1790 dazu zu bringen, den Beschlüssen über die Kirche seine Zustimmung zu erteilen; er that dies aber nur gezwungen und gab dadurch, daß er jeden beeidigten Priester für seine Person zurückwies, den Demokraten Anlaß, ihn einen Verräter zu schelten und seine Erklärungen als bloße Heuchelei darzustellen. Die Demokraten hatten damals in Danton einen Führer, welcher mit Desmoulins und anderen Cordeliers mächtiger war, als Lafayette, Bailly und die ihnen Gleichgesinnten. Danton wurde seit Mirabeaus Tode gewissermaßen dessen Nachfolger. Er bedurfte, wie dieser, der Revolution, um seinen Gläubigern zu entgehen und sich die Mittel für neue Verschwendungen zu verschaffen; er bewegte sich aber, zum Unterschiede von Mirabeau, in einer niederen Sphäre und hatte wegen seines Mangels an Kenntnissen und an feiner Bildung ein so geringes Ansehen bei den höheren Kreisen, daß der Hof ihn erst dann zu bestechen suchte, als es zu spät war. Danton steckte dann das Geld ein, ohne etwas dafür zu leisten. Zum Leiter der niederen, körperlich kräftigen Volksklassen, der Metzger, Schmiede, Schlosser u. s. w. war er schon durch die ihm eigentümliche Art von Beredsamkeit und durch sein furchtbares Donnern und Schreien mehr als jeder andere geeignet. Dabei hatte er an Camille Desmoulins, welcher gleich ihm mit genialer Wut alles Alte zu vernichten strebte, den besten Gehilfen und Freund. Dieser feurige junge Mann war ein Schulkamerad des Advokaten Maximilian Robespierre und früher mit diesem verbunden gewesen; nachher hatte ihn jedoch die zwar heftige und un-

moralische, aber auch gemütliche Natur Dantons weit mehr angezogen, als Robespierres kalte, zähe, neidische, herrschsüchtige Seele. Damals zerfielen die demokratischen oder republikanischen Jakobiner in drei Parteien, welche 1790 noch einig waren und es noch drei Jahre lang blieben. Die eine bestand aus den philosophischen, rhetorischen und doktrinären Republikanern, die man später Girondisten nannte; die zweite umfaßte die Begünstiger einer auf niederer Leidenschaft beruhenden Pöbelherrschaft, ihr Organ war Marat, ihr Redner Robespierre; die dritte Partei endlich bildeten die genialen Stürmer, Zerstörer und Zweifler des Klubs der Cordeliers. Alle drei Parteien erhielten in dieser Zeit an der Frau Roland eine schützende Dame und in ihrem Hause einen Salon, wie die Häupter der konstitutionellen Partei beides durch Neckers Tochter, die Frau von Staël, und ihren geselligen Kreis besaßen. Von der letzteren und ähnlichen Salondamen unterschied sich die republikanische Frau Roland, welche durch ihren Salon eine historische Person geworden ist, in jeder Hinsicht. Sie wollte nicht durch Genialität und durch Beherrschung der Männer glänzen, sondern sie suchte, von wahrhaftigem Enthusiasmus erfüllt, die um sie versammelten Herren für ihre Idee oder vielmehr für ihren Traum von Freiheit und Republikanismus zu begeistern. Sie war edel, einfach und bescheiden, ward nie unweiblich, hatte nicht nur Romane und Gedichte, sondern auch ernste Bücher gelesen und war durch die den Franzosen eigentümliche rhetorische Auffassung der alten Geschichte für ein Ideal von Heroen und Staaten begeistert worden, das in der Welt nie zu finden war und nie zu finden sein wird. Sie ward nachher, während die Frau von Staël durchschlüpfte, ein Opfer ihrer Schwärmerei, verdient aber im Tode unsere höchste Bewunderung, weil sie trotz ihrer gräßlichen Enttäuschung dem Glauben an einen höheren Zweck des Lebens bis ans Ende getreu blieb und ihren heiteren Mut weder vor dem Richterstuhle entsetzlicher Menschen, noch im Kerker und auf dem Schafott verlor.

Daß die Jakobiner bei Mirabeaus Tode (2. April 1791) bereits die Herrschaft besaßen, zeigte sich recht auffallend, als die gesamte Nationalversammlung zugleich mit dem ganzen, damals schon 1800 Mitglieder zählenden Jakobinerklub den Leichenzug begleitete und der Präsident der ersteren dem des letzteren den Vortritt lassen wollte, was dieser jedoch ablehnte. Noch in demselben Monat bewiesen die Jakobiner, daß auch ihr Heer zahlreicher und folgsamer sei, als das der Konstitutionellen. Am 18. April wollte nämlich Lafayette, um der Welt zu zeigen, daß König Ludwig nicht ein Gefangener des Pariser Pöbels sei, denselben mit der Nationalgarde nach St.-Cloud geleiten, wo Ludwig das Abendmahl von einem unbeeidigten Priester zu nehmen



XV. 37.

Ludwig XVI., Maria Antoinette und der Dauphin von Frankreich.

gedachte. Die Jakobiner boten aber den Pöbel auf, dieser hielt den königlichen Wagen an, und die Nationalgarde verweigerte, als ihr General sie zum Einschreiten aufforderte, den Gehorsam: der König mußte umkehren, und Lafayette legte tief gekränkt das Kommando auf drei Tage nieder.

Auch eine vollständige Polizei mit guten Spionen hatten die Ausschüsse des Jakobinerklubs eingerichtet, so daß sie selbst von dem, was an fremden Höfen zu Gunsten des Königs verhandelt wurde, genaue Kenntnis hatten. Dies wurde von ihnen benutzt, um das Ansehen des Königtums immer mehr zu schmälern, während zugleich die Ratgeber des Königs durch ihre Verkehrtheiten ihnen in die Hände arbeiteten. In der That wurde Ludwig XVI. durch dieselbe Gattung von Menschen und zum Teil durch dieselben Familien um den Thron gebracht, wie in neuerer Zeit Karl X.

Diese Leute waren es auch, welche dem Könige schon seit Oktober 1790 zur Flucht zu verhelfen suchten und sich dabei so unvorsichtig benahmen, daß nachher, als die Sache ausgeführt wurde, nicht nur jedermann schon längst von einem solchen Vorhaben des Hofes Kenntnis gehabt und gesprochen hatte, sondern auch die Flucht selbst nur wegen der verkehrten Maßregeln bei ihrer Ausführung mißlang. Auch Kaiser Leopold II., mit welchem der Graf von Artois und Calonne im Mai zu Mantua Verabredungen trafen, schadete dem Könige, indem er durch ein äußerst unkluges Manifest den Feinden des Königtums in die Hände arbeitete. Dieses Manifest, welches freilich erst im Juli 1791 bekannt wurde, erklärte Ludwigs XVI. Sache für die aller Monarchen, bedrohte die Franzosen mit der Rache der fremden Mächte und zog die inneren Angelegenheiten Frankreichs vor den Richterstuhl fremder Könige und ihrer Minister. Ludwig XVI. selbst stellte bei Gelegenheit seiner Flucht sich und die Monarchie in einem so ungünstigen Lichte dar, als die Demagogen es nur immer wünschen konnten. Er bestätigte, als der Plan zu seiner Flucht bereits entworfen war, am 2. Juni die Beschlüsse der Nationalversammlung, schrieb aber am 10. gegen ebendieselben Beschlüsse einen Protest nieder, welcher nach seiner Flucht der Nationalversammlung mitgeteilt werden sollte.

Die Flucht selbst, welche in der Nacht vom 20. zum 21. Juni 1791 ausgeführt wurde, zeigt uns die völlige Verblendung und Unverbesserlichkeit der Hofleute des alten Systems, welche ihren Kabalen, ihrem Hochmute und der steifen Etikette nicht einmal in einem solchen Falle zu entsagen vermochten, obgleich in einem Lande, wo damals die vornehmen Leute von jedem Bürger mit spähenden Blicken angesehen wurden, die ganze Sache nur bei der größten Vorsicht gelingen konnte.

Es wurde z. B. um unbedeutender Dinge willen die Flucht zwei Tage über die bestimmte Zeit hinaus verschoben. Ebenso erhielt die Gouvernante der königlichen Kinder, nur weil die Hofsitte es so forderte, den Platz im Wagen, welcher vorher für einen kräftigen Gardekapitän bestimmt gewesen war. Ferner war mit Marquis de Bouillé, dem Oberbefehlshaber der Truppen in Lothringen, verabredet worden, daß derselbe von Chalons sur Marne an auf allen Stationen bis Montmédy, dem Ziele der Reise, Piketts zum Schutze der Fliehenden aufstelle; weil aber die Reise um zwei Tage verschoben worden war, so hatte Bouillé die Piketts wieder einziehen und noch einmal aufstellen müssen, wodurch die Einwohner erst recht aufmerksam gemacht worden waren. Ebenso war es thöricht, den König, welchen jedermann nach seinem Bildnisse auf den Münzen so leicht erkennen konnte, in einem auffallenden Prachtwagen reisen zu lassen, der noch dazu sehr schwerfällig war und unterwegs einer Ausbesserung bedurfte. Ludwig reiste mit dem Passe einer russischen Baronesse als deren Kammerdiener, und ein Günstling seiner Gemahlin, der schwedische Gesandte Graf von Fersen, hatte den Wagen besorgt. Des Königs Bruder, der Graf von Provence, entfloh gleichzeitig, schlug aber einen um die Hälfte kürzeren Weg ein, auf welchem er glücklich nach Belgien entkam. Schon in Chalons erkannte der dortige Postmeister den König; er schwieg aber als Gutgesinnter still. Der Postmeister von St.-Menehould dagegen, Drouet, der die Flüchtlinge ebenfalls erkannte, entsandte schnell seinen Sohn, um auf einem kürzeren Wege nach Varennes, der nächsten Station, zu reiten und dort die Weiterreise des Königs zu verhindern. Als die Flüchtlinge nach Varennes kamen, hatten die dortigen Bürger bereits die Brücke gesperrt. Ludwig hätte sich dessenungeachtet retten können, wenn er den ihn begleitenden Gardes du Corps erlaubt hätte, mit den Waffen einen Weg zu bahnen. Dazu konnte er sich jedoch nicht entschließen. Er wurde also in Varennes vom Volke festgehalten, welches dann sogleich der Nationalversammlung Anzeige davon machte.

In Paris wurde die Flucht des Königs schon am Morgen des 21. Juni um 7 Uhr bekannt und erregte große Bestürzung. Bereits waren große Interessen mit der neuen Ordnung der Dinge verknüpft, welche, im Falle die Flucht des Königs gelang und eine mit Hilfe des Auslands ins Werk zu setzende Gegenrevolution zur Folge hatte, aufs äußerste bedroht waren. Lafayette, dessen Nationalgarde die Wache am Schlosse hatte, geriet sogleich in den Verdacht der Mitwissenschaft, da es ganz unbegreiflich schien, daß er in der letzten Zeit von dem unruhigen Treiben der geschäftigen Hofdienerschaft nichts gemerkt habe. Die Aristokraten beschuldigten ihn, er habe die Flucht nicht ungern

gesehen, damit er den König künftig ganz in seine Gewalt bekomme; die Demokraten sagten ihm nach, er habe seinem Vetter Bouillé zu Gefallen nichts merken wollen. Er schickte, gleich nachdem er die Flucht des Königs erfahren hatte, demselben seinen Generaladjutanten Romeuf nach; die Nationalversammlung aber sandte, als sie die Anzeige der Vereitelung der Flucht von Varennes erhielt, drei ihrer Mitglieder, Latour-Maubourg, Pétion und Barnave, ab, um die Flüchtlinge abzuholen und unterwegs gegen das Volk zu schützen. Die Art, wie diese Kommission die königliche Familie nach Paris zurückbrachte, war für das Königtum ein verderblicher Schlag; denn die drei Deputierten gaben der Rückreise das Ansehen einer Transportierung von Gefangenen, weil sie selbst und Romeuf mit in dem Wagen saßen, und weil sie die Gardes du Corps, welche mit Lebensgefahr ihre Pflicht gethan hatten, gebunden auf den Kutscherſitzen nach Paris bringen ließen. Die letzteren wurden in Paris vom Pöbel arg mißhandelt.

Die mißglückte Flucht hatte sehr nachteilige Folgen. Erstens hatte man durch die von Ludwig zurückgelassene Protestation ein Aktenstück erhalten, aus welchem urkundlich hervorging, daß der König sich weder durch sein Wort, noch durch seinen Eid für gebunden halte; und zweitens machte man unmittelbar nach der Flucht die für das Königtum gefährliche, für die republikanischen Beherrscher der Tagesmeinung ersprießliche Probe, wie sich ohne König regieren lasse. Die erstere Wirkung war noch durch eine schriftliche Erklärung verstärkt, zu welcher Barnave nach der Flucht den König beredete. Diese Erklärung war ein Gemisch von Sophistik und Lüge, durch welches die frühere Protestation beschönigt und zurückgenommen wurde. Der König selbst brachte sich dadurch nicht nur um alles Vertrauen, sondern er legte auch vor der Nation seine Schwäche und Zaghaftigkeit offen dar. Dies kam den schwärmerischen Republikanern, noch mehr aber den Predigern der Anarchie zu statten. Die letzteren, ein Marat, ein Danton und andere, erhielten dadurch für ihr seitheriges wildes Geschrei einen Schein von Begründung; die ersteren, Madame Roland und ihre Freunde, Pétion, Buzot, Brissot und andere, glaubten jetzt ihren Traum von einer idealen Republik um so leichter verwirklichen zu können.

Die zweite verderbliche Folge der Flucht, sagten wir, bestand darin, daß man den König eine Zeitlang beiseite schob und die Regierung auf republikanische Weise führte. Die Nationalversammlung beschloß nämlich am 25. Juni die Suspendierung der königlichen Gewalt; und dieser Beschluß wurde bis zum September, wo die Arbeiten der Versammlung zu Ende gingen, aufrecht erhalten. Die gesetzgebende Gewalt riß die ganze Regierung sogar auch der Form nach an sich, indem

sie die Minister in Pflicht und Aufsicht nahm und die einzelnen Zweige der Verwaltung durch Ausschüsse und Kommissare leiten ließ. Die Gardes du Corps wurden abgeschafft, die Mitglieder der königlichen Familie fortan durch die Nationalgarde ganz wie Gefangene bewacht und eine Art von gerichtlicher Untersuchung gegen den König eingeleitet. Das Volk erhielt also Zeit, sich des königlichen Ansehens zu entwöhnen. Die monarchisch-konstitutionelle Partei aber arbeitete dadurch, daß sie bis zur Vollendung ihres Werkes das Schwert über des Königs Nacken schweben ließ, nur den Demokraten und Republikanern in die Hände. Sie trieb zu gleicher Zeit auch die Freunde des Königs in der Nationalversammlung zu einem unvorsichtigen Schritte. Die letzteren, zu denen sich seit der Flucht des Königs auch Barnave hinneigte, verweigerten nämlich nicht nur ihre Teilnahme an den Beratungen über den König, sondern sie protestierten auch gegen alle während der Zeit seiner Suspendierung zu erlassenden Beschlüsse. Dieser Schritt von 291 Deputierten verschaffte der heftigsten Partei ein so großes Gewicht, daß man schon damals Mühe hatte, eine Anklage des Königs zu verhindern. Die Mehrheit freilich entschied zu Gunsten des Königs; sieben Deputierte aber, welche mit großer Heftigkeit als Republikaner auftraten, Grégoire, Pétion, Buzot, Vadier, Robespierre, Putraint und Hébrard, wurden allein als die Männer des Volkes gepriesen und geehrt, und die konstitutionelle Mehrheit sah sich, um die öffentliche Gunst nicht ganz zu verlieren, genötigt, der Lossprechung des Königs einige Beschränkungen beizufügen.

Die dem Könige günstige Entscheidung der Nationalversammlung wurde von den Leitern der Demokratie ebenso benutzt, wie man am 5. Oktober 1789 die Teurung benutzt hatte. Sie ließen eine Petition an die Nationalversammlung verbreiten, welche von Brissot und von de Laclos, einem Genossen des Herzogs von Orleans, abgefaßt worden war und das Verlangen enthielt, daß über die Fortdauer von Ludwigs Herrschaft das ganze französische Volk abstimmen solle. Diese Petition ward am 17. Juli zum Unterzeichnen auf jenen Altar des Vaterlandes niedergelegt, welcher ein Jahr früher auf dem Marsfelde errichtet worden war. Die eigentliche Absicht dabei war, unter dem Vorwande des Unterzeichnens der Petition den Pöbel in großer Zahl zu versammeln und ihn dann ebenso zu einer Gewaltthat gegen die Nationalversammlung zu reizen, wie man ihn am 5. Oktober 1789 zur Mißhandlung des Königs in Versailles getrieben hatte. Die Männer, welche die ganze Sache veranstalteten, waren die späteren Häupter der wütenden Republikaner, Danton, Pétion, Buzot, Brissot, Legendre, Fabre d'Eglantine, Fréron, Robert, Marat, Chau-

mette und Camille Desmoulins. Auf dem Marsfelde ließ man am 17. Juli zuerst, um den Pöbel durch den Anblick von Blut mordgierig zu machen, zwei unschuldige Neugierige als Verräter ermorden. Dann reizte man durch Reden die Wut des rohen Haufens gegen die Konstitutionellen auf und suchte die ganze Masse zu bewegen, daß sie stürmend in die Nationalversammlung einbreche. Allein die besitzenden Klassen hatten eine Ahnung davon, daß die Bewegung, nachdem sie den Thron so gut wie umgestürzt, sich gegen sie wenden werde: Lafayette und der Maire Bailly erschienen mit der Nationalgarde. Sie forderten nach den im Martialgesetze vorgeschriebenen Formen die Menge auf, auseinander zu gehen; und als ihre Aufforderung mit Steinwürfen beantwortet ward, erteilte Bailly den Befehl, Feuer zu geben. Dies geschah, und in einem Nu lief die ganze unzählige Menge, von einem panischen Schrecken ergriffen, davon, nachdem 14, schwerlich, wie andere Nachrichten sagen, mehr als 100 Menschen gefallen waren. Das letztere wurde nachher von den Rädelsführern benutzt, um den Pöbel gegen Lafayette und Bailly zu erbittern; beide waren von diesem Augenblicke an verhaßt, und Bailly mußte später seine Strenge mit dem Leben büßen. Diese Strenge hatte übrigens die unmittelbare Wirkung, daß viele Jakobiner aus Schrecken ihren Klub verließen, und daß von allen Deputierten der Nationalversammlung, welche Jakobiner waren, nur etwa sechs in jenem Klub zurückblieben. Alle übrigen begaben sich zu den Feuillants. Die Nationalgarde hätte damals gern dem ganzen Treiben der Jakobiner und Cordeliers durch Zerstörung ihrer Versammlungslokale ein Ende gemacht; dieselben waren völlig eingeschüchtert, und man hätte nur zugreifen dürfen. Die Konstitutionellen bedurften aber der Demagogen gegen die blinden Freunde des Alten zu sehr, als daß sie sich hätten entschließen können, die Quellen der Unruhen zu verstopfen. Auch die Nationalversammlung ließ aus gleichem Grunde die Gelegenheit zur Unterdrückung des wilden Treibens unbenutzt. Es wurden freilich Beschränkungen der Klubs und ihrer Wirksamkeit beschlossen, Marats schmähliche Zeitschrift durch Wegnahme seiner Pressen unterdrückt, ein neues Aufruhrgesetz erlassen und eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet; allein diese Strenge währte nur kurze Zeit, und bald waren die Jakobiner, als sie die Unentschlossenheit und Schwäche ihrer Gegner sahen, ungebärdiger und furchtbarer als je.

Gleich darauf beendigte die Nationalversammlung ihre Verfassungsarbeiten. Erst nachdem die Verfassung im August noch einmal revidiert worden war, erklärte die Nationalversammlung selbst sie für vollendet und legte sie dem Könige zur Annahme vor. Der König nahm die neue Verfassung an und beschwor sie dann am 14. September in der

Nationalversammlung selbst durch einen feierlichen Eid. Erst damit endigte die Suspension seiner Gewalt und die Haft, in welcher er und seine Familie bisher gehalten worden waren.

Die von der Nationalversammlung ausgearbeitete Verfassung war nicht nur wegen der ganzen Lage der Dinge unhaltbar, sondern sie hätte auch schon aus dem einen Grunde nicht lange bestehen können, weil sie ein sonderbares Gemisch von amerikanischer Demokratie und englischer Aristokratie war. Dessenungeachtet verdankt Frankreich dieser Verfassung und der konstituierenden Nationalversammlung sehr wesentliche Vorteile, welche freilich den Franzosen erst später zu statten kamen und mit zehnjährigen Leiden aller Art erkauft werden mußten. Der wichtigste dieser Vorteile bestand darin, daß überhaupt eine bestimmte gesetzliche Ordnung an die Stelle der Willkür und des unbestimmten Herkommens gesetzt ward. Die Franzosen wurden ferner erst durch die neue Einteilung ihres Reichs und durch die Vollendung der Centralisation ihrer Regierung vollends zu einer Nation gemacht. Außerdem wurden alle Feudalrechte, alle Zölle im Innern nebst dem Zehnten abgeschafft. Die Käuflichkeit der Stellen hörte auf; die Finanzen wurden systematisch geordnet und ein dem Vermögen der einzelnen entsprechendes Verhältnis in der Höhe der Abgaben eingeführt. Der Verkauf der geistlichen Güter und der Domänen verschaffte Tausenden einen Anteil am Boden und entzog sie der Verarmung und dem Bettlerleben. Es war eine vollständige Toleranz eingeführt. Die Mönchsgelübde wurden ebenso wie die Zünfte und Innungen aufgehoben. Gericht und Recht wurden verbessert, insbesondere aber alle jene barbarischen Strafen, welche noch aus dem Mittelalter herstammten, abgeschafft, das Geschwornengericht eingeführt, die Preßfreiheit verkündigt, die individuelle Freiheit gesichert, die Haftbriefe ganz beseitigt, das Recht der Erstgeburt und die Substitutionen durch Testament aufgehoben. Den beiden letzten Punkten schreibt man es ganz allein zu, daß in den nächsten Jahrzehnten trotz eines ungeheuren Menschenverlustes Frankreichs Bevölkerung um ein Fünftel zugenommen habe.

Durch einen unbedachten Akt scheinbarer Hochherzigkeit hatte die Nationalversammlung schon am 16. Mai 1791 auf Robespierres Antrag den unsinnigen Beschluß gefaßt, daß alle ihre Mitglieder von der Wählbarkeit in die legislative Nationalversammlung, welche der neuen Verfassung gemäß unmittelbar nach dem Ende der konstituierenden zusammenzutreten hatte, ausgeschlossen sein sollten. Dies erleichterte den Männern, welche eine neue Revolution wünschten, die Erreichung ihres Zweckes. Außerdem sorgte die Pariser Bürgerschaft dafür, daß die demokratischen Deputierten auf andere Weise einen

großen Einfluß erhielten. Schon im Juni war von ihr Maximilian Robespierre zum öffentlichen Ankläger des Pariser Kriminalgerichts sowie Jérôme Pétion de Villeneuve zum Präsidenten und Buzot zum Vicepräsidenten desselben gewählt worden. Nicht lange nach dem Schlusse der konstituierenden Versammlung (16. November 1791) ernannte man Pétion an Baillys Stelle zum Maire von Paris. Um dieselbe Zeit wurde ein anderes Mitglied der Gewaltpartei, Pierre Louis Manuel, als Prokurator oder Syndikus sowie Georges Danton als dessen Substitut Organ des Pariser Gemeinderats. Lafayettes Stelle als Generalkommandant der Pariser Nationalgarde war noch durch die konstituierende Versammlung selbst aufgehoben worden: man hatte das Bürgerheer von Paris in sechs Legionen geteilt und sechs Befehlshaber derselben ernannt, welche abwechselnd einen Monat lang das Oberkommando führen sollten. Von diesen sechs Befehlshabern war der Brauereibesitzer Santerre, ein Freund des Herzogs von Orleans, der bedeutendste, weil er auf die Vorstädter, deren Fäuste man benutzen wollte, denselben Einfluß übte, welchen Lafayette bei den mittleren Bürgerklassen gehabt hatte. Beim Zusammentritt der neuen Nationalversammlung war also alles Gewicht und Ansehen, welches bisher Lafayette, Bailly, Lameth und andere Konstitutionelle besessen hatten, an die Demokraten übergegangen. Endlich kamen auch noch die Wahlen für die legislative Versammlung ganz in die Hände der Gegner der neuen Verfassung. Daran war neben der Schlaffheit der mittleren Klassen, welche das Politisieren bereits satt hatten, ebenfalls die abgetretene Versammlung schuld; denn sie hatte ein Wahlgesetz erlassen, nach welchem alle Wahlen in die Hände der unwissenden Volksmasse gelegt und also von den Jakobinerklubs abhängig gemacht wurden. Schon dies würde den bereits elf Monate später erfolgten Umsturz der neuen Verfassung begreiflich machen. Man muß aber außerdem noch bedenken, daß nach dieser Verfassung die gesetzgebende Versammlung, obgleich sie kein Oberhaus neben sich hatte, dem Könige nicht untergeordnet, sondern zur Seite gesetzt war, daß der König sie nicht auflösen durfte, daß — überaus thörichterweise — keiner seiner Minister in ihr Sitz und Stimme und er selbst keine Initiative hatte, und dgl. m. Es war also ganz natürlich, daß die neue Nationalversammlung von Anfang an die Konstitution samt ihren Urhebern zu vernichten strebte. Ja, unter den neuen Deputierten befand sich fast kein einziger, welcher geneigt gewesen wäre, den auf die neue Verfassung geleisteten Eid unbedingt zu halten, ganz abgesehen davon, daß sie durch den verkehrten Beschluß der Nichtwiederwählbarkeit der vorigen Deputierten eine Versammlung von Neulingen war.

4. Die legislative Versammlung bis zur Einsetzung eines girondistischen Ministeriums, März 1792.

Die legislative Versammlung eröffnete am 1. Oktober 1791 ihre Sitzungen unter Umständen, welche für die Erhaltung der neuen konstitutionellen Regierung und für die Wiederherstellung der Ordnung und Ruhe sehr bedenklich waren. Der König haßte eine Verfassung, die ihm gewaltsam aufgedrungen worden war, obgleich er nur vermittelst der Durchführung derselben hätte gerettet werden können. Der Hof, welcher in Verbindung mit der Königin den schwachen Herrscher leitete, machte sogar eine förmliche Verschwörung gegen diese Verfassung. Auch die Emigranten intriguierten bei den fremden Mächten gegen die neue Ordnung der Dinge. Sie wurden dabei vom Könige und von seiner ganzen Umgebung insgeheim unterstützt. Es bestand wirklich am Hofe ein förmlicher engerer Ausschuß, welcher unter Leitung des Ministers Bertrand de Molleville die Verfassung zu untergraben suchte und spottweise der österreichische Ausschuß genannt wurde. Diese ewig unverbesserlichen Leute unterstützten selbst in ihrer Kurzsichtigkeit die Pläne der Demagogen; denn sie hofften, daß man, wenn nur erst durch die Jakobiner die Verfassung beseitigt sei, in der allgemeinen Verwirrung die alte Monarchie wieder würde aufrichten können. Sie verschwendeten daher, wie sich nachweisen läßt, unnützerweise Millionen für Bestechungen sowie für Journalartikel und für die Unterhaltung von Spionen. Dabei hatten sie so wenig Begriff von Patriotismus und Begeisterung, daß sie nicht etwa nur Leute ohne Treue und Glauben, wie Danton, sondern auch die edelsten Freiheitsschwärmer unter den Deputierten durch Geld gewinnen zu können meinten.

Was die konstitutionelle Partei betrifft, so hatte sie, wie wir sahen, selbst bewirkt, daß ihre Häupter und Wortführer von der Teilnahme an der neuen Nationalversammlung ausgeschlossen wurden. Sie war außerdem noch um die augenblicklich fast wichtigere Herrschaft im Pariser Gemeinderat gebracht worden, welcher schon im November 1791 Polizei und Gericht ganz an sich riß und einen besonderen, mit richterlicher Gewalt bekleideten Polizeiausschuß bildete, der die Konstitutionellen als die ärgsten Feinde verfolgte. Nur das Pariser Departementsdirektorium bestand noch, gleich allen anderen im Reiche, der Mehrzahl nach aus konstitutionell gesinnten Männern. Auch diese Partei war, wie der Hof, in einer unseligen Täuschung befangen und stürzte sich dadurch selbst ins Verderben. Ihre Führer hofften, sogar als die Wiederkehr des Alten nur noch durch einen völligen Umsturz des Bestehenden verhindert werden konnte, das monarchische System auf-

recht erhalten zu können; sie kämpften aber mit stumpfen Waffen gegen einen Feind, der mit genialer Kühnheit jede Rücksicht beiseite setzte und die ganze Wut der niederen Volksklassen zum Kampfe aufbot. Schon im Oktober 1791 verloren daher diese vornehmen Anhänger der Freiheit mit Ausnahme Lafayettes und einiger wenigen anderen den Mut; und im folgenden Jahre wurden sie, im Gedränge zwischen den beiden äußersten Parteien, sogar genötigt, sich an den König oder auch an ihre seitherigen Todfeinde, die Emigranten, anzuschließen.

Die Herrschaft kam also an die Republikaner, welche trotz der Verschiedenheit ihrer Endzwecke damals noch einig gingen; und es entstand, ohne daß irgend jemand einen bestimmten Plan dazu entworfen hätte, durch die Umstände selbst eine neue Art von Regierungsgewalt. Diese rein ochlokratische Gewalt hatte ihre Hauptstütze in dem Jakobinerklub und in dem rohen Haufen der Hauptstadt. Der Jakobinerklub, welcher mit den ähnlichen Klubs aller anderen Orte des Reiches durch eine vollständig ausgebildete und sehr wirksame Organisation verbunden war, wurde gewissermaßen die höchste Behörde. Der Pöbel von Paris aber war für ihn ganz dasselbe, was früher für die königliche Regierung die Polizei und das Heer gewesen waren. Er verschaffte dem Klub mit der Faust Gehorsam und schüchterte durch den Unfug und Frevel, den er täglich übte, die Gegner der Demokratie ein. Sogar die Pariser Stadtgemeinde, welche bereits eine Art von demokratischer Republik geworden war, mußte dem Pöbel zu Gefallen den Zwecken der Frevler dienen. Daß dies geschehen konnte, daran war die höhere Klasse der Pariser Bürgerschaft schuld. Die Reicheren und Angeseheneren zogen sich nämlich schon in den ersten Monaten der legislativen Versammlung zurück: sie überließen nicht nur die städtischen Ämter und Geschäfte der niederen Volksklasse, sondern sie brachten auch die bewaffnete Macht in die Hände derselben, weil sie, anstatt selbst am Dienste der Nationalgarde teilzunehmen, sich durch Leute aus dem Pöbel vertreten ließen. Aus denselben rohen Leuten bildete man noch dazu im Februar 1792 eine besondere bewaffnete Abteilung, die Pikenträger, nachdem schon 1789 die Nationalgarde eine Artillerieabteilung erhalten hatte, zu welcher fast nur Schlosser, Schmiede, Wagner, Zimmerleute, Metzger und ähnliche Handwerker gehörten.

Die legislative Versammlung bestand anfangs großen-, später größtenteils aus solchen Leuten, deren Streben weit über die neue Verfassung hinausging. Unter den 745 Mitgliedern derselben waren 300 Advokaten, 70 beeidigte Priester, ebensoviel Litteraten und nur sehr wenige Gutsbesitzer. Außerdem bestand die Mehrzahl aus Leuten unter 30 Jahren; ein sehr großer Teil hatte sogar das gesetzliche Alter

von 25 Jahren kaum erst überschritten. Zwar befanden sich auch einige Freunde der Monarchie unter den Deputierten; aber selbst die bedächtigsten von ihnen mußten sich, wenn sie nicht einer unpatriotischen Gesinnung beschuldigt werden sollten, dazu verstehen, gelegentlich den Ton der heftigsten Opposition anzustimmen. Ohnedies durften sie, bei der bekannten Gesinnung des Hofes, nicht unbedingt und mit allem Nachdruck die republikanischen Schwärmer bekämpfen, wenn sie nicht die Rückkehr des Alten befördern wollten.

Die Mehrheit der Versammlung bestand aus zwei verschiedenen Gattungen von Republikanern, welche zusammen, den Konstitutionellen oder Feuillants gegenüber, die Jakobiner genannt wurden und eine Zeitlang auch miteinander in diesem Klub vereinigt waren, nachher aber in zwei feindliche Parteien sich schieden. Die eine dieser Parteien glaubte durch Rede und Lehre eine Bürgerrepublik der gebildeten Stände gründen zu können; die andere wollte alles Alte vernichten und die Volksmasse in wilde Bewegung bringen, um vermittelst ihrer eine ganz neue Gliederung der Gesellschaft zu erschaffen. Die erstere Partei bestand größtenteils aus Rechtsgelehrten der Normandie, der Bretagne und der südlichen Seestädte und ward, weil ihre besten Redner dem Girondedepartement angehörten, die Partei der Gironde genannt. Die andere nannte man, weil ihre Mitglieder die oberen Sitze der linken Seite einzunehmen pflegten, später den Berg: diese umfaßte die eigentlichen Jakobiner der nachherigen Schreckenszeit, welche in dem Jakobinerklub und in dem kleineren Klub der Cordeliers ihre Vereinigungspunkte hatten. Zu dieser Partei gehörte eine Zahl der heftigsten Republikaner, welche nur im trüben fischen wollten, wie z. B. der schmutzige Kapuziner Chabot, den der ehrliche, aber als gutmütiger Schwärmer leicht zu täuschende Bischof Grégoire zu seinem Generalvikar ernannt hatte, der lahme Advokat Georges Couthon aus Clermont, welcher nachher in der Schreckenszeit neben Robespierre thronte, Merlin von Thionville, Bazire, Quinette und andere ähnliche Leute. Als die vorzüglicheren Männer der Gironde sind die Advokaten Guadet, Vergniaud und Gensonné aus dem Girondedepartement zu nennen sowie Isnard, ein Kaufmann aus dem Departement des Var, die Professoren Koch, Arbogast und Korn von Straßburg, der als scharfer Dialektiker und akademischer Philosoph berühmte Marquis de Condorcet, besonders aber Jean Pierre Brissot, nach dessen Namen später die Partei als Brissotins bezeichnet wurde, als man sie verhaßt machen wollte. Brissot war auf einer Reise in Nordamerika ein Bewunderer der dortigen Demokratie geworden und stand den heftigen Jakobinern weit näher, als seinen girondistischen Freunden. Er ließ gelegentlich merken, daß sich auch

Frankreich wohl dabei befinden würde, wenn nicht alles in Paris centralisiert sei: dies machte dann die Pariser zu Werkzeugen der Feinde Brissots und seiner Partei.

Die Verblendung der nach Deutschland entflohenen beiden Brüder des Königs und die Unvorsichtigkeit der unbeeidigten Geistlichen, zu welchen die meisten Pfarrer und fast alle Bischöfe gehörten, verschafften der Gewaltpartei die willkommene Gelegenheit, die legislative Versammlung gleich anfangs zu Maßregeln des Schreckens und der Zerstörung hinzureißen. Die unbeeidigten Priester hatten ihren Haß gegen die neue Ordnung der Dinge nicht nur durch Worte zu erkennen gegeben, sondern auch in verschiedenen Gegenden das Volk gegen dieselbe aufgewiegelt. Die flüchtigen Prinzen ihrerseits hatten ein vom 10. September 1791 datiertes Manifest bekannt gemacht, in welchem sie alles, was seit dem Mai 1789 geschehen war, höhnend verwarfen und des Königs Gewissenhaftigkeit in betreff des Eides, den er auf die Verfassung geleistet hatte, geradezu verdächtig machten. Beides ward von den heftigen Jakobinern, deren Organ bei dieser Gelegenheit Couthon war, zu ihren Zwecken benutzt. Auf Couthons Antrag wurde schon am 5. Oktober beschlossen, die Titel Sire und Majesté nicht mehr zu gebrauchen und bei feierlicher Sitzung den König dadurch dem Präsidenten der Versammlung gleichzustellen, daß man ihm einen in gleicher Höhe mit dem Präsidentenstuhle und links von demselben stehenden Sessel anweise. Das letztere mußte jedoch schon am nächsten Tage wieder zurückgenommen werden, weil es auf das Volk, welches noch nicht genug bearbeitet war, und von dem eben damals ein nicht geringer Teil aus Verlangen nach Wiederaufnahme seiner gewöhnlichen Geschäfte wieder monarchischen Gesinnungen sich zuwandte, einen übeln Eindruck machte.

Gegen die unbeeidigten Priester sowie gegen die Emigranten wurden im Oktober und November die heftigsten Beschlüsse gefaßt. Beide sollten der Empörung gegen das Gesetz oder der Verschwörung gegen das Vaterland für verdächtig erklärt und infolgedessen die ersteren unter polizeiliche Aufsicht gestellt werden, die letzteren aber, so viele ihrer nicht bis zum 1. Januar 1792 zurückgekehrt sein würden, der Todesstrafe verfallen sein und ihrer Güter und Einkünfte durch vorläufige Beschlagnahme verlustig gehen. Diesen Beschlüssen von barbarischer Strenge setzte der König, welcher auch durch eine Petition des aus Konstitutionellen bestehenden Departementsdirektoriums von Paris dazu ermutigt ward, sein verfassungsmäßiges Veto entgegen. Die Feinde des Königtums und der Konstitution wurden aber dadurch nur zu kühneren Schritten bewogen; und Greuelthaten kamen von jetzt an immer häufiger vor. In Avignon, der Hauptstadt der päpstlichen

Grafschaft gleichen Namens, wurden Ende Oktober durch die Demokraten diejenigen Bürger ermordet, welche mit der durch die konstituierende Nationalversammlung dekretierten gewaltsamen Einverleibung der Grafschaft in Frankreich unzufrieden waren. Ähnliche Greuel waren durch die Nationalversammlung auf der westindischen Insel San Domingo veranlaßt worden. Mehrere Beschlüsse dieser Versammlung hatten nämlich, in Verbindung mit unvorsichtigen Erklärungen über die Rechte der Farbigen, eine Empörung der Sklaven und unsägliche Grausamkeiten derselben hervorgerufen, die sich nachher wiederholten und zuletzt den Verlust der Insel herbeiführten.

Nächst den Beschlüssen gegen Priester und Emigranten waren die kriegerischen Maßregeln gegen das Ausland der wichtigste Gegenstand, mit dem sich die legislative Versammlung in ihrem ersten halben Jahre beschäftigte. Den nächsten Anlaß zu diesen Maßregeln gaben die von Kaiser Leopold unterstützten Beschwerden deutscher Reichsfürsten, welche, im Elsaß begütert, sich über Verlust ihrer feudalen Rechte in Verfolg der Beschlüsse vom 4. August beschwerten. Außerdem fühlte man sich aber auch noch durch die Rüstungen gekränkt, welche den Emigranten in Deutschland gestattet wurden sowie durch das früher erwähnte Manifest des Kaisers und durch die zwischen Österreich, Preußen und anderen Staaten stattfindenden Verhandlungen über Frankreich, an denen auch der französische Hof insgeheim teilnahm: vornehmlich aber war der herrschenden girondistischen Partei der Krieg selbst erwünscht, der, wie sie dachten, ihnen das Heft ganz in die Hand geben werde. Die Regierung hatte zwar schon zu Anfang des Jahres 1792 drei Heere unter den Marschällen Rochambeau und Luckner und dem General Lafayette an der Ostgrenze aufgestellt: man traute ihr aber um so weniger, weil sie ganz ruhig blieb, als Österreich und Preußen nicht nur am 7. Februar 1792 einen ganz kriegerischen Vertrag miteinander schlossen, sondern auch drohende und beleidigende Noten an das französische Ministerium sandten. Eine der heftigsten dieser Noten soll sogar, was wir dahingestellt sein lassen, der französische Hof selbst mit Zuziehung Barnaves, Duports und anderer liberalen Royalisten abgefaßt und nach Wien geschickt haben, weil man die Republikaner durch den deutschen Kaiser schrecken zu können glaubte. Unter diesen Umständen fanden Männer der Gironde es in ihrem Interesse, den Krieg durch jedes Mittel zum Ausbruche zu bringen und zugleich die Lage der Dinge zum Sturze des Ministeriums zu benutzen. Brissot hatte, als Mitglied des Ausschusses für die auswärtigen Angelegenheiten, schon vom Oktober an die legislative Versammlung in dieser Sache immer weiter gedrängt. Im Januar 1792 setzte er endlich den Beschluß durch, dem Kaiser erklären zu lassen, daß ihm,

wenn er nicht bis zum 1. März allen Forderungen Frankreichs Genüge geleistet habe, der Krieg erklärt werden solle. Nachdem dieser Beschluß gefaßt worden war, wußten die Minister durch tausend Künste die Ausführung desselben hinzuhalten und den Bericht, welchen der Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten erstatten sollte, zu verzögern. Sie riefen aber dadurch eine so große Erbitterung hervor, daß sie nicht nur auf die feindseligste Weise angegriffen, sondern endlich auch gestürzt wurden. Bei dieser Gelegenheit zeichnete sich wieder Brissot am meisten durch Heftigkeit aus. Er legte als Berichterstatter des Ausschusses die Kabalen, welche ein Teil der Minister mit dem Könige angestiftet hatte, offen dar und trug sogar auf eine Anklage gegen den Minister des Auswärtigen, de Lessart, an. Der letztere wurde am 10. März wirklich auf Beschluß der Versammlung angeklagt und verhaftet.

Als infolge dieses Schrittes das Ministerium sich auflöste, ließ der König sich zu dem unter den damaligen Umständen ganz verderblichen Entschlusse hinreißen, seine Minister aus den Reihen der Opposition zu nehmen, also ein aus girondistischen Jakobinern bestehendes Ministerium zu ernennen, das ihm verhaßt war und blieb und deshalb bald ganz offen feindlich gegen ihn auftrat. Die Mitglieder des neuen Ministeriums waren: Roland de la Platière für das Innere, Duranton für die Justiz, Lacoste für das Seewesen, Clavière aus Genf für die Finanzen, Servan für den Krieg und Dumouriez für die auswärtigen Angelegenheiten. Diese Minister waren, wenn man den zuletzt genannten ausnimmt, redliche Männer, aber von ganz gewöhnlichem Schlage und deshalb völlig außer stande, das Schiff des Staates mitten im heftigsten Sturme zu lenken. Die eigentliche Leitung des neuen Ministeriums hatte Rolands Gattin. Diese wohnte den Ministerkonferenzen bei, welche in ihres Gatten Zimmer gehalten wurden, und übte in denselben einen zwar bescheidenen und stillen, aber dennoch sehr mächtigen Einfluß aus. Was den einzigen fähigen und erfahrenen Mann unter den neuen Ministern, Dumouriez, betrifft, so war derselbe einst Ludwigs XV. geheimer Bevollmächtigter in Polen und Schweden gewesen und hatte bei den Polen auch im Felde gedient; er war nachher von dem Kriegsminister St.-Germain bei den Reformen, welche dieser im Kriegswesen vornahm, gebraucht worden; in beiden Stellungen ist er uns früher schon begegnet; zuletzt hatte er die großen Festungsbauten bei Cherbourg geleitet. Er betrachtete die Revolution von Anfang an als eine gute Gelegenheit, sein Glück zu machen, und spielte in derselben den Intriganten zu Gunsten derjenigen, die ihm zu Ehren und Ansehen verhelfen konnten. Er schloß sich deshalb zuerst an die Girondisten an, näherte sich aber,

sobald er durch diese Minister geworden war, sogleich dem heftigeren Teile der Jakobiner. Er bestieg sogar noch an demselben Tage, an welchem er zum Minister ernannt worden war, mit der den Galeerensklaven entlehnten roten Mütze auf dem Haupte die Rednerbühne des Jakobinerklubs, während drei seiner Kollegen diesem Klub nie angehört hatten und die beiden anderen (Roland und Clavière) wenigstens als Minister ihn nie besuchten. Später ging Dumouriez zu Dantons und Robespierres Partei über, und zuletzt verriet er auch diese wieder.

Das neue Ministerium hätte eigentlich nach Brissots Wunsche sogleich den Krieg erklären sollen; allein die heftigsten unter den Republikanern, welche schon damals Robespierre als ihr Haupt betrachteten, wollten vorerst vom Kriege noch nichts wissen. Robespierre hatte zu seinem großen Verdrusse in der ersten Nationalversammlung eine sehr untergeordnete, im Jakobinerklub dagegen schon seit 1789 eine bedeutende Rolle gespielt; denn er besaß jene wortreiche, flache, dem Neide und der Bosheit gemeiner Seelen angemessene Advokatenberedsamkeit, welche nur den großen Haufen besticht, diesen aber auch sicher gewinnt. Auch war seine kalte, trockene, von Neid und Ehrgeiz beherrschte Natur, welche jede wahre Poesie und Idealität haßte und an ihrer Stelle hohle Phrasen und Scheinbilder verehrte, weit mehr befähigt, die Wünsche des Pöbels zu erraten, als sich den schwärmerischen Ideen eines Buzot und einer Roland hinzugeben. Er erschien zwar ebenfalls in dem Kreise, welchen die letztere in ihrem Hause versammelte, zeigte sich aber stets kalt und zurückhaltend. Als dort im Juni 1791 bei der ersten Nachricht von der Flucht des Königs davon die Rede war, daß diese zur Herbeiführung einer Republik benutzt werden könne, fragte Robespierre höhnisch, was das für ein Ding sei, die Republik? Ebenso war er, als die Girondisten mit glänzenden Worten den Krieg forderten, für die Erhaltung des Friedens gestimmt und hielt im Jakobinerklub heftige Reden gegen den Krieg, die zugleich gegen das neue Ministerium gerichtet waren. Er war nämlich mit Desmoulins der Überzeugung, daß ein siegreiches Heer den Brissotisten dienen werde, um in Verbindung mit Lafayette auf den Trümmern des Königtums eine Regierung ehrgeiziger Vornehmer zu gründen, und er wußte wohl, daß ein Krieg anders geartete Männer und Talente erfordere und großziehe, als er war.

Der Ausbruch des Krieges war aber damals schon nicht mehr abzuwenden. Er würde schon dadurch herbeigeführt worden sein, daß Dumouriez, um den Republikaner zu spielen und den Leuten von Marats Schlag zu genügen, in die diplomatische Sprache jenen barschen Ton brachte, welchen die Franzosen bis zur Zeit der Restauration bei-

behalten haben. Ganz unvermeidlich wurde der Krieg, als Kaiser Leopold am 1. März 1792 starb und sein junger, unerfahrener, von Weibern und Hofleuten abhängiger Sohn Franz II. ihm auf dem österreichischen Thron nachfolgte. Ehe wir auf die Geschichte des Krieges und auf die weitere Entwickelung der französischen Revolution übergehen, wollen wir zunächst erzählen, welche Gestalt die europäischen Angelegenheiten in der letzten Zeit angenommen hatten.

XVI. Das monarchische Europa

vor der französischen Revolution und während der ersten Jahre derselben.

1. Rußland vor dem zweiten Türkenkriege der Kaiserin Katharina II.

Das Russische Reich kam, gleich nachdem Katharina II. ihren ersten Krieg mit den Türken, der im Jahre 1768 begann und im Jahre 1774 mit dem Frieden von Kutschuk Kainardsche erledigt war, in die Gewalt des Grafen Potemkin, welcher damals an Gregor Orlows Stelle Günstling der Kaiserin geworden war. Unter Katharina war nämlich, wie am Hofe Ludwigs XV., der Gegenstand der grobsinnlichen Liebe des Staatsoberhauptes ganz öffentlich die dem Range nach erste und mitunter auch die mächtigste Person des Hofes. Für diese Person war in Rußland nicht nur eine besondere Wohnung im Schlosse eingerichtet, sondern sogar auch ein förmliches Hofamt geschaffen worden, mit welchem größere Ehren und Vorrechte verbunden waren, als mit irgend einem andern. Von den zwölf Männern, welche nacheinander dieses Amt bekleideten, behaupteten zwei, Gregor Orlow und Potemkin, die Herrschaft über Katharina selbst dann noch, als sie die Stelle eines kaiserlichen Günstlings anderen hatten überlassen müssen, so daß die Herrschaft jener beiden fast die ganze Regierungszeit der Kaiserin ausfüllte. Im Jahre 1772 war Orlow durch Wassiltschikow verdrängt worden. Schon 1774 ertrotzte er zwar seinen alten Platz wieder; er mußte aber noch in demselben Jahre dem Grafen Potemkin weichen. Dieser war von allen Inhabern jenes schmählichen Amtes vielleicht der einzige, welcher wenigstens anfangs eine wirkliche Leidenschaft für Katharina hegte. Er bemächtigte sich bald der ganzen Leitung der Staatsgeschäfte und behielt dieselbe bis zu seinem Tode, weil er wie Orlow alle die Eigenschaften besaß, welche zur Ausführung der genialen Pläne der Kaiserin erforderlich waren. Er machte sich daher auch so unentbehrlich, daß er die Kaiserin, auf deren persönlicher Gunst doch

seine ganze Macht beruhte, mitunter sogar brutal behandeln durfte, obgleich er schon 1776 das Amt eines Günstlings an einen anderen hatte abtreten müssen.

Potemkin war ein echter orientalisch-russischer Magnat. Er sah mit schnöder Verachtung auf die Gebote der Moral herab, behandelte jedermann ohne Unterschied brutal und tyrannisch und opferte seiner Laune, seinem Ehrgeize und den Plänen seiner Kaiserin rücksichtslos die Schätze des Reichs und das Leben von Tausenden auf. Der Kaiserin huldigte er bald mit den pomphaftesten Schmeicheleien, wie man sie nur etwa in den alten orientalischen Reichen auszudenken verstanden hatte, bald tyrannisierte er sie wieder gleich allen anderen Leuten. Dabei war er der habsüchtigste Mann im Reiche und häufte so große Schätze zusammen, daß er ungeachtet des wahrhaft kaiserlichen Aufwandes, den er trieb, bei seinem Tode (1791) ein bares Vermögen hinterließ, welches auf 52 Millionen Rubel geschätzt wurde, gewiß aber noch weit größer war. Jedermann staunte ihn an, obgleich niemand eine wirklich große Eigenschaft an ihm zu erkennen vermochte; jedermann fürchtete ihn und ließ sich seinen entsetzlichen Hochmut gefallen. Vergebens suchten Potemkins Nachfolger in dem oben erwähnten Hofamte der Kaiserin die Augen zu öffnen: sie mußten alle einem Manne weichen, von dem sich Katharina nicht trennen konnte, weil er durch tyrannische Energie und völlige Rücksichtslosigkeit die gigantischen Unternehmungen durchsetzte, welche ihren Ruhm erhöhten, und weil er die russischen Großen durch die Furcht, die er einflößte, sowie durch die glänzenden Feste, mit denen er sie ergötzte, von Verschwörungen zu Gunsten ihres Sohnes Paul abzuhalten wußte.

Potemkins Herrschaft begann zur Zeit des Friedens von Kutschuk Kainardsche, durch welche die Tatarenländer am Schwarzen Meere in der Krim und Kuban von der Türkei losgerissen und für unabhängig erklärt worden waren. Diese Länder dem Russischen Reiche einzuverleiben, war der erste Plan, welchen Potemkin verfolgte. Die Umstände waren ihm bei der Ausführung desselben sehr günstig; denn Frankreich und England, ohne deren Beistand der Sultan nicht zu den Waffen greifen konnte, wurden gerade damals infolge des Abfalls der englischen Kolonieen in Nordamerika in einen Krieg miteinander verwickelt. Potemkin verfuhr bei der Unterwerfung der Tataren ebenso, wie die Engländer die indischen Fürsten ihrer Besitzungen zu berauben pflegen. Er vertrieb zuerst durch Unruhen, die er erregte und unterhielt, den türkisch gesinnten Chan der Krim und ließ an dessen Stelle einen russischen Schützling, Schagin-Girei, erwählen. Nachher reizte er durch Anhäufung von Truppen in der Nähe der Krim den türkischen Sultan, bewog den neuen Chan, als derselbe sich zugleich durch seine

Unterthanen und die Türken bedroht sah, zu einem Hilfegesuch in Petersburg und schickte hierauf ein von Suworow geführtes Heer in die Krim (1778). Der Sultan mußte sich bald den Forderungen Potemkins fügen und den von Rußland eingesetzten Chan als Beherrscher der Krim anerkennen. Nachdem Potemkin dies erreicht hatte, wußte er den Chan durch Befriedigung seiner Eitelkeit und durch glänzende Versprechungen dahin zu bringen, daß derselbe sich seinem Volke immer mehr entfremdete, seiner Religion entsagte und endlich sogar das Chanat an seine Kaiserin abtrat, um als russischer Obristlieutenant in Ruhe, Genuß und Glanz leben zu können. Schagin-Girei wurde schändlich betrogen; denn der habgierige Potemkin ließ ihm nachher das ausbedungene Jahrgeld nicht ausbezahlen, obgleich er es der Kaiserin stets verrechnete. Als Schagin-Girei sich 1786 klagend an Katharina wandte, wurde er von Potemkin nach Kaluga verbannt. Er geriet dort in große Not, entfloh deshalb in die Türkei, wurde aber auf Befehl des Sultans als Verräter und Renegat erdrosselt.

Nach der Abdankung des Chans besetzten russische Truppen die Krim und die zu ihr gehörigen Tatarenländer (April 1783). Die Tataren, denen man in Manifesten die Unterwerfung unter Rußland als die größte Wohlthat darstellte, versuchten vergebens ihre Freiheit zu verteidigen; Potemkin ließ gegen sie jenes heroische Mittel des Terrorismus anwenden, welches nur dann getadelt und gescholten zu werden pflegt, wenn es nicht für Thron und Altar, sondern für das Interesse der Feinde der Aristokratie und Monarchie angewandt wird. Durch ein gräßliches Blutbad nämlich, in welchem über 30000 Tataren jedes Alters und Geschlechts umgekommen sein sollen, wurden die Widerstrebenden in Masse vernichtet und die übrigen eingeschüchtert. Hierauf erklärte man die Krim und einen großen Teil von Kuban, dem Lande östlich von der schmalen Wasserstraße, welche aus dem Asowschen ins Schwarze Meer führt, für russische Gouvernements und erteilte denselben die neuen Namen Taurien und Kaukasien. Potemkin selbst ward mit dem Ehrentitel des Tauriers geschmückt und zum Generalgouverneur der eroberten Länder sowie zum Großadmiral des Schwarzen Meeres ernannt. Die unglücklichen Tataren wurden nachher trotz der schönen Worte, mit denen man ihnen das Glück der russischen Herrschaft geschildert hatte, so behandelt, daß ihr jetziger Zustand mit demjenigen vor ihrer Einverleibung auch nicht einmal zu vergleichen ist. Damals noch zahlreich, wohlhabend und in Seide gekleidet, sind sie jetzt zu einem kleinen hungernden Bettelvolke herabgesunken, ihre einst prächtigen Zeltstädte sind zu Zigeunerlagern geworden, ihre steinernen Häuser und Paläste in Trümmer zerfallen.

Der Sultan mußte die Eroberung der Krim ruhig mitansehen,

weil er von Europa keine Hilfe zu erwarten hatte. Frankreich war nur darauf bedacht, seinen Nordamerikanischen Krieg zu beendigen. England war durch die Unruhen in Anspruch genommen, welche im folgenden Jahre Pitt ans Ruder brachten. Joseph II. von Österreich hatte sich 1780 durch Katharina gewinnen lassen und mit ihr bei einem Besuch in Petersburg zu Zarskoje Sselo einen Vertrag geschlossen, in welchem er die Türken und Tataren ihrem Schicksale überließ. Friedrich der Große endlich wünschte und hoffte mit Rußlands Hilfe die polnischen Städte Thorn und Danzig zu erlangen. Der Sultan war daher nicht nur genötigt, in die Abtretung der tatarischen Länder zu willigen, sondern er wurde sogar, wie wenige Jahre vorher die Polen, gezwungen, dem an ihm verübten Raube durch seine förmliche Zustimmung den Anschein einer rechtmäßigen Handlung zu verleihen.

Gleich nachher unterhielt Potemkin seine Kaiserin mit neuen gigantischen Plänen und Unternehmungen. Er opferte, um in Asien Eroberungen zu machen, bei einem nutzlosen Kriege mit Persien Geld und Menschen auf. Er knüpfte mit China prahlerische Verbindungen an, welche zu nichts führten. Er verpflanzte 60 000 Kosaken in das Land der niedergesäbelten Tataren. Er entwarf endlich den Plan zu einem neuen großartigen Unternehmen, welches ungeheure Summen verschlang und doch nichts anderes war und blieb, als eine fein ausgedachte, kolossale Schmeichelei für die Kaiserin. Da nämlich Katharina mit ihrem Freunde Voltaire für die Idee eines neuen Griechischen Reiches schwärmte, so ging Potemkin auf diese Phantasie ein und beschloß vorerst ein halbgriechisches Reich am Schwarzen Meere zu gründen. Der Anfang ward mit der Erbauung einer Hauptstadt desselben gemacht. Potemkin zauberte mit den dafür bewilligten 18 Millionen Rubel, von denen er jedoch den größten Teil für sich behielt, in kurzer Zeit das Schattenbild einer großen Stadt herauf, welche den Namen Cherson erhielt, die aber an einem schlecht gewählten Orte erbaut wurde und deshalb hinter dem später gegründeten Odessa weit zurückgeblieben ist. Die zu einer Statthalterschaft gemachte Wüste, deren Hauptstadt Cherson werden sollte, benannte Potemkin schmeichelnd „Ruhm der Katharina“ (Slawa Ekatarina). Einer anderen Stadt und Statthalterschaft, die er schuf, gab er den Namen Ekaterinoslaw.

Als die Gründung von Cherson vollendet war, veranstaltete Potemkin zur Feier derselben eine Festlichkeit, welche in Europa schwerlich jemals ihresgleichen gehabt hat. Nur im Reiche der Abbassiden oder des Großmoguls wurden ähnliche Summen verschwendet; im Abendlande dagegen hat man wohl niemals mit dem Gelde der Unterthanen einen ärgeren Mißbrauch getrieben und der öffentlichen Meinung

durch eine schmählichere Komödie hohngesprochen, als damals in Rußland. Das Fest knüpfte sich an die Huldigung, welche Katharina in der neuen Stadt entgegennehmen sollte, und hatte noch den besonderen Zweck, durch prahlendes Schaugepränge die Welt zu blenden. Im Januar 1787 reiste Katharina zu diesem Feste nach Cherson. Potemkin selbst war vorausgegangen, um die Coulissen des Theaters zu erbauen, das sich sozusagen von Petersburg bis nach Cherson erstreckte. Als Gäste waren Kaiser Joseph II. und der polnische König Stanislaus Poniatowski, einer der früheren Günstlinge der Kaiserin, eingeladen worden, weil Katharina und Potemkin bei dieser Gelegenheit mit dem ersteren eine Teilung des Türkischen Reiches verabreden, den letzteren aber gebrauchen wollten, um durch seine Erbärmlichkeit ihrem monarchischen Glanze als Folie zu dienen.

Die Reise wurde mit einer Verschwendung und mit einer Mißhandlung des Volkes gemacht, welche des himmelstürmenden Charakters der genialen Kaiserin und ihres Freundes durchaus würdig waren. Das Gefolge der Kaiserin war so groß, daß auf jeder Station 560 Pferde bereit gehalten werden mußten. Auf dem ganzen Wege waren, damit die Reise auch nachts fortgesetzt werden könne, in Entfernungen von je etwa 200 Metern große Holzstöße aufgehäuft, welche beim Herannahen der Kaiserin angezündet wurden und über die ganze Gegend Tageshelle verbreiteten. Potemkin hatte überhaupt alles Erdenkbare aufgeboten, um die Macht und Größe seiner Kaiserin im höchsten Glanze zu zeigen und zugleich sie selbst durch den Anblick des angeblichen Wohlstandes ihrer Unterthanen zu entzücken. Er hatte viele ephemere Dörfer erbauen und mit Tausenden von Bauern anfüllen lassen, welche von weit und breit her zusammengeschleppt und in neue Kleider gesteckt wurden. Ebenso hatte er ungeheure Viehherden zusammentreiben lassen, welche neben dem Wege weiden mußten. Sobald Katharina vorübergefahren war, verschwanden alle diese Trugbilder, ohne daß sich jemand um die Ernährung der vielen zusammengetriebenen Menschen bekümmerte, und alles ward wieder wüst und leer, wie es vorher gewesen war. Entsprechend ging es mit den Prachtgebäuden, in denen Katharina unterwegs die Nächte zugebracht hatte, und mit den Warenmagazinen, welche zu ihrer Augenweide in Cherson eingerichtet worden waren. Übrigens hatte die Kaiserin auf dieser Reise noch die besondere Freude, daß ihr in Kiew die russischen Kreaturen unter dem polnischen Adel, ein Sapieha, ein Lubomirski, ein Potocki, ein Branicki und andere, Huldigungen darbrachten. Später erschien auch der polnische König Stanislaus, der sich als Reisegeld ein Almosen von 100 000 Rubel hatte schicken lassen und, wie wenn

sein Reich eine russische Statthalterschaft wäre, die Kaiserin bat, seinem Neffen die Nachfolge in Polen zu gewähren.

Kaiser Joseph II., welcher vor Katharina in Cherson eingetroffen war, reiste ihr bis Kaidaki entgegen. Er erkannte recht gut, daß Potemkin die Kaiserin durch den bloßen Schein von Wohlstand, Kultur und zahlreicher Bevölkerung betrüge, und urteilte ganz richtig über beide; dessenungeachtet ließ er sich selbst, eigener Vergrößerungsgedanken voll, für ihre Pläne in betreff der Türken gewinnen und sagte in Cherson seine Teilnahme an dem Kriege zu, welcher mit diesen letzteren begonnen werden sollte. Preußen, dessen Politik damals noch vom Grafen Hertzberg geleitet wurde, und die in England herrschende Aristokratie überwachten ängstlich die Absichten Josephs und der Kaiserin. Sie gebrauchten nicht nur, wie wir bereits früher gesehen haben, Belgien, sondern auch Schweden und Polen, um beide Regenten in Verlegenheit zu bringen, unterließen es aber, sich der Türken thätig anzunehmen.

2. Gustav III. und Katharina II.

Der schwedische König, Gustav III., hatte zur der Zeit, als der Krieg zwischen Rußland und der Türkei ausbrach, bereits die Liebe des Bürger- und Bauernstandes wieder verloren; und doch bedurfte er dieser Stützen, um sich gegen den Adel halten zu können. Er ließ sich zu seinem Verderben durch Katharina II. täuschen und strebte zugleich nach dem Glanze derselben, ohne ihre Mittel zu haben. Die schlaue Kaiserin, welche jeden Menschen auf den ersten Blick erkannte, hatte auch Gustavs Wesen schon längst durchschaut und benutzte die Schwächen desselben auf meisterhafte Weise. Sie wußte den romantischen König von Schweden, mit welchem sie mehrmals glänzende Zusammenkünfte hatte, durch Geld, Schmeicheleien und Festlichkeiten so zu bestricken, daß er erst 1786 zu dem Entschlusse kam, ihren Absichten auf die Türkei entgegenzutreten. Gustav nahm sogar bei seiner zweiten Zusammenkunft mit Katharina (Juni 1783) ein Geschenk von 200 000 Rubeln an, welches ihm unter dem Vorwande eines Ersatzes der Reisekosten angeboten wurde. Dieses Geld verschwendete er gleich nachher auf einer italienischen Reise, auf der er sich in Neapel von demselben russischen Gesandten glänzend bewirten ließ, der ihm später in seiner eigenen Residenz auf brutale Weise trotzte.

Gustav hatte sich dadurch ein Verdienst um sein Reich erworben, daß er dasselbe vom Joche einer habgierigen und hochmütigen Adelskaste befreite. Er hatte auch anfangs von der ihm anvertrauten monarchischen Gewalt einen sehr wohlthätigen Gebrauch gemacht. Er selbst

untergrub aber seinen Thron, weil er für eine glänzende Hofhaltung, für großartige Feste, für prunkende Reisen, für Opern, Schauspiele, schöne Künste und Kunstwerke so große Summen verbrauchte, daß die Staatskasse des an und für sich armen Landes bald ganz erschöpft war. Die Finanzverlegenheit, in die er dadurch geriet, brachte ihn um die Gunst der niederen Stände. Dies wurde dann von dem Adel und von der schlauen Beherrscherin von Rußland sehr geschickt zu seinem Verderben benutzt. Der schwedische Adel spielte damals gleich der Aristokratie anderer Länder eine Rolle, welche klar und deutlich bewies, daß der Adel nichts weniger als eine Stütze des Thrones sei. In Österreich hemmte die Aristokratie nicht nur den Kaiser Joseph in seinem Streben, eine reine Monarchie zu gründen, sondern sie brachte auch nach dessen Tode alles in den alten Zustand zurück. Der polnische Adel verkaufte zu derselben Zeit sich und das Reich an den Meistbietenden. Der schwedische Adel hinderte zuerst seinen König, die monarchische Gewalt zur Befreiung des Reiches von fremder Abhängigkeit anzuwenden; nachher entledigte er sich des Herrschers, der ihn um seine angemaßten Vorrechte gebracht hatte, durch Verschwörung und Mord, also durch dieselben Mittel, deren sich die demokratischen Terroristen Frankreichs bedienten.

Im Jahre 1786 mußte Gustav, um der Finanznot abzuhelfen, einen Reichstag berufen. Auf diesem trat ihm der Adel bereits offen als Feind entgegen, und der russische Gesandte unterstützte denselben auf jede Weise. Von vier Vorschlägen Gustavs wurde nur einer angenommen. Der König war darüber so erbittert, daß er in der Rede, mit welcher er den Reichstag schloß, drohende Worte fallen ließ. Gleich nachher schenkte Gustav den Agenten Englands und Preußens Gehör, die ihn aufforderten, den bevorstehenden Krieg der Türken und Russen zu benutzen, um Schweden an Rußland zu rächen. Er schloß noch vor dem Ausbruche jenes Krieges ein Offensivbündnis mit den Türken und rüstete Heer und Flotte aus, um die russische Kaiserin von Norden her anzugreifen, sobald die Hauptmacht derselben im Süden beschäftigt sei. Ein Angriffskrieg durfte jedoch nach der bestehenden Verfassung nur mit Zustimmung der Stände unternommen werden, und diese war voraussichtlich nicht zu erlangen, da der Adel gegen den König aufs höchste erbittert war und der russiche Gesandte alle Hebel in Bewegung setzte, um die ganze schwedische Nation aufzuhetzen. Überdies standen, was Gustav recht gut wußte, die Generale und Offiziere des Heeres, lauter Adlige, in geheimem Einverständnisse mit Rußland. Der König half sich damit, daß er dem beabsichtigten Angriffskriege den Schein eines Verteidigungskrieges gab, wodurch er sich selbst beschimpfte, weil er den Unzufriedenen nur scheinbar den gesetzlichen

Grund zur Verweigerung des Dienstes entzog. Er nahm nämlich seine Zuflucht zu einer gemeinen List: er veranlaßte die Russen, ihr Recht an eine Grenzbrücke, deren Besitz streitig war, mit den Waffen zu behaupten; oder er kleidete gar, wie die besten Nachrichten sagen, schwedische Soldaten in russische Uniform ein und ließ sich dann von ihnen angreifen, um sagen zu können, daß er einen Verteidigungskrieg führe.

In ähnlicher Weise verfuhr Potemkin gegen die Türken; er erreichte aber als praktischer und energischer Mann den beabsichtigten Zweck, während Gustav den seinigen verfehlte. Potemkin und Katharina hatten nämlich den Plan entworfen, auf Unkosten der Türken ein neues Byzantinisches Reich zu erschaffen, dessen Beherrscher Katharinas zweiter Enkel, Konstantin, werden sollte. Dazu bedurften sie der Mitwirkung des Kaisers Joseph II. Diesen hatten sie zwar zur Teilnahme an der Bekriegung und Teilung des Türkischen Reiches zu gewinnen gewußt; allein der mit Joseph geschlossene Vertrag verpflichtete denselben nur dann zur Hilfeleistung, wenn die Russen angegriffen würden. Potemkin suchte daher die Türken zu einer Kriegserklärung zu reizen. Er stellte höchst unbillige Forderungen an den Sultan, ließ durch russische Emissäre in verschiedenen Gegenden der Türkei Unruhen erregen und erteilte, als der Sultan über dies alles mit Recht in Zorn geriet, auf die Beschwerden desselben ausweichende oder hinhaltende Antworten. Dadurch ward dann endlich der Sultan so erbittert, daß er 1787 an Rußland den Krieg erklärte. Den Verlauf dieses Krieges, an welchem in Gemäßheit der Vereinbarungen von Zarskoje Sselo auch Österreich teilnahm, werden wir im nächsten Abschnitt erzählen.

Wegen des schwedischen Königs, welcher eine Flotte und ein Heer in Karlskrona vereinigt und außerdem noch 30- bis 40 000 Mann in Finnland gesammelt hatte, brauchten Katharina und Potemkin nicht in Besorgnis zu sein, obgleich sie alle guten Truppen an die türkische Grenze beordert hatten; denn sowohl die Verbindungen, die sie mit dem schwedischen Adel angeknüpft hatten, als auch des Königs eigene Schwäche enthob sie jeder Verlegenheit. Es fehlte den Schweden, als der Krieg begann, an allem Nötigen, und ihr König selbst war gerade dann, wenn es auf Schnelligkeit ankam, säumig, während er zu der Zeit, wo er hätte säumen sollen, alles übereilte. Außerdem vermochte Gustav nicht einmal bei dem ernsten Geschäfte des Krieges sich seinen gewohnten Tändeleien zu entziehen. Schon bei der Abreise zum Kriege erschien er in einem solchen Aufzuge, daß man hätte meinen sollen, er begebe sich zu einem Turnier oder einem Hoffeste; er ritt in buntem Seidenwams und Federhut und in Schuhen mit roten Bändern zum Thore von Stockholm hinaus. Im Felde selbst ahmte er die Ritter

und Paladine der Sagenzeit ganz vortrefflich nach; denn er hatte Sänger, Tänzer und Dichter mitgebracht, hielt Gesang- und Theaterproben, erteilte den Ritterschlag, feierte Triumphzüge, spielte Komödie mit der Flagge eines eroberten Schiffes und dergleichen mehr. Dagegen zeigte er sich als Heerführer ganz unfähig.

Auch sein Bruder, der Herzog Karl von Südermanland, welcher die schwedische Flotte kommandierte, war zum Anführer im Kriege nicht geschaffen. Er beging gleich anfangs den Fehler, daß er den günstigen Augenblick versäumte. Als er nämlich am 22. Juni 1788 mit einer mehr als fünfmal größeren Flotte bei Dagerort auf drei russische Linienschiffe traf, unterließ er den Angriff aus Scheu, einen Krieg anzufangen, der doch bereits begonnen worden war. Einen Monat später (17. Juli) ward er bei Hogland von einer überlegenen russischen Flotte unter dem Briten Greigh angegriffen und mußte sich, obgleich die Schweden ruhmvoll kämpften, in den Hafen von Sweaborg flüchten, wo er dann mit seiner Flotte von den Russen blockiert wurde. Gustav selbst wollte im Anfange des Monats August die Festung Frederikshamm erstürmen, machte aber in den Anordnungen dazu solche Fehler, daß die mit den Russen verschworenen Obersten verschiedener Regimenter sich weigerten, ihre Truppen zum Sturm zu führen. Vergebens bot der König alles auf, um die Truppen zum Gehorsam zurückzubringen. Er sah sich sogar genötigt, vorerst nach Stockholm zurückzukehren. Das Kommando des Heeres übergab er seinem Bruder Karl, der sich dann ebenso damals, wie nachher im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, sehr zweideutig benahm.

Als Gustav im September zu Stockholm ankam, hatten die Edelleute im Heere ihren längst beabsichtigten Verrat bereits in Ausführung gebracht. Eine Anzahl von Offizieren hatte nämlich schon am 9. August, als der König noch beim Heere war, einen Brief an die Kaiserin Katharina gesandt. Diese antwortete den Verrätern ihres Königs, wie wenn dieselben die rechtmäßigen Repräsentanten des gesamten schwedischen Adels wären. Noch ehe aber die Antwort der Kaiserin ankam, schlossen die Offiziere auf dem Edelhofe Anjala, dicht an der russischen Grenze, einen Bund gegen ihren König (12. August) und erklärten sich in einem Manifest, welches bald mit 12 000 Unterschriften bedeckt war und sogar vom Prinzen Karl mit unterzeichnet wurde, gegen den Krieg mit Rußland. Zugleich forderten sie nicht nur die Berufung eines Reichstages, sondern schlossen sogar einen Waffenstillstand mit der Kaiserin. Das letztere gewährte übrigens der Nation wenigstens den einen Vorteil, daß die in der Bucht von Sweaborg eingesperrte schwedische Flotte nach Hause zurücksegeln konnte.

Gustav hatte, als er kaum nach Stockholm zurückgekehrt war, noch

eine andere Gefahr abzuwenden, welche ihn und sein Reich von Westen her bedrohte. Die Dänen nämlich waren, infolge eines zwischen ihnen und Rußland bestehenden Vertrages, in Schweden eingebrochen und vor der Stadt Gotenburg erschienen, welche nicht nur eine schwache Besatzung, sondern auch einen verräterischen oder doch wenigstens feigen Kommandanten hatte, und deren Bürger sich weigerten, an der Verteidigung teilzunehmen. Die Schweden waren also in Gefahr, die zweite Stadt ihres Reiches zu verlieren. Gustav wußte aber diese Gefahr abzuwenden und erhielt dadurch Gelegenheit, beim schwedischen Volke, das sein Adel verriet, einen Teil der verlorenen Achtung und Liebe wiederzugewinnen. Er schickte schnell Truppen aus Stockholm, rief umherreisend die Bauern mehrerer Provinzen unter die Waffen, eilte dann selbst nach Gotenburg, brachte auch dort die Bürger zu Anstrengungen, die sie vorher verweigert hatten, ließ die Festungswerke rasch ausbessern und machte so den Fall der Stadt unmöglich. Die Dänen hatten gehofft, Gotenburg schnell nehmen zu können; sie scheiterten aber an der Rührigkeit des schwedischen Königs und wurden durch zwei fremde Mächte sogar genötigt, nach Hause zurückzukehren. Preußen und England hatten nämlich im August desselben Jahres 1788 miteinander einen Vertrag zu gegenseitiger Hilfe geschlossen, welcher ganz offenbar gegen den russisch-österreichischen Bund gerichtet war. Sie nahmen sich des schwedischen Königs nachdrücklich an und schickten nach Gotenburg Gesandte, welche durch Drohungen die Dänen zum Rückzuge und zur Einstellung der Feindseligkeiten bewogen.

Jetzt konnte Gustav, im Vertrauen auf Bürger und Bauern, dem Adel Trotz bieten. Er schrieb von Gotenburg aus einen Reichstag auf den Februar 1789 nach Stockholm aus und benutzte auf diesem ebenso schlau und gewandt, wie er 1772 gethan hatte, die Eifersucht des Bürger- und Bauernstandes gegen den Adel. Er erlaubte dem letzteren nicht nur, sich übermütig zu zeigen, sondern er suchte ihn auch geradezu zu reizen. Als aber die Erbitterung über den Widerstand, welchen der Adel den Absichten des Königs entgegensetzte, bei den andern Ständen recht groß geworden war, wagte Gustav, im Vertrauen auf diese und auf die Stockholmer Bürgerschaft, einen neuen Staatsstreich, bei welchem er sich auf den im Jahre 1786 gefaßten Reichtagsbeschluß stützte, daß nämlich alles, was drei Stände gebilligt hätten, Gesetz sein solle. Nachdem er zuerst die drei anderen Stände durch seine bekannte Redefertigkeit für sich begeistert hatte, gebot er den Edelleuten, fortzugehen und nicht eher wieder zu erscheinen, als bis sie wegen einer dem Landmarschall angethanen Beleidigung Genugthuung geleistet hätten. Der Adel hatte zwar gegen den Reichstagsbeschluß von 1786

protestiert, weil derselbe, was auch wirklich in ihm ausgesprochen war, auf Grundgesetze, Privilegien und Steuerbewilligungen keine Anwendung finde; Gustav half sich aber auf ähnliche Weise, wie bei dem Staatsstreich im Jahre 1772. Er ließ sich am 20. Februar zuerst von den drei andern Ständen zur Ergreifung aller der Mittel bevollmächtigen, welche nötig sein würden, um den Reichstag in Gang zu bringen. Dann vereinigte er wieder die abgehende Schloßwache mit der aufziehenden und ließ mehr als 30 Häupter der Opposition des Ritterstandes verhaften. Auch die Anstifter und einige Mitglieder jener im vorigen Jahre zu Anjala geschlossenen Verbindung sind auf Gustavs Befehl verhaftet und nach Stockholm gebracht worden, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Nachdem so der Adelstand seiner dreistesten Führer beraubt und durch die über ihm schwebende Gefahr eingeschüchtert worden war, versammelte Gustav am folgenden Tage (21. Februar) alle vier Stände wieder und schlug die sogenannte Sicherheitsakte vor, durch welche der Adel zum Besten der anderen Stände um einen Teil seiner Rechte gebracht und die 1772 noch übrig gelassenen Beschränkungen der königlichen Macht abgeschafft wurden. Der Adel leistete zwar bis Mitte März einen hartnäckigen Widerstand; Gustav befahl aber zuletzt dem Landtagsmarschall, jene Akte im Namen des Adelsstandes zu unterschreiben, ließ die Truppen bereit halten und die Stockholmer Bürger in Aufregung bringen und begab sich dann, von jubelndem Volke begleitet, selbst ins Ritterhaus. Dort suchte er den Adel teils durch beredte Worte zu gewinnen, teils durch Hinweisung auf die Soldaten und die erbitterte Volksmasse einzuschüchtern. Er erreichte seinen Zweck vollständig: der Adel gab endlich nach und unterzeichnete die Sicherheitsakte.

Durch diesen Reichstagsbeschluß wurden nicht nur die Bürgerlichen in Hinsicht auf Kriminaljustiz, Ämterbesetzung und Erwerbung von liegenden Gütern den Edelleuten gleichgestellt, sondern die Krone erhielt auch ihre frühere Gewalt wieder. Der König sollte künftig allein regieren, allein Krieg und Frieden beschließen und alle Ämter vergeben, der Reichsrat dagegen nur höchster Gerichtshof sein und der Reichstag nur über außerordentliche Abgaben sowie über Dinge, die der König an ihn zu bringen für gut halte, befragt werden. Da die Stände auch die vom Könige beabsichtigten Anleihen im voraus verbürgt und die zur Fortsetzung des Krieges nötigen Gelder bewilligt hatten, so war jetzt Gustav in Wahrheit Diktator und Selbstherrscher. Mit den verhaßten Edelleuten verfuhr er übrigens gelinde. Von den Mitgliedern des Anjala-Bundes, welche das Kriegsgericht als Hochverräter zum Tode verurteilte, wurde nur ein einziger hingerichtet, die übrigen aber teils ganz begnadigt, teils nur verbannt oder deportiert.

An die Stelle aller dieser höheren Offiziere kamen jetzt die treu gebliebenen deutschen Offiziere, welche von Konstitution nichts wußten oder wissen wollten, sondern nur militärische Ehre, Gehorsam im Dienste und Avancement kannten. Dies war freilich für die Fortsetzung des Krieges ein großer Vorteil; allein Rußland hatte damals den Zweck, den es durch die von ihm angestiftete Verräterei zu erreichen gesucht hatte, schon vollständig erreicht; die günstige Zeit zum Kriegführen war verstrichen, und Rußland hatte seine Rüstungen vollendet.

Im Jahre 1789 spielte Gustav beim Heere wieder den Helden und Feldherrn und brachte sich durch unverständige Einmischung in die Leitung des Krieges um den Erfolg aller Unternehmungen. Er wollte geradeswegs auf Petersburg losgehen und ließ deshalb zunächst einen Sturm auf Frederikshamm an der Nordseite des Finnischen Meerbusens unternehmen; dieser scheiterte aber, und die Schweden mußten nicht allein mit großem Verluste ihr Vorhaben wieder aufgeben, sondern auch im Herbst über die Grenze zurückweichen. Auch die schwedische Flotte war im Kampfe mit der russischen, welche teils von Tschitschagow, teils vom Prinzen von Nassau-Siegen kommandiert wurde und viele tüchtige britische Offiziere an Bord hatte, unglücklich.

Im folgenden Jahre (1790) wiederholte Gustav den Versuch der Erstürmung von Frederikshamm noch einmal: es ging ihm aber nicht besser, als das Jahr zuvor. Dessenungeachtet beharrte er auf seinem Vorsatze, Petersburg zu überfallen. Er erreichte, nachdem ein großer Teil seiner Truppen eingeschifft worden war, die Stadt Wiborg und setzte eine Heeresabteilung neun Meilen von Petersburg ans Land. Da der Erfolg des tollkühnen Unternehmens ganz allein davon abhing, daß die Schweden Herren der See blieben, so hätte Herzog Karl von Südermanland, welcher die Hauptflotte der Schweden befehligte, vor allen Dingen die Vereinigung der beiden russischen Flotten verhindern müssen, von welchen die eine bei Kronstadt, die andere bei Reval lag; Gustav vereitelte dies aber, weil er sich auch in das Seewesen einmischte. Er befahl seinem Bruder, die Stellung zwischen den beiden russischen Flotten aufzugeben und in die Bucht von Wiborg einzulaufen, in welcher bereits die schwedische Schärenflotte lag. Dadurch ward es den Russen möglich gemacht, nicht nur ihre beiden Flotten zu vereinigen, sondern sogar die ganze schwedische Seemacht in der Bucht von Wiborg zu blockieren. Sie würden die letztere vernichtet oder weggenommen haben, wenn nicht des Königs ritterlicher Sinn endlich einmal seinem Volke nützlich geworden wäre. Nachdem nämlich die Schweden aufs Äußerste gebracht worden waren, stimmte

im Kriegsrat Herzog Karl für eine Kapitulation, der Oberst Stedingk aber für den verzweifelten Versuch eines Durchbruchs der feindlichen Flotte, und der König entschied sich für den letzteren Vorschlag. Die Sache war doppelt gefährlich, weil die Schweden dabei nicht nur ihre Flotte, sondern auch ihr Heer, dessen Kern sich auf den Schiffen befand, aufs Spiel setzten. Auch gelang sie nur infolge eines Versehens, welches Tschitschagow beging. Nichtsdestoweniger war das Unternehmen für die Schweden verderblich und gewährte ihnen nur den einen Vorteil, daß wenigstens ihre militärische Ehre gerettet wurde. Sie schlugen sich am 3. Juli durch die feindliche Flotte durch, verloren aber dabei 7 Linienschiffe, 2 Fregatten, mehr als 30 andere Fahrzeuge und 6- bis 7000 Soldaten. Dagegen hatten sie sechs Tage später (9. Juli) das Glück, daß sie, als der Prinz von Nassau ihre Schärenflotte angriff, einen glänzenden Sieg erfochten. Diese Niederlage war die schwerste, welche die Russen seit dem Siebenjährigen Kriege erlitten hatten; denn sie verloren fast ihre ganze Flotte sowie 14 000 Mann an Gefangenen und Toten.

Schon einen Monat nachher schloß Gustav plötzlich Frieden mit Rußland, weil seine Mittel erschöpft waren, und weil er bereits einen neuen Heldentraum zu träumen begonnen hatte. Er gedachte nämlich der Gottfried von Bouillon des Kreuzzuges gegen Frankreich zu werden, welcher damals von den Aristokraten Europas ins Werk gesetzt wurde; und die russische Kaiserin, welche sich sehr beflissen zeigte, ihre Gegner und Rivalen im Westen zu beschäftigen, um in ihren polnischen und türkischen Plänen nicht gestört zu werden, wußte ihn in diesem Traume zu bestärken. Sie bot ihm einen ehrenvollen Frieden sowie ihre Unterstützung bei dem beabsichtigten neuen Abenteuer an. Gustav trat hierauf in Unterhandlung mit ihr, und schon am 14. August 1790 ward zu Werelä der Friede abgeschlossen. Dieser Friede brachte alles auf den Stand zurück, in welchem die Dinge vor dem Kriege gewesen waren; und Rußland erkannte die neue schwedische Verfassung an. Das Blut der Schweden war also umsonst vergossen, die Mittel des ärmsten Reiches von Europa umsonst verschwendet worden, und der Krieg hatte kein anderes Ergebnis gehabt, als daß er dem schwedischen Volke zeigte, wie nichtig Gustavs Glanz und wie gehaltlos sein Streben sei.

3. Der Österreichisch-Russische Türkenkrieg von 1787 bis 1792.

In dem Kriege mit den Türken, welcher 1787 ausbrach, führte dem Namen nach der Fürst Gregor Potemkin den Oberbefehl; aller Ruhm aber, welchen die Russen in diesem Kriege erfochten, war nicht

ihm zu verdanken, sondern seinen Unterbefehlshabern Repnin, Paul Potemkin, Suworow, Michael Kamensky, Galizyn und Kutusow, die sich insgesamt in späteren Kämpfen einen mehr oder weniger glänzenden Namen erworben haben. Von diesen Generalen hat Suworow bis an sein Ende das Unglück gehabt, das Werkzeug einer militärischen Despotie bei ihrer rücksichtslosen Opferung an Menschenleben zu sein. Er hatte schon bei der Besiegung der Tataren die Vernichtungsbefehle Potemkins und Katharinas ganz genau befolgt und lieferte später, weil der Hof es so wollte, in der Türkei und in Polen sowie unter Paul in Italien und in der Schweiz mörderische Schlachten, in welchen seine Soldaten zu Tausenden dem Ruhme des Herrschers geopfert wurden. Suworow war unstreitig einer der größten Feldherren der neuesten Zeit; er zeigte sich aber auf allen seinen Zügen unbarmherzig und grausam, weil ihm der Wille und die Huld des Herrschers mehr galten, als alles menschliche Gefühl und als die Gnade Gottes. Dabei betrug er sich stets als ein Original. Er war, je nachdem er es nützlich fand, entweder Schmeichler und Possenreißer, oder Weiser, Stoiker und Cyniker. Obgleich er nämlich viele Kenntnisse besaß und die Bildung und Lebensart der vornehmen Welt sich sehr wohl angeeignet hatte, so spielte er doch bei der Kaiserin Katharina, nur um besser schmeicheln zu können, öfters den Hofnarren sowie bei den Soldaten, um diese zu bezaubern, den rohen Russen. Er aß und trank wie die gemeinen Soldaten, ertrug jeden Mangel wie sie und kniete mit ihnen vor jedem Heiligenbilde am Wege, wo es sein mußte selbst im tiefsten Kote, nieder.

Den zweiten Türkenkrieg der Kaiserin Katharina eröffnete Suworow im Jahre 1787 damit, daß er bei Kinburn in der Nähe der Festung Otschakow am Schwarzen Meer mehrere Tausend Türken niederhieb und dann durch eine Batterie dem Prinzen von Nassau zur Besiegung der feindlichen Flotte behilflich war. Bald nachher brachten andere russische Generale den Türken sowohl zur See, als am Kaukasus Verluste bei. Der eigentliche Krieg begann jedoch erst im Jahre 1788, als auch Österreich seine Truppen in die Türkei einrücken ließ.

Kaiser Joseph II., welcher seinerseits im Februar 1788 den Türken den Krieg erklärte, wäre vertragsmäßig nur verbunden gewesen, den Russen Subsidien zu zahlen oder Hilfstruppen zu schicken: er zog es aber vor, sein ganzes Heer ins Feld zu stellen, damit er später auch seinen Anteil an den zu machenden Eroberungen erhalte. Das von ihm ausgerüstete Heer bestand aus 245 000 Mann zu Fuß und 36000 Reitern und führte nicht weniger als 898 Kanonen mit sich. Obgleich bei der Ausrüstung desselben nichts gespart worden war, so zeigte sich doch, als der Krieg begann, an allem Mangel, weil die in Österreich

herrschende Beamtenaristokratie es von jeher unmöglich gemacht hat, einen der höheren Klasse angehörenden Schuldigen zu ergreifen und so der Bestechung und Verschleuderung zu wehren. Dazu kam noch, daß unglücklicherweise Joseph selbst unter der ungeschickten Leitung seines militärischen Mentors, des Feldmarschalls Grafen Franz Moritz Lacy, das Hauptkommando übernahm.

Zur Vereitelung der Absichten, welche Rußland und Österreich in betreff der Türkei verfolgten, schlossen England und Preußen im August 1788 den schon oben erwähnten Defensivvertrag. Durch diesen Vertrag sollte der König von Preußen in stand gesetzt werden, zu Gunsten der Türken nötigenfalls mit den Waffen einzuschreiten. Es bedurfte aber des Einschreitens der Preußen nicht, weil einerseits Kaiser Joseph selbst durch seine Anwesenheit beim Heere die Wirkung seiner ungeheuren Rüstungen vereitelte, und weil andererseits der schwedische König Gustav III. durch seinen unerwartet schnellen Angriff auf Rußland dieses hinderte, mit seiner gewohnten Raschheit vorwärts zu eilen. Die Österreicher begingen gleich bei der Eröffnung des Krieges so große Fehler, daß sie fast überall unglücklich waren, und daß Kaiser Joseph sich bald genötigt sah, den österreichischen Volkshelden Feldmarschall Laudon durch dringende Bitten zur Übernahme eines Kommandos zu bewegen. Erst im Herbst 1788 gelang es seinen Truppen, Erfolge zu erkämpfen. Laudon, der sich ausdrücklich ein von kaiserlichen Befehlen unabhängiges Kommando ausbedungen hatte, machte damals Eroberungen in Kroatien und Bosnien; der Kaiser selbst drang bis in die Nähe von Belgrad vor; und ein durch Russen verstärktes Corps besetzte nicht nur die Moldau, sondern zwang auch die Türken zur Übergabe der Festung Choczim.

Das bedeutendste Unternehmen, welches die Russen im Jahre 1788 vollführten, war die Erstürmung der Festung Otschakow. Fürst Potemkin hatte diese Stadt lange Zeit vergebens belagert, weil er aus Habgier seine Soldaten Mangel leiden ließ, und weil zugleich eine furchtbare Kälte den Russen verderblich ward. Endlich half er sich auf seine gewohnte Weise. Er ließ am 16. Dezember von der Seeseite her, wo alles fest zugefroren war, einen Sturm unternehmen und bemächtigte sich, nachdem er 4000 Mann geopfert hatte, der Stadt, die er dann seinen Truppen drei Tage lang zur Plünderung preisgab. Die Kaiserin belohnte diese russische Heldenthat auf russische Weise. Sie ließ jedem Soldaten, welcher an der Erstürmung teilgenommen hatte, eine Ehrenmedaille erteilen, gab aber ihrem Potemkin, der für seine eigene Person nichts gethan hatte, eine große Geldsumme sowie die Stelle eines Kosakenhetmans.

Im Jahre 1789 waren es Suworow und Laudon, welche durch

ihr Talent dem Kriege eine entscheidende Wendung gaben. Potemkin der auch in diesem Jahre den Oberbefehl über das russische Heer führte, besetzte zwar im Anfange desselben alles Land von Otschakow an bis zu den Donaumündungen, lag aber nachher volle sieben Monate vor der Festung Ismail am nördlichen Mündungsarm, ohne sie nehmen zu können. Unterdessen vollbrachten Suworow und Laudon die glänzendsten Thaten. Der letztere hatte damals den Oberbefehl des ganzen österreichischen Heeres erhalten, nachdem Lacy wegen der im vorigen Jahre begangenen Fehler entfernt worden war und auch der Kaiser, dessen schwache Gesundheit durch den Feldzug völlig zerrüttet worden war, das Heer verlassen hatte. Laudon selbst war in diesem Jahre hauptsächlich mit der Belagerung von Belgrad beschäftigt. Die Unternehmungen im offenen Felde dagegen, welche die Österreicher in Verbindung mit einem russischen Heere unter Suworow ausführten, wurden durch den Prinzen Josias von Sachsen-Koburg geleitet. Der letztere gehörte der altösterreichischen Schule an, die allenthalben eine langsame, methodische Kriegführung vorschrieb; er war daher zur Leitung großer Unternehmungen so wenig geeignet, daß später schon die Erinnerung an den Feldzug von 1789 das österreichische Kabinett hätte abhalten sollen, ihm ein Kommando gegen die Franzosen anzuvertrauen. Der Prinz von Koburg ließ sich im Juli, als er bei Fokschani an der Grenze der Moldau und Walachei methodisch hin und her zog, durch ein starkes türkisches Heer überraschen und geriet darüber in solchen Schrecken, daß er, anstatt einen kühnen Entschluß zu fassen, Suworows Hilfe anrief. Dieser ausgezeichnete Feldherr, welcher stets rasch und entschlossen handelte, erschien nach einem unglaublich schnellen Marsche am Abend des 30. Juli beim österreichischen Heere und lieferte unmittelbar nach seiner Ankunft eine Schlacht, in welcher die Russen und Österreicher das befestigte Lager der Türken innerhalb einer Stunde erstürmten, das feindliche Heer auseinander sprengten und Gepäck, Artillerie, Fahnen und Vorräte desselben eroberten.

Im September wiederholte sich das, was am 30. Juli bei Fokschani geschehen war, ganz auf dieselbe Weise bei Martinesti am Flusse Rimnik. Der Prinz wandte sich, als der Großwesir ihn mit einem starken Heere anzugreifen drohte, wieder an Suworow, und dieser erschien ebenso schnell, wie das erste Mal. Die Türken wurden auch diesmal (22. September) durch Suworows Feldherrntalent und durch die Tapferkeit der russischen und österreichischen Soldaten vollständig geschlagen; sie erlitten sogar einen noch weit größeren Verlust an Toten und Gefangenen, als das vorige Mal. In beiden Schlachten bewiesen die österreichischen Soldaten, daß sie, wenn sie gut geführt werden, unüberwindlich sind. Ihr unfähiger Führer ward wegen

der erfochtenen Siege zum Feldmarschall ernannt, obgleich er beide Male sich ganz den Befehlen Suworows untergeordnet und die errungenen Vorteile nicht einmal zu benutzen verstanden hatte. Der wirkliche Sieger, Suworow, wurde damit belohnt, daß Kaiser Joseph ihn zum Reichsgrafen ernannte und Katharina ihm den Ehrenbeinamen Rimnikski erteilte. Bald nach dem Siege bei Martinesti eroberte Laudon auch die Festung Belgrad (8. Oktober). Der schwer erkrankte Kaiser Joseph hatte also, nachdem er sein ganzes Leben hindurch von Pfaffen und Privilegierten verleumdet und zuletzt durch England und Preußen in Belgien bedroht worden war, wenigstens noch am Ende seiner Tage die Freude, seine Truppen über die Türken triumphieren zu sehen.

Die Fortschritte der Russen und Österreicher schienen zuletzt die Fortdauer des Türkischen Reiches zu bedrohen. Die Regierungen von England und von Preußen beschlossen daher, nicht nur den schwedischen König auf der einen und die in Empörung begriffenen Belgier auf der andern Seite zu unterstützen, sondern auch die Polen gegen Rußland aufzureizen und sogar den Türken selbst eine unmittelbare Hilfe zu gewähren. Dabei verfuhr jedoch England, um nicht ganz mit Rußland zu zerfallen, nach seiner gewohnten Politik, indem es nicht selbstthätig eingriff, sondern seinen Bundesgenossen handeln ließ. In Preußen stand damals noch ein ausgezeichneter Staatsmann, der Graf Hertzberg (geb. 1722), an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten. Dieser ließ im Januar 1790 durch seinen Gesandten in Konstantinopel ein Bündnis mit den Türken abschließen, welches dem Sultan den Besitz seines ganzen bisherigen Reiches verbürgte, später aber, als die Umstände sich änderten, nur mit vielen Beschränkungen ratifiziert wurde. Zu gleicher Zeit bot Hertzberg den Polen ein Bündnis an, wenn sie die Städte Danzig und Thorn an Preußen abtreten wollten. Auch wurde General Graf von Kalckreuth nach Warschau geschickt, um, wie es hieß, den Türken ein vereinigtes polnisches und preußisches Heer zuzuführen. Andere preußische Truppen waren in Schlesien aufgestellt. Es schien daher, gerade als Joseph II. am 20. Februar 1790 starb, der Ausbruch eines Krieges zwischen Österreich und Preußen nahe bevorzustehen. Alle Pläne Hertzbergs scheiterten jedoch plötzlich an einer unmittelbaren Übereinkunft, welche zwischen dem neuen Kaiser Leopold II. und dem preußischen Könige Friedrich Wilhelm II. getroffen ward; oder vielmehr, sie wurden dadurch vereitelt, daß die Obskuranten am preußischen Hofe und die von Leopold begünstigten Feinde jeder Verbesserung in Österreich die Gelegenheit ergriffen, um Hertzberg zu verdrängen. Am 26. Juni kam Hertzberg und der Bevollmächtigte des österreichischen Kabinetts, Baron

Spielmann, zu Reichenbach in Schlesien zu einem Kongresse zusammen, auf welchem auch Gesandte Englands und Hollands erschienen. Die letzteren verlangten die Herstellung des status quo in der Türkei; Hertzberg dagegen wollte Österreich im Besitz der Eroberungen lassen, welche von Laudon gemacht worden waren, wenn dafür Galizien an Polen und von diesem Danzig und Thorn an Preußen abgetreten würden. Gegen Hertzbergs Vorschlag protestierten die Gesandten von England und Holland. Zugleich setzte sich der österreichische Bevollmächtigte insgeheim mit Friedrich Wilhelm selbst und dessen frömmelnden Freunden in Verbindung, bot die Beendigung des Krieges mit den Türken sowie die Zurückgabe aller in demselben gemachten Eroberungen an und forderte dafür die Unterstützung Preußens, Englands und Hollands zur Wiederunterwerfung der Belgier. Friedrich Wilhelm ging auf Spielmanns Vorschläge ein, und Hertzberg mußte daher am 27. Juli die auf diesen beruhende Reichenbacher Konvention wider seinen Willen unterzeichnen.

Auf Grund dieser Konvention schloß Österreich mit den Türken 1790 in Giurgewo einen Waffenstillstand und 1791 zu Sistowa einen Frieden. Rußland setzte den Krieg noch bis zu Ende des Jahres 1791 fort.

Im Dezember 1790 ließ Potemkin das lange vergebens belagerte Ismail durch Suworow auf dieselbe Weise erobern, wie zwei Jahre früher Otschakow erobert worden war. Ein Sturm, welcher den Russen nach der geringsten Angabe 2000, nach der höchsten 15 000 Mann an Toten kostete, brachte die Festung in Suworows Gewalt. Dem siegenden Heere ward zur Belohnung ein dreitägiges Morden und Plündern in Ismail gestattet. Nach dem eigenen Berichte Suworows kamen bei diesem Gemetzel und bei dem vorausgegangenen Sturme 33 000 Türken ums Leben, und 10 000 wurden gefangen genommen. Nach der Eroberung von Ismail wurden die weiteren Unternehmungen von General Repnin geleitet, welchen Fürst Potemkin, als er im Oktober 1790 nach Petersburg ging, an die Spitze der Truppen gestellt hatte. Repnin drang in die Bulgarei ein und ließ dort durch Kutusow das türkische Heer bei Babadag angreifen und schlagen, nachdem schon vorher die Tataren im Kuban erdrückt worden waren. Dann brachte Repnin mit 40 000 Mann dem Großwesir, welcher an der Spitze von 100 000 Türken heranzog, bei Matschin eine völlige Niederlage bei, ohne die Ankunft Potemkins abzuwarten, welcher auch jetzt wieder da hatte ernten wollen, wo andere gesät hatten (Juli 1791). Potemkin war äußerst erbittert hierüber und suchte deshalb den Frieden zu hintertreiben, über welchen Repnin bereits zu unterhandeln begonnen hatte. Glücklicherweise starb aber der Blutsauger und Tyrann des Russischen

Reiches schon am 15. Oktober 1791 im 55. Jahre seines Lebens. Nach seinem Tode kam der Friede sehr schnell zu stande, weil die Kaiserin des in der Türkei stehenden Heeres für ihre Pläne in Polen bedurfte. In diesem Frieden, welcher im August 1791 zu Galatz abgeschlossen und am 9. Januar 1792 zu Jassy unterzeichnet ward, erhielt Rußland den ganzen Landstrich zwischen Dnjestr und Bug und blieb zugleich im Besitze von Otschakow.

4. Zweite Teilung Polens.

Was der Kaiserin Katharina in der Türkei nicht gelungen war, die Eroberung eines ganzen Reiches, das erreichte sie nach dem Frieden von Jassy in Polen. Dieses Reich war nach dem Zustande seiner Verfassung, Verwaltung und gesellschaftlichen Verhältnisse leicht zu unterwerfen, wenn nur auch die beiden anderen Nachbarstaaten zur Teilung der Beute zugezogen wurden. Schon zu der Zeit, bis zu welcher oben die polnische Geschichte geführt worden ist, hielt alle Welt den Untergang der Republik ebenso für gewiß, wie heutzutage niemand mehr an einen langen Fortbestand des Türkischen Reiches glaubt. Ohne ausführlich in die Geschichte der Parteiungen einzugehen, welche den Untergang Polens herbeiführten, müssen wir uns begnügen, den Verlauf der Begebenheiten ganz kurz anzudeuten.

Durch die Verfassungsveränderung, welche 1775 den Polen aufgedrungen worden war, hatte Rußland seine Herrschaft im Lande eingeleitet. Dies war besonders dadurch geschehen, daß man die Hauptleitung der Geschäfte einer über dem Könige stehenden Behörde, dem sogenannten Permanenten Conseil, übertragen hatte, welches aus russischen Kreaturen zusammengesetzt war und seine Befehle vom russischen Gesandten empfing. Im Jahre 1788 schienen jedoch die allgemeinen politischen Verhältnisse Europas die Möglichkeit herbeizuführen, Rußlands Herrschaft in Polen zu brechen.

König Stanislaus Poniatowski hatte damals durch seine Reise nach Rußland, auf der er sich wie ein Sklave Potemkins betrug, den Kern der polnischen Nation gegen sich aufgebracht. Nichtsdestoweniger glaubte er und der im russischen Solde stehende Teil des Adels ein russisch-polnisches Bündnis gegen die Türken zu stande bringen zu können. Zu diesem Zwecke ward im Herbst 1788 ein Reichstag einberufen. Da aber, wie wir wissen, auf den Reichstagen zu einem gültigen Beschlusse Stimmeneinheit nötig war, so beschloß man, was nach der sonderbaren Verfassung des Reiches erlaubt war, den Reichstag in eine Generalkonföderation zu verwandeln, auf welcher die Beschlüsse durch Stimmenmehrheit gefaßt wurden. Der

russische Gesandte und seine Anhänger hatten sich jedoch diesmal verrechnet: die Bildung der Konföderation ward ihnen durch die patriotische Partei aus den Händen gewunden, und die Wahlversammlungen erteilten sogar den Reichstagsdeputierten Instruktionen, welche auf eine Reform der Verfassung und auf die Herstellung der Unabhängigkeit des Reiches hinzielten. Dazu trug wesentlich der Umstand mit bei, daß damals England und Preußen sich miteinander gegen Rußland und Österreich verbunden hatten, und daß Preußen nicht nur ein Heer an der polnischen Grenze aufstellte, sondern auch geradezu erklärte, es werde ein gegen die Türkei gerichtetes Bündnis Polens mit Rußland niemals zugeben. Dies setzte die patriotische Partei der Polen in stand, in Verbindung mit Preußen dem russisch gesinnten Könige, dem russischen Gesandten und dem von letzterem abhängigen Permanenten Conseil die Spitze zu bieten.

Der Reichstag, welcher am 6. Oktober 1788 eröffnet wurde und sich schon am 17. in eine Konföderation umwandelte, lehnte sogleich jeden Gedanken eines Offensivbündnisses mit Rußland ab. Dann faßte er im Vertrauen auf Preußen, welches durch eine vom englischen Gesandten unterstützte Note seine Hilfe angeboten hatte, den Beschluß, eine Reform der Verfassung vorzunehmen. Vor allen Dingen suchte der Reichstag den Permanenten Conseil zu beseitigen. Zu diesem Zwecke ward zuerst am 3. November die Vermehrung des Heeres beschlossen und ein eigener Kriegsrat eingesetzt, welcher von jeder Behörde sowie vom Könige unabhängig war. Vergebens sprach der russische Gesandte in einer heftigen Note Drohungen aus, wenn man an den Verfassungsbestimmungen von 1775 irgend etwas ändere; Preußen seinerseits ermutigte durch eine entgegengesetzte Erklärung den Reichstag zum Fortschreiten auf der betretenen Bahn. Schon im Januar 1789 wurde daher der Permanente Conseil ganz abgeschafft. Anstatt aber jetzt so schnell wie möglich die nötigen Verfassungsreformen vorzunehmen, vergeudete man nach polnischer Art einen Zeitraum von acht Monaten durch Zänkereien über unwesentliche Dinge und durch allerlei wohlgesetzte, mit patriotischen Phrasen ausgestattete Reden.

Als endlich im September 1789 der Reichstag wieder zur Beratung der Verfassungsreform zurückkehrte, war die Hoffnung, die man auf Preußen gesetzt hatte, schon ganz trügerisch geworden, obgleich der Reichstag dies noch nicht ahnte. Das preußische Kabinett hatte nämlich, weil es Rußlands Absichten auf Polen erkannte, schon längst insgeheim beschlossen, sein Verhältnis zu Polen zu benutzen, um sich Danzig und Thorn abtreten zu lassen. Die preußische Regierung hatte daher auch bereits im April den seitherigen Gesandten in Warschau, einen ehrlichen Deutschen, abberufen und durch den Italiener Marchese

Lucchesini ersetzt, welcher nachher mit Lombard und Haugwitz das für Deutschland und für Preußen selbst so verderblich gewordene Kleeblatt des Berliner Kabinetts bildete. Lucchesini übte in Warschau seine echt italienische Diplomatenkunst. Er bot den Polen ein Bündnis an, bediente sich aber dabei der diplomatischen Sprache auf eine solche Weise, daß sein König eigentlich nicht gebunden war. Noch ehe die Unterhandlungen über dieses Bündnis begannen, hatte der Reichstag einen Ausschuß zur Entwerfung einer neuen Verfassungsurkunde niedergesetzt und sich dann vom 31. Dezember bis zum Februar 1790 vertagt. Während dieser Zeit suchten die Mitglieder des Reichstages ihre Mitbürger für ein neues Leben zu begeistern und ließen sich zugleich die nötigen Vollmachten erteilen, um den Reichstag in eine Art von konstituierender Nationalversammlung umzuwandeln. Doch zeigten dieselben hohen Herren, welche damals so viel von Patriotismus und von radikalen Reformen redeten, durch ihr ganzes Benehmen, daß sie es nur auf die Errichtung eines Aristokratenregiments nach englischer Art abgesehen hatten. Auch traten die angesehensten von ihnen gleich anfangs insgeheim mit Österreich und Rußland in Verbindung und verkauften sich entweder geradezu den Feinden ihres Vaterlandes, oder sie untergruben doch, was noch verderblicher war, als scheinbare Patrioten durch das doppelte Spiel, das sie spielten, die Existenz desselben. Zu den ersteren gehörte namentlich der Kronfeldherr Branicki, welcher eine Nichte Potemkins zur Gattin hatte, und der Graf Rzewuski, zu den letzteren der König Stanislaus selbst, der Kanzler Hyacinth Malachowski, welcher von seinem Bruder, dem edlen Reichstagsmarschall, wohl zu unterscheiden ist, der Bischof Kossakowski, welcher Präsident des Verfassungsausschusses gewesen war, ein Bruder dieses Bischofs, der schon längst als General in russischen Diensten stand, der Marschall von Litauen, Felix Potocki, und andere. Man wird daher auch die harten Vorwürfe nicht gerechtfertigt finden, welche die Polen dem preußischen Minister des Auswärtigen, dem wackeren Hertzberg, zu machen pflegen, weil dieser auf den leicht verrauchenden polnischen Enthusiasmus keine politischen Pläne gründen wollte, sondern vielmehr das Bündnis mit Polen nur als ein Mittel für preußische Zwecke ansah. Was konnte Hertzberg von einer Verfassung halten, welche, sogar noch ehe sie beschlossen worden, schon verraten und verkauft war? Da die vornehmsten polnischen Herren und der König selbst sich verkauften, so mußten wohl Preußen und Österreich, wenn sie nicht ihre eigenen Unterthanen einem fremden Volke opfern wollten, den Gedanken aufgeben, den Russen ihre Beute zu entreißen; es blieb ihnen nichts übrig, als dieselbe mit ihnen zu teilen. Nicht Preußen

also, sondern die Niederträchtigkeit der polnischen Magnaten hat Polens Untergang herbeigeführt.

Der Bund zwischen Preußen und Polen wurde am 29. März 1790 geschlossen und am 5. April ratifiziert, nachdem jenes, welches damals im Begriff war, Österreich zu bekriegen, die geforderte Abtretung von Danzig und Thorn vorerst hatte fallen lassen. Dieser Bund verpflichtete beide Staaten zu gegenseitiger Hilfeleistung im Fall eines Angriffs von außen; da aber Preußen sein eigentliches Ziel, eine Gebietserweiterung auf Kosten Polens, nicht aus den Augen verlor, so waren in dem Vertrage weitere Unterhandlungen über ein später abzuschließendes Handelsbündnis vorbehalten. Nachher arbeitete der Reichstagsausschuß den neuen Verfassungsentwurf aus. Während dies geschah, und während der Reichstag selbst bis Ende März 1791 über den Entwurf beratschlagte, boten die Russen und ihr Anhang alle möglichen Künste auf, um die Sache so lange hinzuhalten, bis der Krieg mit den Türken beendigt sei. Rußland und die Verräter unter den Polen erreichten auch diesen ihren Zweck vollständig; denn der Reichstag brachte sein Verfassungswerk erst nach zweijährigen Beratungen zu stande. Mittlerweile hatten sich aber die Umstände geändert. Hertzbergs Einfluß war in Berlin durch die Obskuranten geschwächt worden, und Bischoffswerder hatte nebst dem oben erwähnten Kabinettskleeblatt sein Spiel begonnen. Außerdem hatte der Reichstag selbst ganz unnötigerweise das preußische Kabinett durch die Erklärung erbittert, daß er niemals in die Abtretung von irgend einem Stück des Polnischen Reiches willigen werde.

Erst am 2. Mai 1791 übergab der Ausschuß den vollständigen Verfassungsentwurf dem Reichstage. Dieser erteilte demselben bereits am folgenden Tage seine Zustimmung und zwar auf eine theatralisch feierliche Weise, welche der am 14. Juli 1790 auf dem Marsfelde in Paris aufgeführten Scene zu vergleichen ist. Der König selbst spielte bei dieser Gelegenheit die Rolle eines Patrioten auf meisterhafte Weise. Er forderte in einer glänzenden Rede den Reichstag auf, den Entwurf durch Acclamation anzunehmen, legte zuerst den Eid auf die neue Verfassung ab und führte dann die Versammlung in Prozession nach der Hauptkirche, wo der Eid noch einmal geleistet und durch ein feierliches Hochamt unter lautem Jubel der zusammengeströmten Volksmenge bekräftigt wurde. Am 5. Mai ward dann die Verfassungsurkunde förmlich unterzeichnet. Bei dieser Gelegenheit wurden die Mitglieder der Opposition durch die herrschende Begeisterung für Polens Wiedergeburt und durch die Eintracht der großen Mehrzahl des Reichstages so sehr erschreckt, daß auch sie ihre Unterschrift vollzogen.

Den Inhalt dieser neuen polnischen Verfassung anzugeben, ist

kaum nötig, weil sie nie ins Leben getreten, sondern Theorie und Entwurf geblieben ist, der Wert einer Verfassung aber nur aus der Erfahrung beurteilt werden kann. Doch dürfen der unmittelbaren Beziehung zum Gange der Ereignisse wegen einige Hauptpunkte nicht unerwähnt bleiben. Der polnische Thron ward für erblich erklärt, und zwar sollte nach dem Tode des Königs Stanislaus die Krone dem Kurfürsten von Sachsen und dessen Nachkommen übergeben werden. Ferner räumte man dem Könige und seinen Ministern eine größere Macht und mehr Einfluß ein, als sie vorher gehabt hatten. Außerdem wurden auf der einen Seite dem Adel alle seine Privilegien bestätigt; aber auch der Bürgerstand erhielt eine politische Existenz, indem man ihm den Zutritt zu den Ämtern und die Beschickung der Reichstage gestattete. Endlich wurden nicht nur die Konföderationen verboten, sondern auch das unselige liberum veto, das Einrederecht, das jedem einzelnen Landboten anheimgab, den ganzen Reichstag lahmzulegen, abgeschafft.

Zu dieser Zeit war der Einfluß des liberaler Gesinnung verdächtigen Grafen Hertzberg in Preußen bereits gebrochen, und es bestand schon eine stille Verbindung gegen alles Neue zwischen Österreich, England und Preußen. Nichtsdestoweniger beharrte die preußische Regierung in betreff Polens noch eine Zeitlang auf dem seitherigen Wege. Sie sprach sogar fortwährend ihre Billigung dessen aus, was dort geschehen war. Es ist uns daher auch wahrscheinlich, daß die Russen ihre Absichten auf Polen nicht so leicht würden durchgeführt haben, wenn Kaiser Leopold II., dessen kaltes, leidenschaftsloses Wesen sich nur schwer zu gewaltsamen Änderungen und zu kriegerischen Unternehmungen hinreißen ließ, länger gelebt hätte. Damit stimmt überein, daß auf dem Kongresse, welchen Leopold und Friedrich Wilhelm im August 1791 zu Pillnitz hielten, die beiden Mächte sich gegeneinander verpflichteten, nichts wider den Besitzstand und die Verfassung Polens zu unternehmen. Erst im Mai 1792, als Rußlands Absichten offen ausgesprochen wurden, änderte das preußische Kabinett seine Sprache. Es hatte sich damals, nachdem jede Abtretung von der neuen Polnischen Monarchie hartnäckig verweigert worden war, bereits mit Rußland verständigt und ebenso, wie Kaiser Franz II., Leopolds Nachfolger (seit 7. Juli 1792), die in Pillnitz verabredete Bürgschaft für Polens Integrität insgeheim wieder zurückgenommen. Die Polen dagegen rechneten damals noch fest auf die preußische Hilfe und waren, als dieselbe nachher förmlich verweigert wurde, um so mehr erbittert, je mehr sie sich bisher durch Luccheſinis glatte Worte hatten täuschen lassen. Das preußische Kabinett zog sich durch dieses Verfahren die bittersten Vorwürfe zu, welche ihm erspart worden wären, wenn

Friedrich Wilhelm sich nicht durch seine Umgebung zu einer hinterlistigen diplomatischen Handlungsweise hätte hinreißen lassen. Die Leute, die sich des preußischen Königs bemächtigt hatten, ließen diesen die Maske eines treuen Bundesgenossen der Polen bis zum Mai 1792 tragen, anstatt ihm den Rat zu geben, daß er gleich anfangs offen und königlich erklären möge, er werde eben wie die anderen Mächte auch nur für sich selbst sorgen, weil es unmöglich sei, eine Nation zu retten, welche von ihrem eigenen Könige und von ihren Großen verraten werde.

Die oben genannten Verräter unter den Polen hatten im Interesse Rußlands nicht nur die Beschlußnahme über die neue Verfassung hinzuhalten gewußt, sondern es waren auch auf ihr Betreiben in dieselbe allerlei Bestimmungen aufgenommen worden, welche Unzufriedenheit und Zwietracht zu erregen geeignet waren. Nachher konspirierten sie auf jede Weise gegen die neue gesetzliche Ordnung, traten mit den Russen in Unterhandlung und gaben denselben an, wie ihr Land am leichtesten unterdrückt werden könne. Endlich riefen sie sogar geradezu den russischen Schutz für die sogenannte polnische Freiheit an und schlossen, um die Russen ins Land zu bringen, am 14. Mai 1792 zu Targowitz eine Konföderation, obgleich alle Konföderationen durch die neue Verfassung verboten waren. Daß diese Verschwörer von Targowitz sich an die russische Regierung verkauft hatten und bloße Werkzeuge derselben waren, geht aufs deutlichste aus dem Manifest hervor, das sie an ihre Landsleute erließen. Dieses angeblich in Targowitz unterzeichnete Manifest ist nämlich von einem Tage datiert, an welchem mehrere von den Unterzeichnern, wie Branicki, Felix Potocki und Rzewuski, noch auf der Reise von Petersburg unterwegs waren. Auch erklärte der russische Gesandte in Warschau schon vier Tage nach der Unterzeichnung, seine Kaiserin werde die Forderungen der Konföderation von Targowitz durch ihre Truppen unterstützen. Das Manifest war also nicht in Targowitz, sondern in Petersburg verfertigt worden. Auch befanden sich die russischen Truppen an dem Tage, an welchem die Konföderierten ihr Manifest erließen, schon längst auf dem Marsche nach Polen, und die genannten drei Verräter kehrten mit denselben in ihr Vaterland zurück. Ebenso klar, wie die Verräterei jener Großen, war die Feigheit oder Treulosigkeit des Königs Stanislaus; denn er ernannte denselben Branicki zum Kriegsminister, welcher erst kurz vorher offenkundig mit den Russen in Verbindung getreten war.

An dem nämlichen Tage, an welchem die Konföderation von Targowitz gebildet wurde, änderte auch Lucchesini plötzlich seine Sprache, nachdem er zuletzt durch ausweichende oder vertröstende Versicherungen

und Erklärungen, die er aber nur mündlich erteilte, die Polen hingehalten hatte. Als nämlich die polnische Regierung dem preußischen Gesandten anzeigte, daß gegen die Russen ein Heer ausgerüstet würde und Joseph Poniatowski, der Neffe des Königs, zum Anführer desselben bestimmt sei, gab ihr Lucchesini, welcher bisher für jede Mitteilung freundlich gedankt hatte, die auffallende Antwort, sein König könne keine Kenntnis von den getroffenen militärischen Anordnungen nehmen. Am 18. Mai 1792 verlangte dann der russische Gesandte die Aufhebung der neuen Verfassung und die unbedingte Unterwerfung unter den Willen seiner Kaiserin oder, wie er sich ausdrückte, die vollständige Hingebung an die Seelengröße und Uneigennützigkeit, durch welche alle Schritte der Kaiserin geleitet wären. Als infolgedessen Stanislaus den preußischen Gesandten zur vertragsmäßigen Hilfeleistung aufforderte, gab ihm dieser zur Antwort: da sein König keinen Anteil an der Entstehung der neuen Verfassung gehabt habe, so halte er sich auch nicht für verbunden, seinen Beistand zur Verteidigung derselben zu gewähren. Am 8. Juni schrieb sogar Friedrich Wilhelm selbst dem polnischen Könige einen Brief, in welchem nicht nur die früher gebilligte neue Verfassung getadelt, sondern auch mit einer neuen Teilung Polens gedroht wurde. Preußen sei bereit, hieß es in diesem Briefe, sich mit Rußland und Österreich über die Maßregeln zu beraten, durch welche die Ruhe in Polen wiederhergestellt werden könne. Jetzt blieb den Polen nur noch ein einziges Rettungsmittel übrig; dieses wurde ihnen aber durch ihren eigenen König entzogen. Stanislaus machte nämlich aus Feigheit und um seines Privatvorteiles willen jeden heldenmütigen Beschluß unausführbar, hielt, als die polnischen Truppen bereits mit den Russen im Kampfe lagen, den Kern des Heeres bei sich zurück und unterhandelte insgeheim mit den Feinden. Zu gleicher Zeit brachten die Verräter von Targowitz eine Konföderation in Litauen zu stande, durch welche diese Provinz ihr Schicksal vom übrigen Polen trennte. Was half also den Polen die Tapferkeit, die sie im Felde gegen die an Zahl weit überlegenen russischen Truppen bewiesen?

Ihr Heer war in drei Divisionen geteilt: die eine stand unter dem Oberbefehl Joseph Poniatowskis; die andere unter Michael Wielhorski, die dritte unter Thaddäus Kostschiefski oder Kosciuszko. Der letztere (1746 geboren) hatte in Frankreich seine militärische Bildung empfangen und sich nachher im Nordamerikanischen Freiheitskriege, an welchem er als Freiwilliger teilnahm, zum Feldherrn gebildet. Ein solcher General hätte, wenn nicht die Polen durch den in ihrer Mitte längst eingewurzelten Verrat ins Verderben gestürzt worden wären, vielleicht sein Vaterland retten können, obgleich

das russische Heer nicht weniger als 100 000 Mann stark gewesen sein soll. Am 17. Juli 1792 kam es bei Dubienka zu einem Treffen, in welchem 4000 Polen unter Kosciuszko ihre Stellung gegen 18 000 Russen behaupteten. Trotz dieses ruhmvollen Kampfes mußte aber Kosciuszko gleich nachher den Rückzug antreten, weil die Russen mit Österreich im Einverständnis ihren Marsch durch Galizien nahmen und ihn im Rücken bedrohten. Außerdem trat König Stanislaus schon sechs Tage nach dem Treffen bei Dubienka der Konföderation von Targowitz bei. Diese verwandelte sich jetzt in eine Generalkonföderation, und so wurde dem Verrate der Großen, dem Meineid des Königs und dem Einbruche der Russen der Schein der Rechtmäßigkeit verliehen. Jetzt konnten daher auch die Verräter dem positiven Rechte gemäß durch Gütereinziehungen und andere Strafen alle diejenigen verfolgen, welche ihrem Eide und ihrem Vaterlande treu blieben. Unter den letzteren verdienen in einer Zeit, wie die unserige, in welcher Aufopferung Thorheit, die sogenannte rechte Mitte Weisheit, das Streben nach Reichtum, Ehre und Genuß Klugheit genannt wird, namentlich erwähnt zu werden: die Reichstagsmarschälle Graf Stanislaus Malachowski und Fürst Sapieha, die Großmarschälle von Litauen, Graf Ignaz Potocki und Soltau, der Kronschatzmeister Graf Thomas Ostrowski und der Vicekanzler der Krone Hugo Kolontay.

Bis zum Ende des Jahres 1792 hatten die Russen ganz Polen militärisch besetzt. Im Januar 1793 zogen sie sich dann plötzlich von der nordwestlichen Grenze des Landes in das Innere zurück, um den einrückenden preußischen Truppen Platz zu machen. Am 4. Januar nämlich war zwischen Preußen und Rußland ein Allianzvertrag geschlossen und eine zweite Teilung Polens verabredet worden, nachdem infolge der allgemeinen politischen Verhältnisse Europas nicht nur Österreich insgeheim seine Einwilligung zu derselben gegeben hatte, sondern auch England sich hatte beschwichtigen lassen. Preußen und Österreich hatten nämlich unmittelbar nach Leopolds Tode, im Vertrauen auf die englische Aristokratie, ihren thörichten Krieg mit Frankreich begonnen, welcher alsbald eine so unglückliche Wendung nahm, daß schon im Anfange des Winters die österreichischen Niederlande von den Franzosen besetzt wurden. Dies benutzte Preußen für die Vergrößerungspläne, welche schon seit einiger Zeit zwischen ihm und Rußland besprochen wurden, und deren Ausführung eigentlich bis zum Ende des Französischen Krieges hatte hinausgeschoben werden sollen. Das preußische Kabinett knüpfte seine fernere Teilnahme am Kriege mit Frankreich an die Bedingung, daß Österreich und England sich seiner Verbindung mit Rußland, welche eine Teilung

Polens zum Ziele hatte, nicht widersetzten. Auf diese Weise kam am 4. Januar 1793 der oben erwähnte Vertrag zwischen Rußland und Preußen zu stande. Österreich ließ sich durch die Aussicht auf Entschädigungen in Frankreich bewegen, demselben seine Zustimmung zu geben; England aber wurde dadurch abgefunden, daß Rußland im Februar und März sowohl seine Teilnahme an den Feindseligkeiten gegen Frankreich, als auch gewisse Vorteile für den englischen Handel zusagte.

Der Anführer des preußischen Heeres, General von Möllendorf, ließ, als er in Polen einrückte, eine sogenannte Deklaration bekannt machen, die das Verfahren seines Königs rechtfertigen sollte, in welcher aber die Sophistik ebenso zu Gunsten der militärisch-monarchischen Gewalt angewandt wurde, wie die Demokraten in Frankreich sie damals zu Gunsten republikanischer Mordthaten anwandten. Das Recht zum Einrücken der Preußen in Polen wurde nämlich aus der Einführung derselben neuen Verfassung hergeleitet, welche Friedrich Wilhelm anderthalb Jahre vorher offiziell gebilligt, und um derentwillen er früher den polnischen König sogar beglückwünscht hatte. Außerdem wird das Schreckbild des Jakobinismus gebraucht, um der Welt Sand in die Augen zu streuen und insbesondere das plutokratisch-aristokratische Parlament Englands sowie die eifersüchtige österreichische Aristokratie zu beschwichtigen. Es heißt in dieser Beziehung in der Deklaration: die fürchterlichen Grundsätze der Pariser Demokraten breiteten sich auch in Polen immer mehr aus; es gäbe dort bereits förmliche Jakobinerklubs; Preußen müsse also, um sein Land vor Ansteckung zu bewahren, einige polnische Provinzen besetzen, in denselben den Jakobinismus ausrotten: heuchlerisches und gleisnerisches Gerede, da keine Menschenklasse vom Jakobinismus entfernter war, als der polnische Adel.

Das Einrücken der Preußen war für die Targowitzer Konföderierten ein entsetzliches Ereignis; sie hatten ihr Vaterland nur an Rußland, nicht zugleich an Preußen oder Österreich verkaufen wollen. Die meisten von ihnen verließen daher sogleich die Generalversammlung, welche anstatt des Reichstages in Brzesk veranstaltet und nachher nach Grodno verlegt worden war. Die übrigen wurden durch den russischen General Igelström und den Gesandten Sievers, die man zu diesem Zwecke von Petersburg nach Grodno geschickt hatte, mit leichter Mühe gezwungen, sich dem Willen der fremden Mächte zu unterwerfen. Rußland und Preußen befahlen, damit ihre Forderungen durch Bevollmächtigte der ganzen Nation gebilligt würden, die Umwandlung der Generalversammlung in einen Reichstag sowie die Übersiedelung des Königs nach Grodno: beides wurde zugestanden. Hierauf zog man

russische Truppen nach Grodno, um den bevorstehenden Reichstag einzuschließen und in Schrecken zu halten. Auch übergab der preußische und der russische Gesandte im April 1793 eine gleichlautende Erklärung, in welcher wieder von Demokratie und Jakobinismus geredet wurde, obgleich gerade diejenigen Polen, mit denen man zu thun hatte, von beiden am allerwenigsten etwas wissen wollten. In dieser Note sprach man sogar aus, daß Preußen und Rußland den völligen Untergang des Polnischen Reiches nicht besser verhüten zu können glaubten, als wenn sie die Grenzprovinzen desselben ihren Staaten einverleibten. Von den Konföderierten wagten nur zwei gegen diese Erklärung, welche zur Gewaltthat den Hohn zu fügen schien, zu protestieren; sie mußten sich dafür, wenn sie nicht alle ihre Güter verlieren wollten, schleunigst aus Grodno entfernen. Die Zurückbleibenden schämten sich nicht, den Verräter Anton Poninski, der im Jahre 1772 sich als Großmarschall des Reichstages den fremden Mächten verkauft hatte, um ihnen ihren Plan durchführen zu helfen, an ihre Spitze zu stellen, obgleich derselbe kurz vorher des Landesverrates, der Bestechung und des offenbaren Raubes schuldig erkannt, in die Acht erklärt und verbannt worden war. Von dem preußischen und russischen Gesandten wurden Bestechungen, Gütereinziehungen, Einschüchterung und militärische Gewalt angewandt, um zu verhindern, daß auf dem Reichstage irgend ein Abgeordneter erscheine, der nicht alle Schritte der russischen Partei im voraus gebilligt hätte. Natürlich war daher auch der am 17. Juni 1793 zu Grodno eröffnete Reichstag nichts weniger, als eine freie, rechtmäßige und vollzählige Versammlung der Repräsentanten des polnischen Volkes. Dessenungeachtet fügte sich auch dieser Reichstag nur der Gewalt.

Die Versammlung nahm, als am 19. Juni Rußland und Preußen die förmliche Abtretung ganzer Provinzen verlangten, einen verschiedenen Ton gegen beide Staaten an: man antwortete den Russen demütig und bittend, den Preußen trotzig und verachtend. Igelström und Sievers erwiderten die flehende Sprache des Reichstages damit, daß sie am 2. Juli diejenigen Landboten, welche nicht unbedingt gehorchen wollten, ins Gefängnis werfen oder in ihren Häusern durch Soldaten so lange bewachen ließen, bis sie sich zu fügen versprachen. Hierauf genehmigte der Reichstag zwar am 22. Juli die Abtretungen, welche Rußland für sich verlangte; dagegen zeigte er sich in betreff der preußischen Forderungen um so hartnäckiger. Dieser Widerstand war jedoch vergeblich, weil Rußland seinen Bundesgenossen unterstützte. Am 30. August drohte der russische Gesandte Sievers dem Reichstage sogar mit einer ähnlichen Mißhandlung, wie sie einige Monate vorher (2. Juni) der französische Konvent durch Henriot und den Pariser

Pöbel erlitten hatte. Schon am 2. September wurde diese Drohung ausgeführt, und zwar auf eine noch weit härtere Weise, als diejenige war, mit der die Jakobiner in Paris den Konvent behandelt hatten. Sievers ließ das Schloß, in welchem Reichstag und König versammelt war, mit russischen Soldaten umstellen, Kanonen gegen den Sitzungssaal richten und in diesen selbst Soldaten einrücken, indem er erklärte, er werde, wenn man die preußische Forderung nicht augenblicklich genehmige, den Reichstag mit Bajonetten und Kanonen dazu zwingen. Der Reichstag beauftragte hierauf zwar den Ausschuß, welcher die Unterhandlung mit Rußland geführt und zum Schlusse gebracht hatte, auch den von Preußen geforderten Vertrag zu unterzeichnen; er fügte aber die Klausel hinzu, daß dieser Vertrag nicht eher ratifiziert werden solle, als bis man, unter russischer Vermittelung, noch über einen Handelsvertrag und über einige andere Punkte, die bisher unbestimmt geblieben waren, mit Preußen einig geworden sei. Sievers hatte, um endlich fertig zu werden, und um die Schuld der gehässigen Schritte auf Preußen zu schieben, diese Klausel gebilligt, wenn auch nicht, wie manche sagen, selbst angegeben. Schon am 21. September verwarf er alles, was er am 2. gebilligt hatte, und forderte die unbedingte Annahme des preußischen Vertrages.

Dies hing, wie der ganze Verlauf der zweiten Teilung Polens, mit dem Gange des Französischen Krieges eng zusammen. Die Preußen hatten gerade einen kleinen Sieg über die Franzosen erfochten, als die Nachricht vom Beschlusse des polnischen Reichstages in ihr Lager gelangte, in welchem König Friedrich Wilhelm selbst sich befand. Beides wurde von Lucchesini, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig und anderen Männern, welche eine kräftige Unterstützung der Österreicher gegen die Franzosen verhindern wollten, benutzt, um den König unter einem schicklichen Vorwande vom Heere zu entfernen und zugleich eine gegen Österreich gerichtete Kabale anzuspinnen. Es wurde nämlich im Staatsrate vereinbart, daß Preußen den Krieg fortsetzen wolle, daß dagegen aber nicht nur England und Österreich für die Kosten desselben einstehen, sondern daß auch Rußland die preußische Forderung in Polen unbedingt durchsetzen müsse, und daß Friedrich Wilhelm sogleich nach seinen polnischen Besitzungen abreisen solle. Der preußische König verließ hierauf wirklich sein Heer, und die russische Regierung erteilte dann, um dessen Truppen am Rhein zurückzuhalten, ihrem Gesandten in Grodno jenen Befehl, die unbedingte Annahme der preußischen Forderungen nötigenfalls mit Waffengewalt zu erzwingen. Noch ehe dieser Befehl in Grodno angelangt war, hatten Sievers und der preußische Gesandte Buchholz die Targowitzer Konföderation, welche Schwierigkeiten gemacht hatte, auflösen

lassen und die Leitung der Geschäfte wieder an den schwachen König und den schon früher wiederhergestellten Permanenten Conseil gebracht, oder mit anderen Worten, sie hatten die Bildung einer neuen königlichen Konföderation befohlen, der dann sogleich alle Mitglieder des Reichstages beitraten.

Als der Reichstag die preußischen Forderungen nicht sogleich unbedingt gewährte, verfuhr Sievers auf eine mindestens ebenso arge Weise, wie die Pariser Fischweiber im Oktober 1789 zu Versailles. Er ließ einige Landboten wegen ihrer angeblich jakobinischen Grundsätze verhaften, den Reichstag mit russischen Soldaten umgeben, den russischen General Rautenfeld in dem Sitzungssaale desselben auf einem Sessel Platz nehmen und jedes Mitglied des Reichstages, das nicht im russischen Sinne redete, durch Soldaten wegführen. Infolgedessen gab, als abgestimmt werden sollte, kein Deputierter eine Antwort. In dieser Verlegenheit halfen sich Rautenfeld und Sievers damit, daß sie dem Reichstage erklärten, man werde die Versammlung und den König so lange im Saale festhalten, bis sie nachgäben. Als trotz aller Drohungen die Aufforderung zum Abstimmen nicht befolgt wurde, erklärte endlich der Reichstagsmarschall das Schweigen der Deputierten für Bejahung und unterschrieb die Abtretungsurkunde, welchem Beispiele dann der Ausschuß folgte. Doch protestierten noch an demselben Tage (24. September) beide, und dieser Protest wurde nachher auch als eine Erklärung des Reichstages öffentlich bekannt gemacht. Nachdem auf solche Weise dem Reichstage die Abtretung ganzer Provinzen abgezwungen worden war, schloß man am 14. Oktober auf den Antrag eines feilen Landboten, des Grafen Ankwitz, noch dazu einen Freundschafts- und Allianzvertrag mit Rußland, oder mit anderen Worten, man unterwarf auch den noch übriggebliebenen Teil Polens den Russen. Daß durch den Reichstag zuletzt noch alle Verbesserungen, welche der vorhergehende Reichstag beschlossen hatte, abgeschafft wurden, versteht sich ebenso von selbst, wie daß die Verräter unter den Polen, König Stanislaus an ihrer Spitze, mit Orden, Ehren, Gütern und Geldsummen belohnt wurden. Es erhielt bei dieser zweiten Teilung Polens Rußland über 4000 Quadratmeilen Landes mit drei Millionen Einwohnern, Preußen 1000 Quadratmeilen Landes und nahe an viertehalb Millionen Menschen: das Polnische Reich schrumpfte dadurch bis auf ein Drittel seines ehemaligen Bestandes zusammen.

5. Dritte Teilung Polens.

Nach der zweiten Teilung Polens wurde der Druck im Lande noch ärger als zuvor. Russische und preußische Truppen bildeten längs der neuen Grenze einen Kordon; eine russische Heeresabteilung war sogar

im Lande selbst zurückgeblieben und hatte in Warschau ihr Hauptquartier. Der russische Gesandte Sievers, welcher bei aller Härte doch noch eine Spur von Mitgefühl und Scham hatte, wurde abberufen und durch einen echten Russen, den General Igelström, ersetzt. Dieser behandelte den polnischen König und die angesehensten Männer des Reiches gleich Unterthanen seiner Kaiserin und benahm sich überhaupt so rücksichtslos despotisch, daß es fast schien, als wenn man den polnischen Adel, welcher gleich dem französischen Volke mehr eitel und empfindlich als von feinem Ehrgefühl beseelt ist, absichtlich zur Empörung habe reizen wollen. Auch brach in der That schon nach einem halben Jahre der Aufstand aus; doch hatte derselbe seinen Grund nicht in Igelströms Verfahren allein.

Schon als König Stanislaus der Targowitzer Konföderation beitrat, waren mehrere Unzufriedene ausgewandert. Sie hatten sich nach Dresden und Leipzig begeben, wo der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August III., sie auch dann noch duldete und schützte, als Rußland ihre Auslieferung forderte. Zu diesen Flüchtlingen gehörten Ignaz Potocki, der Reichstagsmarschall Stanislaus Malachowski, Kolontay, Mostowski, Kosciuszko und andere. Sie bildeten in Sachsen eine förmliche Verschwörung zur Befreiung ihres Vaterlandes. Doch waren es nur Kosciuszko und der nach Warschau zurückgekehrte Zajonczeck, welche das Volk weckten und zuerst ihr Leben wagten. Kosciuszko, welcher von den Verschworenen mit der militärischen Leitung des Unternehmens beauftragt wurde, suchte vor dem Beginne desselben die Türken und Franzosen aufzureizen; dies gelang ihm jedoch nicht, und er selbst mußte sich, um den russischen Spionen auszuweichen, auf einige Zeit nach Italien entfernen. Unterdessen wußte Zajonczeck die in Warschau stehenden polnischen Regimenter sowie ein reicher Bankier die dortige Bürgerschaft für die Sache zu gewinnen. König Stanislaus war von allem unterrichtet; er hatte aber nicht den Mut, an der Ausführung teilzunehmen, und gab sogar dem russischen Gesandten einen Wink. Dieser verlangte hierauf (Anfang 1794) die Entlassung des größten Teiles der polnischen Armee, damit die Verschworenen sich derselben nicht bei ihrem verzweifelten Versuche bedienen könnten. Er bewirkte dadurch nur, daß die Empörung früher ausbrach, als beabsichtigt worden war. Die Verschworenen nämlich, in einer Menge geheimer Gesellschaften über das Land zerstreut, sahen sich genötigt, loszubrechen, ehe noch die Auflösung des Heeres, welche der König und sein permanenter Rat schon dekretiert hatten, vollständig geworden wäre. Kosciuszko begab sich, obgleich er selbst an die Möglichkeit des Gelingens der ganzen Sache nicht glaubte, mit einer kleinen Schar nach Krakau. Dort ward er, nachdem die russische Garnison der Stadt

ohne Kampf abgezogen und die ihr beigegebenen 400 Polen übergetreten waren, am 24. März als Generalissimus des polnischen Volkes ausgerufen. Seine Schar vermehrte sich bald durch die von allen Seiten herbeiströmenden Insurgenten sowie namentlich auch durch eine Abteilung des polnischen Heeres, welche der Oberst Madalinski ihm zuführte. Als nämlich auf Igelströms Geheiß das polnische Heer um die Hälfte vermindert werden sollte und zu diesem Zwecke in einzelnen Abteilungen auseinandergelegt worden war, begab sich Madalinski, anstatt dem ergangenen Befehle gemäß seine Truppenabteilung zu entlassen, mit derselben nach Krakau. Hier wurde dann eine Insurrektionsakte bekannt gemacht, die ganze Jugend der Krakauer Woiwodschaft unter die Waffen gerufen und, nach dem Beispiele der republikanischen Regierung Frankreichs, durch das System patriotischer Requisitionen für die Bedürfnisse des Befreiungsheeres gesorgt.

Igelström hatte 6- bis 7000 Russen unter Denisow und Tormasow zur Verfolgung Madalinskis ausgeschickt. Diesen eilte Kosciuszko von Krakau aus entgegen und erfocht, als er am 4. April bei Raclawice auf sie stieß, einen vollständigen Sieg. Dadurch wurde das leicht entzündete polnische Volk zum größten Enthusiasmus hingerissen. Bald nachher rief der russische Oberbefehlshaber Igelström selbst in Warschau einen blutigen Aufstand hervor. Er verlangte nämlich, um den Fortschritten der Empörung Einhalt zu thun, von der polnischen Regierung nicht nur die Verhaftung vieler angesehenen Leute und die Ächtung aller Insurgenten, sondern auch die Auslieferung des Arsenals und die Entwaffnung des ganzen polnischen Heeres. Dies benutzten dann die Verschworenen, um die Bürgerschaft von Warschau und die daselbst befindlichen Truppen zum Aufstande zu treiben. So brach am 17. April eine allgemeine Empörung in Warschau aus: die aus fast 8000 Mann bestehende russische Garnison wurde überfallen, 2000 Mann derselben innerhalb zweier Tage getötet, Igelströms Palast nach blutigem Kampfe erstürmt und geplündert. Igelström selbst rettete sich in das nahe bei Warschau befindliche preußische Lager. Zur Ehre der Polen verdient bemerkt zu werden, daß, als die polnische Regierung gleich darauf die Zurückgabe der in Igelströms Palast weggenommenen Geldsummen befahl, diese insgesamt eingeliefert wurden. Nach dem Aufstande in Warschau wurde der elende König Stanislaus auf einmal wieder ein enthusiastischer Patriot: da man ihm jedoch nicht trauen konnte, so wurde eine Regentschaft eingesetzt und Kosciuszko, den man schon in Krakau zum Diktator ausgerufen hatte, als solcher anerkannt.

Die Empörung verbreitete sich hierauf über das ganze Königreich Polen, wie auch nach Litauen. An vielen Orten war der Ausbruch

derselben mit Scenen einer wilden Volksjustiz verbunden, welche an die Laternenexekutionen der Pariser erinnerten. In Warschau wurden die Generale Zabiello und Ozarowski, der Bischof Kossakowski, der Fürstbischof Massalski, der Graf Ankwitz und sechs bis acht andere vornehme Herren ohne Gericht und Prozeß hingerichtet, weil man in dem Archiv des russischen Gesandten die urkundlichen Beweise ihrer Verräterei gefunden hatte.

Preußen schickte rasch ein Heer nach Polen. Als dieses sich zugleich mit einem russischen Heere unter Denisow gegen Krakau in Bewegung setzte, eilte Kosciuszko das letztere anzugreifen, ehe es sich mit den Preußen vereinigen konnte. Er konnte diese Vereinigung jedoch nicht verhindern und ward am 6. Juni, gerade als er die Russen angegriffen und zurückgetrieben hatte, in der sogenannten Schlacht bei Szczekoczny durch die weit überlegene Macht der Preußen genötigt, sich mit einem Verluste von tausend Mann zurückzuziehen. Doch trat er seinen Rückzug in Ordnung an und konnte, obgleich von allen Seiten gedrängt, nicht am Marsche nach Warschau gehindert werden. Als er am 10. Juli dort eintraf, waren die Polen bereits in Litauen besiegt und die Stadt Krakau den Preußen übergeben worden: von diesem Augenblicke an war Polen nicht mehr zu retten.

Der ganze Krieg drängte sich jetzt um Warschau zusammen. Gegen diese Stadt zogen im Juli auch die Preußen, 40 000 Mann stark. Sie trafen vor Warschau mit 10 000 Russen unter Fersen zusammen, während die von Suworow befehligte russische Hauptmacht damals erst auf dem Marsche nach Polen war. Jetzt ließ auch Österreich ein Heer in Polen einrücken, um sich seinen Anteil an der dortigen Beute zu sichern, und um zu verhindern, daß Preußen allzu mächtig werde: auch waren den Österreichern bereits von Rußland Anträge zu einer neuen Teilung Polens gemacht worden. Das österreichische Heer seinerseits besetzte Klein-Polen.

Die Stadt Warschau war nur schwach befestigt, hatte aber rund umher vier stark verschanzte und miteinander in Verbindung stehende Lager. Die polnischen Truppen in und um Warschau, deren beide Flügel durch die Weichsel gedeckt waren, wurden von Männern kommandiert, welche in diesem Kriege oder später unter Napoleon sich Ruhm erworben haben, von Kosciuszko, Joseph Poniatowski, Dombrowski, Zajonczeck und Makranowski. Der Ausgang ihres Kampfes mit den Preußen war leicht vorauszusehen; denn diese führten den Krieg ganz methodisch nach der alten Weise und wurden von ihrem Könige, der sich beim Heere befand, und von dessen Günstlingen schlecht geleitet. Alle Angriffe auf die vier Lager der Polen blieben ebenso,



XV. 84. **Thaddäus Kosciuszko.**
(Reproduktion des Stiches von G. Fiesinger: nach J. Grassi.)

wie das Bombardement der Stadt, erfolglos. Als nun gar die Nachricht einlief, daß in den preußisch-polnischen Provinzen gleichfalls ein Aufstand ausgebrochen und dadurch das preußische Heer im Rücken bedroht sei, geriet man in der Umgebung des Königs in solchen Schrecken, daß nicht nur die Belagerung von Warschau aufgehoben wurde, sondern daß auch das preußische Heer am 6. September mit einer fluchtähnlichen Eile den Rückzug antrat.

Die Polen schickten den Insurgenten in Preußisch-Polen Heeresabteilungen unter Dombrowski, Madalinski und Joseph Poniatowski zu Hilfe. Diese waren zwar im Kampfe glücklich und bedrohten sogar Pommern und Brandenburg; sie konnten aber dadurch der Sache der Polen nichts nützen, weil gerade jetzt die russische Hauptmacht unter Suworow gegen Warschau heranzog. Suworow rieb, sobald er nach starken Märschen von seinem Hauptquartier Cherson aus an der Grenze Polens angekommen war, am 19. September ein polnisches Heer unter Sierakowski fast ganz auf und eilte dann geradeswegs auf Warschau los. Auf die Nachricht hiervon beschloß Kosciuszko das Äußerste zu versuchen, ehe der russische General die Stadt erreiche. Er schickte dem General Sierakowski neue Truppen, um die heranziehenden Russen aufzuhalten, befahl dem litauischen Heere, sich denselben in den Rücken zu legen, und suchte selbst den General Fersen auf, um ihn noch vor der Ankunft Suworows zu schlagen. Zu diesem Zwecke beauftragte er einen seiner Unterbefehlshaber, Adam Poninski, die Russen so lange, bis er selbst sie würde angreifen können, vom Übergange über die Weichsel abzuhalten und dann sich mit ihm zu vereinigen. Poninski verfehlte aber die Russen und kam auch nicht seinen Landsleuten zu Hilfe, als Fersen dieselben am 10. Oktober bei Maciejowice angriff. Durch diesen unglücklichen Umstand, mag er nun ein Fehler oder ein Mißgeschick des Generals Poninski gewesen sein, wurde der Untergang Polens herbeigeführt. Kosciuszko und seine Truppen fochten nämlich zwar mit verzweifeltem Mute; sie erlagen aber, als Poninski nicht erschien, der russischen Übermacht und erlitten eine vollständige Niederlage. Doch hatten auch die Russen ihren Sieg teuer erkauft. 6000 Polen wurden getötet, 600 gerieten, zum Teil schwer verwundet, in russische Gefangenschaft. Unter den letzteren befand sich auch Kosciuszko nebst drei anderen Generalen und dem ganzen Stabe.

Nach dem Treffen bei Maciejowice vereinigte sich Fersen mit Suworows Heere, welches dadurch 30 000 Mann stark wurde. Obgleich von diesen nur etwa 22 000 im Felde zu gebrauchen waren, so entschloß sich Suworow doch, die befestigte Vorstadt von Warschau, Praga, zu stürmen. Diese von Warschau durch die Weichsel getrennte Vorstadt hatte eine Besatzung von 30 000 Polen und war

durch drei befestigte, mit etwa 100 schweren Geschützen armierte Linien gedeckt. Man konnte sogar zu ihren Festungswerken nicht gelangen, ohne vorher ein verschanztes Lager, in welchem das polnische Heer lag, erobert zu haben. Nichtsdestoweniger beschloß Suworow, die Stadt Praga und das vor ihr liegende Lager zu erstürmen. Daß ihm dies gelang, würde, da er keine schwere Artillerie, sondern nur 86 Feldstücke bei sich hatte, ganz unbegreiflich sein, wenn nicht Fersen vorher den großen General und die Kerntruppen der Polen vernichtet hätte, und wenn nicht die vor Praga stehenden polnischen Truppen gleich den Heeren der Türken durch einen Bajonettangriff hätten in Schrecken gesetzt werden können. Am 24. Oktober nahm Suworow das polnische Lager mit Sturm ein, wobei 1000 Polen in die Weichsel gedrängt, 2000 niedergemacht und ebensoviele gefangen wurden. Nachher traf er die Anstalten zum Sturm auf die befestigten Linien von Praga. Er beschleunigte dieselben so sehr als möglich, weil er den Preußen zuvorkommen wollte, welche mittlerweile den Aufstand in Groß-Polen gedämpft hatten und gegen Warschau heranzogen. Er schonte daher, wie seine Gewohnheit war, auch das Blut seiner eigenen Soldaten nicht. Am 4. November wurde der Sturm auf die Werke von Praga unternommen, zu deren Verteidigung alle waffenfähigen Männer aus Warschau herbeigeströmt waren. Nach einem fünf Stunden dauernden mörderischen Kampfe waren die Russen Herren der Schanzen. Sie hatten unmittelbar darauf in den Straßen von Praga einen neuen furchtbaren Kampf zu bestehen und erlaubten sich dabei ein so gräßliches Morden, daß die näheren Angaben über ihre Greuelthaten jedes menschliche Gefühl empören. 8000 Polen wurden kämpfend niedergehauen, Kinder, Weiber und Greise gemordet. Außerdem wurden, da die Russen nicht nur den größten Teil von Praga, sondern auch die Weichselbrücke niederbrannten, noch ganze Scharen von Menschen, die sich nach Warschau hatten retten wollen, in den Fluß hinuntergestürzt. Nach der gewöhnlichen Angabe, deren Zuverlässigkeit sich jedoch nicht verbürgen läßt, kamen in Praga selbst 12 000 Polen ums Leben. Wie viele Russen dem kühnen Unternehmen Suworows geopfert wurden, ist unbekannt; die Russen selbst geben ihren Verlust bis zum Lächerlichen gering an. Am folgenden Tage kapitulierte die Stadt Warschau, und am 6. November 1794 rückte Suworow in dieselbe ein.

Jetzt war es um das Polnische Reich geschehen. Über das Schicksal desselben oder vielmehr über die Art, wie der letzte Rest dieses einst so großen Reiches verteilt werden sollte, unterhandelten und intriguierten Österreich, Preußen und Rußland noch ein ganzes Jahr. Bis dahin gestattete man dem König Stanislaus, welcher alles mit sich machen

ließ, noch den Schein einer Leitung der Regierung, weil man seiner bedurfte, um der verübten Gewaltthat den Stempel des Rechts aufzudrücken. Doch ward er in Warschau von Suworow sowie in Grodno, wohin er sich nachher auf russischen Befehl begeben mußte, von Repnin, dem Generalstatthalter der russisch-polnischen Provinzen ganz verdunkelt. Er unterzeichnete endlich am 25. November 1795 selbst seine Abdankungsurkunde, nachdem die teilenden Mächte ihm ein Jahrgehalt von 200 000 Dukaten und die Bezahlung seiner Schulden zugesichert hatten. Kaiser Paul rief ihn bald darauf nach Petersburg, wo er 1798 starb.

Der zwischen den drei Mächten abgeschlossene Vertrag über die dritte Teilung Polens wurde erst am 24. Oktober 1795 unterzeichnet. Wegen der neuen Grenzen Österreichs und Preußens in Polen ward sogar noch ein ganzes Jahr länger unterhandelt. Bei dieser letzten Teilung Polens erhielt Österreich die Woiwodschaften Sendomir und Lublin, fast die ganze Woiwodschaft Krakau und die auf der rechten Seite der Weichsel bis zum Bug gelegenen Länder, in allem 834 Quadratmeilen; Rußland erhielt das ganze bisher noch polnische Litauen und Wolhynien, den größten Teil von Samogitien und ein Stück von Klein-Polen, in allem etwa 2000 Quadratmeilen; Preußen endlich erhielt den aus ungefähr 1000 Quadratmeilen bestehenden übrigen Teil Polens mit der Hauptstadt Warschau: es war also verhältnismäßig sehr wenig bedacht worden, gegenüber Österreich, das im Felde gar nichts gethan, dagegen um so geschickter hinter Preußens Rücken und auf Preußens Kosten mit Rußland sich verständigt hatte.

6. Verhältnis Englands, Österreichs, Preußens und Schwedens zu der französischen Revolution.

Die revolutionäre Umgestaltung Frankreichs setzte von ihrem ersten Anfange an das ganze feudalistische und hierarchische Europa in Schrecken; und die Besorgnis, daß durch dieselbe auch in anderen Ländern der Fortbestand alles Mittelalterlichen bedroht werde, rief bei den Machthabern Kabalen gegen Frankreich hervor, welche endlich, mit allerlei gegenseitigen Kabalen sich kreuzend, einen förmlichen Krieg herbeiführten. Wir beginnen den Bericht über die Art, wie die europäischen Monarchen und Aristokraten die in Frankreich zur Geltung gekommenen neuen Grundsätze des Staatswesens wieder zu vertilgen suchten, mit England.

Die Politik, welche in diesem Lande gegen Frankreich befolgt wurde, war von der der Kontinentalstaaten verschieden, obgleich man hier

wie dort ein und dasselbe Ziel verfolgte. Die Plutokraten und Aristokraten nämlich, welche in England die Regierung führten, und an deren Spitze seit 1784 Pitt stand, hatten bei dem Geist ihres Volkes, das sich selbst und alles von alters Bestehende zu vergöttern geneigt ist, von dem Geiste der französischen Revolution nichts Ernstliches zu befürchten. Sie suchten also auch diesmal, wie immer, die Gelegenheit zu benutzen, um Frankreichs Seemacht und den Handel aller anderen Völker, von denen eine ernstliche Konkurrenz zu fürchten war, zu schwächen oder zu vernichten. Sobald nämlich die absoluten Regierungen Neigung zeigten, für engliches Geld die Sache der Aristokratie und Hierarchie gegen Frankreich zu verfechten, bewog Pitt das Parlament, ihnen Subsidien zu geben, weil, wie auch der Krieg auf dem Kontinent ausgehen mochte, auf jeden Fall Englands Seeherrschaft erweitert, und das durch den Siegesruhm seiner Flotte so leicht berauschte englische Volk fester an die Oligarchie, die es regierte, geknüpft wurde.

Was die innere Geschichte Englands seit 1784 betrifft, so wußte Pitt, nachdem er vermittelst der zweiten Indiabill seine Herrschaft gesichert hatte, durch Aufrechthaltung aller alten Mißbräuche die Aristokratie, durch Vermehrung der Civilliste den König, durch eine weise Verwaltung, scheinbare Abstellung von Mißständen und lärmend angekündigte Verbesserungen das Volk zu gewinnen. Wie gut er es verstand, den beschränkten John Bull zu täuschen, davon kann der von ihm veranstaltete Prozeß gegen einen der Blutsauger Ostindiens, Warren Hastings, als Beispiel dienen. Dieser vor dem Oberhause geführte Prozeß, welcher von 1788 bis 1795 dauerte, hielt das Publikum lange Zeit in Spannung und gab Gelegenheit, den Lärm über die angebliche Rechtsgleichheit in England zu vermehren; in Wirklichkeit war er aber mehr eine mit vielem rhetorischen Pomp in Scene gesetzte Schaustellung, als ein ernsthafter Prozeß, bei welchem unparteiische Rechtsprechung gesucht wird, er endigte, trotz Burkes und Sheridans Beredsamkeit mit der Lossprechung des vornehmen Verbrechers, der allerdings auch entschiedene Verdienste um die Herrscherstellung Englands in Indien in die Wagschale zu werfen hatte.

Im Jahre 1788 ward die von Pitt wiederhergestellte Herrschaft der Vornehmen und Reichen dadurch bedroht, daß sich bei König Georg III. die ersten Spuren jener Geistesstörung zeigten, die ihn später bis an seinen Tod nicht wieder verließ. Es wurde nämlich im Parlament der Vorschlag gemacht, eine Regentschaft einzusetzen (Dezember 1788); und da diese dem Rechte nach dem Prinzen von Wales gebührte, von dem wir früher erwähnten, daß er mit seinem Vater ganz zerfallen war und mit der Opposition in inniger Verbindung

stand, so geriet Pitts System in große Gefahr. Der kluge Staatsmann wußte sich jedoch zu helfen. Er that dies auf eine solche Weise, daß er, um seinen Zweck zu erreichen, sogar gegen die konservativen Prinzipien auftrat. Er stellte nämlich, während Fox legitimistisch und monarchisch zu Gunsten des Prinzen den Grundsatz des natürlichen und ererbten Rechtes verteidigte, die Behauptung auf, daß die Nation allein das Recht habe, vermittelst des Parlaments über die Regentschaft, wie über jede andere Reichsangelegenheit zu entscheiden; oder mit anderen Worten, Pitt machte in dieser Sache das französische und revolutionäre Prinzip der Volkssouveränität geltend. Er siegte mit seiner Behauptung; glücklicherweise gelangte aber der König schon im Februar 1789 wieder zum vollen Gebrauche seines Verstandes.

Auch als die französische Revolution England in Aufregung brachte, wußte Pitt den schädlichen Einfluß der neuen Grundsätze von seinem Volke abzuhalten, ohne dabei, wie andere Minister und Regenten, als ein Feind der französischen Regierung zu erscheinen. Es gab in England eine kleine radikale Partei, welche die französische Revolution mit Jubel begrüßte. Diese trat infolge derselben gegen das aristokratische Element in der englischen Verfassung mit größerer Kühnheit auf; sie schickte sogar eine Beglückwünschungsadresse an die konstituierende Nationalversammlung in Paris und suchte durch demokratische Schriften das englische Volk aufzuregen. Pitt wußte jedoch auch zur Abwendung dieser Gefahr das rechte Mittel zu finden. Er setzte dem radikalen Geschrei ein loyales entgegen, hütete sich aber dabei wohl, selbst als Schreier gegen die Revolution aufzutreten und sich in eine offizielle Verbindlichkeit verwickeln zu lassen. Es bedurfte bei dem hochmütigen und streng aristokratischen Sinne der Engländer nur einer leisen Anregung, um selbst solche Mitglieder des Parlamentes, welche nicht Freunde des Ministeriums waren, zum heftigsten Schreien und Toben gegen die Franzosen zu veranlassen. Der heftigste unter diesen heftigen Rednern war Edmund Burke, welcher kurz vorher zur ultrakonservativen Partei übergetreten war und sich im Beginne des Jahres 1790 zum erstenmale und für immer unter Pitts Fahne stellte.

Burke war damals der Stentor für Altengland. Er überschrie jeden kaltblütigen Verteidiger des natürlichen Rechtes mit einer manchmal an Raserei grenzenden Heftigkeit, welche bei ihm um so auffallender ist, weil seine Reden nicht Ergüsse einer augenblicklichen Leidenschaft waren, sondern stets auf sorgfältiger und eingehender Beschäftigung mit dem Gegenstand beruhten. Burke war bis dahin ein gewaltiger Eiferer für Wahrheit, Freiheit und Recht gewesen; er sprang aber im

schroffen Wechsel zur entgegengesetzten Partei über und tobte dann, wie alle Renegaten, bis an seinen Tod mit gleicher Heftigkeit gegen alles das, was er früher verfochten hatte. Pitt freute sich, in einem Manne, welcher damals gerade auf der Höhe seines Ruhmes stand, ein tüchtiges Werkzeug für seine Politik gewonnen zu haben; denn Burke führte ihm nicht nur eine bedeutende Verstärkung im Parlamente selbst zu, sondern er half auch die Freunde der Verbesserungen im englischen Volke verstummen zu machen, weil er den Stolz, die Nationaleitelkeit und die Vorurteile der Massen aufregte und alle, welche von Reformen redeten, als Franzosenfreunde, Rebellen und Gottlose darstellte. Dies that Burke nicht nur durch glänzende Reden im Parlament, sondern auch durch eine besondere Schrift, welche er 1790 unter dem Titel: „Betrachtungen über die französische Revolution" herausgab, die das Evangelium aller Feinde des Fortschrittes war und bis auf unsere Tage geblieben ist. In dieser Schrift wird die in ihrem ersten Ursprunge löbliche und großartige Erhebung der Franzosen zur Wiederherstellung der ihnen entrissenen Freiheiten und Rechte als etwas Fluchwürdiges dargestellt, und alle Frevelthaten des wilden Pöbels, welche bei der Niederreißung der alten Ordnungen nicht zu verhindern waren, jenen edlen Männern zugeschrieben, die das Glück einer Generation opferten, um das aller künftigen gründen zu können. Burke rast in seiner Schrift auf dieselbe Weise für das Hergebrachte und Bestehende, wie Marat, Camille Desmoulins und ähnliche Männer in ihren Zeitschriften für das Neue. Auch war die unmittelbare Wirkung, welche Burke durch sein Buch hervorzubringen strebte, derjenigen ganz gleich, welche Marat und Desmoulins bei ihren Journalen im Auge hatten. Burke forderte die europäischen Regierungen auf, zur Erhaltung der Feudalität und Hierarchie dieselben Mittel der Gewalt und des Terrorismus anzuwenden, welche nach dem Willen jener wütenden Demokraten vom Volke zur Vertilgung des Bestehenden angewandt werden sollten.

Die Invektiven und Deklamationen in Burkes Schrift hätten von der entgegengesetzten Partei in England allenfalls unbeantwortet gelassen werden können; allein Burke stellte in derselben zugleich eine gut durchgeführte Theorie vom Staatswesen auf, der man notwendig eine andere entgegenstellen mußte, zumal da dieselbe weit mehr Gehalt und Wert hatte, als die der französischen Theoretiker, Bailly, Lafayette, Grégoire und anderer. Burke bewies nämlich allen Privilegierten auf geistreiche Weise, daß ihr Vorurteil Weisheit, ihr Trotz Festigkeit sei, und rechtfertigte durch scharfe Dialektik die Absichten und Bestrebungen der Aristokraten und Regierungen aller Länder. Eine solche Lehre konnte nur durch das entgegengesetzte Extrem und durch eine gleich

excentrische Heftigkeit mit Glück bekämpft werden. Dies that der als Schriftsteller der nordamerikanischen Demokratie berühmt gewordene Demokrat Thomas Payne, dessen wir früher gedacht haben, vermittelst einer Schrift, welche den Titel: Menschenrechte („Rights of men") führte. Payne tadelte in diesem Buche die englische Verfassung mit derselben Maßlosigkeit, mit welcher Burke sie gepriesen hatte. Er griff jede Art von Aristokratie und Monarchie als etwas unbedingt Verderbliches und Ungerechtes an, forderte die radikalste Umgestaltung aller bestehenden Verhältnisse und stellte die Theorie von einem durchaus demokratisch eingerichteten Staatswesen auf. Der Ton, in welchem Payne schrieb, ist jene bittere, scharfe und gewaltige Manier, durch welche die Juniusbriefe und, in seiner Art, Marats „Ami du peuple" so furchtbar geworden sind. Auch hat in der That Paynes Schrift auf einen Teil der unteren Klassen des englischen Volkes einen ebenso tiefen und bleibenden Eindruck gemacht, wie Burkes Buch auf die Mehrzahl der Leute des höheren und mittleren Standes. Beide Männer können daher auch gewissermaßen als Feldherren der zwei Heere, welche für oder gegen das neu sich gestaltende politische und gesellschaftliche Leben fochten, und ihre Bücher als Arsenale derselben betrachtet werden.

Der Hauptverteidiger freier Grundsätze und Ansichten im Parlament, Charles Fox, würde seiner Natur nach nicht im stande gewesen sein, Burkes maßlose Angriffe auf Freiheit und natürliches Recht mit jener rücksichtslosen Heftigkeit zu bekämpfen, welche im Kampfe mit blindem Vorurteile und fanatischer Wut allein zum Ziele führt. Er war von einem solchen Tone so weit entfernt, daß er nicht nur die Freundschaft mit einem Manne erhalten zu können glaubte, dessen Ansichten einen schneidenden Gegensatz gegen die seinigen bildeten, sondern daß er sogar auch diesen seinen Freund vor Übertreibungen warnte, weil diese ja seiner eigenen Partei in Frankreich und dem unglücklichen König Ludwig Schaden bringen würden. Burke war ihm dafür nichts weniger als dankbar. Er brach vielmehr im Parlament öffentlich mit allen seinen bisherigen Freunden, blieb, als Fox von seinem Gefühl übermannt Thränen vergoß, stumm und wies jedes freundliche Wort, durch welches dieser ihn zu besänftigen suchte, zurück. Damals schwur also Burke öffentlich und feierlich jede liberale Idee ab und erklärte sich für den entschiedensten Verteidiger der Vorurteile und Mißbräuche. Da er seit dieser Zeit seine Heftigkeit bis aufs äußerste steigerte, so gewährte er den Franzosen den Vorteil, daß sie durch seine im Parlament gehaltenen Reden stets im voraus erfuhren, was sie von der englischen Regierung zu erwarten hatten.

Burkes Streben, einen Kreuzzug der monarchischen Staaten gegen

das revolutionäre Frankreich herbeizuführen, wurde durch die Änderung sehr begünstigt, welche gerade damals in dem Verhältnisse Englands zu Preußen und Österreich eintrat. Pitt hatte sich, wie eben dargelegt worden, von 1787 an auf sehr schlaue Weise Preußen genähert und sich dieser Allianz bedient, um einerseits ohne bedeutende Ausgaben einen großen Einfluß in Holland und Belgien zu erlangen und andererseits die Pläne Rußlands und Österreichs in der Türkei zu vereiteln. Nach dem Tode des Kaisers Joseph II. aber (1790) kam in Österreich und in Preußen ein und dasselbe politische System zur Geltung; und diese Staaten traten sowohl miteinander, als auch mit England und Rußland in eine immer inniger werdende Verbindung, deren gemeinschaftliches Ziel die Unterdrückung der französischen Revolution war. Wir müssen daher unseren Blick zunächst auf die in der inneren Politik Österreichs und Preußens eingetretene Änderung richten.

Josephs II. Bruder und Nachfolger, Leopold II., zeigte sich, im Gegensatz zu seinem früheren Verfahren in Toscana, wo er ein dauerndes Andenken als milder Regent und weiser Reformator des Staatswesens hinterlassen hat, von Anfang an allem Alten und Veralteten gewogen. Er gestattete sogleich dem durch Joseph in Schranken gehaltenen Kardinal und Erzbischof Migazzi, dem Begünstiger der Jesuiten, seinen alten Einfluß wieder. Er erließ ferner ein Censuredikt, welches mit Friedrich Wilhelms II. berüchtigtem Religionsedikt vom Jahre 1788 in den Grundprinzipien ganz übereinstimmte; denn es hob zwar die von Joseph gewährte Preßfreiheit nicht auf, untersagte aber jede dem Bestehenden nachteilige Kritik der Regierungshandlungen und der geistlichen Angelegenheiten. Außerdem ward ein so vollendetes Spioniersystem eingeführt, daß die Regierung sogar das, was im geheimsten Kreise geäußert war, sogleich erfuhr. Dadurch kamen dann Späher und Ankläger in Ehren, und Professoren sowie Journalisten wurden Spürhunde und Anschwärzer. Unter diesen Verleumdern und Verfolgern aller Aufgeklärten zeichneten sich die Exjesuiten Hoffmann, Haschka und Hofstetter vorzugsweise aus. In betreff der französischen Revolution suchte man den Kaiser durch den Popanz einer jakobinischen Propaganda zu schrecken und zum Kriege zu drängen.

Ganz dieselbe Reaktion trat in Preußen gegen diejenigen politischen und religiösen Grundsätze ein, von welchen Friedrich Wilhelms II. Vorgänger, Friedrich der Große, sich hatte leiten lassen. Auch dort wurden alle freisinnigen Männer verdrängt und durch entschiedene Freunde der alten Zeit und ihrer Mißbräuche ersetzt. Der Graf Hertzberg, Prinz Heinrich und Herzog Ferdinand von

Braunschweig, welche alle drei mehr oder weniger französisch gesinnt waren, mußten einem Bischoffswerder, Wöllner, Lucchesini und ähnlichen Leuten Platz machen, und diese führten dann den König immer weiter rückwärts. Sie erfüllten ihn zugleich mit einem tiefen Hasse gegen alles Französische und bereiteten dadurch den Krieg mit Frankreich vor, der aber freilich nicht durch die preußische oder österreichische, sondern durch jakobinische Initiative im Jahre 1792 ausbrach.

Die Kabinette von Preußen und Österreich waren schon zur Zeit der Reichenbacher Konvention (Juli 1790) geneigt, wenn auch keineswegs schon völlig entschlossen und am wenigsten gerüstet, die von Frankreich aus verbreiteten Ideen an ihrer Quelle selbst auszurotten. Es gelang jedoch den in beiden Staaten herrschenden Anhängern des Alten erst nach dem Tode Leopolds II., einen förmlichen Krieg gegen Frankreich in Gang zu bringen, weil der bedächtige und besonnene Leopold demselben abgeneigt war.

Während Burke in England, Wöllner und Bischoffswerder in Preußen, Spielmann und andere Leute in Österreich auf einen monarchischen Kreuzzug gegen die Franzosen und ihre demokratischen Grundsätze hinarbeiteten, betrieb auch König Gustav III. von Schweden die Herbeiführung eines solchen Krieges. Gustav verfiel, nachdem er durch den Reichstag von 1789 eine unumschränkte Herrschaft erlangt hatte, in seiner romantischen Überspanntheit auf den wunderlichen Gedanken, sich des französischen Königs und der in ihm personifizierten monarchischen Grundsätze ebenso durch einen Kriegszug anzunehmen, wie einst Gustav Adolf sich der protestantischen Fürsten Deutschlands und ihres Glaubens angenommen hatte: ohne zu bedenken, daß die Kräfte der Welt um ihn her ganz andere geworden waren, als im Jahre 1630. Die schlaue Kaiserin Katharina bestärkte ihn, als sie 1790 den Frieden von Werelä mit ihm schloß, in diesem abenteuerlichen Vorhaben, welches sie als ein vortreffliches Mittel, ihn und andere zu beschäftigen, erkannte. Gustav trat mit den Brüdern des französischen Königs, die ihm von den Zeiten seines Pariser Aufenthalts im Jahre 1770 her befreundet waren, mit den Emigranten und mit dem Marquis von Bouillé in Korrespondenz, war durch seinen Gesandten bei den Anstalten zur Flucht Ludwigs thätig und reiste im Frühjahr 1791 nach Aachen, um sich mit den französischen Emigranten zu beraten. Er glaubte förmlich, durch die Vorsehung berufen zu sein, an der Spitze eines Heeres den König von Frankreich wieder in seine monarchische Vollgewalt einzusetzen. Als durch das Mißglücken von Ludwigs XVI. Flucht dieses erste Projekt vereitelt worden war, entwarf Gustav sogleich einen zweiten ebenso abenteuerlichen Plan.

Er wollte mit dem schwedischen Heere und mit einem russischen Corps, welches Katharina ihm zu leihen versprach, auf englischen Schiffen an die Seinemündung übersetzen, von dort gegen Paris vordringen und die französische Revolution niederschmettern.

Die schwedischen Großen sahen diesen Thorheiten ihres Königs mit doppeltem Unwillen zu. Sie waren erbittert, weil Gustav nicht nur für seinen phantastischen Plan große Summen verschwendete, sondern weil er auch um dieses Planes willen sich und sein Reich ganz in die Hände der Russen gab und zugleich die Türken und Polen einer Macht aufopferte, welche schon so viel vom Schwedischen Reiche an sich gerissen hatte. Auch die anderen Stände wurden aus denselben Gründen gleichgültig und kalt gegen den König. Im Oktober 1791 ließ Gustav sich noch dazu, um durch eine russische Bürgschaft gegen seine eigenen Unterthanen gesichert zu sein, zu einem Bündnisse mit Rußland bewegen, durch welches Katharina II. ihn ganz offenbar in ein Labyrinth zu führen suchte. Gustav und Katharina garantierten in diesem Bundesvertrage einander nicht nur ihre Besitzungen, sondern auch ihre Rechte, d. h. mit anderen Worten, Katharina gestattete dem schwedischen Könige, seinen Ständen, wenn sie nicht willfährig Geld gewähren würden, mit russischen Bajonetten zu drohen. Ja, sie nahm ihn sogar förmlich in Sold; denn er sollte nach jenem Vertrage acht Jahre lang russische Subsidien erhalten. Die schlaue Kaiserin bot ihm nämlich für den Krieg gegen das revolutionäre Frankreich eine bedeutende Summe als Darlehen an. Sie stellte dabei die Bedingung, daß die schwedischen Stände das russische Anlehen verbürgen müßten, wodurch dann Gustav genötigt wurde, wieder einen Reichstag zu halten. Er berief denselben auf den Januar 1792, aber nicht nach Stockholm, sondern nach der kleinen Stadt Gefle, weil er hoffte, daß dort die Stände mehr in seiner Gewalt sein würden. Er täuschte sich jedoch in dieser seiner Erwartung; denn alle vier Stände des Reiches waren gegen ihn erbittert, weil er in einem Augenblicke, wo wegen des Mangels an barem Gelde der Wert der Reichsschuldscheine von hundert auf sechzig herabgesunken war, dem schwedischen Volke neue schwere Lasten aufbürden wollte. Gustav mutete nämlich den Ständen zu, die auf den letzten Krieg verwendeten Kosten herbeizuschaffen, die neu aufgehäufte Schuld zu übernehmen und durch Verbürgung der von Rußland versprochenen Anleihe der Regierung die Mittel zu einem Kreuzzuge gegen Frankreich oder, wie es dunkel ausgedrückt wurde, zur Ausführung gewisser Pläne zu gewähren. Der Reichstag zeigte sich vom ersten Augenblicke an so schwierig, daß Gustav ihn schon nach vier Wochen (24. Februar 1792) wieder entlassen mußte.

Diese Auflösung des Reichstages hatte ein entsetzliches Ereignis

zur Folge. Es verbreitete sich nämlich unmittelbar nach derselben das Gerücht, Gustav wolle die alte Verfassung umstürzen; und dieses Gerücht, mochte es nun gegründet sein oder nicht, bestärkte den Adel in seiner Meinung, daß er sich nur durch die Ermordung des Königs im Besitze seiner alten Vorrechte behaupten könne. Die schwedischen Großen befanden sich, als sie auf solche Weise zum Morde ihre Zuflucht nahmen, in gleicher Lage mit den Demokraten Frankreichs. Beide konnten, solange ihr König lebte, ihre Zwecke nicht erreichen und sich desselben doch auch nicht auf gesetzlichem Wege entledigen; beide beschlossen also, zu einer Freveltat ihre Zuflucht zu nehmen. Übrigens war es in Paris wie in Stockholm nur eine kleine Zahl von Leuten, welche hier in den beabsichtigten Mordanschlag auf den König, dort in den geheimen Plan, vermittelst des Pöbels die gerichtliche Verurteilung und Enthauptung des Königs herbeizuführen, eingeweiht war. Hier wie dort aber sahen die übrigen der Sache ruhig mit zu und förderten sie gelegentlich. In Schweden waren es sieben Achtel des Adels, von denen man dies geradezu behaupten kann. Der Hauptanstifter des Mordes war der zweiundsiebzigjährige General Pechlin. Seine Mitverschworenen waren teils kalte Planmacher, teils solche Parteimänner, die sich durch ein Vorurteil, welches einige Entschuldigung verdient, über die Natur des Verbrechens täuschen ließen. Zur Ausführung gebrauchten die Verschworenen drei jüngere Leute, den Hauptmann Anckarström und die Grafen Ribbing und Horn. Diese drei, von welchen der erstere wegen einer erlittenen Kränkung dem Könige grollte und also ganz von Privathaß geleitet wurde, verbanden sich eidlich zur Ermordung des Königs und entschieden durch das Los, wer die Ausführung übernehmen solle. Das Los fiel auf Anckarström. Am 17. März 1792 wurde der Mord auf einer großen Hofmaskerade in Stockholm vollzogen. Anckarström erschoß den König mit einer Pistole, welche mit drei Kugeln geladen war. Der Schuß war nicht unmittelbar tödlich, sondern Gustav lebte noch 14 Tage, so daß er für seinen minderjährigen Sohn eine Regentschaft einrichten konnte. An eine Benutzung des Mordes von seiten des Adels war also nicht zu denken, zumal die drei übrigen Stände und die Bürgerschaft von Stockholm über die Freveltat sehr erbittert waren.

Vormundschaftlicher Regent wurde Gustavs Bruder, der Herzog Karl von Südermanland. Dieser verfuhr gegen die vornehmen Mörder und ihre Genossen milder, als man mit plebejischen Verbrechern zu verfahren pflegt. Er ließ das über fünf Verschworene gefällte Todesurteil nur an dem Hauptmann Anckarström vollziehen: die anderen vier, Ribbing, Horn, der Oberstlieutenant von Liljehorn und der Lieutenant Ehrenswärd, mußten Schweden für immer verlassen. Das

Haupt der ganzen Verschwörung, Pechlin, wurde nebst einem anderen der Beschworenen auf die Festung gebracht.

7. Vorbereitung zum Revolutionskriege.

Die Kabalen und Intriguen anzugeben, durch welche zwei Jahre lang die Regierungen von Österreich und Preußen für einen Kreuzzug gegen das revolutionäre Frankreich bearbeitet wurden, ist nicht möglich: sie beweisen immerhin, daß die französische Anschauung, als wäre Frankreich der angegriffene Teil gewesen, der Wirklichkeit nicht entspricht. Die französischen Emigranten, der Graf von Artois und sein Bevollmächtigter, der frühere Minister Calonne, König Ludwig XVI. selbst und sein Agent, der Baron von Breteuil, sowie Graf Stephan von Durfort, als Bevollmächtigter der Königin Marie Antoinette, und neben ihnen die aus Mystikern und Mätressen bestehende Umgebung des preußischen Königs spielten bei diesen Kabalen die Hauptrolle. Alle ihre Bemühungen scheiterten aber zuerst an dem kalten Sinne des Kaisers Leopold, welcher die Entscheidung immer wieder hinauszuschieben wußte, sowie an der noch kälteren Politik Englands, das nur an seinen eigenen Vorteil dachte und deshalb in einem Kampfe über Grundsätze neutral bleiben wollte. Leopold hatte freilich bei seiner Krönung versprochen, sich der deutschen Fürsten anzunehmen, welche Güter auf französischem Boden besaßen, durch den berühmten Beschluß vom 4/5. August 1789 aller ihrer dortigen Feudalrechte beraubt worden waren und nun gegen diesen Beschluß, gegen den sie rechtlich nichts machen konnten, bewaffnetes Einschreiten des Reichs und seiner Stützen aufbieten wollten. Der Kaiser hatte deshalb zwar seit Dezember 1790 den Franzosen im Namen des Deutschen Reiches drohende Vorstellungen gemacht; zu einer thätigen Unterstützung der beeinträchtigten Reichsstände aber war er nicht zu bringen. Übrigens hatten die Franzosen den letzteren eine Entschädigung an Geld angeboten; nur einige wenige Fürsten aber waren verständig genug gewesen, darauf einzugehen, die anderen pochten auf die ihnen von Kaiser und Reich zu leistende Hilfe.

Sogar der preußische König hatte noch in den ersten Monaten des Jahres 1791 geschwankt, ob er nicht nach Hertzbergs Rat der wachsenden Macht Rußlands dadurch Schranken setzen solle, daß er sich den Konstitutionellen Frankreichs nähere, das Verständigste und Beste, was er im Interesse Ludwigs selbst hätte thun können. Am Ende siegten freilich beim preußischen Kabinett die Vorstellungen der Emigranten und der Bevollmächtigten des französischen Hofes über diese verständige Politik, und Hertzberg selbst mußte bald nachher seinen

Abschied nehmen. Dagegen war und blieb es dem Kaiser Leopold mit einem Revolutionskriege ebensowenig Ernst, wie der russischen Kaiserin. Er schob deshalb gleich dieser den ritterlichen König von Schweden vor, indem er denselben als Bürgen des Westfälischen Friedens um Hilfe für die deutschen Fürsten anrief. Im Mai 1791 ließ sich Leopold wieder zu einer aus Padua datierten feindseligen Erklärung gegen Frankreich bewegen, welche jedoch nur leere Drohungen enthielt und dadurch für Ludwigs XVI. Sache sehr nachteilig ward. In demselben Monat wurde in Mantua zwischen dem Kaiser, dem Grafen von Artois, dem Grafen Durfort und Calonne ein Kongreß gehalten, dessen Resultat die am 6. Juli zu Padua unterzeichnete Cirkularnote Leopolds war. Auch diese von den Emigranten eingegebene Erklärung war drohend; an eine Ausführung der Drohungen dachte aber Leopold noch immer nicht. Ebenso hütete sich Lord Elgin, den das englische Ministerium zu dem Kongreß nach Mantua geschickt hatte, an den Beratungen und Beschlüssen desselben offiziell teilzunehmen, obgleich er im Namen Pitts seine Billigung alles dessen, was man gegen Frankreich im Schilde führte, aussprach.

In Preußen erlangte nach Hertzbergs Entfernung der Obskurantismus die Herrschaft, und man betrieb dort die Herbeiführung eines Krieges mit Frankreich viel eifriger, als in Österreich. Dies benutzte das schlaue österreichische Kabinett, um Rußland zum Abschlusse eines Friedens mit der Türkei zu bewegen. Österreich verstand sich nämlich am 25. Juli 1791 zu einem vorläufigen Allianzvertrage mit Preußen und sagte in demselben seine Teilnahme an einem Kongresse zu, auf welchem über die französischen Angelegenheiten ein gemeinschaftlicher Beschluß gefaßt werden sollte. Als jedoch dieser Kongreß im August 1791 zu Pillnitz in Sachsen gehalten wurde und am 27. August wirklich ein gegen Frankreich gerichteter Vertrag zwischen Österreich und Preußen zu stande kam, wußte der gewandte Baron Spielmann in die Vertragsakte Klauseln und Beschränkungen zu bringen, vermöge deren ein Zug gegen Frankreich erst dann unternommen werden sollte, wenn man mit Rußland wegen Polens und der Türkei einig geworden sei. Dagegen ließ sich das österreichische Kabinett auch in Pillnitz wieder zu einem unbedachten Schritte hinreißen, welcher dem französischen Königtum verderblich wurde. In Pillnitz waren nämlich auch der Graf von Artois, Calonne, Bouillé und andere Emigranten uneingeladen erschienen, und diese ungeladenen Gäste wußten zu bewirken, daß an den Schluß eines von Preußen und Österreich zu erlassenden Manifestes eine drohende und unwahre Redensart hinzugefügt wurde, welche einen baldigen Kriegszug gegen Frankreich ankündigte. Dieses Manifest schadete dem König Ludwig XVI. und seiner Sache ungemein; denn es

wurde von den französischen Prinzen gerade in dem Augenblicke bekannt gemacht, als Ludwig die neue Konstitution beschwor, und die Prinzen sprachen noch überdies in einer beigefügten besonderen Erklärung ganz offen aus, daß der König selbst ungeachtet seines Eides den Angriff der Emigrierten und der Feinde Frankreichs auf die Konstitution unterstützen werde, sie erschütterten also das Vertrauen zu Ludwigs Person in einem Augenblicke, wo dieses Vertrauen die erste Bedingung der Lebensfähigkeit der neuen Verfassung und damit der Möglichkeit einer allmählichen Beruhigung der revolutionären Leidenschaften war. Übrigens war der Pillnitzer Kongreß eine förmliche Mystifikation des Publikums. Kaiser Leopold leugnete nämlich gleich nachher die dort vereinbarten Artikel ab, und auch die englischen Minister erklärten im Parlament, daß sie von einer Pillnitzer Übereinkunft nichts wüßten.

Als die Emigranten erkannten, daß Leopold gar nicht willens sei, für sie und ihre Sache ins Feld zu ziehen, wandten sie sich an die russische und die schwedische Regierung. Die erstere machte es jedoch gerade so wie Leopold. Dagegen war der König von Schweden bereit, das Schwert für das französische Königtum zu ziehen. Er entwarf sogar mit dem Marquis von Bouillé einen förmlichen Kriegsplan. Hierauf wurde nicht nur in Schweden gerüstet, sondern es brachten auch die französischen Emigranten, deren Hauptsitze Koblenz, Worms und Ettenheim waren, in den Ländern der Kurfürsten von Köln und Trier sowie der Bischöfe von Straßburg und Worms Truppen auf die Beine. Gustavs Ermordung machte jedoch dem ganzen luftigen Projekte vorläufig wieder ein Ende.

Welche Wirkung die Drohungen und Rüstungen der Emigranten und der europäischen Regierungen in Frankreich hatten, wird ein einziger Blick auf den Zustand dieses Landes zeigen. In Frankreich war es 1792 bereits dahin gekommen, daß eine völlige Umkehrung aller Dinge ganz unvermeidlich war, weil nur durch sie das Neue befestigt und erhalten werden konnte. Einen solchen allgemeinen Umsturz aber durchzuführen, waren nur Männer im stande, welche keine Spur von Scheu und Scham besaßen und mit genialer Kühnheit jede Rücksicht auf Menschlichkeit und Recht beiseite setzten. Männer dieser Art waren weder die Konstitutionellen, noch der milder gesinnte Teil der Republikaner, noch auch Robespierre und Marat, von welchen der erstere damals nur durch den letzteren etwas vermochte, dieser aber nur ein Mann der Rede und der Schmähung, nicht der That und der Faust war. Nur durch die rohe Gewalt, also nur durch Männer, welche den Pöbel zu entflammen und dessen Fäuste jeden Augenblick in Thätigkeit zu setzen vermochten, konnte das Alte mit der Wurzel vertilgt und dem Neuen ein freier Raum geschaffen werden. Solche

Männer waren Desmoulins, Danton, Fréron, Hébert und ihresgleichen. Diese erlangten daher 1792 die Herrschaft in Frankreich. Neben ihnen walteten allerdings auch, aber in untergeordneter Weise, Condorcet, Buzot, Grégoire und andere Männer, welche die Anwendung der rohen Gewalt nur als Mittel zum Zwecke betrachteten und den Strom, dessen Dämme sie zerstört hatten, nach Willkür wieder hemmen zu können glaubten. Am Ende wurden freilich die einen wie die anderen das Opfer eines Barras, Fouché, Merlin von Douay, Sieyès und Cambacérès oder mit anderen Worten der kalt besonnenen diplomatischen Revolutionäre, welche, wie Diplomaten zu thun pflegen, dasjenige ernteten, was andere gesät hatten, um schließlich doch auch, wie die übrigen, von dem reißend schnell umschwingenden Rade der Zeit beiseite geworfen zu werden.

Dieser Gang der französischen Revolution bestätigt die durch die Geschichte aller Zeiten gepredigte Wahrheit, daß das eine Extrem nur durch das andere überwunden und vernichtet wird, und daß zuletzt die kalte Klugheit allein den Sieg davonträgt, der auch für sie nicht ein bleibender und dauernder ist. Aus diesem historischen Satze, nicht nur aus niederträchtiger Verkäuflichkeit muß man daher auch die traurige Erfahrung ableiten, daß später die Mehrzahl der republikanischen Frevler, unter ihnen als ein besonders schimpfliches Beispiel, in dem alle Schande zusammenfloß, Bertrand Barère, sich als Bekehrte unter Napoleons Despotie beugten. Marat und Robespierre wurden freilich nie bekehrt; dagegen wandte sich aber sogar Desmoulins um, als er erkannte, welchen Leuten er durch seine Art von Freiheit die Regierungsgewalt in die Hände gespielt habe. Selbst Danton ward müde und konnte sich deshalb nicht, was ihm sonst möglich gewesen sein würde, behaupten. Diese beiden Männer gingen aus dem Leben, ohne sich eines anderen Verdienstes bewußt zu sein, als daß sie durch Verbrechen die alten Mißbräuche zu Gunsten einer neuen Generation für immer vertilgt hätten.

XVII. Geschichte der französischen Revolution

und des ersten Koalitionskrieges bis zum Staatsstreich des 18. Fructidor 1797.

---

1. Die französische Revolution vom Frühjahr 1792 bis zum Umsturze des Königtums.

Der schon längst drohende Krieg zwischen Frankreich und den beiden deutschen Mächten war unvermeidlich, als Kaiser Leopold II. am 1. März 1792 starb und zu gleicher Zeit in Frankreich die Jakobiner sich der Regierung des Landes bemächtigten. Leopolds Sohn und Nachfolger, Franz II. (geb. 12. Februar 1768), war nämlich viel zu jung und zu unselbständig, um sich nicht in die Pläne der Absolutisten hineinziehen zu lassen; die jakobinischen Minister aber, besonders Dumouriez, würden schon durch den barschen Ton, den sie gegen die fremden Kabinette annahmen, den Ausbruch des Krieges herbeigeführt haben, wenn auch nicht der wilde Teil ihrer Parteigenossen das ganze Volk in die heftigste Aufregung versetzt und sie den Krieg selbst nicht gewollt hätten.

Franz II. hatte, wie jeder neue Regent, guten Willen und zeigte gleich anfangs einen rein praktischen Sinn; er war aber durch seine Erzieher, den Grafen Franz von Colloredo, den Baron von Schliesnig und den Exjesuiten Diesbach, an Unterhaltungen gewöhnt worden, welche nicht geeignet waren, seinen schlaffen und stumpfen Geist für die Regierungsgeschäfte zu kräftigen. Seine zweite Gemahlin, eine Tochter des rohen Ferdinand IV. und der grausamen Marie Karoline von Neapel, hatte ebenfalls nur für kleinliche Dinge Sinn. Sowohl das, was man sich von den Unterhaltungen und Belustigungen des fürstlichen Paares erzählte, als auch die Art, wie das Kabinett bald nach Franz' II. Regierungsantritt zusammengesetzt wurde, erregte keine hohe Meinung von den Regenteneigenschaften des neuen Herrschers. Der alte Staatskanzler Fürst Kaunitz zog sich ganz von

den Geschäften zurück, der Vicekanzler Philipp Cobenzl und der Baron Spielmann wurden nicht lange nachher beiseite geschoben, und die Leitung der Regierung an Männer von ganz anderer Art übertragen. Zuerst nahm der neue Kaiser den Grafen Colloredo und den Baron von Schliesnig in sein Kabinett auf, von denen der eine ebensowenig wie der andere im stande war, das schwerfällige und etwas morsche Schiff des österreichischen Staates unter den heftigsten Stürmen, welche Europa jemals erschüttert haben, zu lenken. Von diesen beiden Herren, die man in Wien die beiden Kaiser nannte, wurde bald nachher der eine (Schliesnig) wieder verdrängt; der andere aber ward das Werkzeug einer Camarilla, welche fortan am österreichischen Hofe herrschte. Diese Camarilla stellte schon ein Jahr nach des Kaisers Thronbesteigung den Baron von Thugut an die Spitze der Geschäfte, welche dieser mit der Verschlagenheit eines in den Künsten des türkischen Harems erfahrenen Hofmannes leitete. Man rühmt seine Anlagen, Fähigkeiten, Kenntnisse, Gewandtheit und Geschmeidigkeit; er achtete aber die Rechtlichkeit für eines Diplomaten unwürdig und für wenig praktisch in den großen Geschäften. Thugut hatte seine diplomatische Laufbahn als Gesandter in Konstantinopel begonnen und bei den Friedensverhandlungen von Fokschani im Jahre 1772 dafür gesorgt, daß er selbst und seine Regierung von den Türken große Summen für eine Hilfe erhielten, welche zwar zugesagt, aber nicht geleistet worden war. Nachher hatte Thugut bei den Unterhandlungen, welche über die Erbfolge in Bayern geführt wurden, vergebens seine kleinen Künste gegen einen Friedrich den Großen und einen Hertzberg anzuwenden gesucht. Hierauf war er eine Zeitlang als Gesandter am Hofe von Neapel gewesen. Seine Regierung hatte ihn dann in die Donaufürstentümer geschickt, wo er unter Russen und Griechen Gelegenheit erhielt, sich noch weiter nach orientalischer Art diplomatisch auszubilden. Zuletzt hatte er sich in Paris zu Geschäften brauchen lassen, deren der eigentliche Gesandte des Kaisers sich wahrscheinlich schämte. Nachdem er auch dort wieder viel Geld erworben hatte, wurde er 1793 nach Wien berufen, um die auswärtigen Angelegenheiten zu leiten.

Das neue österreichische Kabinett war den französischen Emigranten und ihrer Sache zugethan. Es fing daher nicht nur sogleich an, mit dem preußischen Hofe über eine Unterstützung derselben zu unterhandeln, sondern am 5. April 1792 führte sogar Philipp Cobenzl, welcher damals noch Vicekanzler war, durch eine dem französischen Gesandten überreichte Note den Ausbruch des Krieges herbei. Cobenzl forderte in dieser Note ganz barsch, die französische Regierung solle die eingezogene Grafschaft Avignon dem Papste zurückgeben und die

deutschen Fürsten, welche im Elsaß und in Lothringen Güter besaßen, in ihre alten Feudalrechte wiedereinsetzen. Ja, er erklärte sogar, daß die französische Monarchie nicht anders als auf der Grundlage der königlichen Sitzung vom 23. Juni 1789 eingerichtet werden dürfe. Als diese Antwort nach Paris gekommen war, trug Dumouriez am 20. April bei der legislativen Versammlung darauf an, daß an den König von Ungarn und Böhmen der Krieg erklärt werde. Sein Antrag wurde noch am Abend desselben Tages angenommen, und am folgenden Tag erteilte auch der König der Verfassung gemäß seine Zustimmung.

Als den Österreichern der Krieg erklärt worden war, sagte Preußen ihnen seine Hilfe zu. Beide Staaten waren damals noch nicht genügend gerüstet. Sie konnten also auch aus dem doppelten Umstande keinen Vorteil ziehen, daß in Frankreich Unordnung und Verwirrung herrschte, und daß die meisten der alten Generale und viele Offiziere ausgewandert und durch unerfahrene Leute ersetzt worden waren. Auch das Reich ward zur Teilnahme am Kriege aufgefordert; dieses entschloß sich aber nur zu einem Verteidigungskriege. In Österreich und Preußen ging durch viele Beratungen und durch die Langsamkeit, mit der man die nötigen Truppen zusammenbrachte, die beste Zeit verloren. In Preußen, wo König Friedrich Wilhelm II., Herzog Ferdinand von Braunschweig und der Marquis von Bouillé drei verschiedene Kriegspläne entworfen hatten, schadete man sich außerdem noch durch das diesem Staate so verderblich gewordene stolze Vorurteil, daß das preußische Heer unbesiegbar sei: man hegte die feste Überzeugung, die Franzosen würden ebenso leicht in die Flucht gejagt werden, wie einige Jahre vorher (1787) die Holländer. „Kaufen Sie nicht zu viele Pferde", sagte der Generalmajor von Bischoffswerder zu den Offizieren des Generalstabes, „die Sache wird nicht lange dauern. Der Freiheitsdampf zerstreut sich schon in Paris; die Armee der Advokaten wird in Belgien bald vernichtet werden, und gegen den Herbst sind wir wieder zu Hause!" Auch der zum Oberanführer des preußischen Heeres ernannte Herzog Ferdinand von Braunschweig rief auf der Parade den Offizieren das stolze Wort zu: „Meine Herren! Nicht zu viel Gepäck und Aufwand! Alles ist nur ein militärischer Spaziergang". Infolge dieser Ansichten und der Langsamkeit, mit der man besonders in Österreich alles zu betreiben pflegte, verzögerte sich der Beginn des Krieges bis in den Juli hinein. Es erhielten also die energischen Männer, welche in Frankreich trotz der furchtbarsten Anarchie eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen suchten, die nötige Zeit, um ihre Maßregeln zu treffen.

Diese Männer wußten ihr lebhaftes Volk schnell in eine kriegerische Stimmung zu versetzen. Sie benutzten sogar die drohende und scheinbar gefährliche Lage, um vollends die ganze alte Ordnung der Dinge leichter über den Haufen werfen zu können. Sie fachten zu derselben Zeit, als das Deutsche Reich am 14. Juli in Frankfurt seine letzte Kaiserkrönung hielt, also zum letztenmale ein für die deutsche Nation ganz gleichgültiges Festgepränge feierte, in dem französischen Volke, das jetzt unter dem Druck einer rücksichtslos entschlossenen Partei geeinigt war, vermittelst der Zeitungen, der Klubs und der Munizipalitäten eine nationale und patriotische Begeisterung an. Sie trieben die gegen Königtum, Adel und Priesterschaft feindlich gesinnte Nationalvertretung zu entschieden republikanischen Beschlüssen, denen selbst andersdenkende Deputierte aus Furcht, Opfer der Volkswut zu werden, beistimmen mußten.

Schon am 30. März 1792 bewirkten die beiden Deputierten Quinette und Bazire, daß die Versammlung alles Eigentum der Emigrierten für dem Staate verfallenes Gut erklärte. Im April wurden die geistlichen und weltlichen Ordensgesellschaften aufgehoben und jede geistliche Tracht verboten. Gleich darauf gab man für 1900 Millionen neue Assignaten aus, obgleich die alten bereits auf den dritten Teil ihres Wertes herabgesunken waren. Schon einen Monat früher hatte man auf Collot d'Herbois Antrag 87 Mörder, welche im letzten Herbste zu Avignon gewütet hatten, ihres guten Bürgersinnes wegen belobt und der gesetzlichen Strafe entzogen. Ebenso wurde im April auf Antrag desselben Mannes der Richterspruch, welcher zwei Jahre früher über ein meuterisches Schweizerregiment gefällt worden war, kassiert und die zur Galeerenstrafe verurteilten Soldaten dieses Regiments nicht nur begnadigt, sondern auch von der gesetzgebenden Versammlung in ihrer Sitzung ehrenvoll empfangen. Die gesetzgebende Behörde selbst erklärte also, weil zur Gründung eines neuen Rechtes für einige Zeit Gewalt und Frevel nötig schienen, Recht und Moral gewissermaßen für suspendiert, während zugleich in Journalen, Klubs und Volksversammlungen die Lehre gepredigt wurde, daß in einer Revolution und zum Wohle künftiger Generationen das Verbrechen Tugend und die Schande Ehre sein dürfe und müsse. Dieselbe Nationalversammlung beschloß freilich auch im Anfange des Mai eine Anklageakte gegen Marat, als dieser in seinem Blatte die Soldaten zur Ermordung ihrer Generale aufforderte; allein was nützte dies! Danton wußte durch seinen Einfluß den rasenden Frevler den Gerichten zu entziehen.

Alle jene frevelhaften Beschlüsse, durch welche das französische Volk auf der Bahn der Revolution immer weiter getrieben werden

sollte, waren, wie schon die Namen der angeführten Deputierten zeigen, nicht plötzlich und zufällig erfolgt, sondern durch die Leiter der Versammlung und des Volks absichtlich herbeigeführt worden. Diesen kam dabei der Enthusiasmus der Freiheit zu statten, welcher das französische Volk berauscht hatte und damals ebenso, wie zu anderen Zeiten der Fanatismus der Religion, ganz außerordentliche Erscheinungen hervorrief. Sogar Männer von friedlichem, frommem und rechtlichem Sinne, wie Grégoire war, teilten diesen Enthusiasmus für einen Begriff, dessen Wesen ihnen mehr und mehr unklar wurde, ja sich in sein gerades Gegenteil verkehrte, und ließen sich durch ihn zu Handlungen hinreißen, die man nur von einem Marat hätte erwarten sollen. Grégoire hielt im März 1792 am Grabe eines vom Pöbel ermordeten Mannes eine Rede, in welcher er unter anderm sagte: „Früher hat man hochgestellte Müßiggänger und gekrönte Räuber gepriesen; jetzt aber preist man den Krieg der Freiheit und Gleichheit gegen die Privilegierten, und mit Recht ertönt der Ruf: Krieg den Tyrannen, Friede den Völkern! Man muß jene Ungeheuer zermalmen und das Scepter der Despoten auf ihren Köpfen zerbrechen. Ach, wie gern würde ich mein Haupt auf den Block legen, wenn neben mir der Kopf des letzten Tyrannen fiele!“ Andere Männer von Verstand und Bildung, wie Pétion, Manuel, Brissot und Condorcet, schlugen sogar mit Bewußtsein und Absicht denselben Weg ein. Da sie einsahen, daß das Königtum nicht durch rechtliche Mittel, sondern nur durch die rohe Gewalt des Pöbels gestürzt werden könne, so schlossen sie sich an Marat, Danton und andere Anstifter wilder Greuelthaten an. Sie riefen in Verbindung mit diesen die entsetzlichen Scenen hervor, durch welche im Sommer 1792 Religion und Königtum ihres uralten Ansehens beraubt wurden.

Der erste Sturm traf die Geistlichkeit. Am 27. Mai ward von der gesetzgebenden Versammlung der grausame Beschluß gefaßt, daß jeder eidweigernde Priester deportiert werden solle, sobald 20 Leute aus seinem Orte dies verlangten. Nachher suchte man die Leibwache des Königs, welche allerdings weit über die in der Verfassung gestattete Zahl hinaus vermehrt und von allen bürgerlichen Bestandteilen gesäubert worden war, ganz zu beseitigen und so den Herrscher des ihm nach der Verfassung gebührenden Schutzes zu berauben. Nachdem nämlich das Gerücht von einer neuen Flucht des Königs, welche mit Hilfe der Garde bewerkstelligt werden sollte, verbreitet worden war, setzten zuerst die Deputierten Chabot und Bazire durch eine Rede über eine Contrerevolution, die schon im Anzuge sei, die Versammlung und das Pariser Volk in Schrecken. Dann brachte man am 28. Mai die gesetzgebende Versammlung dazu, daß sie nicht nur ihre Sitzungen

für permanent erklärte, sondern auch an alle Verwaltungsbehörden des Reiches das Gebot ergehen ließ, fortdauernd versammelt zu bleiben, damit, wie es hieß, jeden Augenblick die nötigen Maßregeln ergriffen werden könnten. Endlich wurde am 29. Mai auf Bazires Antrag die Auflösung der Garde von der Versammlung beschlossen.

Nachdem dies geschehen war, ging man wieder einen Schritt weiter. Man bildete ein eigenes Heer, um vermittelst desselben die Pariser Nationalgarde, welche, in ihrer Mehrheit gemäßigt und des Tumults müde, jetzt allein noch zu fürchten war, in Schrecken zu halten und einen Sturm auf die Tuilerien unternehmen zu können. Die Anregung dazu ging von einem Mitgliede der Regierung selbst, dem Kriegsminister Servan, aus: dieser stellte am 4. Juni in der Versammlung den Antrag, daß für die bevorstehende Feier des 14. Juli 20 000 Nationalgarden, je fünf aus jedem Kanton, nach Paris berufen werden und in der Nähe der Stadt ein Lager beziehen, dafür aber die Linientruppen gegen den auswärtigen Feind geschickt werden sollten. Da die Auswahl dieser Truppen oder, wie man sie nannte, der Föderierten überall von den Klubs abhing, so lag die eigentliche Absicht, die man bei der Sache hatte, klar zu Tage. Die konstitutionell gesinnten Mitglieder der Versammlung bekämpften daher auch Servans Antrag mit dem größten Nachdrucke; die Republikaner halfen sich aber durch eine gemeine List. Sie zogen die Beratung bis spät in die Nacht hin, brachten den Antrag erst dann, als die meisten Gegner desselben sich entfernt hatten, zur Abstimmung und bewirkten so seine Annahme.

Der von der gesetzgebenden Versammlung gefaßte Beschluß bedurfte verfassungsmäßig der Zustimmung des Königs. Die Minister, welche diesem neue Verlegenheiten bereiten wollten, legten ihm zugleich mit jenem Beschlusse das Dekret über die Deportation der widerspenstigen Priester vor; denn sie wußten recht gut, daß er keines von beiden bestätigen werde. Als der König sein Veto ausgesprochen hatte, schrieb Frau Roland in ihrem republikanischen Eifer einen äußerst beleidigenden Brief an ihn. Dieses von einer geistreichen Schwärmerin, welche die Sache ganz weiblich und persönlich betrachtete, verfaßte Schreiben, schickten die Minister unbegreiflicherweise mit ihrer Unterschrift dem Könige zu; und als derselbe keine Antwort gab, las Roland es ihm sogar im Ministerrate vor. Sie teilten dasselbe außerdem auch der Versammlung mit, und diese ließ es drucken und in alle Departements schicken. Trotz aller dieser Kränkungen verweigerte der König standhaft seine Zustimmung zu den beiden Beschlüssen. Dadurch sahen sich die Minister in der Mitte des Juni zur Abdankung genötigt. Nur zwei von ihnen, Duranton und Lacoste, blieben in ihren Stellen. Sie bildeten dann mit drei konstitutionellen Männern ein

neues Ministerium. Dieses konnte sich aber nur bis zum 9. Juli halten. Dumouriez, bei all seiner Selbstsucht und Neigung zu krummen Wegen doch ein bedeutender Mensch, machte den Versuch, sich der Leitung der Geschäfte zu bemächtigen und zu diesem Zweck den König selbst wieder in eine bessere Lage zu bringen. Er trat der Versammlung mit großer Keckheit gegenüber, konnte aber den König nicht bewegen, um seine Stellung als Minister zu befestigen, beide Dekrete in betreff des Föderiertenlagers und der eidweigernden Priester zu bestätigen, und nahm so wieder seine Entlassung, um im Heere ein Kommando zu übernehmen, von wo aus er hoffte bei Gelegenheit in den Gang der Ereignisse nachdrücklich einzugreifen.

Gegen den König und sein neues Ministerium hetzte man nun die niederen Volksklassen zu einer Empörung auf, welche am 20. Juni ausbrach. Unter dem Vorwande, das Jahresfest der Ballhaussitzung am 20. Juni 1789 zu feiern, wurden am Morgen jenes Tages 8- bis 10 000 Menschen der rohesten Art aus den Vorstädten versammelt. Einer ihrer Hauptführer war Santerre, damals Bataillonschef der Nationalgarde und seinem Stande nach ein Bierbrauereibesitzer; denn wirklicher Brauer war er ebensowenig, wie der athenische Demagog Kleon ein Gerber war. Die versammelte Volksmasse, welche einige Kanonen mit sich schleppte, zog zuerst nach dem Sitzungsgebäude der gesetzgebenden Versammlung. Sie drang in den Saal ein, zog durch denselben hindurch und strömte dann nach den Tuilerien, um, wie es hieß, vom Könige die Bestätigung der erwähnten zwei Dekrete zu erbitten. Die Polizei hätte den wilden Haufen mit Hilfe der Nationalgarde leicht auseinander treiben können; allein an der Spitze derselben standen wütende Jakobiner, welche zugleich Hauptmitglieder des längst errichteten sogenannten Insurrektionsausschusses von Paris waren. Der Maire Pétion ließ daher die Nationalgarde erst dann zusammenrufen, als er sah, daß der eigentliche Zweck des Aufstandes verfehlt sei. Auch die gesetzgebende Versammlung spielte damals eine verdächtige Rolle; denn sie vertagte sich, gerade als der Pöbel nach dem Schlosse zog, bis zum Nachmittag und schickte erst gegen Abend eine Deputation in die Tuilerien. Hier hatte der König selbst, um Blutvergießen zu verhüten, die äußeren Thore öffnen lassen. Der wilde Haufe drang daher ungehindert in das Schloß ein und gelangte bis in das Zimmer des Königs, welcher vorher Sorge getragen hatte, daß seine Familie sich verberge. Der König wurde von der Menge in eine Fenstervertiefung gedrängt und erduldete dort stundenlang mit dem ihm eigenen passiven Mute die drückendste Hitze und die rohen Ungezogenheiten eines Pöbels, der sogar sein Leben bedrohte. Ihm zur Seite befanden sich einige treue Nationalgarden, seine Schwester Elisabeth, deren

echt christliche Gesinnung auch bei den rohesten Menschen Achtung erweckte, und der alte Marschall Mouchy. Ein aus wohlhabenderen Bürgern bestehendes Bataillon der Nationalgarde, welches schnell zusammengekommen war, schützte die Königin und ihre Kinder, als die tobende Menge auch in deren Zimmer eindrang. Die vom Pöbel auf Anstiften der Republikaner geforderte Annahme der Dekrete verweigerte Ludwig zwar mit unerschütterlicher Festigkeit; dagegen ließ er es geschehen, daß das uralte französische Königtum in den Kot getreten ward. Er setzte nämlich das ihm aufgedrungene Abzeichen der Galeerensklaven, die rote Mütze, auf und trank aus einer Bierflasche, welche ein unverschämter Kerl ihm hinreichte. Erst um halb sechs Uhr erschien Pétion mit der Nationalgarde. Er forderte die Masse auf, sich zurückzuziehen, und diese verließ hierauf das Schloß.

Das Unternehmen am 20. Juni hätte leicht zum Verderben der Anstifter ausschlagen können. Alle gebildeten Franzosen waren über die dem Könige angethane Beschimpfung erbittert; die meisten Departementsräte des Reiches sprachen laut ihren Unwillen aus; Beschwerdeschriften mit Tausenden von Unterschriften liefen bei der Nationalversammlung ein; und das Departements-Direktorium von Paris suspendierte am 6. Juli Pétion und Manuel von ihren Ämtern, weil sie an jenem Tage ihre Pflicht versäumt hätten. Diesen Augenblick hätte Lafayette, welcher an Rochambeaus Stelle das Kommando über die Nordarmee erhalten hatte, benutzen können und sollen, um durch rasche Entschlossenheit den König und die Verfassung zu retten; er war aber nicht der Mann dazu. Er hatte früher den König zur Anwendung seines Veto aufgefordert und am 16. Juni einen derben Brief an die Versammlung geschrieben, welcher großen Unwillen gegen ihn erregte. Auf die Nachricht von dem, was am 20. Juni geschehen war, eilte er am 28. Juni persönlich nach Paris. Hier begab er sich zuerst in die Versammlung und verlangte mit starken Vorwürfen die Bestrafung des Geschehenen sowie die Vernichtung der Jakobiner. Er bewirkte aber dadurch nichts anderes, als daß ein großer Teil der Versammlung aufs heftigste gegen ihn erbittert ward; nur mit Mühe konnte ein Antrag, nach welchem er vor Gericht gestellt werden sollte, beseitigt werden. Lafayette begab sich hierauf zum Könige und redete ihm zu, sich mit den Seinigen von ihm in die Normandie führen zu lassen, wo die konstitutionelle Partei das Übergewicht hatte. Lafayette wurde jedoch von der Königin zu sehr gehaßt, als daß diese sich ihm hätte anvertrauen mögen. Jetzt erst, am Tage nach seiner Ankunft in Paris, wandte er sich an die Nationalgarde. Diese hatte am Tage vorher fest darauf gerechnet, daß Lafayette sie gegen die Jakobiner führen werde; nichts wäre leichter gewesen, als unter dem Einfluß der

augenblicklich vorwaltenden Stimmung, wie sie verlangten, diesen Klub auseinanderzusprengen und damit den Anfang zur Herstellung einer gesetzmäßigen Autorität zu machen: als er aber nicht bei ihr erschien, sondern die beste Zeit mit Reden und Unterhandeln verdarb, hatte sie das Vertrauen zu ihm verloren. Sie erschien daher am folgenden Tage nur in geringer Zahl, Lafayette mußte unverrichteter Sache zum Heere zurückkehren, und die Lage war schlimmer als zuvor.

Die Begebenheiten und Beschlüsse, welche auf den 20. Juni folgten, führten die Auflösung der Monarchie, die sich selbst aufgab und nur unfähige Diener hatte, rasch herbei. Schon am 2. Juli setzte die gesetzgebende Versammlung dadurch, daß sie den Generalstab der Nationalgarde in allen größeren Städten abschaffte und die Pikenträger zu einer besonderen Truppengattung neben der Nationalgarde machte, die Leiter der Dinge in stand, der Monarchie im folgenden Monat den letzten Stoß zu geben. Am 7. Juli kam es in der Versammlung zu einer jener theatralischen Scenen, welche in der Geschichte des leicht erregbaren französischen Volkes so häufig vorkommen, auf den Gang der Dinge selbst aber nicht den geringsten Einfluß haben. Der Deputierte Lamourette, Bischof von Lyon, ermahnte an jenem Tage die Mitglieder der Nationalversammlung zur Eintracht und versetzte sie durch seine pathetischen Worte in eine solche Rührung, daß alle unter dem Jubel der Galerieen einander umarmten und jeder Parteiung zu entsagen schwuren. Man nennt diese Versöhnung den Friedenskuß des Lamourette. Sie war natürlich nur von kurzer Dauer. Schon am nächsten Tage gaben mehrere Petitionen, in welchen die Aufhebung der gegen Pétion und Manuel ausgesprochenen Suspension verlangt wurde, Anlaß zu neuer Zwietracht. Am 9. Juli sahen sich die Minister durch die heftige Art, mit welcher sie und der König in der Nationalversammlung angegriffen wurden, zur Abdankung genötigt. Ihren Nachfolgern wurde sogleich dadurch der Arm gelähmt, daß man den Krieg mit dem Auslande benutzte, um die Versammlung am 11. Juli zu einem Beschlusse hinzureißen, durch welchen das Vaterland in Gefahr erklärt und eine neue allgemeine Insurrektion vorbereitet wurde. Dieser Beschluß versetzte das ganze Reich in einen künstlich aufgeregten, revolutionären Zustand, den man die Krisis nannte; es wurden durch denselben alle Bürger zu den Waffen gerufen, die gesetzgebende Versammlung und die Gemeindehörden für permanent erklärt und die ganze Regierung an die letzteren übertragen. Eine der unmittelbaren Folgen dieses Beschlusses war die Wiedereinsetzung Pétions und Manuels in ihre einflußreichen Ämter. Die Hauptwirkung aber bestand darin, daß alle ruhigen Bürger unter Aufsicht gestellt und durch den täglichen Lärm der sogenannten

Föderierten, welche insgesamt Männer der Gewaltpartei waren, in Angst gehalten wurden.

2. Die Revolution in der letzten Zeit der legislativen Versammlung.

Seit der Mitte des Sommers 1792 erkannten die Männer, welche den Kern der Gironde bildeten, ein Brissot, Guadet und Vergniaud, wohin Robespierre, Marat, Danton, Camille Desmoulins und ihre Partei die Dinge zu führen suchten. Sie näherten sich daher dem Könige wieder; als dieser aber auf die Bedingungen, unter denen sie ihn retten wollten, nicht einging, verhielten sie sich eine Zeitlang passiv und überließen das Feld den genannten wütenden Republikanern und einigen heißen Köpfen aus ihrer eigenen Mitte, welche dann im August dem Königtume den Todesstreich gaben. Von den dabei mitwirkenden Girondisten erwähnen wir besonders Manuel, Barbaroux, Buzot und Pétion, welche alle vier schon sechs Monate später ihre Teilnahme an der völligen Vernichtung der Monarchie bitter zu bereuen Ursache fanden.

Zu dem letzten Schlage, der am 10. August erfolgte, gab der Einfall der Österreicher und Preußen in Frankreich und ein Manifest ihres Oberbefehlshabers, des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, den Vorwand; schwerlich aber war dasselbe der eigentliche Anlaß. Dieses Manifest enthielt nämlich die heftigsten Drohungen gegen die in Frankreich herrschenden Männer und gegen ihre Vorstellungen von Volksrechten. Eigentlich war es das Werk der Partei des racheschnaubenden Grafen von Artois und seines gleichgesinnten Freundes Calonne, welche behaupteten, daß nur durch die Androhung der schrecklichsten Strafen das Leben des Königs gerettet werden könne. Dies Manifest kam gerade in dem Augenblicke nach Paris, als die Cordeliers, die Jakobiner und die Enthusiasten unter den Girondisten sich in dem einen Punkt vereinigt hatten, daß es kein anderes Mittel zur Rettung der Nationalehre gebe, als die Errichtung einer Republik. Die in dem Manifeste ausgesprochenen Drohungen konnten also nur dazu dienen, die Absichten der Republikaner schneller zum Ziele zu führen.

Der Eindruck, welchen dieses Manifest machte, oder vielmehr das Aufsehen, welches es erregte, ist vielfach übertrieben worden und wird deshalb von anderen ganz abgeleugnet. Es ist aber darum nicht weniger gewiß, daß das Manifest besonders von den Girondisten auf eine sehr geschickte Weise benutzt wurde, um das Pariser Volk zu einem neuen Aufstande anzutreiben, dessen Endziel die Gefangennahme oder Tötung des Königs und die Errichtung der Republik war. Sie

überließen jedoch den Gang dessen, was geschehen sollte, diesmal nicht, wie am 20. Juni, dem Zufall, sondern entwarfen einen festen Plan und bereiteten alles mit Umsicht vor. Dabei waren besonders zwei talentvolle Advokaten thätig, welche von wirklichem Enthusiasmus geleitet wurden, Camille Desmoulins aus Paris und Barbaroux aus Marseille. Der erstere brachte durch seine Reden die Stadt Paris in Aufregung. Der zweite ließ aus dem Süden des Reiches 600 verzweifelte Menschen kommen, welche man die Marseiller nannte, weil sie besonders in Marseille aus dem Auswurfe der Seestädte Afrikas und der Levante gewählt worden waren. Neben diesen beiden Advokaten waren besonders Chabot, Bazire und Danton thätig, um die Hefe des Volkes in Paris zu bearbeiten. Sie wurden dabei durch Pamphletschreiber, wie Marat und Fréron, sowie durch einen ausdrücklich zu diesem Zwecke eingesetzten Ausschuß kräftig unterstützt. Der Maire von Paris, Pétion, der die Ordnung hätte schützen sollen, verhielt sich passiv; sein Procureur, Manuel, ließ sich von Danton mißbrauchen. Während man den Pöbel aufhetzte, wurde zugleich bewirkt, daß ein Teil der Truppen von Paris entfernt wurde, und daß die Nationalversammlung, die man durch Petitionen um die Absetzung des Königs bestürmen ließ, die 48 Sektionsversammlungen von Paris für permanent erklärte. Zum Führer des Volkes beim Angriffe auf die Tuilerien war Santerre ausersehen; da dieser aber kein gedienter Offizier war und zu viel angeborene Gutmütigkeit besaß, so setzte man ihm den früheren Sergeanten, den Elsässer Westermann, zur Seite, der sich später als General Ruhm erwarb. An die Spitze der Marseiller und des Pöbels der Vorstadt St.-Marceau ward der gräßliche Fournier gestellt, welcher früher Plantagenbesitzer in Westindien gewesen war und davon den Beinamen des Amerikaners führte.

Nachdem alles für den Kampf, der am 10. August losbrechen sollte, vorbereitet war, wurde am Abend vor diesem Tage in allen 48 Sektionen von Paris der Beschluß gefaßt, daß das souveräne Volk die ganze Regierungs- und Gesetzgebungsgewalt an sich zurücknehme. Zugleich ward ein Ausschuß ernannt, der im Namen und als Stellvertreter des Volkes diese Gewalt ausüben sollte. Dann wurde um Mitternacht durch einen Kanonenschuß das Signal gegeben; und nun setzte sich der Pöbel der Hauptstadt, anfangs nicht in großer Zahl, in Marsch. Das erste, was geschah, war die Sprengung des Pariser Stadtrats; denn da die eigentliche Nationalgarde bereit war, den König zu schützen, so hätte der Stadtrat leicht das ganze Unternehmen in der Geburt ersticken können. Eine Schar von Leuten, die sich Bevollmächtigte des souveränen Volkes nannten, drang in das

Stadthaus ein, suspendierte den Stadtrat und ernannte einen neuen. Unter denen, welche auch im neuen Stadtrat ihre Stellen behielten, waren Pétion und Manuel, ein Beweis, daß alles im voraus abgemacht worden war. Der erstere ließ sich gleich nachher absichtlich Hausarrest geben, damit er nicht genötigt sei, als Maire in den Tuilerien zu erscheinen.

Die Tuilerien und der Platz vor dem Schlosse waren nicht nur von etwa 900 Mann der Schweizer Garde, sondern auch von 1800 Nationalgarden besetzt, welche aus Bürgern zuverlässiger Quartiere bestanden, und deren Kommandant Mandat, eine ehemaliger Gardeoffizier, treu und tüchtig war. Man hatte aber einesteils aus allzugroßer Klugheit nicht gewagt, mehrere Kompanieen der Schweizer Garde, welche anderthalb Stunden von Paris einquartiert waren, kommen zu lassen, und andernteils hielten 120 Edelleute, die sich im Schlosse befanden und selbst weder gehörig gerüstet, noch stark genug waren, den König absichtlich von der Nationalgarde getrennt. Ebensowenig, wie diese Edelleute, konnten die konstitutionellen Royalisten, die sich gleichfalls in die Tuilerien begeben hatten, dem Könige etwas nützen, da sie weder streitbar, noch beim Volke beliebt waren. Die Gendarmen aber, die man außerhalb des Schlosses aufgestellt hatte, waren ganz unzuverlässig; denn sie bestanden aus Soldaten der ehemaligen Garde française, welche schon 1789 abtrünnig geworden war. Ehe man den Angriff auf die Tuilerien beginnen ließ, mußte der neue Stadtrat den Kommandanten der Nationalgarde, der sich vom Maire die schriftliche Vollmacht hatte geben lassen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, vorbescheiden lassen, damit derselbe in Haft genommen und durch den für jenen Posten ausersehenen Santerre ersetzt werde. Mandat, der nichts Schlimmes ahnte, begab sich auf erhaltenen Befehl sogleich in das Stadthaus. Hier wurde er, als man ihn in das Gefängnis abführte, von dem furchtbaren Rossignol oder doch auf dessen Wink ermordet. Während auf solche Weise die im Schlosse befindliche Nationalgarde ihres Führers und mit ihm zugleich der Vollmacht, von den Waffen Gebrauch zu machen, beraubt und so gelähmt wurde, ließ man dort die beste Zeit unbenutzt verstreichen. Erst um sechs Uhr morgens, nachdem man von zwei Uhr an beraten und überlegt hatte, faßte der stets haltlose König den Entschluß, sich zu seinen Verteidigern, welche vor dem Schlosse standen, zu begeben. Seine Haltung und sein Aufzug flößten jedoch ebensowenig, wie die ihn umgebenden Leute, Vertrauen und Ehrfurcht ein. Die Nationalgarde fing daher an schwankend zu werden; und da die Gendarmen den Dienst geradezu versagten, so drang die Volksmasse unaufhaltsam in den Garten und in die vielen Höfe ein, welche damals noch die Residenz des Königs

zu einer Art von Burg machten, jetzt aber längst verschwunden sind. Gleichwohl wagte die tobende Menge nicht, das Innere des Schlosses zu stürmen, welches von den Schweizern verteidigt wurde. Es wäre daher noch immer möglich gewesen, vermittelst der tapferen Schweizer und des getreuen Teiles der Nationalgarde die Pöbelhaufen zurückzuschlagen, zumal da auch der Procureursyndic des Pariser Departementsdirektoriums, Röderer, der sich mit seinen Kollegen in die Tuilerien begab, noch um halb acht Uhr im Namen dieser Behörde eine Proklamation gegen den Aufstand erließ. Allein die Verzagtheit des Königs und seine übergroße Besorgnis um seine Familie verdarben alles. Dieselbe Haltung des Königs war auch schuld daran, daß Röderer ihm um neun Uhr den allerverderblichsten Rat erteilte, den man unter den obwaltenden Umständen einem Herrscher erteilen konnte. Als nämlich Röderer einerseits sah, daß ein Teil der Nationalgarde sich zerstreute und andererseits die völlige Mutlosigkeit des Königs gewahrte, riet er diesem, im Schoße der legislativen Versammlung, also bei seinen ärgsten Feinden, Schutz zu suchen. Der Rat war vielleicht gut gemeint; er wurde aber nachher dem, der ihn erteilt hatte, als schändlicher Verrat gedeutet, weil gewiß weder das Volk, noch die Versammlung gewagt haben würden, den König selbst mit offener Gewalt anzugreifen. Ludwig billigte, wie schwache Menschen pflegen, den Rat, der ihn für den Augenblick aus der Verlegenheit zog, ohne daß er an die möglichen Folgen eines solchen Schrittes gedacht hätte. Er begab sich mit seiner Familie unter dem Schutze der getreuen Nationalgarden in das Sitzungsgebäude der Versammlung, welche damals noch in der den Raum der jetzigen rue Rivoli einnehmenden Reitschule ihre Sitzungen hielt. Der Pöbel griff ihn auf diesem Gange nicht an; einer der lärmendsten Schreier trug sogar den Dauphin auf seinen Armen durch das Gedränge. In der Nationalversammlung wies man der königlichen Familie eine Loge auf ebener Erde an, welche so eng war, daß man sich in ihr kaum umwenden konnte.

Erst nach zehn Uhr wagte der Volkshaufe einen geregelten Angriff auf das Innere des Schlosses. Dieser gelang zwar; als aber die Marseiller auf der Treppe einige Soldaten der Schweizergarde ermordet hatten, begann die letztere zu feuern, und nun stob die ganze wilde Menge auseinander. In einem Nu waren alle Höfe des Schlosses und der vor ihm liegende Platz geräumt, und die Schweizer rückten sogar noch weiter vor, wobei viele der Angreifenden getötet wurden. Selbst jetzt wäre für den König daher noch alles zu gewinnen gewesen, zumal da die außerhalb der Stadt Paris garnisonierende Abteilung der Schweizer bereits im Anzuge war und die getreuen Bataillone der Nationalgarde sich bereit zeigten, Hilfe zu leisten. Allein auch im

letzten entscheidenden Augenblicke scheiterte wieder alles an der Schwäche des Königs. Die Nationalversammlung erschrak nämlich, als sie sich mit dem Verluste der Vorteile bedroht sah, die sie dadurch erlangt hatte, daß der König in ihre Gewalt gekommen war; mehrere Deputierte nahten sich daher drohend dem Könige und schüchterten ihn so sehr ein, daß er den Schweizern den Befehl zusandte, das Schießen einzustellen und gleich ihm bei der Nationalversammlung Schutz zu suchen. Dieser Schritt des Königs verhalf dem Aufstand zum Siege. Von etwa 100 Schweizern, welche dem königlichen Befehle gemäß aus dem Schlosse abzogen, entging nur ein Drittel der Wut des Volkes; die anderen aber wurden größtenteils von der zurückströmenden Masse ermordet. Dasselbe Los hatten viele andere Personen, die man den Stürmenden ausdrücklich bezeichnete. Doch büßten auch einige Hundert von den letzteren durch die Kugeln der Schweizer ihr Leben ein. Die Zahl der am 10. August auf beiden Seiten Gefallenen wird, wiewohl sehr übertrieben, auf 5000 angegeben. Von den 900 Schweizern verloren 750 das Leben. Als das Schloß in der Gewalt des Volkes war, wurde dasselbe geplündert und im Innern zerstört. Selbst dies geschah planmäßig. Auch die Stadt gab man dem Gesindel Preis, und einige Tage hindurch herrschten Raub, Mord und Verwirrung in allen Straßen.

Der König und die Seinigen mußten nicht weniger als 16 Stunden in dem engen Kämmerchen, sonst der Loge der Geschwindschreiber, zubringen, in welchem man sie untergebracht hatte. Nachdem sie vor Hitze fast erstickt waren, wies man ihnen und ihren Begleitern vier Zimmer in einem nahen Gebäude an. Drei Tage nacheinander wurden sie immer wieder in die Nationalversammlung gebracht und mußten anhören, wie man die Vernichtung des Königtums und die auf seinen Trümmern zu schaffenden neuen Einrichtungen beriet und beschloß. Die in diesen drei Tagen gefaßten Beschlüsse waren von einem Ausschusse, dessen Berichterstatter Condorcet war, schon vor der Beendigung des Kampfes in den Tuilerien beantragt worden. Auch konnten sie, da sie aus 12 Artikeln und 7 Motivierungen bestanden, unmöglich in Eile entworfen sein. Ihr wesentlicher Inhalt war die Suspendierung der königlichen Gewalt und die Einberufung einer neuen konstituierenden Nationalversammlung. Diese Versammlung, die man die Nationalkonvention oder den Konvent nannte, sollte eine auf Freiheit und Gleichheit gegründete neue Verfassung ausarbeiten oder, mit anderen Worten, der Republik, welche durch einen solchen Beschluß bereits proklamiert war, die gesetzliche Form verleihen. Die Erwählung ihrer Mitglieder wurde in die Hände der niedrigsten Bürgerklassen und ihrer Leiter gelegt; denn man bestimmte nicht allein,

daß jeder Franzose, der über 21 Jahre alt sei, das Wahlrecht haben solle, und daß jeder, der über 24 Jahre zähle, Wahlmann und Deputierter werden dürfe, sondern man setzte auch jedem Wähler für je eine Stunde Weges, die er zur Wahlversammlung zu machen hatte, einen Frank und für jeden Tag, den er dabei brauchte, drei Frank aus. An die Stelle der königlichen Regierung ward einstweilen ein von der Versammlung ernanntes Ministerium gesetzt, welches unter Aufsicht eines Ausschusses die Geschäfte leiten sollte. Die neuen Minister waren: Roland für das Innere, Servan für den Krieg, Clavière für die Finanzen, Monge für das Seewesen, le Brun für die auswärtigen Angelegenheiten und Danton für die Justiz. Durch den letzteren kam die Regierung ganz in die Gewalt der Schreckensmänner; denn Danton hatte nicht nur das Staatssiegel in Händen, mit welchem die Beschlüsse der Versammlung untersiegelt sein mußten, um ausgeführt werden zu können, sondern er war damals auch der eigentliche Leiter der Pariser Gemeinde, welche seit dem 10. August Frankreich regierte: er war es, der diesen 10. August eigentlich gemacht hatte.

Für die königliche Familie war durch die Versammlung eine Wohnung im Palast Luxembourg bestimmt worden, in welchem sie, wie es hieß, unter der Schutzwache der Bürger und des Gesetzes stehen sollte. Die Pariser Gemeinde bewirkte aber, daß sie am 14. August in den sogenannten Temple, ein ehemaliges Besitztum des Tempelherrenordens, gebracht wurde. Dadurch ward sie der Bewachung der Staatsbehörden entzogen und dagegen dem Gemeinderat übergeben. Dieser Gemeinderat wurde seit dem 10. August nicht mehr von schwärmenden Politikern, wie Pétion und Manuel, geleitet, sondern von einem Danton, Marat, Robespierre, Chaumette, Tallien, Fréron und anderen praktischen Demagogen, welche die alte Ordnung der Dinge von Grund aus zu zerstören und auf ihren Trümmern ein ganz neues Staatsgebäude zu errichten suchten. Sogar die legislative Versammlung wurde jetzt ein bloßes Werkzeug der im Pariser Gemeinderate herrschenden Männer; denn sie war fortan genötigt, allem dem, was diese zu verfügen für gut fanden, durch ihre Zustimmung die gesetzliche Form zu verleihen.

Die Mittel, welche Danton und seine Partei zur Erreichung ihres Zweckes anwandten, bestanden in der Fanatisierung der großen Masse und in der Einschüchterung und Lahmlegung aller widerstrebenden Kräfte durch den Schrecken. Schon im August ward deshalb von ihnen ein den Greueln der Bartholomäusnacht zu vergleichendes Niedermetzeln aller derer vorbereitet, welche der alten Ordnung der Dinge anhingen. Tausende von Menschen wurden nämlich als sogenannte Aristokraten im ganzen Reiche verhaftet, allen übrigen aber durch

Maßregeln der verschiedensten Art die Flucht unmöglich gemacht; Haussuchungen und Brieferöffnungen wurden im größten Maßstabe organisiert und die Nationalgarde überall in ein Werkzeug der Demokraten umgewandelt. Außerdem ward aber nicht nur am 17. August ein außerordentlicher Gerichtshof errichtet, welcher unter dem Namen Tribunal des 10. August ein Vorspiel des späteren Revolutionstribunals war, sondern man ordnete auch an, daß alle Armen von Paris, welche körperlich kräftig waren, Tag für Tag aus der Gemeindekasse besoldet wurden, damit man sich ihrer zu den beabsichtigten Mordthaten bedienen könne.

Am 2. September 1792 begann die Ausführung des schrecklichen Planes, welche mit dem Namen der Septembermorde oder der Septembrisierungen bezeichnet zu werden pflegt. Man verfuhr dabei ganz systematisch und gebrauchte förmliche Banden von bezahlten Mördern. Diese begaben sich während jener vier gräßlichen Tage jeden Morgen, nachdem ihnen mit einer Glocke das Zeichen gegeben worden war, in die Gefängnisse, um die verhafteten „Aristokraten" zu töten. Das Morden hörte nachher ebenso pünktlich auf, als es begonnen hatte, und die gewöhnliche Ordnung trat sofort wieder ein; ein Beweis, daß alles von oben herab geleitet wurde. In Paris dauerte das Morden vom 2. bis 7. September. Der Justizminister Danton selbst, also der Mann, dem die Gerechtigkeit zum Schutze der Bürger anvertraut war, war der Hauptanstifter und oberste Leiter des scheußlichen Gemetzels. Dieser Massenmord erhielt sogar das Ansehen und die Form eines gerichtlichen Verfahrens: die Mörder ließen sich zuerst die Verhafteten zur Aburteilung vorführen und sprachen nach einigen wenigen Fragen die Todesstrafe aus. Nur sehr wenige Gefangene, deren Namen man auf besonderen Listen niedergeschrieben hatte, wurden freigesprochen. Die Mörder erhielten gegen Quittungen aus der Gemeindekasse ihren Lohn für das, was sie ihre Arbeit in den Gefängnissen nannten. Die schauderhaften Scenen des Septembermordes beschreiben wir nicht im einzelnen, weil wir bei der genauen Kenntnis der Art, wie rührende und unterhaltende Bücher gewöhnlich geschrieben werden, allen Anekdoten, allen wörtlich berichteten Aussprüchen und Reden, allen bis ins Einzelne gehenden Schilderungen wenigen oder gar keinen Glauben schenken. Dergleichen Dinge werden überdies von den verschiedenen Schriftstellern ganz verschieden erzählt: im allgemeinen kann man sie sich in diesem Falle ohne Beschreibung in ihrer ganzen Abscheulichkeit leicht denken. Auch über die Zahl der vom 2. bis 6. September in Paris Ermordeten herrscht eine große Verschiedenheit in den Angaben: gewiß ist, daß sich dort gegen 3000 Personen in Haft befanden, und daß von ihnen nach den Septembertagen nur noch einige

Hundert am Leben waren. In den Provinzen wurde, obgleich man überall durch abgeschickte Kommissare dazu auffordern ließ, das systematische Morden nicht ins Werk gesetzt. Nur drei oder vier Gemeinderäte folgten dem Beispiele der Stadt Paris, und auch diese ließen nur einige Hundert Menschen morden. Dagegen schickte man am 9. September von Paris aus eine Mörderschar nach Versailles, um den früheren Minister de Lessart und etliche fünfzig andere Staatsverbrecher zu töten, welche bisher in Orleans gesessen hatten, und die unter dem Vorwande, sie in Paris vor das Tribunal des 10. August zu stellen, bis nach Versailles gebracht worden waren. Der furchtbare Fournier war der Anführer dieser Mörderbande, und an ihm scheiterten alle Versuche des Gemeinderates von Versailles, die Unglücklichen zu retten. Danton pries die Banditen, als sie von Versailles nach Paris zurückkehrten, vom Balkon des Kanzleigebäudes herab öffentlich wegen ihrer „lobenswerten Wut", und zwar, wie er sich ausdrückte, nicht als Minister der Justiz, sondern als Minister der Revolution.

Die Septembermorde waren gleich der von Jesuitenschülern veranstalteten Bartholomäusnacht eine kalt berechnete politische Maßregel, der also auch die schlechte Entschuldigung der Leidenschaft und Rachsucht fehlte. Sie hatten zum Unterschiede von dieser die Erreichung des beabsichtigten Zweckes unmittelbar zur Folge. Es wurden nämlich erstens durch sie alle, welche das Neue begünstigt hatten, mit Danton und seinen Mördern für das Geschehene, das sie, obwohl sie es mißbilligten, zu hindern nicht Mut und Entschlossenheit genug gehabt, solidarisch verbindlich gemacht und die Brücke hinter ihnen abgebrochen: denn eine künftige Reaktion konnte nicht die eigentlichen Mörder treffen, welche zum Teil aus verurteilten Verbrechern bestanden, und die jedenfalls nicht mehr zu ermitteln waren, sondern nur diejenigen, welche ruhig zugesehen hatten, daß man ihre philosophische Bürgerrepublik auf Blut gründete. Zweitens hatten die Greuelthaten des September die Wirkung, daß bei den bevorstehenden Wahlen zur Nationalkonvention niemand wagen konnte, seine Stimme einem anderen als einem bekannten Jakobiner zu geben. Drittens wurde durch die Vertilgung der monarchischen Generation und durch die erzwungene Vereinigung aller Revolutionäre der neuen Generation Raum und Besitz geschaffen. Die gesetzgebende Versammlung ordnete nämlich gerade am 2. September den Verkauf der eingezogenen Emigrantengüter an, und infolgedessen kamen dann diese Güter stückweise in die Hände vieler neuen Besitzer und teilten die Umwälzung, die in den Gemütern begonnen, gleichsam dem Boden des Landes selber mit.

3. Der Krieg bis zu Dumouriez' Entweichung.

Als Österreich und Preußen ihre Truppen in Frankreich einbrechen ließen, glaubten sie es mit einem sich selbst zerfleischenden Volke ohne Heer und ohne Regierung zu thun zu haben. Sie hatten freilich recht: allein sie übersahen dabei die sich entwickelnden Keime eines ganz neuen Zustandes und ahnten nicht, wie schnell sich aus den Trümmern der alten Generation ein Geschlecht voll Gigantenkraft und Titanenkühnheit erheben werde, dem ihre eigene Schwäche, wie sie im Laufe des Krieges zu Tage trat, die Wege bahnen half. So groß nämlich auch die Anarchie in Frankreich war, so behauptete doch die Civilisation bald ihr Recht. Sie stieß, wie sie zu thun pflegt, alles das, was der Umbildung ganz unfähig war, von sich aus und schuf so dem Gesunden, Kräftigen, Lebensfähigen Raum und Gedeihen. Wer brauchbar und gebildet war, fand sich bald in den veränderten Umständen zurecht; und diejenigen unter den neuen Beamten, welche ihre Stellen nur ihrer Tüchtigkeit und Regsamkeit verdankten, thaten Wunder, weil sie zur neuen Ordnung der Dinge paßten. Die Kräfte der Nation erhielten gerade durch die Aufregung, in die sie versetzt worden waren, den höchsten Grad der Spannung und eine furchtbare Energie. Das sich neu bildende Heer der Franzosen war von Freiheitsfanatismus, von Ehrgefühl, von Nationalgeist beseelt; jeden einzelnen belebte die Hoffnung, durch Tüchtigkeit und Glück, ohne Konkurrenz der Privilegierten, emporzusteigen. Es zog nach undenklicher Zeit zum erstenmale wieder nicht für die Ruhmbegierde eines Königs, für die politischen Pläne eines Kabinetts oder für die Interessen eines einzelnen Standes, sondern für das Vaterland selbst in den Kampf. Dazu kam noch, daß seine Führer bald ein ganz neues System der Kriegführung erdachten oder fanden, auf welches die Feinde nicht vorbereitet waren. Wie hätten einem solchen Heere gegenüber die Truppen und Generale der Alliierten auf die Dauer etwas auszurichten vermocht! Ihre Soldaten waren Mietlinge oder ausgehobene Truppen, welche nur durch das Gebot des Herrschers in den Kampf getrieben wurden; die Führer derselben, die man mit Rücksicht auf Geburt, Rang und Verbindungen gewählt hatte, waren nicht nur in die steifen Regeln einer veralteten Kriegsmethode festgebannt, sondern sie wurden auch noch vielfach durch die beim Heere anwesenden Prinzen und Hofleute gehemmt, welche sogar die Verforgung der Truppen erschwerten: und endlich wurden die Gegensätze im Innern Frankreichs dadurch aufgewogen, daß dem französischen Heere ein Koalitionsheer gegenüberstand, zusammengesetzt aus den Truppen von Mächten, deren jede neben dem unmittelbaren

Kriegszwecke ihre besonderen Zwecke und Interessen verfolgte, und welche darum eine gegen die andere mit Mißtrauen erfüllt waren.

Um den Gang der Ereignisse noch besser zu würdigen, muß man die Persönlichkeiten ins Auge fassen, welche bei dieser ersten Koalition den Haupteinfluß auf die Leitung der Dinge überhaupt und auf die Kriegführung insbesondere hatten. Im Rate der Alliierten übten nicht nur die französischen Prinzen und zuweilen auch Calonne einen verderblichen Einfluß aus, sondern auch ein anderer Franzose, der Generalmajor Heymann, der sich als Ludwigs XVI. Agent in Berlin aufhielt, hatte durch seine Intriguen das größte Gewicht erlangt. Dieser Mann stand aber zugleich mit Dumouriez in Verbindung und diente beiden Teilen, um beide zu betrügen. Mit ihm kabalierten in Wien und Berlin der österreichische Vicekanzler Philipp Cobenzl und der Graf Haugwitz, welchen Friedrich Wilhelm im Mai 1792 zu seinem Gesandten am kaiserlichen Hofe ernannte. Der erstere dachte und handelte, wie die Leute am alten französischen Hofe, deren Bildung er teilte, und wie die russische Kaiserin Katharina und ihr Potemkin, in deren Schule er früher gewesen war. Der Graf Haugwitz, der später durch seine enge Verbindung mit Lucchesini und Lombard der böse Genius Preußens wurde, war schon im Anfange des Krieges durch seine Verbindung mit dem alles vermögenden Generaladjutanten des Königs, dem Obersten Mannstein, verderblich. Sein Ziel erreichte er meistenteils durch eine der Mätressen des Königs. Er hatte sich allerdings die vielseitige und oberflächliche Bildung der vornehmen Welt, aber auch zugleich die Grundsatzlosigkeit derselben zu eigen gemacht und betrieb die Staatsgeschäfte auf eine ebenso leichtfertige Weise, wie früher in Frankreich Calonne gethan. Der sehr bedeutende Einfluß, den er um jene Zeit in Berlin ausübte, beruhte darauf, daß er mit der genialen Lustigkeit der Wüstlinge den Mystizismus eines Bischoffswerder zu verbinden verstand. Auch der Oberbefehlshaber des alliierten Heeres, Herzog Ferdinand von Braunschweig, war der Art seiner Bildung nach weit mehr Franzose als Deutscher. Er hatte aber dabei noch den Fehler, daß er als Hofmann sich in die Einfälle seines Königs fügte und doch auch seine eigene Ansicht nie ganz aufzugeben vermochte. Er verfolgte daher einesteils keinen festen Plan im Kriege und war anderenteils stets mehr geneigt, den französischen Agenten, als den Generalen des verbündeten Heeres, welche unter seinem Befehle standen, Gehör zu geben.

Die Franzosen hatten gegen die Verbündeten drei Heere aufgestellt, eines im Elsaß und in Lothringen unter dem General Luckner, welcher bald nachher durch Viktor Broglie und dann durch Biron ersetzt wurde, eines an der Mosel und Maas unter Lafayette und

ein drittes an der Nordgrenze unter Rochambeau, an dessen Stelle gleich nach dem Beginne des Krieges Luckner trat. Im Juni kam zu den genannten Generalen noch Dumouriez hinzu, welcher den jungen Sohn des Herzogs von Orleans, Louis Philipp, als seinen Zögling bei sich hatte. Er wurde der von Luckner befehligten Abteilung beigegeben und intriguierte gegen diesen, wie gegen Lafayette, um mit Hilfe der Republikaner Oberbefehlshaber zu werden. An dieser Partei hatte er eine treffliche Stütze, weil sie vermittelst seiner die Pläne zu vereiteln hoffte, welche Lafayette, Luckner und andere Generale zu Gunsten der Monarchie entworfen hatten: auch leistete Dumouriez, als Lafayette gleich nach dem Sturze des Königtums eine Contrerevolution hervorrufen wollte, den Republikanern die besten Dienste.

Lafayette glaubte vermittelst seines Heeres und unter dem Beistande vieler monarchisch gesinnten Departementsbehörden das Königtum wiederherstellen und die Verfassung von 1791 mit ihren Menschenrechten aufrechthalten zu können; er war aber kein Mann für ein solches Unternehmen, weil er mehr in den Salons und in der doktrinären Welt, als im gewöhnlichen Leben und in den bürgerlichen Kreisen zu Hause war. Anstatt rasch zu handeln, wartete er im Augenblicke der Entscheidung viel zu lange und gewährte also den Jakobinern, die ihn durch Dumouriez und dessen Agenten umgarnt hatten, die nötige Zeit, seine Truppen von ihm abwendig zu machen. Die gesetzgebende Versammlung erließ, gleich als er seinen ungeschickten Versuch begann, ein Anklagedekret gegen ihn und seine Freunde und schickte in der Person des lahmen Advokaten Couthon einen Kommissar zum Heere. Dieser war kaum angekommen, als Lafayette sich von seinen Truppen verlassen sah und an seine eigene Rettung denken mußte; schon in der Nacht nach Couthons Ankunft (20. August) entfloh er mit Alexander Lameth, Latour-Maubourg und Bureau de Puzy, welche gleich ihm Mitglieder der konstituierenden Versammlung gewesen waren und zur monarchisch-konstitutionellen Partei gehörten, aus Frankreich. Die Flüchtlinge wurden, was ganz in der Ordnung war, an der Grenze angehalten, gleich darauf aber den Emigranten zu Gefallen von der preußischen und österreichischen Regierung als Kriminalverbrecher behandelt. Man schleppte sie fünf Jahre lang von einem Kerker zum anderen, bis endlich 1797 Bonaparte die Österreicher zwang, den Wohlthäter der Franzosen und seine Leidensgefährten wieder frei zu geben. Nach Lafayettes Flucht wurde Luckner beiseite geschoben und durch Kellermann ersetzt, Dumouriez aber zum Oberbefehlshaber ernannt.

Die Verbündeten begingen den großen Fehler, daß sie, anstatt

den Zwist der konstitutionellen und republikanischen Offiziere sogleich zu benutzen, erst dann in Frankreich einbrachen, als ein Mann von Energie, Talent und Kenntnissen wie Dumouriez an der Spitze des französischen Heeres stand und dasselbe ganz neu organisierte. Erst am 19. August 1792 führte Ferdinand von Braunschweig die preußisch-österreichischen Truppen über die Grenze. Selbst dann noch blieb er, anstatt rasch vorzudringen, der methodischen Langsamkeit getreu, deren er vom Siebenjährigen Kriege her, in dem er seine Schule gemacht, gewohnt war. Er gewährte dadurch dem raschen und gewandten Dumouriez die Gelegenheit, ihm mit der Besetzung der Pässe des Argonner Waldes zuvorzukommen, durch welche das verbündete Heer marschieren mußte, um über Chalons gegen Paris ziehen zu können. Erst Mitte September kamen die letzteren, welche am 23. August die kleine Festung Longwy und am 2. September Verdun erobert hatten, in den Besitz dieser Pässe. Sie befanden sich aber jetzt in der Champagne, deren Wege durch lang anhaltendes Regenwetter grundlos geworden waren, und litten zu gleicher Zeit durch ansteckende Krankheiten sowie durch Mangel an Lebensmitteln.

Dumouriez wandte mit großer Geschicklichkeit diplomatische Mittel an, um die Alliierten so lange aufzuhalten, bis ihnen ebenso bei einem weiteren Vordringen, wie beim Rückzuge, Gefahr drohte. Er wurde darin durch Männer des preußischen Kabinetts selbst unterstützt, mit denen er seit dem 20. September geheime Unterhandlungen pflog, über welche mancherlei gefabelt worden ist. Sie betrafen die Möglichkeit einer Herstellung des Friedens mit Preußen, das, wie Dumouriez hervorhob, kein Interesse an der Fortsetzung des Krieges habe und von Österreich nur matt unterstützt werde, welches sich dagegen stärke, um gelegentlich im Osten Preußen zu übervorteilen. Auch in der Umgebung des Königs war man, und nicht ohne Grund, derselben Ansicht und ging auf diese Unterhandlungen ein, die aber zu keinem Ziele führen konnten, weil Dumouriez nicht Herr der politischen Lage seines Landes und der König zu keinem raschen Entschlusse zu bringen war. So verlor man nur die kostbare Zeit und konnte nicht mehr vorrücken, sondern mußte froh sein, wenn man mit dem Reste eines ganz aufgelösten Heeres nur die Grenzen wieder erreichte. König Friedrich Wilhelm selbst sah, während die Leute, die ihn umgaben, mit Dumouriez unterhandelten und durch Verhandlungen zu einem Ziele zu kommen suchten, wo sie mit Gewalt nichts erreichen konnten, endlich ein, daß er getäuscht worden sei, und daß Dumouriez durch jene Unterhandlungen seine militärische Stellung wesentlich verbessert habe: wie er gleichzeitig von Österreich und Rußland getäuscht wurde, war ihm nicht deutlich. Er befahl deshalb, eine Schlacht zu liefern; es



XV. 120. **Friedrich Wilhelm II., König von Preußen.**
(Reproduktion des Stiches von J. F. Clemens; nach H. Schroeder.)

war jedoch vielleicht besser, daß sein Befehl nicht befolgt wurde, weil die Preußen nach einem Siege übler daran gewesen wären als vorher. Als nämlich die Preußen am 20. September bei Valmy dem General Kellermann gegenüber in Schlachtordnung standen, kam es nicht zu einem wirklichen Treffen, sondern es wurden nur durch eine von keinem Angriffe unterstützte Kanonade einige Hundert Franzosen getötet. Das preußische Heer wurde hierauf sogleich wieder ins Lager zurückgeführt.

Unmittelbar nachher begannen die Unterhandlungen aufs neue. Was indessen von einer Übereinkunft mit Kellermann, nach welcher die Preußen beim Rückzuge an die Grenze nicht verfolgt werden sollten, erzählt wird, wagen wir nicht nachzuerzählen. Der Befehl zum Rückzuge der Preußen ward schon am 30. September erteilt, und infolgedessen waren die Österreicher und ganz Belgien den Feinden preisgegeben. Das preußische Heer wurde bei seinem Rückzuge durch Mangel an Lebensmitteln, durch Krankheiten und durch unaufhörliche Regengüsse in eine so traurige Lage gebracht, daß sich alle Ordnung in demselben auflöste. Es hätte daher durch die Franzosen leicht aufgerieben werden können. Dessenungeachtet wurde es von diesen nicht verfolgt. Man behauptete, dies sei geschehen, weil schon damals Dumouriez und seine Freunde im Pariser Konvent Preußen von Österreich trennen zu können hofften. Es ist neuerdings zweifellos festgestellt, daß dies gegründet ist; gewiß ist ferner, daß die Österreicher Belgien gern preisgaben, um dadurch England und Holland zur Teilnahme am Kriege zu nötigen. Die Intriganten am preußischen Hofe setzten die Kabalen, die sie auf französischem Boden begonnen hatten, auch nachher noch fort, und auch ehrliche Leute waren dafür, daß Preußen seine Sache von der Österreichs trennen solle; ihre Bemühungen scheiterten aber vorerst an dem Könige, welcher von dem, was ihm als Treulosigkeit erschien und von einem Anschlusse an Frankreich nichts wissen wollte.

Nach dem Rückzuge der Preußen breitete sich die in Frankreich herrschende revolutionäre Bewegung auch über die obere Hälfte des linken Rheinufers sowie nach Savoyen hin aus. In das letztere Land, dessen Beherrscher, der König von Sardinien, durch die Emigranten ebenfalls in einen Krieg mit Frankreich verwickelt worden war, hatte man ein Heer unter dem General Montesquiou geschickt. Dieses wurde, als es gegen Ende September dort erschien, von den über den Despotismus ihres Königs erbitterten Einwohnern mit solchem Jubel empfangen, daß die sardinischen Truppen aus Furcht verraten zu werden, das Land fast ohne Schwertstreich räumten. Auf dem linken Rheinufer wurden die Franzosen, als sie unter dem

Exmarquis von Custine Ende des September daselbst erschienen, mit einem Enthusiasmus aufgenommen, der bei dem traurigen Zustande dieser Teile des Deutschen Reiches nicht befremden kann. Daß aber die größeren Reichsstände am Rhein, besonders die drei geistlichen Kurfürsten und der Kurfürst von der Pfalz, die in das Reich eindringenden Franzosen nicht abwehrten, sondern ihnen vielmehr das Feld räumten, läßt sich aus der ganzen Beschaffenheit ihrer Höfe und ihrer Regierungsart leicht erklären.

Das linke Rheinufer war in eine Anzahl von Fürstentümern, Grafschaften, Reichsritterschaften, reichsfreien Städten, Klöstern und Stiftern zerrissen, welche unaufhörlich in Zank und Streit miteinander lagen. Alle Mißbräuche des Mittelalters lasteten auf dem armen Bürger und Bauern, der von den übrigen Ständen tief verachtet, von Amtleuten und Vögten mißhandelt wurde; und wenn auch die Steuern vielleicht nicht so hoch waren wie heutzutage, so hatte dagegen das Volk vor lauter Festtagen, Wallfahrten und Gottesdienst keine Zeit, sich durch seiner Hände Fleiß einen Wohlstand zu schaffen. Wer sollte sich da wundern, daß man die Franzosen mit Freude aufnahm, da diese ja Erlösung und Freiheit zu bringen versprachen und damals noch nicht die Einwohner gewaltsam in Franzosen umzuwandeln suchten! Unter den deutschen Fürsten am Rhein war der Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor, welcher zugleich Bayern beherrschte, wie wir schon wahrzunehmen Gelegenheit gehabt haben, ein Spielwerk von Pfaffen und Buhlerinnen, und seine Beamten schalteten und walteten in der Pfalz auf unerhörte Weise. Die Politik, die er seit dem Ausbruche der französischen Revolution befolgte, war schwankend, weil er nur daran dachte, sein zunächst bedrohtes Herzogtum Jülich zu retten. Er stellte nämlich zwar ein Kontingent zum Reichskriege, ließ Mannheim befestigen und erlaubte den Österreichern, eine Heeresabteilung auf seinem Gebiete zu sammeln; als aber Custines Scharen gegen Speier und Worms heranzogen, verhielt er sich neutral und gab also seine Unterthanen zugleich den Feinden und den Freunden preis. Ebenso machten es auch die benachbarten Fürsten von Baden, Württemberg und Hessen-Darmstadt. Diese unterhandelten sogar insgeheim mit dem Reichsfeinde. Der Landgraf von Hessen-Kassel, Wilhelm IX., hatte zwar, als die Preußen durch sein Land gegen Frankreich zogen, 6000 Mann zu ihnen stoßen lassen; dies war aber nur dem Könige von Preußen zu Gefallen geschehen, welcher überdies jene Truppen bezahlte. Unter den drei geistlichen Kurfürsten war Maximilian von Köln, ein Bruder des Kaisers Joseph II., unstreitig der beste. Er gewährte aber aus Liebe zu seiner Schwester Marie Antoinette den Emigranten Unterstützungen, welche zu seinen Mitteln in keinem Ver-

hältnisse standen. Der Kurfürst von Trier, Clemens Wenzel, hatte sich nicht nur durch Habgier und Geiz verhaßt gemacht, sondern er hegte auch die Jesuiten, von welchen man weder in Mainz noch in Köln etwas wissen wollte, und schützte die Emigranten, die durch ihren Übermut und ihre Liederlichkeit seine Unterthanen noch mehr gegen ihn erbitterten. In Mainz hatte sich früher Emmerich Joseph, welcher bis 1774 lebte, zugleich als einen Vater seiner Unterthanen und als einen echt christlichen Bischof erwiesen. Sein Nachfolger dagegen, Karl Joseph von Erthal, lebte und handelte nach ganz anderen Grundsätzen: er hielt einen glänzenden Hof, förderte mit freigebiger Hand Kunst und Wissenschaft, stattete seine Residenz mit einer Universität aus, an welche Männer von großem Namen berufen wurden, und beschenkte mit dem Gelde seiner Unterthanen Höflinge, Schmeichler und Mätressen. Dagegen wurden aber die Festungswerke der Hauptstadt ganz vernachlässigt, und das Mainzer Heer, ein Haufe von ungefähr 1500 Mann Kreistruppen, dessen Offiziere ihre Stellen nicht nur ihrer Geburt, sondern oft auch nur ihrer schönen Gestalt verdankten, befand sich in einem solchen Zustande, daß man, als Custine vor Mainz erschien, es nicht gegen diesen zu gebrauchen wagte.

Solange österreichische und Reichstruppen das linke Rheinufer deckten, konnte Biron, der im Elsaß ein schwaches Heer befehligte, nicht daran denken, durch einen Einfall in jenes Land die Preußen im Rücken zu beunruhigen. Im September wurde aber der größte Teil der Koalitionstruppen, welche bis dahin in der Gegend von Mainz, Worms und Speier gestanden hatten, zum Hauptheere gezogen; und nun schickte Biron den General Custine mit einem kleinen Corps über die Grenze. Custines Truppen bestanden fast nur aus Nationalgarden; sie wurden aber durch einige Tausend demokratisierte Bauern verstärkt. Sie besetzten rasch die Städte Speier und Worms und zogen dann geradeswegs auf Mainz los, was ihnen nicht möglich gewesen sein würde, wenn der Landgraf von Hessen-Darmstadt mit seinen braven und gut eingeübten Soldaten ihnen den Weg verlegt hätte. Dieser schickte aber unter dem Vorwande, daß ja noch kein Reichskrieg erklärt sei, seine Truppen nach Gießen. In Mainz ergriffen beim Herannahen der Franzosen der Kurfürst, seine Räte, das Domkapitel und der Adel sogleich die Flucht, mit ihnen wanderten die Meßgewänder und die Heiligenbilder sowie das Archiv des Deutschen Reiches, welche nach Düsseldorf geschafft wurden. Custine hatte, als er mit seinen Nationalgarden, Bauern und wenigen Husaren vor Mainz erschien, nicht einmal schwere Artillerie bei sich; dessenungeachtet ergab sich ihm am 21. Oktober das Hauptbollwerk des Deutschen Reiches ohne alle Gegenwehr. Die augenblickliche Übergabe einer Festung, welche nach-

her von den Franzosen gegen die Preußen und Hessen bis über die Mitte des folgenden Jahres hinaus behauptet wurde, war so unbegreiflich, daß man sie nur als das Ergebnis einer Verräterei ansehen zu können geglaubt hat. Der Verdacht fiel auf den Oberstlieutenant Eickemeyer, welcher den Kommandanten Baron Gymnich leitete und nachher in französische Dienste trat. Er hat sich indessen später in einer Schrift, welche 1845 in Frankfurt verbessert und vermehrt neu aufgelegt worden ist, verteidigt, und seine Schuld ist allerdings schwer nachzuweisen.*)

Nach der Übergabe von Mainz bildeten sich auf dem linken Rheinufer Klubs nach französischer Art, und die Erbitterung gegen das bisherige Adels-, Pfaffen- und Beamtenregiment äußerte sich auf eine so bedenkliche Weise, daß überall die Aristokratie und Hierarchie samt ihren Werkzeugen die Flucht ergriff. Auch der Kurfürst von Trier ließ sich vom Schrecken überwältigen, und seine Landstände knüpften sogar mit Custine eine Unterhandlung wegen der Übergabe von Koblenz an, obgleich dieser gar nicht daran denken konnte, sich so weit am Rhein hinab auszubreiten. Bei dieser völligen Haltlosigkeit der mittelalterlichen Regierungen hätte daher Custine wohl auch die Kurfürstentümer Trier und Köln zum Aufstande bringen und dadurch die Preußen im Rücken bedrohen können; er beging aber, von seinem Glücke berauscht, die Thorheit, in die jenseit des Rheins gelegenen protestantischen Länder einzudringen, in denen man sich nicht so leicht, wie auf dem linken Rheinufer, von einem Extrem zum andern fortreißen ließ. Er besetzte Frankfurt und die Mainzer Feste Königstein, brandschatzte die erstere Stadt und drang bis Nauheim in der Wetterau vor. Er mußte aber, als die Preußen und Hessen gegen ihn heranzogen und am 2. Dezember Frankfurt wieder einnahmen, über den Rhein zurückweichen. Bei der Wiedereroberung von Frankfurt wurde eine Schar wackerer Hessen nutzlos geopfert; denn man ließ diese ein Thor der Stadt stürmen, obgleich die Franzosen sich in derselben keinen Augenblick länger behaupten konnten.

Das Deutsche Reich hatte damals endlich (23. November) beschlossen, ein Heer aufzustellen; zu einer Kriegserklärung kam aber der Reichstag erst am 22. März des folgenden Jahres. Je langsamer die Schritte der Deutschen waren, desto rascher verfuhr der Konvent in Paris. Mainz wurde reichlich mit Vorräten und Artillerie versehen; die tüchtigsten Offiziere wurden in diese Stadt, die entschlossensten Mit-

*) Häusser in seiner Deutschen Geschichte I, 410 f. spricht ihn vollkommen frei, „es bedurfte hier keines Verrates, wo soviel Feigheit und Unverstand zusammenwirkten".

glieder des Konvents als Kommissare in die eroberten Länder geschickt. Savoyen wurde mit Frankreich vereinigt; und auch die Mainzer mußten durch eine Deputation um Aufnahme in die Französische Republik nachsuchen. Die Leitung der Dinge befand sich damals ganz in den Händen von Männern der neuen revolutionären Schule, welche ebenso praktisch tüchtig, wie in moralischer Hinsicht verächtlich waren. Von den zwei bedeutendsten Männern dieser Partei war der eine, Dumouriez, Meister im Felde, der andere, Danton, zeigte sich ebenso tüchtig in dem herrschenden Klub der Hauptstadt, im Konvent und bei der gärenden Masse, die er nicht wie die anderen fürchtete. Auch des Herzogs von Orleans junger Sohn, Louis Philipp, war von der Frau von Genlis ganz vortrefflich erzogen worden, um je nach den Umständen die Maske eines Demokraten, Republikaners oder Liberalen anzulegen, durch welche es ihm später gelungen ist, den Weg zum Throne zu finden. Dumouriez, welcher die Erziehung des jungen Herzogs in gleichem Geiste fortsetzte, hatte unter den mancherlei Plänen, mit denen sein an Intriguen fruchtbarer Geist sich trug, die geheime Absicht, die Monarchie in der Art wieder aufzurichten, daß an die Stelle der geächteten Bourbonen das Haus Orleans, die jungen Leute an die Stelle der älteren gesetzt würden. Dies auszuführen war jedoch, auch wenn Dumouriez den Plan ernstlicher gehegt und nicht vom Glücke verlassen worden wäre, schon wegen der Erbärmlichkeit des Herzogs von Orleans unmöglich. Der letztere machte sich gerade damals durch seine Niederträchtigkeit und seinen schmutzigen Geiz noch verächtlicher, als er schon vorher gewesen war. Er ließ sich z. B. thörichterweise mit dem frechen Marat ein, verweigerte aber demselben nachher eine versprochene Zahlung und wurde dafür von ihm in Maueranschlägen öffentlich beschimpft. Er legte ferner zur Zeit der Konventswahlen seinen Ehrgeiz und zugleich seine Feigheit so klar an den Tag, daß sowohl die Girondisten als Robespierres Anhänger sich über seine wahren Absichten unmöglich täuschen konnten. Er ließ sich nämlich, nur damit er zum Konventsdeputierten gewählt werde, auf Manuels Rat vom Pariser Gemeinderat den Namen Philipp Gleichheit (Philippe Egalité) erteilen und dankte dafür mit pomphaften revolutionären Worten, aus welchen die Heuchelei klar hervorleuchtete.

Im Oktober wußte sich Dumouriez die Mittel zu einem Winterfeldzuge in Belgien zu verschaffen, obgleich nicht nur die Girondisten und der Kriegsminister Pache, welcher kurz vorher an Servans Stelle getreten war, sondern auch Marat und Robespierre ihm auf jede Weise entgegenarbeiteten. Er setzte damals mit Hilfe Dantons, Santerres und anderer Freunde des Herzogs von Orleans durch, daß Kellermann, der in seinen geheimen Plan nicht eingeweiht war, als

Obergeneral zur Alpenarmee geschickt wurde. Sobald er hierauf die nötigen Verstärkungen erhalten hatte, eilte er Belgien zu erobern, weil er nur durch Siege und durch Bereicherung der Leute, die ihm als Kommissare oder Lieferanten zugesandt wurden, seine eigentlichen Absichten durchführen konnte. Er marschierte mit seinem ganzen Heere rasch dem Oberbefehlshaber der Österreicher, dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, entgegen, um ihn noch vor dessen Vereinigung mit dem Grafen von Clerfayt anzugreifen; und der Herzog war thöricht genug, eine Schlacht anzunehmen, obgleich erst ein Teil von Clerfayts Truppen eingetroffen war. Die Österreicher erlitten in und unmittelbar nach dieser Schlacht, welche am 6. November bei dem Dorfe Jemappes geliefert wurde, eine so bedeutende Niederlage, daß Clerfayt, dem der Herzog von Sachsen am 14. November den Oberbefehl abtrat, sich genötigt sah, die Verteidigung Belgiens ganz aufzugeben. Schon am 26. November wurde daher Lüttich von den Franzosen besetzt, und im Dezember waren sie Herren von ganz Belgien.

Über das eroberte Land ergoß sich sogleich ein ganzer Schwarm von Kommissaren, Lieferanten und Abenteurern aller Art, um dasselbe auszuplündern. Diese Leute mißhandelten zugleich die französischen Truppen auf arge Weise; denn sie ließen, um sich zu bereichern, die armen Soldaten die größte Not leiden. Dumouriez mußte die Räuber und Betrüger gewähren lassen, weil er sich ihrer zu seinen Kabalen bediente, wenn er auch nicht, was dahingestellt bleiben mag, die Vorteile ihres schmutzigen Geschäftes teilte. Das Übel wurde dadurch noch größer, daß die antiorleanistische Partei in Paris, weil sie mit Recht dem General Dumouriez nicht traute, die wütendsten Republikaner, den Kern der höllischen Anhänger Marats, zum Heere sandte. Diese fielen wie Geier über die reichen und bigotten Belgier her. Zum Oberkriegskommissar wurde z. B. der rasende Ronsin ernannt, welcher als Chef der Revolutionsarmee rund um Paris herum gewütet hatte und später in Lyon sowie in der Vendee alle Welt mit Entsetzen erfüllte. Dumouriez wäre schon damals verloren gewesen, wenn er nicht an den bei ihm anwesenden Konventsdeputierten der anderen Partei, Camus, Gossuin, Danton und Lacroix, eine Stütze gehabt hätte. Mit den beiden letzteren zerfiel übrigens Dumouriez bald nachher, weil er der übermäßigen Habgier und Willkür, mit der sie in Belgien verfuhren, entgegentrat. Dumouriez hatte überhaupt, wenn man seinen Versicherungen Glauben schenken darf, über die Art, wie Frankreich mit den gemachten Eroberungen verfahren müsse, weit richtigere Begriffe, als die eiteln Republikaner, welche ihre Nationalität anderen Völkern aufzudrängen suchten, und als Bonaparte, welcher die Rolle Cäsars und Karls des Großen spielen wollte. Er

war der Meinung, daß man Lüttich, Belgien, das linke Rheinufer und Savoyen nicht dem Französischen Reiche einverleiben, sondern für selbständige Republiken erklären und durch Dankbarkeit und Bündnisse an Frankreich fesseln solle.

Als im Februar 1793 der Krieg von neuem begann, hatte er eine weit größere Ausdehnung gewonnen, weil es den Engländern gelungen war, eine neue Verbindung europäischer Staaten zu stande zu bringen. Die Bildung dieser sogenannten ersten Koalition hing mit dem Zustande und Charakter des englischen Aristokratenstaates und seiner Politik eng zusammen. Das englische Volk gleicht dem römischen, wie dieses zu Cäsars Zeit war: Nationalstolz, Nationalruhm, Verachtung jedes Menschen, der nicht Engländer (foreigner, d. i. barbarus) ist, und eine gewisse Freiheit und Frechheit, die man klüglich dem Haufen gestattet, entschädigten die große Masse des englischen Volkes ebenso, wie einst die Plebs zu Rom, für den Übermut einer alles verschlingenden Aristokratie, welche zwar auch verdorben, aber nicht physisch entnervt und dabei gleich der römischen durch praktische Tüchtigkeit ausgezeichnet ist. Jeder Engländer glaubt den Wohlstand und Ruhm seiner Nation zu teilen, obgleich Millionen im größten Elende leben; jeder hält England für den besten Staat der Welt und sich selbst für den freiesten Bürger, obgleich der Arme wie ein Verbrecher behandelt wird. Dieses Nationalvorurteil wird von der Aristokratie, welche von jeher zugleich die Hierarchie des Landes bildet und sich seit dem 16. Jahrhundert auch noch durch die Plutokratie verstärkt hat, vortrefflich benutzt, um sich trotz ihrer scheinbaren Spaltung in zwei feindliche Parteien im Besitze der Herrschaft und im Genusse der Staatseinkünfte zu erhalten. Auch die auswärtige Politik der englischen Aristokratie bleibt von Generation zu Generation dieselbe. Die fremden Staaten werden vom englischen Adel nur als Werkzeuge für Englands Zwecke angesehen, ihre Streitigkeiten untereinander und ihre Revolutionen als ein Mittel betrachtet, Englands Herrschaft zu erweitern, seinen Handel auszubreiten und seine Schiffahrt zu vermehren*).

Von der französischen Revolution hatten die englischen Aristokraten für sich selbst schon aus dem Grunde nichts zu befürchten, weil in Frankreich eine Republik nie lange zu bestehen vermag. Davon war der Premierminister Pitt und mit ihm jeder echte Altengländer voll-

*) Der Herausgeber glaubt sich nicht berechtigt, dieses Urteil über englische Zustände und Politik, welches der Verfasser vielleicht jetzt modifizieren würde, zu ändern, obgleich er es in dieser Schroffheit nicht teilt. Es ist eine Seite der Sache, nicht die ganze Sache: Schlosser hat das englische Leben niemals unmittelbar auf sich wirken lassen.

kommen überzeugt, so sehr auch Burke, gleich als handle es sich um eine nahe und unmittelbare Gefahr für England, über die französische Revolution und ihre Grundsätze tobte, und so sehr die wenigen Radikalen in England sich trügerischen Hoffnungen hingaben. Das englische Ministerium hatte daher zwar bisher in der Stille alles mögliche gethan, um den Krieg gegen Frankreich anzufachen; es nahm aber an demselben nicht eher unmittelbaren Anteil, als bis sein Interesse es erheischte. Dieser Fall trat ein, als nach der Schlacht bei Jemappes auch Holland von den Franzosen bedroht wurde. Aber selbst jetzt war es den Ministern und dem Parlament nicht sowohl um die Herstellung der Monarchie in Frankreich zu thun, als vielmehr darum, Frankreich seiner Seemacht, seiner Kolonieen und seines Handels zu berauben, während die Kontinentalmächte, durch englisches Geld unterstützt, einander im Landkriege aufrieben.

Gerade als der englische Premierminister sich zum Kriege entschloß, arbeitete ihm der Konvent in Paris, ohne es zu ahnen, in die Hände. Dieser erließ nicht nur am 19. November 1792 ein Dekret, in welchem allen Völkern, die sich gegen ihre Regierungen — ihre Tyrannen in der Sprache der Jakobiner — erheben würden, der Beistand der Franzosen zugesagt wurde, sondern er gewährte auch einer Deputation von englischen Republikanern eine sehr ehrenvolle Audienz. Er erregte dadurch zu derselben Zeit, als Pitt die Kabinette von Wien und Berlin zu einer Koalition gegen Frankreich aufforderte und diese seinen Vorschlag annahmen, die Besorgnis der Altengländer für die Kirche, das Königtum und den Wohlstand Englands. Pitt selbst ließ, um diese Besorgnis zu steigern, außerordentliche, aber durchaus unnötige Sicherheitsmaßregeln in London ergreifen, berief das Parlament ein, nahm in der bei dieser Gelegenheit erlassenen Proklamation eine sehr bedenkliche Miene an und sorgte dafür, daß in das Parlament eine Anzahl unverständiger Schreier und Franzosenhasser gewählt wurde. Unter den letzteren, welche von den Verständigen mit dem Namen der Alarmisten bezeichnet wurden, war Burke wieder der Chorführer. Unmittelbar nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. ließ Pitt sich vom Parlament die Mittel gewähren, um den Krieg mit Frankreich zu beginnen und die Kräfte von ganz Europa gegen dieses Reich zu richten. Er bewog, nachdem er mit Österreich und Preußen sich schon früher verständigt hatte, im März und April 1793 Sardinien, Spanien und Portugal sowie im Juli Neapel zum Eintritt in die Koalition. Mit Katharina II. von Rußland schloß er zwei Verträge, in welchen diese ihre Teilnahme am Kriege, der freilich keine thatsächliche Folge gegeben wurde, sowie die Beschränkung des französischen Handels und gewisse Vorteile für den englischen zusagte, während England sich verpflichtete,

den russischen Unternehmungen in Polen ruhig zuzusehen und die Besitznahme der Stadt Danzig durch Preußen zu gestatten. Die Engländer bezahlten für den bevorstehenden Krieg Subsidien an Spanien, an Sardinien, an Neapel und an einige deutsche Staaten, besonders an Hessen-Kassel und Pfalz-Bayern. Der Landgraf von Hessen-Kassel hatte sich dafür sogar die Bedingung gefallen lassen, daß seine Soldaten nicht nur am Rhein, sondern auch in England und Irland gebraucht werden könnten.

Nach dem Kriegsplan der Verbündeten sollten die Preußen nebst dem einen Teile der Reichsarmee über Mainz, die Österreicher mit dem anderen über Belgien, die Engländer und Holländer aber von der flandrischen Küste her in Frankreich einfallen. Noch ehe jedoch die beiden letzteren ins Feld rücken konnten, brach Dumouriez gegen Holland auf. Er kam also den Feinden zuvor und hatte außerdem noch den doppelten Vorteil, daß die infolge der früher erzählten Ereignisse vertriebenen holländischen Patrioten ihm auf diesem Zuge wichtige Dienste leisteten, und daß durch die Revolution tüchtige Männer zu den höchsten Stellen im Heere gebracht worden waren. Zu diesen Männern rechnen wir unter andern Westermann, welcher in wenigen Monaten vom Sergeanten bis zum Obersten emporgestiegen war, und den General d'Arçon, den ausgezeichnetsten Ingenieuroffizier der alten französischen Armee, der zwar mit den von ihm erfundenen schwimmenden Batterieen vor Gibraltar kein Glück gehabt hatte, in den neunziger Jahren aber mit Carnot verbunden vortreffliche Pläne für die französischen Heere entwarf.

Die Franzosen waren, als sie in Holland einbrachen, anfangs ebenso glücklich, wie im Jahre zuvor am Rhein und in Belgien. Sie hatten jedoch übersehen, daß an der Spitze der Österreicher zwar jener Prinz von Sachsen-Koburg stand, welcher noch kurz vorher im Türkenkriege seine Unfähigkeit hinlänglich bewiesen hatte, daß aber das österreichische Heer während des Winters nicht nur sehr verstärkt, sondern auch durch Clerfayt ganz neu organisiert worden war. Außerdem wurden die Vortruppen dieses Heeres von Clerfayt und von einem österreichischen Prinzen geführt, welcher nachher seinem Hause und der deutschen Nation durch sein kriegerisches Talent großen Ruhm erworben hat. Dieser Prinz war der Erzherzog Karl, ein Bruder des Kaisers Franz, welcher damals unter Clerfayt den Kriegsdienst erlernte.

Die Österreicher entsetzten, als sie in den ersten Tagen des März den Krieg begannen, alsbald das vom General Miranda belagerte Maastricht und bedrohten das französische Hauptheer, welches gegen Holland marschiert war, in seinem Rücken. Dumouriez wurde dadurch

genötigt, vom Angriffe auf Holland abzustehen und seine ganze Kraft auf die Verteidigung Belgiens zu verwenden. Mittlerweile waren auch die Engländer gelandet und rückten gegen ihn heran: sein Heer kam also in eine schwierige Lage, zumal die Einwohner des Landes wegen der Mißhandlungen, welche die fanatischen und räuberischen Jakobiner gegen sie begangen hatten, erbitterte Feinde der Franzosen geworden waren. Dumouriez suchte daher durch rasches Vorrücken den gesunkenen Mut seiner Truppen wieder aufzurichten. Es gelang ihm, am 15. März in einem kleinen Gefechte einige Vorteile zu erringen; drei Tage nachher aber (18. März) wurde er bei Neerwinden völlig geschlagen und verlor nicht nur gegen 7000 Mann an Toten und Gefangenen sowie den größten Teil seiner Geschütze, sondern er konnte auch trotz aller Anstrengungen nicht verhindern, daß sich sein Heer, welches fast ganz aus ungeübten Leuten bestand, auflöste und zerstreute. Großen Anteil an dem glänzenden Erfolge, den die österreichischen Waffen bei Neerwinden errangen, hatte der junge Erzherzog Karl; denn dieser schlug, während der vorsichtige, systematisch handelnde Prinz von Koburg schon Anstalten zum Rückzuge traf, den linken Flügel der Franzosen zurück und nötigte dadurch auch das übrige Heer derselben zur Flucht.

Nach der Schlacht bei Neerwinden hatte Dumouriez einerlei Schicksal mit Lafayette: er verlor die Gunst seiner Soldaten, und zugleich schwand das Vertrauen oder vielmehr die Furcht des Konvents vor ihm. Er hatte sich jedoch durch seine diplomatischen Künste unter den Feinden Frankreichs Schützer und Freunde zu erwerben gewußt. Es war den in Paris herrschenden Männern längst bekannt, daß er mit dem Gedanken umgehe, an der Spitze seiner Soldaten die Monarchie wiederherzustellen und, wie sie glaubten, das Haus Orleans auf den Thron zu erheben. Jetzt knüpfte er zu dem ersteren Zwecke, aber ohne einen Gedanken an die Orleans, sondern zu Gunsten des Dauphins mit dem Prinzen von Koburg eine Unterhandlung an, bei welcher er seinem Grimm gegen die augenblicklichen Machthaber Luft machte, zugleich aber erklärte, daß eine Herstellung der Kirche und des Königtums in ihrer alten Gestalt vor 1789 eine Unmöglichkeit sei. Es ward eine förmliche Übereinkunft geschlossen, in welcher Dumouriez der gewöhnlichen Angabe nach sich verpflichtete, mit seinem Heere gegen Paris zu ziehen, den Konvent auseinander zu treiben und den Österreichern, die ihm ihren Beistand zusagten, einstweilen zwei Festungen als Sicherheitsplätze zu übergeben. Jedenfalls zog sich Dumouriez nach einer Verabredung, die er mit dem österreichischen Oberst Mack, der später als General eine so wenig beneidenswerte Unsterblichkeit erlangte, getroffen hatte, bis über Brüssel hinaus zurück. Der ganze Plan

scheiterte jedoch, weil der Konvent, der durch Spione schon längst Dumouriez' Verräterei ausgekundschaftet hatte, zur rechten Zeit seine Maßregeln nahm, und weil Dumouriez im entscheidenden Augenblicke nicht rasch genug zugriff und darum auch von denjenigen Truppenteilen, auf die er sich verlassen zu können meinte, verlassen wurde. Der Konvent faßte am 30. März den Beschluß, Dumouriez verhaften zu lassen. Er beauftragte eine aus den Deputierten Camus, Quinette, Bancal und Lamarque bestehende Kommission mit der Vollziehung dieses Beschlusses und übertrug das Kommando von Dumouriez' Heer einstweilen dem damaligen Kriegsminister Beurnonville. Diese fünf Herren ließ Dumouriez unmittelbar nach ihrer Ankunft im Lager festnehmen und als Geiseln für die in Paris gefangen gehaltene königliche Familie den Österreichern übergeben (2. April). Als er jedoch hierauf die Truppen zur Empörung aufforderte und zwei Festungen dem Feinde in die Hände spielen wollte, ließ man ihn in die Festungen, die er verraten wollte, nicht mehr ein und feuerte sogar aus der einen auf ihn, als er sich ihr nahte. Es blieb ihm daher nichts anderes übrig, als seine Person zu den Feinden zu retten. Am 4. April ging er in das Lager der Österreicher hinüber. Nur etwa 1500 Mann Infanterie und Kavallerie folgten seinem Beispiele.

4. Frankreich von der Eröffnung des Konvents bis zur Einsetzung des Wohlfahrtsausschusses.

Die Wahlen zu der Nationalkonvention oder dem Konvent fanden unter dem Einflusse des seit dem 10. August 1792 herrschenden Schreckens statt. Sie fielen daher nur auf republikanisch Gesinnte. Die Mehrzahl der Deputierten bildeten die Girondisten oder jene gemäßigteren Republikaner, welche ungeachtet ihrer enthusiastischen Liebe zur Freiheit weder wilde Verwirrung, noch mörderische Greuel billigten. Sie hatten jedoch sehr verschiedene Richtungen und ermangelten eines entschlossenen Führers; denn Brissot und Roland, nach deren Namen sie von ihren Gegnern als Brissotisten und Rolandisten bezeichnet wurden, waren dies nie. Die Minderzahl des Konvents bestand aus der mit dem Namen des Berges bezeichneten Partei: Männern, welche die Revolution bis zu gänzlicher Ausrottung alles Alten zu treiben suchten, und die sich, um diesen ihren Zweck zu erreichen, weder durch irgend eine Rücksicht aufhalten ließen, noch vor irgend einem Verbrechen zurückbebten, zum Teil aus solchen, welche sich über irgend welchen politischen Zweck überhaupt nicht mehr klar waren, sondern nur in blinder Aufregung oder selbst unter dem Einfluß der Furcht vor ihren eigenen Parteigenossen von Verbrechen zu Verbrechen drängten. Diese

Leute besaßen also Energie, und da sie nicht nur unermüdlich thätig, sondern auch untereinander einig waren, so erlangten sie trotz ihrer geringeren Zahl zuletzt doch die Herrschaft. Zu ihnen gehörten Danton, Marat, Maximilian Robespierre und sein unbedeutender Bruder Joseph, Couthon, St.-Just, Chabot, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, der Maler David, Vadier, Bazire u. a. Der Berg zerfiel seinerseits wieder in zwei Parteien; diese waren jedoch gegen die Girondisten miteinander eng verbunden und wandten ihre Waffen erst dann gegeneinander, als ihre gemeinschaftlichen Gegner aus dem Felde geschlagen waren. Die eine Partei oder die sogenannten Cordeliers folgten Dantons Winken; die andere, die man vorzugsweise den Berg oder auch den Heiligen Berg nannte, erkannte Robespierre als ihr Haupt und Marat als ihren Wortführer in der Presse an.

Der Konvent erklärte, nachdem er am 21. September 1792 eröffnet worden war, gleich am folgenden Tage Frankreich in aller Form für eine Republik. Mit dieser Erklärung begann eine völlig neue Ordnung der Dinge; denn es wurden, während die Anarchie und die Aufstände fortdauerten, vom Konvent die wirksamsten Maßregeln getroffen, um auf den Trümmern des Mittelalters ein dem Geiste der neueren Zeit entsprechendes Staatswesen zu gründen. Konventsdeputierte, welche mit unumschränkter Vollmacht in die Departements gesandt wurden, ersetzten die überall suspendierten, machtlos gewordenen oder ganz abgeschafften Behörden. Die allgemeine Regierung, Verwaltung und Polizei wurde durch Ausschüsse des Konvents geleitet, während die Minister nur die Ausführung der gefaßten Beschlüsse und die Vollziehung der täglichen Geschäfte behielten. Andere Ausschüsse legten den Grund zu den neuen Einrichtungen und Gesetzen, welche den Franzosen zum Teil bis auf den heutigen Tag geblieben sind, und deren viele von ihnen nicht mit Unrecht als der größte Gewinn der Revolution betrachtet werden. In diesen Ausschüssen saßen die erfahrensten und tüchtigsten Männer des Konvents. Sie hielten sich von der tobenden Art der Beratung, wie sie im Konvent an der Tagesordnung war, frei; und wenn sie das Zutrauen des Konvents besaßen, so dekretierte dieser alles, was von ihnen vorgeschlagen wurde. Dagegen ward der Konvent in allen Beschlüssen, welche das Bedürfnis des Augenblickes erforderte, vom Pariser Gemeinderat und dadurch mittelbar vom Jakobinerklub abhängig.

Von jenen Ausschüssen hatte der eine die Staatspolizei zu leiten, der sogenannte Überwachungsausschuß (comité de surveillance); er bestand aus 30 Mitgliedern. Vierundzwanzig Deputierte bildeten den Ausschuß für die militärischen Angelegenheiten, 15 den für das Rechnungswesen,

22 den für alles dasjenige, was Finanzen, Münze und Assignaten anging. Sehr sorgfältig und ohne alle Rücksicht auf Parteiung war der Gesetzgebungsausschuß gewählt, dessen Verfügungen, freilich mit den später durch das Kaiserreich getroffenen Modifikationen, noch jetzt von den Franzosen als ihr Palladium angesehen werden. Achtundvierzig im Leben und in den Gerichten gebildete Rechtsgelehrte waren die Mitglieder dieses Ausschusses. Sie waren insgesamt aus den alten Schulen hervorgegangen, welche für die Massen schlecht sein mochten, eben darum aber für die wenigen, die von der Schale zum Kern drangen, desto bildender waren. Auch einen Ausschuß zur Entwerfung einer Konstitution setzte man ein; denn obgleich alle drei Parteien des Konvents wußten, daß für den Augenblick an keine Verfassung zu denken sei, so mußte man sich doch das Ansehen geben, als wenn das Volk bald von der Willkür des Konvents unabhängig gemacht werden und eine regelrechte Verfassung erhalten solle. Dieser Ausschuß bestand aus den Girondisten Gensonné, Vergniaud, Condorcet, Brissot, Pétion und Barère sowie aus den Mitgliedern des Berges Danton und Thomas Payne und dem schlauen Dialektiker Sièyes, welcher bis zur Wiederherstellung der Monarchie bei keiner Konstitutionsberatung fehlte, sich in allen Phasen der französischen Staatsumwälzung zurechtzufinden wußte und schweigend oder doch nur leise auftretend auch die gefährliche Zeit des Konvents glücklich überstand. Der Verfassungsausschuß bestand also der Mehrzahl nach aus Girondisten. Dies wurde nachher von den Gegnern benutzt, um die Gironde dem Volke als eine Partei verhaßt zu machen, durch deren Schuld das Volk so lange ohne Konstitution bleibe, weil sie, gleich der Frankfurter Versammlung von 1848—49, vor lauter Reden und Beraten zu keinem Rate oder Beschlusse kommen konnte.

Die genannten Ausschüsse sollten zugleich dazu dienen, der angemaßten Gewalt des Pariser Gemeinderates und dem mächtigen Einflusse des Jakobinerklubs ein Ende zu machen; sie konnten daher auch erst nach einem heftigen Kampfe der beiden Hauptparteien des Konvents organisiert werden. Auch den Einfluß der Schreckensmänner, besonders des furchtbaren Danton, suchte die girondistische Mehrheit des Konvents zu brechen. Sie verlangte aus diesem Grunde eine gerichtliche Untersuchung der Septembermordthaten, bedrohte Danton mit einer Anklage wegen Bestechlichkeit und Unterschleifs und zwang ihn durch das auf ihren Antrag erlassene Gesetz, daß niemand mehr zugleich Minister und Deputierter sein dürfe, zum Austritt aus dem Justizministerium. Robespierre und Marat wurden ebenfalls gleich anfangs angegriffen, der erstere wegen seiner Verdächtigungen jedes Menschen, welcher mehr Talent hatte als er, der letztere wegen seiner

unaufhörlichen Aufreizungen zum Rauben und Morden. Dafür gelang es aber am 3. Oktober den Gegnern der Gironde, den Kriegsminister Servan zu verdrängen und einen Anhänger Robespierres, Pache, an seine Stelle zu bringen. Außerdem erhielten sie im November durch die Entdeckung des eisernen Wandschrankes im königlichen Palast Gelegenheit, die ausgezeichnetsten Männer der Gironde als geheime Royalisten zu verdächtigen. König Ludwig hatte nämlich im Mai 1792 einen eisernen Schrank zur Aufbewahrung aller seiner Papiere machen und im Tuilerienpalast einmauern lassen; dies ward im November durch den Schlosser, dessen er sich dazu bedient hatte, dem Ausschusse für die Staatspolizei angezeigt. Der Konvent bestellte hierauf eine Kommission zur Prüfung der in dem Schranke befindlichen Papiere. Als nachher der Inhalt der Papiere bekannt gemacht wurde, beschuldigte man die girondistischen Mitglieder dieser Kommission, manches von dem Gefundenen, namentlich die von Brissot, Vergniaud und anderen Girondisten an den König geschriebenen Briefe, vernichtet zu haben.

Es bestand also schon seit dem Oktober ein förmlicher Kampf zwischen den gemäßigten Deputierten, welche im Konvent die Mehrheit bildeten, und der ihnen an Energie, Einheit und Einfluß in der Hauptstadt weit überlegenen Minderzahl desselben. In diesem Kampfe zeichnete sich am meisten von allen Girondisten der edle Lanjuinais aus, ein Mann, der sich im ganzen Verlaufe der Revolution weder durch Furcht, noch durch politische Klugheit von dem, was er für Recht hielt, abbringen ließ. Er drang um jene Zeit namentlich mit unerschütterlicher Festigkeit auf die Untersuchung und Bestrafung der Septembermorde. Diese wurde auch beschlossen, und Lanjuinais brachte sie später immer wieder in Anregung; die Gegenpartei wußte aber die Sache hinzuhalten und nachher ganz zu hintertreiben. Einen schneidenden Gegensatz zu Lanjuinais und den wenigen übrigen Männern der Revolution, welche stets ihrer Überzeugung treu blieben, bildete der glatte Bertrand Barère. Dieser besaß, wie Talleyrand und Fouché, neben einer völligen Grundsatzlosigkeit das Talent, sich durch alle Gefahren hindurchzuwinden und bei jeder Veränderung sich im voraus seinen Platz zu sichern. Er war 1790 gemäßigter Royalist gewesen, hatte sich nachher an die Gironde angeschlossen, wurde später der Judas Ischariot derselben und erwarb sich dann als Robespierres Genosse durch die feinen akademischen Redensarten, mit denen er die Mordberichte der Schreckenszeit auszuschmücken verstand, den Namen des Anakreon der Guillotine. Seine Schlangennatur bewährte sich gleich in der ersten Zeit des Konvents, als er durch die Papiere des eisernen Schrankes

in Gefahr gebracht wurde; denn er wußte bei dieser Gelegenheit auf sehr geschickte Weise den Kopf aus der Schlinge zu ziehen.

Die Partei des Berges sah ein, daß sie nur durch neue Schreckensmaßregeln das Übergewicht im Konvent erlangen könne. Sie ließ daher durch ihre Werkzeuge unter dem Pöbel die Hinrichtung des Königs fordern. Ein Prozeß gegen den König gewährte dem Berge den Vorteil, daß die Girondisten, wenn sie sich des Königs annahmen, mit dem fanatisierten Volke entzweit wurden, im umgekehrten Falle aber sich nicht nur zu Mitschuldigen einer blutigen That machten, sondern alsdann auch zu allem die Hand bieten mußten, was sie gegen die Rache der Anhänger des Alten schützen konnte. An und für sich selbst hätte die Gironde den gefangenen König gern gerettet, da er ihr im Notfalle als Stütze gegen ihre himmelstürmenden Kollegen dienen konnte. Allein seit dem September herrschte der durch Journalisten und Klubs aufgereizte Pöbel so unbedingt, daß, sobald er den Tod des Königs verlangte, jeder Widerspruch ein Todesurteil für denjenigen war, der ihn zu äußern gewagt hatte. Welche erbitterte Stimmung oder vielmehr welche Wut damals in der Hefe des französischen Volkes herrschte, kann man aus der nachfolgenden Schilderung sehen, welche zwei Augenzeugen in Bezug auf die Zeit des königlichen Prozesses machen. „In allen Straßen der Stadt", sagen sie, „erblickte man Marktschreier, die auf einer Bühne standen und, nachdem sie durch den Ton einiger Instrumente eine Anzahl Leute um sich versammelt hatten, ein Zwiegespräch begannen, in welchem König Ludwig wie ein Kannibale dargestellt wurde, und das stets mit den Worten endigte, sein Kopf müsse fallen, damit die Freiheit fest begründet werde. Abends sah man im Palais Royal wütende Menschen, welche mit dem Säbel in der Hand brüllend schrieen: An die Guillotine mit Capet, an die Guillotine! Volksgesellschaften schrieben aus den Departements, Capet müsse seine Verbrechen mit dem Leben büßen. Leute, welche am 10. August verwundet worden waren, ließen sich Rache schreiend in dem Saale des Konvents umhertragen. Redner der Sektionen strömten an die Schranken desselben, forderten das Todesurteil gegen Capet und erklärten laut, erst wenn es keine Priester mehr gäbe, werde die Menschenliebe auf Erden herrschen."

Übrigens muß man, um den Eifer, mit welchem nachher ein Teil des Konvents die Verurteilung Ludwigs betrieb, und das Schweigen oder die Feigheit so vieler anderen Deputierten ganz begreifen zu können, auch den Umstand mit in Anschlag bringen, daß der herrschende Fanatismus sogar die besten Menschen fortriß. Nur so lassen sich die Reden erklären, welche der von utopischer Tugend träumende fromme Grégoire, der mit Rousseaus Sentimentalität erfüllte ehemalige

Marquis Saint-Just, welcher den Gesellschaftsvertrag desselben gleich der Bibel citierte, und andere in jener Zeit hielten. Der erstere hatte z. B. schon am 21. September seinen Antrag auf Proklamierung der Republik mit folgenden Worten eingeleitet: „Alle Regentenfamilien sind von jeher nichts als Geschlechter von Raubtieren gewesen, welche von Menschenfleisch lebten. Man muß aber die Freunde der Freiheit dadurch sicherstellen, daß man jenen Talisman vernichtet, durch dessen magische Kraft noch immer viele Menschen betäubt werden können. Ich verlange daher, daß durch ein Gesetz die Abschaffung des Königtums förmlich und feierlich ausgesprochen werde." Wer hätte da, wo Männer wie Grégoire rasten, ohne Lebensgefahr wagen können, verständig und kalt zu bleiben? Diese Männer waren indes wenigstens wirkliche Enthusiasten: aber neben ihnen standen Leute wie Robespierre, welche mit kalter Bosheit alles berechneten und mit giftigen Worten jeden Andersdenkenden als Aristokraten und Volksfeind verleumdeten.

Der förmliche Antrag, den König vor Gericht zu stellen, wurde am 7. November gestellt. Schon am 13. begannen die Debatten. Am 20. November berichtete Roland als Minister über die im eisernen Wandschranke gefundenen Papiere, auf welche die Anklage gegründet werden sollte. Am 3. Dezember erstatteten die ausgezeichneten Juristen, welche den Gesetzgebungsausschuß bildeten, ihren Bericht; infolge dieses Berichtes wurde die Anklage beschlossen. Der ganze Prozeß war, wie etwa die Prozesse gegen Huß und gegen den englischen König Karl I. und ähnliche, in denen der Kampf großer Gegensätze und verschiedener Zeitalter sich auf den engsten Raum gleichsam konzentrierte, eine bloße leere Form, durch welche einem politischen Morde der Schein des Rechtes verliehen werden sollte. Unter den vorgebrachten Aktenstücken befand sich kein einziges, auf welches man ein peinliches Verfahren gründen konnte. Sie bewiesen nur, daß Ludwig zu einer Zeit, als ihm nicht einmal die geringe Macht, welche die Konstitution ihm verlieh, eingeräumt wurde, mit den Feinden des ihn mißhandelnden Volkes in Verkehr gestanden und ihnen Geld gegeben habe; dies war aber kein Kriminalverbrechen. Außerdem hatte ja gerade zu derselben Zeit das Volk sich noch weit mehr gegen den König vergangen, als dieser gegen das Volk. Der Konvent selbst scheute sich nicht, zugleich Kläger und Richter zu sein; denn alle Versuche, zu bewirken, daß wenigstens, wie zu Karls I. Zeit in England, ein eigenes Gericht bestellt werde, waren vergeblich. Der Konvent vereinigte sogar, ganz gegen den Geist der seit 1790 bestehenden Organisationen, bei diesem Prozesse das Geschäft der Geschworenen und der Richter in sich. Am 6. Dezember ernannte man dann eine Kommission von 21 Deputierten, welche die

Anklagepunkte aufsetzen sollte: schon am 10. erstattete diese Kommission Bericht; und am nächsten Tage wurde der König vor den Konvent gebracht, um von ihm verhört zu werden.

Daß der Konvent bei seinem Verfahren gegen den König nur einen politischen Zweck verfolgte, wurde von Barère in den Debatten geradezu ausgesprochen. „Eine neu gegründete Republik", sagte Barère, erfordert zu ihrer Befestigung die Bestrafung des Tyrannen. Auch die Vertreibung des Tarquinius war nur eine Sicherheitsmaßregel, welche die Römer zur Gründung ihrer Republik trafen. Laßt uns daher über die Frage des gesetzlichen Rechtes keine Zeit verlieren!" Vergebens protestierte gegen den beabsichtigten gerichtlichen Mord eine geringe Anzahl von Männern, welche seit 1789 mit Feuereifer für Freiheit und Recht gekämpft hatten und gerade deshalb in den Konvent gewählt worden waren. Zu diesen Männern gehörten Louvet, Fauchet und der edelste unter den vielen Rechtsgelehrten im Konvent, der Jansenist Lanjuinais, der beim Prozesse des Königs sich doppelt achtungswert zeigte, weil er weder ein alter Freund Ludwigs war, noch zur royalistischen Partei gehörte, also nicht für eine bloße Parteimeinung oder für angewöhnte Sitten, sondern für die unsterbliche Sache der Tugend und des Rechtes kämpfte. Einen grellen Gegensatz gegen solche Männer bildete auch bei dieser Gelegenheit der schleichende Barère, welcher damals noch zu einer und derselben Partei mit ihnen gehörte. Dieser hatte am 11. Dezember als Präsident des Konvents den König zu befragen und dann einen Bericht darüber abzustatten. Er faßte denselben mit seiner gewohnten hinterlistigen Verschmitztheit so ab, daß er mit dem Strome schwamm, dabei aber doch für alle künftigen Fälle sich eine Hinterthür offen hielt.

Von dem Augenblicke an, als der Prozeß gegen den König beschlossen worden war, hatte man diesen als einen Kriminalgefangenen behandelt und samt seiner Familie mit empörenden Unwürdigkeiten überhäuft. Man redete ihn sogar lächerlicherweise als Louis Capet an. Dies alles war schlau und boshaft berechnet, um den letzten Rest des Nimbus zu zerstören, welcher in den Augen des Volkes das Königtum noch umgab. Ludwig selbst benahm sich im Gefängnisse und vor Gericht so, wie es von seinem mehr weiblichen als männlichen Charakter zu erwarten gewesen war: er setzte der unwürdigen Behandlung seiner Feinde die Geduld eines Mönchs oder eines Weibes entgegen, nicht jene Würde und männliche Haltung, durch welche die Gemeinheit beschämt und elende Menschen daran erinnert werden, daß sie mit Seelen von Kot geboren sind. Wir scheuen uns nicht, dies trotz alles dessen, was auch sogar von einem Lamartine in seiner „Geschichte der Girondisten" und von unzähligen anderen über diese Sache Rührendes und

Sentimentales berichtet worden ist, als Resultat des Studiums und der Erforschung der hierher nicht gehörenden Einzelheiten dreist und offen auszusprechen. Wir thun es um so mehr, als wir aus guten Gründen keiner von allen rührenden und geistreichen Anekdoten, welche in den für die Menge berechneten Geschichtsbüchern und Denkwürdigkeiten erzählt werden, den geringsten Glauben schenken. Wir können es z. B. nur als Schwäche des Königs ansehen, daß er, anstatt die Gewalthaber zu nötigen, ihn geradezu zu morden, sich auf die Prozeßhandlung einließ und so mit dazu beitrug, daß dieselbe den Schein eines gerichtlichen Verfahrens erhielt.

Der Prozeß zog sich bis über die Mitte des Januar 1793 hinaus, weil die Mehrheit alles aufbot, um den König zu retten, insoweit dies geschehen konnte, ohne dadurch die niedere Volksklasse gegen sich selbst aufzureizen. Niemand war dabei thätiger, mutiger, reicher an juristischen Einwendungen und Hemmungen, als der wackere Lanjuinais. Auch Gensonné, Vergniaud und andere versuchten alles mögliche, um wenigstens einen Aufschub herbeizuführen. Das Talent der Girondisten scheiterte aber an der eisernen Konsequenz der Schreckensmänner und an der Art, wie diese die rohe Gewalt des Pöbels für ihre Zwecke organisiert hatten. Schon in den letzten Monaten des Jahres 1792 wurde durch die Schreier im Volke ein neuer zehnter August oder zweiter September für nötig erklärt. Jede Niederlage, die man im Kriege erlitt, wurde der Gironde schuld gegeben; jeder hervorragende Mann dieser Partei wurde in den Zeitungen und in den Klubs Intrigant, Verräter, Schurke geschimpft.

Nachdem König Ludwig vor dem Konvent verhört worden war, setzte man den Beginn des eigentlichen Prozesses auf den 26. Dezember fest. Zugleich wurde dem König erlaubt, drei Rechtsbeistände anzunehmen. Er wählte den achtundsiebzigjährigen Malesherbes, der, in früheren Jahren sein Minister, sich edelmütigerweise ihm dazu erboten hatte, den fast ebenso alten Tronchet und einen jüngeren Mann, Desèze. Der letztere hielt am 26. Dezember, wo Ludwig noch einmal vor dem Konvent erschien, eine ergreifende Verteidigungsrede. In den vier Tagen vom 14. bis 17. Januar 1793 fand die Debatte und Abstimmung über die drei Fragen statt, ob der König schuldig sei, ob das über ihn zu fällende Urteil der Bestätigung des Volkes bedürfe, und welche Strafe ihn treffen solle. Schon durch die Stellung dieser Fragen war die Gironde in die Grube gestürzt, die sie selbst ein Jahr früher aus republikanischem Eifer den Konstitutionellen gegraben hatte. Vergebens suchten Guadet und Lanjuinais eine andere Fragestellung durchzusetzen. Couthon fuhr sie mit den Worten an: „Schon haben wir drei Stunden um eines Königs willen verloren! Sind wir Re-

publikaner? Nein, wir sind Sklaven!" Von allen Seiten her stimmte man ihm bei, und die vorgeschlagene Form der Fragestellung wurde angenommen. Am 15. Januar wurde König Ludwig mit sehr großer Stimmenmehrheit für schuldig erklärt. Noch an demselben Tage wurde, trotz der Bemühung vieler Mitglieder, eine Befragung des Volkes durchzusetzen, die zweite Frage mit 424 Stimmen gegen 283 verneinend entschieden. Die Abstimmung über die dritte Frage zog sich vom 16. bis zum Abend des 17. hin. Man beschloß für dieselbe mit boshafter Arglist den Namensaufruf, damit die Mehrzahl durch die Furcht, sich des Royalismus verdächtig zu machen, eingeschüchtert und zugleich künftig außer stand gesetzt werde, ihren Anteil am Morde abzuleugnen. Wieviel Mut die wenigen Männer besaßen, welche damals ihrer Überzeugung gemäß unbedingt mit nein! stimmten, und wie viele Entschuldigung die schwächeren Seelen verdienen, die sich von Furcht und Schrecken überwältigen ließen, kann man aus dem nachfolgenden Berichte eines Augenzeugen über die Stimmung und das Verhalten des Pariser Volkes ermessen. „Die Septembermörder", sagt derselbe, „hatten, mit Stöcken und Säbeln bewaffnet, die Zugänge zum Sitzungssaale angefüllt. Sie empfingen jeden eintretenden Deputierten, der in den letzten Tagen von Gnade gesprochen hatte, mit dem Zurufe: Entweder seinen Kopf oder den Deinigen! In den der Rednerbühne gegenüber befindlichen Zuhörerlogen saßen Weiber im gewähltesten Putze, wie wenn sie einer Theatervorstellung beiwohnten. Die Deputierten ihrer Bekanntschaft unterhielten sich mit ihnen, man reichte ihnen Erfrischungen, und sie sahen der Abstimmung wie einem Schauspiele zu, wobei sie sich besonders für die Physiognomie eines jeden Abstimmenden und für den Ton seiner Stimme interessierten. . . . . Auch der Auswurf der Vorstädte erschien in immer größerer Zahl auf dem Zuhörerraum. Man trank dort Wein oder Branntwein, machte Wetten für oder gegen den Tod des Königs und pointierte, wie an den Pharotischen im Palais Royal, auf Karten die verschiedenen Stimmen. Langeweile, Ungeduld und Ermüdung waren auf allen Gesichtern zu lesen, sofern sie nicht Zorn, Wut oder Furcht entstellte".

Vor der Abstimmung versuchten zwei Rechtsgelehrte noch ein letztes Mittel zur Rettung des Königs. Lehardy und Lanjuinais nahmen nämlich für Ludwig das sonst bei allen gerichtlichen Todesurteilen geltende Recht in Anspruch, daß zur Verurteilung zwei Drittel der Stimmen erforderlich seien. Auch diese Forderung wurde zurückgewiesen, und das Toben der Anwesenden steigerte sich bis ins unglaubliche. Dennoch stimmten von 721 Deputierten nur 361 unbedingt für den Tod. Um also die absolute Mehrheit herauszubringen, zählte man die Stimmen aller derer mit, welche zwar aus Feigheit für den Tod

gestimmt, aber die Bedingung des Aufschubes der Strafe oder irgend eine andere Klausel beigefügt hatten. Nachher stellten einige mutige Männer unter den Deputierten in der Hoffnung, daß die Raserei nur kurzdauernd sein werde, den Antrag auf einen Aufschub der Hinrichtung; aber auch dieser Antrag wurde am 19. mit 380 gegen 310 Stimmen verworfen. Ebenso vergeblich waren die Versuche, welche auswärtige Regierungen zur Rettung Ludwigs machten. König Karl IV. von Spanien hatte z. B. nicht nur seinem Gesandten in Paris zwei Millionen zur Bestechung der vornehmsten Deputierten angewiesen, sondern auch die strengste Neutralität im Kriege und ein Bündnis mit dem neuen Frankreich angeboten, wenn man das Leben des Königs verschone; allein alles half nichts, weil die Leute, welche den Konvent beherrschten, nicht stillstehen konnten und durften.

Schon am 21. Januar 1793 wurde die Hinrichtung vollzogen: Ludwig ging nach schmerzlichem Abschied von den Seinen, die er schutzlos in den Händen von Barbaren zurücklassen mußte, mit der Fassung eines Christen zum Tode. Durch diesen gerichtlichen Mord wurde auf der einen Seite die Revolution erst recht begründet, weil er gewissermaßen einen Damm bildete, welcher die Verschmelzung des Alten und Neuen für lange Zeit hinderte. Auf der anderen Seite aber war Ludwigs Hinrichtung, vom moralischen Standpunkt ganz abgesehen, ein politischer Fehler; denn sie kränkte sowohl die Mehrheit der Franzosen, als auch alle Fürsten und Regierungen aufs tiefste, verwandelte das bisher von vielen gehaßte Oberhaupt des Staates in einen Märtyrer und bewirkte, daß die Person und die Sache des Königs innig miteinander verknüpft wurden.

Seit der Hinrichtung des Königs führten die Männer des Berges mit der Gironde einen Kampf auf Leben und Tod. Die ersteren wollten alles Bestehende und jeden Menschen, der den Fanatismus für das Neue nicht teilte, vernichten und erst, wenn dies geschehen wäre, wieder zur gesetzlichen Ordnung zurückkehren. Sie gingen mit energischer, rücksichtsloser Festigkeit auf ihr Ziel los, stützten sich dabei ganz allein auf die rohe Gewalt des Auswurfs der Nation und ließen, um ihre Feinde schnell und sicher zu vernichten, dem Pöbel durch Marat und andere Mordprediger tagtäglich verkündigen, daß in Frankreich fortan nichts weiter geduldet werden dürfe, als Hütten, Brot, Eisen und Soldaten. Ihre Gegner, die philosophischen und idealistischen Männer der Gironde, waren an Geist, Bildung und Beredsamkeit ihnen weit überlegen; aber sie ermangelten der Schlauheit, der Energie und der Kenntnis der Menschen, wie sie sind und in solchen Zeiten behandelt werden müssen. Die Girondisten konnten daher den kräftigen, rastlos thätigen Jakobinern gegenüber ihren Traum von einer Republik des

Bürgertums und der Bildung nicht verwirklichen: sie wurden vielmehr selbst das erste Opfer, welches Robespierre und seine Partei nach dem Tode des Königs ihrem System und ihrem neuen Götzendienst brachten.

Schon im Januar gelang es den Häuptern der Gewaltpartei, den Girondisten Roland aus dem Ministerium zu verdrängen. Die Girondisten ließen dies zwar unter der Bedingung geschehen, daß auch der Kriegsminister Pache, der zur entgegengesetzten Partei gehörte, seine Stelle aufgebe; allein die Jakobiner bewirkten dafür Paches Ernennung zum Maire von Paris, und da der Pariser Gemeinderat, dessen Syndici (procureurs) zwei andere Leute derselben Partei, Chaumette und Hébert, waren, Frankreich beherrschte, so war in Wirklichkeit jetzt Pache mächtiger als vorher. Roland blieb ohne Amt; Kriegsminister dagegen wurde Beurnonville, an welchem die Gironde eine kräftige Stütze hatte, bis er im April von Dumouriez, wie oben erzählt, verhaftet und in die Hände der Feinde geliefert wurde. Schon am 25. Februar stiftete die Gewaltpartei einen gegen die Getreidehändler und gegen die Reichen überhaupt gerichteten Aufstand des Pöbels an, bei welchem Bäcker- und Kramläden geplündert und von dem gemeinen Haufen feste Preise für alle Waren verlangt wurden. Weder der Konvent noch der Gemeinderat vermochte dem Unfuge Einhalt zu thun. Die Mehrheit des ersteren griff zwar am folgenden Tage Marat, der in seinem Blatt vom 25. Februar zu Plünderungen aufgefordert hatte, mit allem Nachdrucke an und setzte den Beschluß durch, daß die Sache untersucht und die Anstifter bestraft werden sollten; allein dieser Beschluß blieb nachher auf sich beruhen, da niemand ihn zur Ausführung bringen wollte und konnte. Ja, schon 14 Tage später gründeten Marats Schützer, Robespierre und Danton, auf dessen Pöbelherrschaft ihre künftige Diktatur.

Nachdem man nämlich durch die Erregung von Schrecken, durch die Verbreitung beunruhigender Gerüchte, durch tolle Maßregeln, welche der Pariser Gemeinderat vom Konvent fordern mußte, und durch andere ähnliche Mittel alles vorbereitet hatte, wurde am 10. März im Konvent die Errichtung eines außerordentlichen Gerichtshofes durchgesetzt, welcher nachher unter dem Namen des Revolutionstribunals das Mordinstrument der Terroristen ward. Der Antrag dazu ging von einem protestantischen Pfarrer, dem Deputierten Jean Bon St.-André, aus. Er wurde von Danton, der als Justizminister die Septembermörder beschützt hatte, und von dem gelehrtesten Juristen, Cambacérès, welcher ebensowohl der Tribonianus der Schreckenszeit, wie auch später des Bonapartischen Kaisertums war, aufgegriffen und durchgeführt. Derselbe Cambacérès sorgte in Verbindung mit

einem anderen Juristen von gleicher Art, Merlin von Douay, bald nachher dafür, daß der neue Gerichtshof eine politische Maschine ward, vermittelst deren man, ohne die verrufenen Künste der monarchischen Inquisitionsgerichte anzuwenden, jeden verderben konnte, welcher anderer Meinung war, als die Machthaber. Vergebens kämpften Lanjuinais und Guadet, Juristen von ganz anderer Art, gegen die Errichtung eines solchen Tribunals; vergebens suchten sie dasselbe wenigstens auf die Stadt Paris zu beschränken. Sie konnten sogar nur mit Mühe erlangen, daß nicht die Richter, sondern Geschworene über den Thatbestand erkennen sollten. Auch wurde alles, was die damals noch nicht völlig ohnmächtige Gironde bei der Organisation des furchtbaren Tribunals durchsetzte, später nach ihrer Besiegung wieder beseitigt.

Wir übergehen andere Verfügungen, welche der Konvent um jene Zeit traf, und bemerken nur, daß an demselben 10. März, an welchem die Einsetzung des Revolutionstribunals beschlossen wurde, gegen den Konvent selbst ein ähnlicher Versuch gemacht wurde, wie er am 10. August 1792 gegen den König gemacht worden war. Die Hefe der Jakobiner wollte nämlich zuerst die Minister verjagen oder ermorden, dann gewaltsam in den Konvent eindringen und die Ausstoßung eines Teiles der Deputierten erzwingen. Der Anschlag scheiterte jedoch an dem Mute des Kriegsministers Beurnonville, welcher an der Spitze von 300 Brester Föderierten das Gesindel auseinander jagte. Die eigentlichen Anstifter blieben auch bei dieser Gelegenheit im Hintergrunde, und niemand wollte, als der Antrag gescheitert war, etwas von demselben gewußt haben: Führer der feigen Pöbelhaufen waren Fournier, Lasuski und andere Werkzeuge eines Danton, Marat und Robespierre gewesen.

Der Verrat, welchen Dumouriez im Anfange des Monats April beging, gab neuen Anlaß zu Verdächtigungen und Angriffen. Auch der Herzog von Orleans wurde damals auf Befehl des Konvents verhaftet und einstweilen als Staatsgefangener nach Orleans, später nach Marseille gebracht. Er hatte nie eine wirkliche selbständige Bedeutung gehabt und sich allen Parteien verächtlich gemacht. Danton hatte sich seiner als eines bloßen Werkzeuges bedient; er mußte ihn jetzt preisgeben, da Robespierre heftig gegen den Herzog tobte. Um dieselbe Zeit gewährten die Girondisten ihren Gegnern Gelegenheit, sie beim Pariser Volke noch weit mehr als seither verhaßt zu machen. Die Girondisten erkannten nämlich schon im März, daß sie in Paris ihren Gegnern unterliegen müßten, weil die ganze Leitung der Dinge an den dortigen Gemeinderat und an die beiden Klubs übergegangen war. Man warf ihnen allen vor, was doch nur von einem von ihnen,

Brissot, gelten konnte, daß sie gegen die Centralisation aller Regierung und Bildung in Paris eiferten, und klagte sie an, daß sie den Plan gefaßt hätten, Frankreich nach dem Muster Nordamerikas in eine Anzahl von Republiken aufzulösen, welche zusammen einen Föderativstaat bilden sollten. Dieser Gedanke Brissots wurde zwar von Barbaroux, Guadet, Condorcet und anderen Männern der Partei aufgegriffen; zu seiner Ausführung aber traf man nicht die geringste Anstalt. Dagegen benutzte der Berg die Sache sehr geschickt, um das Pariser Volk gegen die Girondisten zu erbittern und die Namen Föderalisten und Brissotisten, mit denen man diese jetzt bezeichnete, wurden bald ebenso, wie früher das Wort Aristokrat, zu einem Todesurteil für jeden, dessen man sich entledigen wollte.

Der Schrecken, welchen Dumouriez' Verrat erregte, ward von den Jakobinern trefflich benutzt, um das Revolutionstribunal durch eine furchtbare Erweiterung seiner Gewalt zu einem bloßen Werkzeuge für ihre Partei zu machen und zugleich die erste Grundlage der nachherigen Schreckensregierung zu legen. Was das letztere betrifft, so wurde am 25. März, also sieben Tage nach Dumouriez' Niederlage, der Beschluß gefaßt, unter dem Namen Wohlfahrtsausschuß (comité de salut public) ein neues Regierungskollegium zu errichten, welches aus 25 Mitgliedern bestehen und alle zur Verteidigung der Republik gegen innere und äußere Feinde nötig scheinenden Gesetze vorschlagen solle. Schon am 6. April, als die Nachricht von Dumouriez' Flucht nach Paris kam, ward der Ausschuß der allgemeinen Verteidigung, welcher mit dem Wohlfahrtsausschusse hatte verbunden sein sollen, von diesem getrennt und beiden Behörden eine neue Einrichtung und eine größere Macht verliehen. Der Wohlfahrtsausschuß ward eine aus neun (gleich nachher zehn) Personen bestehende höchste Regierungsbehörde, welche alle Schritte der exekutiven Gewalten leiten und überwachen, dem Konvent die Gesetze über Verwaltungsangelegenheiten oder die Grundsätze, nach welchen zu regieren sei, vorschlagen und in dringenden Fällen ohne weiteres die nötigen Maßregeln ergreifen solle. Der Ausschuß der allgemeinen Verteidigung dagegen, von jetzt an Sicherheitsausschuß (comité de sûreté générale) genannt, ward zugleich eine Staatsinquisition und die exekutive Behörde. Beide Ausschüsse sollten geheime Beratungen halten und sich nur in gewissen dringenden Fällen miteinander vereinigen. Man sieht, das Gerüst zur Errichtung des Schreckenssystems war fertig, als die Gironde im Konvent und in dessen Ausschüssen noch das Übergewicht hatte.

5. Von der Einsetzung des Wohlfahrtsausschusses bis zur Alleinherrschaft der Terroristen.

Durch die Errichtung des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses war der Grund zu einer despotischen Oligarchie gelegt, welche bald ganz in die Gewalt der beiden radikaldemokratischen Fraktionen, der Anhänger Dantons und der Partei Robespierres, kam, obgleich ihre Gegner, die Girondisten, noch immer die Mehrzahl im Konvent bildeten. Die zunehmende Auflösung aller Ordnung machte nämlich, in Verbindung mit den Gefahren des Krieges, die Erhaltung des Staates unmöglich, wenn nicht die Einheit hergestellt und eine rücksichtslose Energie in die Leitung der Dinge gebracht wurde. Dies konnte aber nur durch die furchtbare Konsequenz und Kraft praktischer Männer, nicht durch die Schlaffheit und doktrinäre Weisheit einer Partei bewirkt werden, welche ein unbestimmtes idealistisches Ziel verfolgte und deshalb im Drange der Ereignisse hin und her schwankte. Auch ward wirklich durch die Tyrannei und Energie dieser Demokraten nicht nur Frankreich nach außen gerettet, sondern auch alles Alte bis zu dem Grade ausgerottet, daß nachher Bonaparte, die Bourbonen, Louis Philipp und Napoleon III. nur den Schein desselben wiederherzustellen vermochten.

Bei der Bekämpfung der Girondisten wurden dieselben Mittel angewandt, deren man sich zum Sturze des Königtums bedient hatte. Man hetzte durch Schreier und Schreiber, unter welchen Marat der gemeinste, zugleich aber auch der für diesen Zweck am meisten befähigte war, den Pöbel gegen die Girondisten auf. Man ließ den Konvent mit Petitionen und Deputationen bestürmen, welche die Ausstoßung der Girondisten forderten. Man verdächtigte diese des Einverständnisses mit Dumouriez' Verrat. Man schob die Schuld der Anarchie im Inneren und des Unglückes im Kriege auf sie, weil durch ihren Widerspruch die Kraft der Regierung gelähmt werde. Die Gironde glaubte die Anschläge ihrer Gegner dadurch vereiteln zu können, daß sie vor allem anderen das Hauptwerkzeug derselben zu vernichten suchte. Sie bewirkte also durch einen Konventsbeschluß vom 12. April die Verhaftung und Anklage Marats, nachdem sie schon früher durchgesetzt hatte, daß jeder Deputierte, der eines Nationalverbrechens beschuldigt sei, vor das Revolutionstribunal gestellt werden solle. Die gerichtliche Verfolgung des schamlosen Frevlers konnte jedoch nur dazu dienen, diesem eine größere Bedeutung zu verleihen, als er jemals gehabt hatte. Er wurde nicht nur von den jakobinischen Richtern und Geschworenen des Revolutionstribunals freigesprochen, sondern der Staatsankläger hatte auch bei der öffentlichen Prozeßverhandlung die



XV. 144.

Jean Paul Marat.
(Reproduktion des Stiches von P. Anderloni.)

Fragen so gestellt, daß Marat Gelegenheit erhielt, in seinen Antworten die Ankläger selbst als Staatsverbrecher darzustellen. Als die Freisprechung erfolgt war, trug der Pöbel den Angeklagten im Triumph nach dem Konvent zurück. Robespierre und die übrigen Leiter des Berges gönnten dem sogar von ihnen verachteten Marat gern die Ehre, der Götze des Pöbels zu sein, weil sein Triumph zugleich ein Sieg ihrer Partei war.

Da die Hauptmacht des Berges in dem Pöbel und dem Gemeinderat von Paris lag, so wurden beide in eine enge Verbindung miteinander gebracht. Man organisierte nämlich in allen 48 Sektionen einen aus zwölf Personen bestehenden revolutionären Ausschuß, durch welchen jeden Augenblick die ganze fanatische Volksmasse gegen den Konvent aufgeboten werden konnte. Zugleich ward die Veranstaltung getroffen, daß der Gemeinderat sich bei jedem der vielen Tumulte durch Mitglieder dieser Ausschüsse verstärkte. Sobald derselbe die Beschlüsse der Revolutionsausschüsse bestätigt hatte, ängstigten die Mitglieder des Konvents, welche dies alles leiteten, ihre gemäßigteren Kollegen so lange, bis die vom Gemeinderat geforderten Beschlüsse gefaßt wurden. Auf diese Weise erwirkte man eine Zwangsanleihe von den Reichen, die Festsetzung eines höchsten Getreidepreises, des sogenannten Maximums, die Entfernung der zuverlässigen Truppen aus Paris, ihre Ersetzung durch Räuber- und Mörderscharen und andere ähnliche Verfügungen. Die immer mehr bedrohte Gironde wandte sich endlich an ihre Wähler um Schutz. Auch liefen hierauf wirklich aus den Departements Adressen ein, in welchen diese sich erboten, eine bewaffnete Macht nach Paris zu schicken. Zu gleicher Zeit widersetzten sich einzelne größere Städte, wie Lyon und Marseille, dem Unfuge, welchen die Konventskommissare und deren Anhänger trieben. Dadurch wurde aber die Wut der Jakobiner nur noch mehr gereizt: die Straßentumulte wurden häufiger und schrecklicher, und in dem Sitzungssaale des Konvents tobten, so oft die girondistische Mehrheit in ihrem Interesse einen Beschluß durchsetzen wollte, nicht nur die Zuhörer mit wildem Lärm, sondern auch die Deputierten selbst gerieten nicht selten in ein Handgemenge.

Endlich that die Gironde einen kühnen und energischen Schritt, der sie gerettet haben würde, wenn nicht einer ihrer eigenen Anhänger an ihr zum Verräter geworden wäre. Guadet malte am 18. Mai 1793 im Konvent den Despotismus des Pariser Pöbels mit so grellen Farben, daß selbst die Feigen, welche aus Furcht stets mit dem Berge stimmten, zwei von ihm vorgeschlagene Dekrete billigten. Durch diese Beschlüsse wurde die Auflösung des Pariser Gemeinderates ausgesprochen und zugleich festgesetzt, daß eine Anzahl von Stellvertretern der Konventsdeputierten ernannt werden sollte, welche, im Falle dem

Konvent Gewalt angethan würde, in der Stadt Bourges einen neuen Konvent bilden sollten. Guadets Absicht wurde jedoch durch Barère, welcher seinen Übertritt zu der herrschenden Partei vorbereitete, vereitelt und damit zugleich der vernichtende Schlag von den Häuptern der Schreckenspartei abgelenkt. Barère machte nämlich als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses den vermittelnden Vorschlag, zur Beschützung des Konvents eine mit außerordentlicher Polizeigewalt ausgestattete Kommission von zwölf Deputierten zu ernennen, welche die Handlungen des Pariser Gemeinderates untersuchen und dann zum Behufe weiterer Beschlußnahme dem Konvent Bericht erstatten solle. Der Vorschlag wurde angenommen und die mit dem Namen der Saalinspektoren bezeichnete Kommission eingesetzt. Dies konnte natürlich, wie jede halbe Maßregel, welche unter schwierigen Umständen ergriffen wird, durchaus nichts nützen.

Die Saalinspektoren hatten gleich anfangs nicht nur an dem Maire Pache, an dem Gemeindeprokurator Chaumette, welcher damals der Leiter des Gemeinderats war, und an dessen Substitut Hébert, sondern sogar auch an dem Minister Garat furchtbare Gegner. Hébert, welcher in seinem von den niederen Klassen eifrig gelesenen Journal, dem Père Duchesne, selbst einen Marat an Gemeinheit und Schamlosigkeit überbot, hetzte den Pöbel alsbald zu einer neuen Empörung auf. Die Saalinspektoren ließen ihn deshalb am 25. Mai zugleich mit zwei anderen Männern verhaften. Dies ward dann das Signal zur Erhebung der seit 1791 mobilen Pöbelmasse. Schon am 26. Mai war Tumult in allen Straßen: am 27. drangen freche Menschen in den Saal des Konvents ein, mischten sich unter die Deputierten und nahmen an der Abstimmung teil. Der girondistische Präsident des Konvents, Isnard, hielt durch seine Festigkeit eine Zeitlang die Unverschämten in Schranken; am Abend wurde er aber durch Dantons Kreatur Hérault de Séchelles ersetzt, welcher immer zum Präsidenten erkoren wurde, wenn ein schlechter Streich ausgeführt werden sollte. Dieser ließ, sobald der furchtsame Teil des Konvents sich entfernt hatte, den Beschluß fassen, daß die Verhafteten in Freiheit gesetzt und die Saalinspektoren zur Rechenschaft gezogen werden sollten.

Dies war die Einleitung zu einem neuen Aufstande. Die Jakobiner verkündigten in einer allgemeinen Sektionsversammlung, welche am 30. Mai gehalten wurde, den Empörungszustand, erklärten jede Behörde für suspendiert und setzten einen Aufstandsrat nieder. Zum Präsidenten des letzteren wurde Dobsen ernannt, der mit Hébert zugleich verhaftet gewesen war; sein eigentlicher Leiter war Hébert selbst. Weder der Maire Pache, noch der Procureur Chaumette widersetzte

sich dieser neuen Behörde. Ebensowenig ergriff der Wohlfahrtsausschuß energische Maßregeln, obgleich er damals noch aus Männern der verschiedenen Parteien zusammengesetzt war. Er ließ vielmehr, durch Dantons Freund Lacroix geleitet, gleich nach der Einsetzung des Aufstandsrates in allen Sektionen Sturm läuten und ernannte an der Stelle Santerres, welcher in die Vendee gegangen war, einen der verworfensten Menschen zum Kommandanten der Nationalgarde. Dieser neue Oberbefehlshaber, Henriot, war zuerst Lakai, dann nacheinander Schleichhändler, Zöllner und Polizeispion gewesen und mehrmals mit entehrender Strafe belegt worden, hatte sich aber durch die große Rolle, die er bei den Septembermordthaten spielte, den Feinden der Gironde empfohlen.

Am Morgen des 31. Mai zog der Pöbel von Paris mit den Deputationen der Sektionen in den Sitzungssaal des Konvents und verlangte die Aufhebung der Saalkommission sowie die Anklage von 22 Konventsdeputierten. Da trotz alles Lärmens und Drohens die wilde Volksmasse gewiß nicht gewagt hätte, offene Gewalt zu gebrauchen, so würde die ganze Absicht des Aufstandes vereitelt worden sein, wenn nicht Barère die Gironde noch einmal verraten hätte. Auf seinen vermittelnden Antrag wurde die Kommission der Saalinspektoren wirklich aufgehoben und dadurch der Konvent jedes Schutzes beraubt. Die Ruhe ward durch diesen Beschluß nur für einen Augenblick hergestellt: schon am Abend des ersten Juni veranstaltete man einen neuen Aufstand, um den Konvent zu zwingen, die von den Jakobinern geächteten Deputierten in Anklagestand zu versetzen. Eine große Zahl von handfesten Leuten, die man schon vorher unter dem Vorwande, daß aus ihnen eine Revolutionsarmee gebildet werden solle, auf Kosten der Staatskasse in Sold genommen hatte, umlagerte in der Nacht den Sitzungssaal des Konvents. Sie blieb auch, als die Sitzung geschlossen worden war, dort zurück und wurde reichlich mit Wein und Speisen versorgt.

Am 2. Juni, einem Sonntage, wagten die meisten dieser vom Volke geächteten Deputierten nicht im Konvent zu erscheinen. Unter denen, welche auch diesmal sich nicht schrecken ließen, ist vorzugsweise Lanjuinais zu nennen, weil er niemals da fehlte, wo es galt, für Sittlichkeit und Recht das Leben einzusetzen. Er bestieg im Konvent sogleich die Rednerbühne, um mit dem größten Nachdruck die Bestrafung des revolutionären Unfugs zu verlangen. Vergebens packten der Metzger Legendre und der Postmeister Drouet ihn mit der Faust an und setzten ihm die Pistole auf die Brust; er behauptete sich auf der Rednerbühne und blieb auch dann noch unerschütterlich fest, als bereits Henriot den Konvent mit der gesamten Macht des wilden Pöbels

eingeschlossen und vor dem Haupteingange Kanonen aufgepflanzt hatte. Barère wollte auch bei dieser Gelegenheit seine alte Rolle wieder spielen; er wurde aber von Lanjuinais auf gebührende Weise zurechtgewiesen. Als nämlich im Konvent die Scham sich regte, seine wackersten Mitglieder dem Auswurfe der Stadt Paris preiszugeben, forderte der heimtückische Barère die Geächteten auf, sie möchten um des Friedens willen mit edler Selbstaufopferung aus dem Konvent austreten. Lanjuinais wies diese niederträchtige Zumutung mit den Worten zurück, daß man ein Opfertier zwar schlachte, aber nicht beschimpfe. Barère und Hérault de Séchelles, der auch diesmal den Vorsitz führte, wagten hierauf nicht, dem Begehren des Pöbels offen das Wort zu reden; sie stellten sich vielmehr, als wenn sie entschlossen seien, ihre geächteten Kollegen zu retten.

Wir wollen weder erzählen, welche Scenen in den zwölf Stunden sich abspielten, während deren Henriot und seine Banden den Konvent belagerten, noch auch die pikanten Anekdoten, Deklamationen und Redensarten anführen, an denen es ebensowenig bei dieser Gelegenheit, wie bei allen anderen Hauptereignissen der französischen Geschichte mangelte. Wir wollen nicht einmal ausführen, wie der Konvent zuletzt sich zu dem Entschlusse bewegen ließ, in Prozession hinaus zu dem sogenannten Volke zu gehen und dadurch der ganzen französischen Nation den Schimpf zuzuziehen, daß die höchste Behörde ihres Reiches, die souveräne Versammlung seiner Vertreter von Lumpengesindel verhöhnt und gleich einer Viehherde in den Saal zurückgetrieben wurde. Das Endergebnis des ganzen schmählichen Vorgangs war, daß der Konvent auf Couthons Antrag beschloß, den Forderungen des Pöbels nachzugeben. Vierunddreißig Deputierte, unter ihnen die zwölf Saalinspektoren sowie die beiden Minister Clavière und le Brun, wurden auf Befehl des Konvents in Haft genommen. Doch gelang es einem Teile von ihnen, sich durch die Flucht zu retten. Dreiundsiebzig andere Deputierte weigerten sich einige Tage nachher, an den weiteren Beratungen des Konvents teilzunehmen, und protestierten sowohl gegen die Verhaftung ihrer Kollegen, als auch gegen alle in ihrer Abwesenheit zu erlassenden Dekrete. Sie wurden dafür später verhaftet und als Leute behandelt, welche den Staat außer stand setzten, gültige Gesetze zu erlassen. Robespierre, der mit richtigem Takt einsah, daß eine Zeit kommen werde, wo er sich ihrer würde bedienen können, bewirkte, daß viele von ihnen nicht guillotiniert wurden; diese spielten dann, aber freilich erst nachdem auch ihn der Abgrund verschlungen hatte, wieder eine bedeutende Rolle im Konvent.

Der Sturz der Gironde war in moralischer Beziehung eine schreiende Ungerechtigkeit; in politischer Hinsicht aber kann man nicht

leugnen, daß nur durch die Vernichtung jener Partei der Regierung die nötige Kraft verliehen werden konnte, um zugleich die Heere des Auslandes und die Royalisten des Inlandes besiegen zu können. Dasselbe gilt von dem System, welches seit dem 2. Juni in Frankreich herrschend ward. Dieses sogenannte Schreckenssystem war sowohl an und für sich, als auch in betreff der zu seiner Durchführung angewandten Mittel das verruchteste Regierungssystem, dessen die Weltgeschichte gedenkt; faßt man aber nur seine Wirkung ins Auge, so erscheint es als das vortrefflichste, welches erdacht werden konnte, um den französischen Staat durch neue Sitten, Einrichtungen und Gesetze zu verjüngen und ihm die Herrschaft über das morsche Europa zu verschaffen.*)

Die Regierung war jetzt ganz beim Wohlfahrtsausschuß. In diesem herrschte bis zum 10. Juli, an welchem Tage Danton austrat, noch einige Verschiedenheit der Meinungen; seit dem 11. Juli aber, wo er ganz neu besetzt wurde, erhielt er diejenige Einheit und Festigkeit, die ihn nachher so furchtbar machte. Mitglieder des Ausschusses waren in der letzten Hälfte der Schreckenszeit (vom Dezember 1793 bis zum Juli 1794) Robespierre, Saint-Just, Couthon, Barère, Billaud-Varennes, Carnot, Collot-d'Herbois, Prieur, Lindet und Jean Bon St.-André. Von diesen waren die drei ersten, die man deshalb auch unter dem Namen der Triumvirn zusammenfaßt, damals ohne Widerspruch die eigentlichen Herren von Frankreich. Der einzige, der ihnen hätte widersprechen können, war Carnot; diesem überließen aber seine Kollegen die ganze Leitung des Kriegswesens, wodurch er so sehr beschäftigt und zerstreut ward, daß er erst, als es zu spät war, auf den Mißbrauch aufmerksam wurde, den der Wohlfahrtsausschuß mit der ihm anvertrauten Gewalt und auch mit seinem eigenen ehrlichen Namen trieb.

Der Sicherheitsausschuß war und blieb ein Werkzeug des Wohlfahrtsausschusses, da er nicht Rat zu geben, sondern nur Befehle zu empfangen und zu vollziehen hatte. Der Konvent, welcher beim Sturze der Gironde ein Drittel seiner Mitglieder verloren hatte und nicht wieder ergänzt wurde, sank ebenfalls in eine untergeordnete Stellung

*) Wir müssen diesen bedenklichen Satz stehen lassen, weil er charakteristisch für Schlossers Auffassung der ganzen Revolution ist. Im übrigen muß darauf hingewiesen werden, daß in unseren Tagen nicht nur durch historische Werke wie v. Sybels Geschichte der Revolution, sondern vor allem durch die Ereignisse der letzten 50 Jahre von 1815 bis heute der Beweis vor Augen liegt, daß der Terrorismus, welchem man zu viel Ehre anthut, wenn man ihn ein Regierungssystem nennt, den französischen Staat nicht verjüngt, sondern im Gegenteil die unglücklich schwankende Lage vorbereitet hat, in welcher der Staat sich fortwährend befindet.

herab. Er war fortan nur eine Maschine des Wohlfahrtsausschusses, welcher vermittelst desselben seinen Geboten die Form von Gesetzen verleihen und die ihm nötig scheinenden Scenen ins Werk setzen ließ. Übrigens benutzte man damals in der That auf geschickte Weise alle die Mitglieder des Konvents, welche Talent besaßen und die Bildung der alten Zeit entweder mit Liebe zur Freiheit, oder mit sittlicher Verdorbenheit, oder mit Ehrgeiz und Eitelkeit, oder auch mit Feigheit verbanden. Einem Carnot übertrug man die Leitung des Kriegswesens; Barère diente mit seiner blumenreichen Rede als Berichterstatter und Sprachrohr des Wohlfahrtsausschusses; einem Merlin von Douay und einem Cambacérès, welche beide mit ihrer großen Rechtsgelehrsamkeit jeder Art von Despotie zu dienen bereit waren, überließ man die Abfassung jener Gesetze, welche nachher dem code Napoléon zu Grunde gelegt wurden. Das Hauptinstrument des Wohlfahrtsausschusses war und blieb das Revolutionstribunal. Dieser Gerichtshof ward ebenso mit energischen Männern besetzt, wie der Wohlfahrtsausschuß. Auch fand man unter den Dienern der früheren Ministerialdespotie Leute genug, die sich zu jedem Unrechte gebrauchen ließen; denn alle Greuel der Revolution gingen von Männern der alten Bildung aus, nicht vom Pöbel, welcher stets bloß Hammer oder Schwert war. Derselbe Fall trat später auch unter Bonaparte in Rücksicht auf Polizei und Despotie ein. Von den ersten Präsidenten des Revolutionstribunals, Montane, Dobsen, Herman, Dumas und Coffinhal, war der vorletzte ein ehemaliger Mönch, also ein Theolog, die übrigen insgesamt Juristen der alten Zeit; Fouquier-Tinville, der sich als öffentlicher Ankläger beim Revolutionstribunal zum Abscheu der Menschheit gemacht hat, war früher Procureur beim Kriminalgericht des Chatelet gewesen; seine beiden Substitute waren ein ehemaliger Priester und ein früherer Jurist. Der Vormann der blutgierigen Geschworenen, d'Antonelle, war der Sohn eines Marquis und ehemaliger Hauptmann eines königlichen Regiments. Die Geschworenen dieses schändlichen Gerichtes, welche übrigens seit dem 2. Juli täglich 18 Frank Diäten erhielten, wurden ebenso, wie der Konvent selbst, durch den Schrecken beherrscht; denn sie hatten infolge eines Gesetzes vom 26. Juni, welches ihnen laute und öffentliche Abstimmung vorschrieb, keine andere Wahl, als entweder den Angeklagten zum Tode zu verurteilen, oder sich selbst in Lebensgefahr zu bringen. Von den einzelnen gerichtlichen Mordthaten, welche durch das Revolutionstribunal vollbracht wurden, reden wir nicht: es genügt die Angabe, daß in Paris allein vom März 1793 bis zum Juni 1794 fünfhundertsechsundsiebzig und während der Monate Juni und Juli 1794 gar 1285 Menschen verurteilt und hingerichtet wurden.

6. Girondistische und royalistische Aufstände in den Departements.

Die Girondisten suchten gleich nach ihrem Sturze im Konvent die Bevölkerung der Provinzen gegen die Stadt Paris, welche den Konvent tyrannisierte, in Aufstand zu bringen. Dies gelang ihnen aber nur in sieben oder acht Departements der Normandie und der Bretagne: die übrigen wollten erst den nächsten Erfolg des Aufstandes abwarten. Das Unternehmen der Girondisten diente deshalb nur dazu, ihren Feinden größeres Ansehen zu verschaffen und das von diesen aufgestellte System des Terrorismus zu befestigen. Schon der erste Versuch eines Kriegszuges gegen Paris, den die Girondisten im Juli 1793 mit den rüstigen Nationalgarden der Normandie machten, mißglückte völlig. Diese Nationalgarden, zu deren Führern man sonderbarerweise ein Mitglied der konstitutionellen Partei, den General Felix Wimpfen, und einen Mann der alten monarchischen Zeit, Puisaye, gemacht hatte, wurden gleich anfangs besiegt; und die Gewaltherrscher schickten darauf in die Normandie und Bretagne Konventskommissare, welche zum abschreckenden Beispiele Hunderte, später sogar Tausende von Menschen unter einem Possenspiel gerichtlicher Formen morden ließen.

Zu derselben Zeit, als dieser girondistische Feldzug gegen Paris scheiterte, befreite der blinde Fanatismus eines Mädchens die Jakobiner von einem Manne, der ihnen längst lästig geworden war. Charlotte Corday von Caen ward in ihrem väterlichen Hause von der republikanischen Begeisterung des Advokaten Barbaroux so sehr hingerissen und zugleich von der Schönheit dieses Mannes so sehr eingenommen, daß sie den Entschluß faßte, durch Aufopferung ihrer selbst die Welt von dem Ungeheuer Marat zu befreien, den sie als ein Haupthindernis für die Herstellung der girondistischen Idealrepublik ansah. Sie reiste, ohne irgend einem Menschen ihre Absicht kundzugeben, nach Paris, verschaffte sich am 13. Juli Zutritt bei Marat und stieß demselben mit fester Hand das Messer in die Brust. Sie wurde, da sie nicht einmal den Versuch zu entfliehen machte, sogleich festgehalten, zum Tode verurteilt und am 17. Juli hingerichtet. Bis zum letzten Augenblicke verharrte sie fest und mutig in der Überzeugung, ihr Vaterland von einem Tyrannen befreit zu haben. Die jakobinischen Bösewichter wußten aus der Ermordung Marats, der für sie selbst gerade zur rechten Zeit gestorben war, den besten Nutzen zu ziehen: sie trieben mit dem Ermordeten vergötternden Unfug, brachten seinen unwürdigen Leib in das Pantheon, ließen ein Gemälde seiner Ermordung im Konvent aufhängen, unterhielten zu seiner Ehre das Volk,

welchem damals die religiösen Feste mangelten, mit skandalösen Aufzügen.

Alle Empörungen, welche von einzelnen Städten und Departements gewagt wurden, hatten einen und denselben unglücklichen Ausgang, weil man sich, der furchtbaren Energie und Einigkeit eines Robespierre und seiner Genossen gegenüber, schwankend und unsicher benahm. Wir brauchen daher ihrer auch nur im allgemeinen zu gedenken. Man sprengte in den meisten Städten des Südens und Westens die revolutionären Klubs, verhaftete oder vertrieb die Jakobiner, rüstete Streitkräfte und entwarf den Plan einer großen Verbindung, durch welche die Herrschaft über Frankreich den Händen der Stadt Paris und der dortigen Jakobiner entrissen werden sollte. Am Ende blieben aber alle diese Bewegungen doch vereinzelt und wurden daher auch von den Kommissaren und Truppen des Konvents ohne viel Mühe unterdrückt.

Die Stadt Marseille wurde am 25. August von den Konventstruppen besetzt und dann den Horden der wildesten Revolutionäre preisgegeben. Alsdann errichteten Fréron und Barras als Konventskommissare ein Revolutionstribunal ohne Geschworene, zu dessen Richtern Galeerensträflinge und ähnliche Leute ernannt wurden. Fréron schien sogar die Gebäude und den Hafen der Stadt völlig zerstören zu wollen. Er nannte in seinen offiziellen Berichten die Stadt nach der wilden Manier jener Zeit nicht „Marseille", sondern „Gemeinde ohne Namen".

In Toulon suchten sich die aufständischen Bürger dadurch zu helfen, daß sie am 28. August den Engländern ihre Thore öffneten. Die Stadt wurde hierauf von den Konventstruppen belagert und am 19. Dezember eingenommen: das Verdienst ihrer Eroberung gebührte Napoleon Bonaparte, welcher, damals erst 23 Jahre alt, die Belagerungsartillerie leitete. Dieser bewies nämlich den Konventsdeputierten, daß der von Paris geschickte und vom kommandierenden General Carteaux gebilligte Plan nur langsam zum Ziele führen werde, und wußte sie dagegen für einen ganz anderen Plan zu gewinnen. Carteaux ward hierauf entfernt und Dugommier an seine Stelle gesetzt; dieser verfuhr nach Bonapartes Ansichten und eroberte die Stadt in kurzer Zeit. Die Engländer nahmen, als sie abzogen, 15 Schiffe mit und verbrannten noch dazu die reichen Marinevorräte der Stadt sowie 20 französische Kriegsfahrzeuge, unter denen sich elf Linienschiffe befanden, obgleich alles dies ihnen von der Stadt Toulon nicht als siegreichen Feinden übergeben, sondern als Bundesgenossen zur Beschützung anvertraut worden war. Nach der Einnahme von Toulon wüteten Barras und Fréron auch in dieser Stadt auf schreckliche Weise. Statt jeder

Schilderung ihrer Greuelthaten führen wir, um den Charakter dieser beiden Männer und den herrschenden Geist zu bezeichnen, nur das eine an, daß Fréron sich später mit der Versicherung entschuldigen zu können glaubte, er habe von 10 000 Menschen nur 800 hinrichten lassen, und daß Barras, ein Mann aus einer der ältesten Familien, in den Briefen an seine Kollegen ausspricht, er habe in Toulon durchaus keine anderen ordentlichen Leute (honnêtes gens) gefunden, als die Galeerensklaven.

In Bordeaux wütete der Konventskommissar Tallien auf ähnliche Weise. In Nantes trieb ein anderer Unmensch, Carrier, die republikanische Wut sogar noch weiter. Er ließ nicht nur die Menschen in Masse erschießen, sondern er erdachte auch die sogenannten Noyaden und republikanischen Heiraten. Diese teuflischen Erfindungen bestanden darin, daß Männer und Weiber zusammengebunden und so in der Loire ertränkt wurden, und daß man ganze Bootsladungen von Menschen durch plötzlich geöffnete Luken in das Wasser versenkte. Mit förmlichem Wahnsinn wüteten Lebon in Arras und Maignet in Orange.

In Lyon hatte der Aufstand keinen girondistisch-republikanischen, sondern einen royalistischen Charakter. Dort spielte der frühere Priester Chalier eine Zeitlang die Rolle Marats, und der von ihm geleitete Pöbel wütete nach dem Beispiele des Pariser Pöbels gegen alle Reichen und Vornehmen. Schon am 4. Februar 1793 sprengten jedoch die gemäßigten Bürger den dortigen Jakobinerklub, bildeten aus den Anhängern ihrer eigenen Partei geregelte Bataillone und ergriffen entschiedene Maßregeln gegen Chalier und seine Fanatiker. Diese bewirkten dagegen durch Marat und Robespierre, daß Konventskommissare mit Truppen nach der Stadt geschickt wurden. Am 29. Mai ward in der Stadt selbst ein förmliches Treffen geliefert. Die Jakobiner unterlagen und wurden teils vertrieben, teils gefangen genommen. Die letzteren, unter ihnen auch Chalier, wurden nach Urteil und Recht mit dem Tode bestraft. Jetzt schickte die in Paris herrschende Faktion ein ganzes Heer gegen die Lyoner aus: diese aber, denen nur noch das letzte Mittel der Verzweiflung übrigblieb, setzten schnell die Befestigungswerke ihrer Stadt in stand und rüsteten unter der Leitung tüchtiger Offiziere ein starkes Heer aus. Die gegen sie heranziehenden Konventstruppen, welche von Dubois-Crancé, einem geschickten Artillerieoffizier von altem Adel, angeführt wurden, zerstörten im August durch Bomben den schönsten Teil von Lyon, weil in demselben die reicheren Bürger wohnten. Nachher sandte der Konvent zu dem Belagerungsheere Couthon, Collot d'Herbois, Fouché und andere Kommissare, welche nicht nur das Bombardement mit verstärkter Heftigkeit

fortsetzen ließen, sondern auch, als die Stadt, durch Hunger und Zwietracht genötigt, am 9. Oktober ihre Thore geöffnet hatte, das terroristische Ausrottungssystem mit furchtbarer Strenge und Konsequenz bis zum April 1794 durchführten. Sie ließen ganze Reihen von Häusern niederreißen, zahllose Menschen einsperren und Tag für Tag Hinrichtungen vornehmen: zuletzt erdachten Collot d'Herbois und sein würdiger Genosse, der Anführer der Revolutionsarmee, Ronsin, um besser morden zu können, die sogenannten Mitrailladen, welche darin bestanden, daß ganze Scharen von Menschen auf öffentlichen Plätzen zusammengebunden und dann durch Kartätschen niedergeschmettert wurden. Der Konvent selbst beschloß am 12. Oktober auf Barères Antrag, die Stadt Lyon bis auf die Häuser der Armen ganz zu zerstören und ihrem Überreste den neuen Namen „Commune affranchie" zu geben. Dies konnte zwar nicht vollständig ausgeführt werden; dagegen setzte man aber das Niederreißen der Gebäude sowie die Hinrichtungen und die Mitrailladen unabläßig fort. Dabei zeichnete sich Fouché, der nachher bis in unser Jahrhundert hinein die ersten Stellen in Frankreich bekleidete und Herzog von Otranto wurde, besonders aus, obgleich er nicht gerade, wie Couthon, von Natur grausam war.

Den energischen, in ihrer Art politisch-praktischen und konsequent handelnden damaligen Beherrschern von Frankreich, die sich nach der neuen Moral als Leute, welche den Umständen gewachsen waren, auszeichneten, gelang die rettende That ebenso gut, als sie einem Canrobert und St.-Arnaud am 2. Dezember 1851 gelungen ist. In kurzer Zeit wurden durch sie die schwärmerischen Idealisten und die um Leben und Eigentum besorgten Städter ebenso unterdrückt, wie umgekehrt die genannten Generale durch ein gleiches Verfahren die Proletarier und Socialisten unterdrückt haben. Dagegen hatten dieselben Männer einen weit längeren und hartnäckigeren Kampf mit den royalistisch gesinnten Bewohnern der Vendee zu bestehen. In diesem Lande, dem Strich südlich von der untern Loire, herrschte noch die Einfalt der alten Zeit, die Einwohner hielten fest an ihrem Kultus und an ihren Priestern, und zwischen dem Adel und den Bauern hatte sich eine Art von patriarchalischem Verhältnisse erhalten, da beide Stände in Sitten und Bildung einander nahe standen und der Bauer mit seinem Gutsherrn den Ertrag des Bodens teilte. Die Einwohner der Vendee waren daher auch vom Anfange der Revolution an mit allem, was in Paris vorging, unzufrieden gewesen. Die Hinrichtung des Königs, den sie mit altfranzösischer Hingebung verehrten, hatte ihre Erbitterung gesteigert; ein Konventsbeschluß aber, durch welchen anstatt des seitherigen Systems der Werbungen für das Heer eine Rekrutenaushebung be-

fohlen wurde, trieb sie zur förmlichen Empörung. Sie hatten bei ihrem bewaffneten Widerstande nicht nur den Vorteil, daß sie ganz ausgezeichnete Anführer besaßen, sondern sie wurden auch durch die Bodenbeschaffenheit ihres Ländchens unterstützt; denn dieses war von Hecken, Gräben und Dämmen vielfach durchschnitten, hatte fast gar keine fahrbaren Straßen und erschwerte also geregelten Truppen mit Geschützen den Kampf ungemein. Noch verderblicher aber, als die äußeren Verhältnisse, wurde diesen letzteren der Umstand, daß die Bewohner der Vendee mit dem Mute der Verzweiflung, mit der Energie des tief eingewurzelten Vorurteiles und mit einer unzerstörbaren Einigkeit kämpften.

Die Empörung der Vendee, welche am 11. März 1793 in zwei Gemeinden begann, verwandelte sich so rasch in einen allgemeinen Aufstand der ganzen Landschaft, daß schon im April ein förmliches Heer, das man die katholische und königliche Armee nannte, gebildet und das Land militärisch in Divisionen eingeteilt werden konnte. Von den fünf Hauptanführern gehörten drei, d'Elbée, Bonchamps und Laroche-Jacquelein, dem alten Adel des Landes, die beiden anderen, Cathelineau und Stofflet, dem niederen Volke an. Cathelineau war ein reicher Bauer und Frachtfuhrmann, Stofflet der Förster eines Gutsbesitzers gewesen. Außer diesen fünf Männern bewies sich auch der ehemalige Marineoffizier Charette als einen Helden und tüchtigen Führer, bis er zuletzt wieder in die Liederlichkeiten seiner früheren Zeit zurücksank. Die Aufständischen führten den Krieg so lange mit Glück, bis sie sich im Juni durch den Erfolg ihrer Waffen zu dem Entschlusse verleiten ließen, den Kampf über die Grenzen ihres Departements auszudehnen und die Stadt Nantes an der Loire, einen der Hauptsitze des Republikanismus, anzugreifen. Hier wurden sie mit großem Verluste zurückgeschlagen. Bei dieser Gelegenheit fiel Cathelineau, welcher kurz vorher zum Oberanführer gewählt worden war.

Die Vendee würde schon damals wieder unterworfen worden sein, wenn die republikanischen Truppen andere Führer gehabt hätten. Diese Truppen, die Blauen, wie die Vendeer sie nannten, wurden nacheinander von Menou und Biron, zwei unfähigen Offizieren der königlichen Zeit, geführt. Unter dem letzteren kommandierten der Brauer Santerre, der frühere Sergeant Westermann, welcher in einem einzigen Jahre bis zum General emporgestiegen war, und Ronsin, der als Dichter von Tragödien kläglich gescheitert war und sich dann, wie bereits erwähnt, als Kriegskommissar in Belgien sowie als Anführer der sogenannten Revolutionsarmee berüchtigt gemacht hatte. Von diesen waren Santerre und Ronsin zu nichts weniger als zu Heerführern geeignet; Westermann aber, welcher militärische Talente besaß, steigerte

durch seine Grausamkeiten die Hartnäckigkeit der Gegner. Als im Juli Biron abberufen wurde, schickte man auf Ronsins Empfehlung den früheren Kupferschmiedegesellen Rossignol, der sich noch im Jahre 1800 rühmte, bei den Septembermordthaten 68 Priester mit eigener Hand erschlagen zu haben. Mit ihm und Ronsin war zugleich die Revolutionsarmee, deren man sich in der Hauptstadt entledigen wollte, geschickt worden. Dieser Auswurf des Pariser Gesindels trieb dann durch systematisches Ausbrennen des Landes oder durch das, was man „höllische Kolonnen" nannte, die Bauern der Vendee zur Verzweiflung. Sogar der bisher neutral gebliebene Teil der Bevölkerung wurde erbittert und aufgereizt, als der Konvent durch ein Dekret vom 1. August den Befehl erteilte, alle Häuser sowie alle Waldungen und Getreidefelder niederzubrennen und kein lebendes Wesen auf dem Boden der Vendee zu dulden. Die Royalisten würden daher obgesiegt haben, wenn nicht im Beginne des Herbstes von der republikanischen Regierung tüchtige Generale und geübte, disciplinierte Truppen nach der Vendee geschickt worden wären. Diese Truppen waren die Garnisonen von Mainz und Valenciennes, welche Ende Juli die ihnen anvertrauten Festungen nach tapferer Gegenwehr hatten übergeben müssen. Es war ihnen bei der Kapitulation die Bedingung auferlegt worden, ein Jahr lang nicht gegen die alliierten Heere zu dienen; man verwendete sie daher zum Kampfe in der Vendee und schickte dagegen die dortigen schlechten Truppen an die Ostgrenze, wo sie, unter andere gemischt und von besseren Generalen geführt, gute Dienste leisteten.

Den neuen Truppen, welche Männer wie Kleber, Hoche und andere ausgezeichnete Generale zu Führern hatten, wurde die Unterwerfung der Vendee dadurch erleichtert, daß ihre Gegner sich im Herbst 1793 verleiten ließen, mit den Engländern in Verbindung zu treten. Die Hauptmacht der Vendeer verließ, um sich eines Hafens in der Bretagne zu bemächtigen, ihre für den Volkskrieg mit notdürftig organisierten Scharen so wohlgeeignete Heimat, in welcher sie trotz des Sengens und Brennens der Feinde sicher waren, und setzte sich durch den Übergang über die Loire (17. bis 19. Oktober) einem Kampfe in unbekannten Gegenden und in einem offenen Lande aus. Sie wurde mehrmals völlig geschlagen und bis auf einige Hundert Mann vernichtet. Von ihren Führern fiel Bonchamps im Kampfe, d'Elbée geriet tödlich verwundet in Gefangenschaft und wurde hingerichtet.

Seit dieser Zeit (Dezember 1793 und Januar 1794) war bei den Bewohnern der Vendee von offenem Kriege, von Rittertum und ritterlichem Edelmut keine Rede mehr; der Kampf für Thron und Altar artete vielmehr unter Charettes und Stofflets Führung in ein Raubfehde-

wesen aus. Das Morden, Rauben und Verheeren ließ auf beiden Seiten erst dann nach, als die Tyrannei des Wohlfahrtsausschusses gebrochen war und die Männer, welche nach Robespierres Sturz die Regierung übernahmen, den Weg der Versöhnung und Milde einschlugen. Im Dezember 1794 wurde auf Carnots Rat in der Vendee eine vollständige Amnestie verkündigt und zugleich für deren strenge Ausführung Sorge getragen. Doch ließen es Charette, Stofflet, die Emigranten und England auch dann noch nicht zu Ruhe und Frieden kommen.

Die erwähnten Aufstände, besonders die girondistischen, hatten die herrschende Partei gleich anfangs zu einem unverschämten Betruge veranlaßt. Um nämlich das Volk mit der Hoffnung zu täuschen, daß es vom Konvent dasjenige freiwillig erhalten werde, zu dessen gewaltsamer Herbeiführung die ausgestoßenen Deputierten überall den Aufruhr predigten, machte man schnell eine neue Verfassung bekannt. Eine Kommission mit Hérault de Séchelles an der Spitze hatte diese Verfassung mit solcher Eile verfertigt, daß der Entwurf schon am 10. Juni dem Konvent vorgelegt werden konnte. Vierzehn Tage später war sie von diesem geprüft und gebilligt. Am 24. Juni wurde sie in die Departements geschickt, um den Primärversammlungen zur Annahme vorgelegt zu werden. Sie wurde, wie man sich leicht vorstellen kann, überall angenommen und dann am 10. August unter prunkenden, aber aller Wahrheit baren Festlichkeiten, wie man sie in Revolutionen zu improvisieren liebt, proklamiert. Kaum waren jedoch die girondistischen Aufstände unterdrückt und damit der Zweck, um dessentwillen man die neue Konstitution gemacht hatte, erreicht, als am 10. Oktober — einen Tag nach der Einnahme von Lyon — der Konvent durch ein längst fertiges Dekret das ganze Werk wieder über den Haufen warf. Dieses Dekret erklärte die neue Konstitution bis zum Frieden für suspendiert und verordnete, daß bis dahin die provisorische Regierung als eine revolutionäre fortdauere und alles dem Wohlfahrtsausschusse, der dem Konvent Rechenschaft werde abzulegen haben, unterworfen sein solle.

Der Antrag zu diesem Beschlusse war von Saint-Just gestellt worden, einem republikanischen Enthusiasten, welcher wie Danton und Desmoulins aus Überzeugung dem Grundsatze huldigte, daß in einer Revolution nur Mut, Energie und völlige Rücksichtslosigkeit zum Ziele führen. Nach diesem Grundsatze wurde Frankreich fortan beherrscht. Mit welcher Energie derselbe in Ausführung gebracht wurde, kann man aus einigen wenigen Konventsbeschlüssen jener Zeit ersehen. Ein Dekret vom 17. September gebot die Verhaftung aller sogenannten Verdächtigen und gab diesem Worte einen so schwankenden Begriff, daß man es auf jeden beliebigen Menschen anwenden konnte. Am

3. Oktober erklärte der Konvent geradezu, daß politisch Angeklagte nur, um verurteilt zu werden, vor Gericht gestellt würden; denn er verfügte, daß im Fall einer Meinungsverschiedenheit unter den Richtern die mildere Meinung nicht obsiegen dürfe, und daß deshalb bei Stimmengleichheit noch eine andere Person als Richter zugezogen werden müsse. An demselben Tage ließ der Konvent eine große Zahl seiner eigenen Mitglieder, unter ihnen die edelsten Verteidiger gesetzmäßiger Freiheit sowie zugleich die bis dahin aufgesparte Königin Marie Antoinette vor das Revolutionstribunal stellen. Schon am 16. Oktober wurde die letztere nach einem Verhör von unglaublicher Niederträchtigkeit, am 31. Oktober 21 republikanische Deputierte, Vergniaud, Lasource, Brissot, Gensonné, Lehardy u. a., am 6. November der Herzog von Orleans hingerichtet. Bald nachher erlitten die früheren Deputierten Bailly, Manuel und Barnave, die Generale Houchard und Biron, der ehemalige Minister le Brun u. a. dasselbe Schicksal. Die Zahl derer, welche im Anfang des Dezember 1793 zu Paris als politische Gefangene in Haft waren, betrug nach einer offiziellen Angabe nicht weniger als 4830.

7. Frankreich unter der Herrschaft der Triumvirn.

Am 3. Dezember wurde die neue Regierungsweise, welche in dem Dekret vom 10. Oktober eine revolutionäre genannt worden war, auf den Antrag von Billaud-Varennes und Bazire in ein förmliches System gebracht und damit die Schreckensherrschaft gesetzlich festgestellt. Von dieser Zeit an geboten die zehn Männer, welche den Wohlfahrtsausschuß bildeten, oder vielmehr drei von ihnen, Robespierre, Saint-Just und Couthon, denen die übrigen sich fügten, unumschränkt über Leben, Freiheit und Eigentum aller ihrer Mitbürger. Auf ihr Geheiß mußte jeder Franzose Soldat werden und bei Lebensstrafe alles, was man von ihm forderte, zu einem bestimmten Preise liefern. Die überallhin entsandten Kommissare des Konvents, des Wohlfahrtsausschusses und des diesem untergeordneten Sicherheitsausschusses standen über jeder anderen Behörde, hatten unumschränkte Gewalt, drückten die Vornehmen und Reichen nieder und hoben dagegen die Geringen und Armen, damit man sich ihrer bedienen könne, empor. Den genannten beiden Ausschüssen stand ein Tribunal zur Seite, welches ohne Prozeßverfahren, ohne Appellation und ohne daß dem Angeklagten ein Verteidiger gestattet wurde, über Leben und Eigentum entschied. Alles, was der früheren Zeit angehörte, und alle Menschen, welche Anhänglichkeit an das Alte zeigten oder auch nur gezeigt zu haben verdächtig waren, waren dem Untergange geweiht. Wer nach dem einen Gesetze,

welches alle Feinde des Vaterlandes dem Tode weihte, nicht hingerichtet werden konnte, wurde nach dem andern, welches über alle Verdächtigen die Todesstrafe aussprach und also jeden gerichtlichen Beweis unnötig machte, ums Leben gebracht.

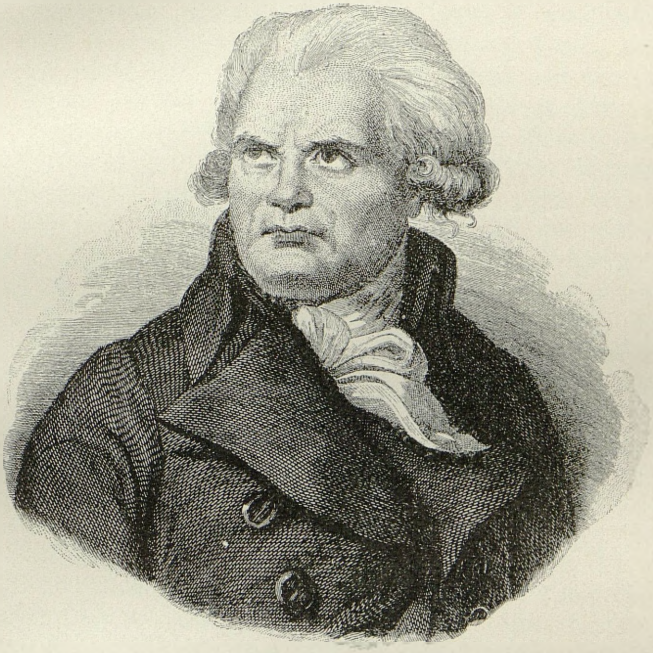
Durch alles dies wurde der Zweck der neuen Regierung, die Ausrottung des Alten, freilich erreicht, aber auf eine Weise, daß nachher, als das Neue wieder vernichtet ward, Zerrbilder des Alten, das keine Lebenskraft hatte, aufgerichtet wurden. Die eigentliche Religion nämlich ward ausgerottet; der Aberglaube und der Fanatismus aber blieben dem Schwerte der Zerstörer unerreichbar und wucherten deshalb nachher wieder empor. Die ehrwürdige gallikanische Kirche ging unter; an ihre Stelle trat nachher der papistische Jesuitismus. Die Denkmäler der Vergangenheit wurden mit vandalischer Wut zerstört, damit später ihre Formen, welche zu den Sitten und Ansichten der Zeit nicht mehr paßten, als lächerliches Rokoko wieder erneut würden. Die Akademieen, denen Europa außerordentlich viel verdankt, wurden vernichtet, später aber als ein mehr oder weniger leeres Ordenswesen wiederhergestellt. Die Gräber der Könige wurden entweiht und zerstört; dagegen ward später von Louis Philipp, dem Zöglinge Dumouriez', und seinem Berater Thiers mit Napoleons Asche Komödie gespielt, wobei dieselben Leute im Hermelin prangten, die einst als Sansculotten um den Freiheitsbaum getanzt hatten.

Mit der Vernichtung des Alten war die diktatorische Einführung neuer Sitten, Einrichtungen und Formen des Lebens eng verbunden; denn der demokratische Wohlfahrtsausschuß hegte, wie alle Despoten, die Überzeugung, daß man Religion, Sitte, Meinung und Verhältnisse durch Befehle zu schaffen vermöge. Maß und Gewichte wurden derart neu eingerichtet, daß dasjenige, was damals in dieser Richtung festgesetzt wurde, sich bis zum heutigen Tag erhalten und sogar über Frankreich hinaus verbreitet hat. So wurde der Kalender völlig umgeändert; man teilte das Jahr in zwölf gleich lange Monate mit fünf Ergänzungstagen sowie den aus 30 Tagen bestehenden Monat in drei Dekaden; man ersetzte die kirchlichen Namen der Tage, die herkömmlichen der Monate durch astronomische und naturhistorische; man führte statt der christlichen Ära eine neue Zeitrechnung ein, nach welcher die Jahre vom ersten Tage der Republik (22. September 1792) an neu gezählt wurden. Ebenso wurden die Namen von Straßen und sogar von Städten und Dörfern verändert; die Feier der Sonn- und Festtage verboten, andere Ruhezeiten und Feste angeordnet. Um das Alte leichter vertilgen und durch Neues ersetzen zu können, regte man die ganze Roheit der demoralisierten niederen Volksklassen auf, bezahlte diejenigen, deren man sich zu solchen Zwecken bediente, aus der Staatskasse und ließ am 15. No-

vember 1793 durch den Konvent eine Summe Geldes für die Volksgesellschaften, welche zur Verbreitung guter Grundsätze unentbehrlich seien, anweisen, nachdem schon am 5. September durch Konventsbeschluß festgesetzt worden war, daß jeder arme Bürger oder, wie man sich jetzt ausdrückte, jeder Sansculotte für seine Teilnahme an den Sektionsversammlungen täglich 40 Sous erhalten solle.

Der vielen Gesetze und Verfügungen, welche in diesem Sinne im einzelnen erlassen wurden, und welche der ganzen Zeit einen grotesken, halb furchtbaren, halb lächerlichen Anstrich gaben, gedenken wir nicht, weil alle auf ein und dasselbe Ziel gerichtet waren. Nur über die empörenden Scenen und Aufzüge, welche ein Chaumette, ein Hébert, ein Momoro, ein eitler adliger Narr wie Clootz und andere gottlose Anhänger Dantons veranstalteten, muß einiges bemerkt werden, weil diese Fratzen nachher von den Triumvirn zur Vernichtung Dantons und seiner Freunde benutzt wurden. Die genannten Leute gaben, um in den Augen des Volkes jede Furcht vor dem Höheren auszurotten, nicht nur die Kirche und das Pfaffentum, sondern auch die Religion selbst dem frevelhaftesten Spotte preis. Sie hielten gotteslästerliche Umzüge, entweihten die kirchlichen Heiligtümer und führten in den Kirchen und auf den Straßen theatralische Scenen zur Verhöhnung der Religion und des Kultus auf. Sogar den Saal des Konvents machten sie zum Schauplatze ihrer Gotteslästerungen: am 7. November führten sie dort bei Gelegenheit einer ihrer Prozessionen eine skandalöse Scene herbei, bei welcher der Bischof von Paris, Gobet, die ihm zugewiesene Rolle aus Angst übernahm. Dieser sagte sich nämlich feierlich von seinem Priesteramte los, und seinem Beispiele folgten die übrigen Priester im Konvent, unter ihnen auch der protestantische Pfarrer Julien. Nur ein einziger von allen, Grégoire, hatte den Mut, der Todesgefahr Trotz zu bieten. Er erklärte nicht nur laut, daß er nach wie vor Katholik und Priester bleiben werde, sondern er erschien auch gerade jetzt öffentlich in seiner Priestertracht; der Abbé Sieyès dagegen, welcher sonst immer schweigend dasaß, sprach laut aus, daß der Triumph der Vernunft über Aberglauben und Fanatismus ihn ganz ungemein freue.

Unmittelbar nach dem schmählichen Auftritt des 7. November machte der Konvent sich durch ein Dekret lächerlich, durch welches an die Stelle der christlichen Religion, die doch der ganzen Menschheit, nicht der französischen Nation allein angehörte, ebenso eine neue Religion gesetzt werden sollte, wie man an die Stelle des Französischen Königtums die Französische Republik gesetzt hatte. Dieses Dekret lautete: „Der katholische Kultus wird abgeschafft und durch den der Vernunft ersetzt". Die neue Göttin, zu deren Tempel man die Kirche



XV. 161. Georges Jacques Danton.
(Nach J. L. David.)

Notre-Dame zu Paris bestimmte, ward am 10. November durch das sogenannte Fest der Vernunft gewissermaßen feierlich eingesetzt. Neben ihr wurden auch anderen allegorischen Gottheiten, wie der Freiheit, der Jugend, der ehelichen Treue u. s. w., Kirchen eingeräumt: bei den öffentlichen Umzügen, die man den neuen Gottheiten zu Ehren hielt, figurierten gemeine Dirnen. Auch Momoros Gattin stellte einst die Göttin der Vernunft vor. Täglich liefen beim Konvent schriftliche Anzeigen von Verleugnung der Religion ein, welche meistens mit frechen Lästerreden ausgestattet waren. Hébert verlangte sogar, daß man alle Kirchtürme, als dem Prinzip der Freiheit widersprechend, abtragen solle: andere Narren fanden in Straßburg sogar, daß der Münsterturm aristokratisch über die Umgegend hinausrage und darum als dem Prinzip der Gleichheit ärgerlich beseitigt werden sollte.

Das Ärgernis, welches der Cynismus und die Himmelstürmerei von Dantons Anhängern hervorrief, gab dem tückischen Robespierre einen erwünschten Vorwand, um sich auch dieser Leute und ihres Hauptes, des eigentlichen Gründers der Republik, zu entledigen. Robespierre hatte dabei den Vorteil, daß, gerade als er Danton und seine Anhänger zu verderben suchte, mehrere von diesen auf förmlichen Gaunerstreichen ertappt wurden. Es wurde bekannt, daß Hébert, einer der ärgsten Gotteslästerer, sich vom Kriegsminister 120 000 Frank für Exemplare seines Blattes, des „Père Duchesne", hatte bezahlen lassen, welche angeblich unter die Soldaten des Heeres verteilt werden sollten, um ihren Sansculottismus zu beleben. Andere Dantonisten, unter ihnen der Pfarrer Julien, der ehemalige Kapuziner Chabot, der Advokat Bazire, der frühere Theaterdichter Fabre d'Eglantine, hatten wucherische Börsenspekulationen getrieben, und man sagte, Danton habe den Gewinn mit ihnen geteilt. Bald nachher ließen sich einige der Genannten durch die Direktoren der Ostindischen Kompanie mit einer halben Million bestechen und fälschten zu deren Gunsten ein Aktenstück. Diese Fälschung ward bewiesen und vereitelt; Robespierre aber benutzte den Vorgang zu seinen Zwecken. Eines seiner Werkzeuge im Konvent, der Advokat Amar, mußte am 18. November die Bestrafung derjenigen, welche als offenbare Gauner niemand in Schutz nehmen durfte, beantragen: diese wurden hierauf verhaftet mit Ausnahme Juliens, der sich durch die Flucht rettete. Da jedoch der Anhang der eingezogenen Gauner noch allzu mächtig war, so suchte Robespierre der Partei von einer anderen Seite her beizukommen. Er benutzte das Ärgernis, welches der zur Schau getragene Atheismus vieler Dantonisten in gewissen Kreisen des Volks erregt hatte, um den besseren Teil der Konventsdeputierten und der Menge an sich zu ziehen und dann auch den Kern der Gegenpartei zu verderben. Am 20. No-

vember hatten Clootz und Konsorten eine Prozession nach dem Konvent veranstaltet, bei welcher Kanoniere in Chorröcken erschienen, Kirchengeräte, auf Esel oder auf Tragbahren geladen, dem Spotte preisgegeben und tolle Lieder gesungen wurden. Dieses Übermaß des Unfuges, über welchen auch Danton erbittert war, nahm Robespierre zum Anlaß, um sich schon am Tage nachher im Jakobinerklub für einen Gegner des Atheismus, den er eine aristokratische Sache nannte, zu erklären. Seine heimtückische Heuchelei hatte den beabsichtigten Erfolg: er erschien als die letzte Zuflucht der unterdrückten Mehrzahl nicht demoralisierter Franzosen. Alle Freunde der Ordnung schlossen sich einen Augenblick an ihn an, weil sie die Blasphemieen, Schwelgereien und Gaunereien der Dantonisten für ein weit größeres Übel hielten, als die Tyrannei der Triumvirn, die sich früher oder später doch selbst zerstören mußte. Alle Deputierten, welche bisher furchtsam geschwiegen hatten, sahen, daß sie jetzt laut werden durften. Der Konvent ergriff daher auch jetzt endlich Maßregeln gegen die Verhöhnung der Religion und des Kultus. Ende November wurden Maskeraden, wie die soeben erwähnten, verboten und zugleich die förmliche Erklärung erlassen, daß die Religionsfreiheit nicht beeinträchtigt werden solle.

Von diesem Augenblicke an schwebte das Schwert über dem Nacken der Cordeliers, und die Zwietracht zwischen ihnen und Robespierres Anhängern ging in einen offenen Kampf über. Die Jakobiner stießen im Dezember alle Cordeliers aus ihrem Klub aus. Dagegen kündigte im Anfange des Jahres 1794 Camille Desmoulins den Triumvirn und ihrem Schreckenssystem förmlich den Krieg an: er rückte nämlich Stellen des Tacitus, in welchen die Despotie und Grausamkeit des Kaisers Tiberius nach der Weise jenes Schriftstellers in großen Zügen und mit brennenden Farben dargestellt werden, auf eine Weise in sein Journal „Le vieux cordelier" ein, daß jedermann in der Schilderung des Tiberius das Bild der Triumvirn erkennen mußte. Danton hätte, da er durch seinen Anhang furchtbarer war, als Robespierre durch den seinigen, den gegen ihn gerichteten Schlag auf das Haupt der Triumvirn ablenken können. Er that dies jedoch nicht, teils weil er durch sein Wohlleben indolent und schlaff geworden, teils auch, weil er aus Patriotismus keinen Vernichtungskampf der sogenannten Patrioten gegeneinander selbst veranlassen wollte. Er erlag daher trotz seiner größeren Macht der Schlangennatur Robespierres, den keine Regung der Schwäche und der Menschlichkeit anwandelte. Danton und Desmoulins hatten ihr Ziel erreicht: sie hatten durch schrankenlose Kühnheit Frankreich befreit und zugleich sich selbst bereichert. Sie wollten daher jetzt dem Schrecken und der Vernichtung

Einhalt gethan wissen, selbst aber in Ruhe dem Genusse leben und den Rückweg zu menschlicheren Zuständen suchen. Sie hatten schon längst dem nüchternen und unablässig thätigen Robespierre das Feld im Wohlfahrtsausschusse geräumt. Nachher hatte Danton sich gerade im entscheidenden Augenblicke nach seiner Vaterstadt Arcis sur Aube begeben, wo er mehrere Monate blieb und mit seiner jungen Frau alle Pariser Kabalen vergaß. Nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt hatte er wegen der geringen Meinung, die er von Robespierre hegte, mit diesem keinen Kampf begonnen: als er endlich sich aufraffte, mußte er bald erkennen, daß es zu spät sei.

Robespierre ging gegen Danton sehr langsam vor, weil er recht gut wußte, wie sehr dieser ihm durch sein Talent und seinen Anhang überlegen sei. Er vernichtete zuerst einen seiner Anhänger nach dem anderen und griff ihn selbst nicht eher an, als bis er seiner Sache ganz sicher war. Er hatte dabei den Vorteil voraus, daß der große Haufe ihm ergeben war, Danton und seine Freunde aber haßte. Dies hatte einen doppelten Grund. Robespierre buhlte nämlich stets um die Gunst der Menge, während Danton die Meinung der Menschen verachtete und gelegentlich zeigte, daß er die Masse nicht fürchtete: er und seine Genossen frevelten und trotzten und trugen ihre Räubereien, ihr Schwelgen und ihren egoistischen Materialismus offen zur Schau. Robespierre dagegen war zwar von Herrschsucht, Hochmut und Neid erfüllt und ließ Tausende ums Leben bringen; aber er pochte dabei auf seine Tugend, blieb stets unbestechlich, hielt Schwelgerei und Glanz von sich ab und affektierte in Sitten und Lebensweise den schlichten Bürgersmann, weshalb denn auch die niedrigste Volksklasse, wie die Schreinersfamilie Lebas, bei welcher er wohnte und speiste, ihn abgöttisch verehrte. Auch im Konvent und im Jakobinerklub hatte Robespierre aus diesen Gründen ein größeres Gewicht erlangt, als seine Talente, welche höchst mittelmäßig waren, ihm jemals hätten verschaffen können.

Das Mittel, durch welches er Danton und seine Partei zu vernichten suchte, war das schon oft angewandte. Man brachte Gerüchte von einer angeblichen Verschwörung in Umlauf und ließ dann ein Gesetz ergehen, vermittelst dessen diejenigen, die man im Auge hatte, getroffen werden konnten. Die angebliche Verschwörung bestand darin, daß die Cordeliers Geld vom Auslande genommen und eine sogenannte Fremdenfaktion zur Sprengung des Konvents und zum Sturze der Republik gebildet haben sollten. Am 13. März 1794 berichtete Saint-Just im Konvent über diese Verschwörung und trug im Namen des vereinigten Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses auf ein Gesetz an, durch welches der Begriff der Verdächtigen noch bedeutend

erweitert ward. Es sollten nämlich neben den bisherigen royalistischen, aristokratischen und hierarchischen Todesverbrechern noch drei andere Klassen geschaffen werden. Die beiden ersten Klassen begriffen diejenigen Demokraten in sich, welche die Korrupten hießen, oder mit anderen Worten die spekulierenden Gauner und Ultrarevolutionäre. Diese wurden in Saint-Justs Berichte sehr ausführlich charakterisiert: die dritte Klasse bestand dann aus den Gemäßigten. Ihrer wurde nur obenhin gedacht, weil es diesmal auf die beiden anderen Klassen abgesehen war.

Sobald das von Saint-Just beantragte Gesetz erlassen worden war, brachte man es gegen 19 Männer in Anwendung, welche niemand bedauern oder ernstlich verteidigen konnte. Es waren Septembermörder, wie der General der Revolutionsarmee Ronsin, betrügerische Spekulanten und verkäufliche Agenten, wie die Leute, welche einst Dumouriez ausspioniert hatten, und einige jener unsinnigen Religionsspötter, wie Momoro, Clootz und Hébert. Ein Teil der sogenannten Korrupten oder überwiesenen Gauner, wie Chabot, Bazire und Fabre d'Eglantine, wurde boshafterweise aufgespart, um bald nachher zugleich mit Danton hingerichtet zu werden und dadurch diesem eine Schmach zu bereiten. Der Maire Pache, welcher in dieselbe Kategorie gehörte, schlüpfte diesmal sowie später durch und ward in der Folge ein vornehmer Herr. Schon am 24. März wurden die 19 Angeklagten hingerichtet. Die Tyrannen beraubten sich übrigens damals selbst der Mittel, ihre Herrschaft zu erhalten, weil diese auf der physischen Kraft der niederen Klassen beruhte und seit Ronsins Hinrichtung, infolge deren am 27. März die Revolutionsarmee aufgelöst wurde, sich niemand mehr an die Spitze des bewaffneten Pöbels stellen konnte.

Daß auch der Kern der Männer, welche mit Kopf und Faust die neue Republik gegründet hatten, vernichtet werden sollte, war damals jedermann klar. Danton hätte vielleicht mit seinen höllischen Scharen sich noch retten oder doch wenigstens sein Leben teuer verkaufen können; er besaß aber trotz aller seiner Freveltaten zu viel Gemüt, eine gewisse Hoheit des Sinnes und wirklichen Patriotismus, um das Anerbieten Westermanns anzunehmen, welcher mit seinen Soldaten und den Vorstädtern einen Angriff auf die Triumvirn machen wollte. Robespierre selbst hegte eine solche Furcht vor Dantons und seiner Freunde Talent und Charakterkraft sowie vor der Stärke ihres Anhanges, daß er zu ihrer Verhaftung nicht nur die Zustimmung der beiden Regierungsausschüsse, sondern auch die des zahlreichen Ausschusses der Gesetzgebung einholen zu müssen glaubte. Erst nachdem dies geschehen war, wagten die Triumvirn in der Nacht vom 30/31. März den furchtbaren Danton und mit ihm seine Freunde Des-

moulins, Lacroix und Philippeaux, von denen der letztere die in der Vendee verübten Greuel enthüllt und ihre Bestrafung verlangt hatte, verhaften zu lassen. Am folgenden Morgen stellten sie dann im Konvent den Antrag, daß die Verhafteten zugleich mit einer Anzahl anderer Männer als Mitverschworene des Herzogs von Orleans, Dumouriez' und Fabre d'Eglantines angeklagt werden sollten. Der Konvent dekretierte, wie immer, was ihm befohlen wurde, obgleich die Mehrzahl seiner Mitglieder den Angeklagten gewogen war. In den Prozeß der genannten vier Männer wurden noch elf andere verwickelt und zwar nicht nur Leute, wie Westermann und Hérault de Séchelles, sondern auch ein Fabre d'Eglantine, ein Chabot, ein Bazire und andere Gauner.

Am 1. April begann der Prozeß vor dem Revolutionstribunal; er dauerte bis zum vierten. Danton und Desmoulins erschreckten durch ihre unerschütterliche Haltung die Richter, und es herrschte im Gerichtssaal während der ganzen Verhandlung ein furchtbarer Lärm und Tumult. Als Danton und Desmoulins zuletzt gar das persönliche Erscheinen ihrer Ankläger sowie die Vorführung von sechzehn Deputierten als Zeugen verlangten, oder mit anderen Worten, als sie den Prozeß in eine Anklage ihrer Feinde verwandeln wollten, verzagten selbst Leute mit so eherner Stirne, wie der Präsident Herman und der Staatsankläger Fouquier-Tinville waren. Sie wußten sich jedoch durch ein Mittel von ganz außerordentlicher Art zu helfen. Sie wandten sich mitten in der letzten Sitzung des Tribunals an den Wohlfahrtsausschuß und verlangten, daß ein besonderes Gesetz für diesen einzelnen Fall erlassen werde. Saint-Just eilte hierauf sogleich in den Konvent und beantragte ein solches Gesetz: zur Begründung dieses seines Begehrens bediente er sich eines Spions, welcher mit den Angeklagten eingesperrt worden war und angezeigt hatte, daß er einen von diesen habe sagen hören, sie könnten wohl durch einen Aufstand befreit werden. Diese Aussage wurde als die Anzeige einer im Gefängnisse angezettelten Verschwörung genommen, und der Konvent faßte, auf dieselbe gestützt, den Beschluß, daß das Revolutionstribunal über die Angeklagten ein Urteil sprechen und einen jeden, der ihm nicht die schuldige Achtung beweise oder Lärm und Unruhe veranlasse, ohne weitere Form verurteilen solle. Diesem Konventsbeschlusse gemäß wurden die Angeklagten sogleich abgeführt und am folgenden Tage (4. April) summarisch zum Tode verurteilt. Am 5. April bestiegen sie das Schafott. Es widerfuhr ihnen nur, was sie selbst so vielen bereitet; ihre feste Haltung aber behielten sie bis zum letzten Augenblicke bei. Acht Tage nachher wurden 18 andere Personen, die zu den Gegnern der Triumvirn gehörten, unter ihnen auch der Bischof Gobet und der gemeinste von der ganzen Sippschaft, der Gotteslästerer Chaumette, hingerichtet. Den

letzteren hatte man absichtlich aufgespart, um durch seine Genossenschaft die anderen Hingerichteten zu beschimpfen.

So schienen die Triumvirn gesiegt zu haben; sie hatten aber jetzt einen hoffnungslosen Kampf mit den zahlreichen Anhängern Dantons zu bestehen sowie mit allen Gegnern des Jakobinismus, die sich, mochten sie nun Royalisten oder Republikaner sein, an den Rest von Dantons Partei im Konvent anschlossen. Robespierre mußte daher seit April seine Grausamkeit bis aufs äußerste steigern, zumal er durch Hochmut, Herrschsucht und Neid auch seinen Kollegen im Wohlfahrtsausschuß unerträglich geworden war. Die Zahl der politischen Gefangenen in Paris, welche schon am 1. Mai auf 8000 gestiegen war, wuchs immer mehr an, obgleich anfangs jeden Tag wenigstens ein, nachher zwei, dann drei und zuletzt sogar vier Dutzend Menschen und darüber hingerichtet wurden. Bei der Menge von energischen Bösewichtern, welche geopfert werden mußten, machte immer eine Hinrichtung zehn andere notwendig; und die Triumvirn hätten, nur um sich halten zu können, Frankreich zu einer Einöde machen müssen. Danton hatte daher auch vor seinem Ende mit vollem Rechte, und ohne viel Scharfsinn zu brauchen, voraussagen können, daß in kurzer Zeit seine Mörder selbst das Schafott besteigen würden. Am 10. Juni (22. Prairial) erließ der Konvent auf Couthons Antrag sogar das Gesetz, daß beim Revolutionstribunal alle Zeugen entbehrlich seien, oder, wie man sich ausdrückte, daß das Gewissen der von Patriotismus und Gerechtigkeitsliebe erfüllten Richter und Geschworenen zum Urteilsspruche genügen sollte. Durch dasselbe Gesetz wurde das Revolutionstribunal in vier Senate geteilt, welche aus je drei Richtern und je neun bezahlten Geschworenen bestanden, und welche zu gleicher Zeit nebeneinander Sitzung hielten.

Zu den Opfern, welche im Frühling des Jahres 1794 dem herrschenden furchtbaren System gebracht wurden, gehörte auch Ludwigs XVI. Schwester Elisabeth. Fast in demselben Augenblicke, als diese Prinzessin, das Muster jeder weiblichen und christlichen Tugend, hingerichtet wurde (10. Mai), kam der zähe und neidische Zerstörer aller wahren Freiheit auf den Einfall, der Prophet eines republikanischen Gottes zu werden. Er fühlte nämlich, daß sein Thron wankte, und glaubte bei den vielen Menschen, die sich nach der Wiederkehr einer Zeit religiösen Gefühls und sittlicher Grundsätze sehnten, eine Stütze finden zu können, wenn er plötzlich Religion predige. Er machte sich aber dadurch auch noch lächerlich, nachdem er schon längst verhaßt gewesen war. Am 7. Mai hielt er im Konvent eine pomphafte Rede über die Religion und Moral und ihren Zusammenhang mit den republikanischen Grundsätzen und bewog die Versammlung, durch ein

förmliches Dekret das Dasein eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele für Wahrheit zu erklären. Zugleich ließ er nicht nur vier große Nationalfeste zur Erinnerung an den 14. Juli 1789, den Tag des Sturmes auf die Bastille, an den 10. August 1792, an welchem der König aus den Tuilerien in die gesetzgebende Versammlung geflüchtet war, und an den 21. Januar und 31. Mai 1793, die Jahrestage der Hinrichtung des Königs und des Sturzes der Gironde, anordnen, sondern auch die Dekaden oder die Sonntage des republikanischen Kalenders zu Festtagen erklären, welche dem höchsten Wesen, dem Menschengeschlechte, dem französischen Volke, den Wohlthätern der Menschheit, der Freiheit, der Jugend, dem Ackerbau u. s. w. gewidmet sein sollten. Nachdem auf solche Weise eine republikanische Religion geschaffen und ein neuer Kultus für dieselbe eingerichtet worden war, ließ Robespierre am 8. Juni (20. Prairial) ein Fest des höchsten Wesens halten, eine mit Prozessionen, Prunkreden, Hymnen und symbolischen Handlungen ausgeschmückte theatralische Fratze, bei welcher der hochmütige Heuchler selbst als Großpriester der neuen Religion figurierte. Alles dies erregte auf der einen Seite den Spott von Robespierres Kollegen, auf der anderen den Unwillen jeder reineren Seele. Robespierre selbst verirrte sich damals in ein ihm ganz fremdes theoretisches Gebiet. Der kalte, geist- und phantasielose, nur für nackte Realität oder deren Theorie empfängliche Mann wollte gleich seinem Freunde, dem Idealisten Saint-Just, schwärmen; er verlor aber, während er in die Sterne zu schauen glaubte, das vor seinen Füßen liegende erreichbare Ziel aus den Augen, glitt aus und wurde durch seine Kollegen im Wohlfahrtsausschusse, einen Collot d'Herbois und Billaud-Varennes, vollends zu Boden geworfen.

Die Gegner der Triumvirn im Wohlfahrtsausschuß hatten, als sie diese zu stürzen suchten, den Vorteil, daß sie selbst später ihre Hände in Unschuld waschen und alle begangenen Mordthaten den drei Männern zuschreiben konnten. Dieser Vorteil ward ihnen durch den Umstand gewährt, daß jedes Mitglied des Wohlfahrtsausschusses sein besonderes Fach hatte. Die Triumvirn hätten die Absicht ihrer Gegner schon im Juni klar erkennen können; denn es zeigte sich damals, daß sowohl im Konvent, als in den beiden Regierungsausschüssen die Mehrheit ihnen nicht mehr blindlings folgte. Robespierre hielt es daher auch von dieser Zeit an für ratsam, den Sitzungen des Wohlfahrtsausschusses gar nicht mehr beizuwohnen. Gegen die ihnen drohende Gefahr suchten die drei sich durch ihr gewöhnliches Mittel zu helfen: sie erdichteten eine Konspiration, um ihre Feinde als Teilnehmer an derselben vernichten zu können. Ihre Hauptstütze war der ihnen unbedingt ergebene Jakobinerklub, welcher damals noch allmächtig in

Paris war, da ihm nicht nur die Richter und der Staatsankläger des Revolutionstribunals, sondern auch der Maire Lescot-Fleuriot und die Mitglieder des Gemeinderates angehörten. Außerdem konnten sie sich auf die unter dem Namen Nationalgarde bestehende furchtbare Miliz von Paris verlassen; denn diese wurde von Henriot befehligt, welcher ihrer Faktion auf Tod und Leben ergeben war.

Sobald Collot d'Herbois und Billaud-Varennes, die Häupter der gegen die Drei entstandenen Verbindung, aus den Verhandlungen des Jakobinerklubs erkannten, daß sie bedroht seien, beschlossen sie, durch den Sturz der Triumvirn ihrem eigenen Untergange zuvorzukommen. Auch Carnot, der, in sein Fach verloren, lange geschwiegen hatte, war endlich gegen das Treiben der drei Leute aufgetreten, welche tief unter ihm standen. Barère dagegen lauerte noch, bis er des neuen Windes ganz sicher war und danach seine Segel anders spannen konnte. Die übrigen Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, Lindet, Prieur und Jean Bon Saint-André, waren schon längst gewohnt, einen und denselben Weg mit Carnot zu gehen. An die genannten Gegner der Triumvirn im Wohlfahrtsausschusse schlossen sich Fouché, Tallien, Fréron, Legendre, Thuriot, Bourdon und andere Konventsdeputierte an. Von diesen wurden Bourdon, Legendre und Thuriot als Dantonisten von dem Wunsche geleitet, die Ermordung ihrer Freunde zu rächen; Fouché, Fréron und Tallien aber ergriffen die Gelegenheit, um ihre in Lyon, Marseille, Toulon und Bordeaux verübten Greuelthaten vergessen zu machen. Die beiden letzteren waren damals aus Sansculotten elegante Herren geworden, und besonders spielte Tallien als Gatte einer der reichsten Weltdamen, der Frau von Fontenay geb. Cabarrus, die er aus dem Gefängnisse gerettet und dann, wie damals üblich, auf einige Zeit geheiratet hatte, die Rolle eines eifrigen Konvertiten der Aristokratie.

Die Triumvirn suchten gegen ihre Feinde die Scene vom 31. Mai und 2. Juni 1793 zu wiederholen. Sie fanden jedoch einen ganz anderen Widerstand, als die Girondisten an jenen beiden Tagen geleistet hatten; denn ihre Gegner waren im Boden der Revolution fest gewurzelt wie sie selbst und hatten einen bedeutenden Anhang. Jene begannen ihren Angriff damit, daß sie Fouché und andere ihrer Gegner aus dem Jakobinerklub ausstoßen ließen und dadurch sie als solche bezeichneten, die sie zu verderben wünschten. Alsdann hielt Robespierre am 8. Thermidor (26. Juli) im Konvent eine Rede, durch welche er in unbestimmten Worten und Andeutungen, wie er zu thun pflegte, wenn er einen neuen Schlag vorhatte, auf einen von Saint-Just am folgenden Tage abzustattenden Bericht über Konspirationen vorbereiten wollte. Diese Rede wurde von einem Teile der Deputierten mit

Murren, von dem anderen mit Schweigen aufgenommen, und die Art, wie unmittelbar nachher Fréron und andere gegen Robespierre auftraten, hätte diesem zeigen müssen, daß bereits die Ratten das scheiternde Schiff des Triumvirats und seines Glückes zu verlassen anfingen. Jetzt gewann denn auch Barère Mut; er sprach sich am Abend dieses Tages in der Sitzung der vereinigten Regierungsausschüsse offen und dreist gegen das Triumvirat aus. Beide Teile rüsteten sich am Abend und am folgenden Morgen zu dem bevorstehenden Kampfe. Saint-Just arbeitete in der Sitzung der beiden Ausschüsse selbst, abgesondert von den übrigen Mitgliedern, eine Anklageakte aus, welche in die Form eines im Namen dieser Ausschüsse zu verlesenden Berichtes eingekleidet war; er teilte aber denselben seinen Kollegen trotz ihrer Aufforderung nicht mit. Die letzteren, welche bereits von anderer Seite her das Vorhaben der Triumvirn erfahren hatten, arbeiteten daher auch ihrerseits einen Bericht aus: sie wurden jedoch erst um die Mittagsstunde des folgenden Tages, als Saint-Just seinen Bericht im Konvent bereits vorzutragen begonnen hatte, mit dem ihrigen fertig. Er enthielt den Antrag, daß Robespierre nebst allen seinen Genossen in Anklagestand versetzt und verhaftet, eine Proklamation an das Volk erlassen und die Pariser Nationalgarde neu organisiert werden solle.

Am Morgen des 9. Thermidor (27. Juli) befaßte sich der Konvent, dessen Präsident an diesem Tage zuerst Collot d'Herbois, nachher aber Thuriot, ein alter Feind Robespierres, war, anfangs mit untergeordneten Geschäften. Nachdem diese erledigt, begann Saint-Just seinen Bericht vorzutragen. Jetzt erschienen aber die Mitglieder der beiden Ausschüsse mit ihrem Berichte; und diese waren kaum in den Saal eingetreten, als Saint-Just sogleich am Fortlesen gehindert wurde. Vergebens suchte er wieder zum Worte zu kommen; vergebens bot Robespierre alles auf, um ihm dazu zu verhelfen; vergebens hatte man Jakobiner in den Saal geschickt, um den Augenblick zu erspähen, wo Henriot und seine Scharen herbeigerufen werden sollten. Es ballten sich alle Fäuste, welche früher auf Dantons Geheiß so oft mit Erfolg thätig gewesen waren; Robespierre und Saint-Just wurden durch unaufhörliches Schreien am Reden gehindert, die jakobinischen Spione zum Saale hinausgeworfen und dann das Wort an Tallien gegeben, den man für den Hauptangriff ausersehen hatte. Der Lärm steigerte sich noch; die ganze Versammlung drängte sich um die Rednerbühne; und als Robespierre immer wieder zu reden versuchte, ertönte von allen Seiten her der Ruf: „Du hast das Wort nicht! Nieder mit dem Tyrannen!" Man ließ ihn und seinen Genossen Saint-Just nicht wieder zum Worte kommen, und als Tallien inmitten des Tumultes gegen

die bisherigen Tyrannen sprach, wurden plötzlich alle Feigen kühn. Auf solche Weise errangen, zur großen Freude aller gemäßigten Deputierten, Frevler und Schurken einen Sieg über ihresgleichen, welchen bessere Leute schwerlich errungen haben würden. Als die Stimme der Triumvirn erstickt worden war, bestieg Barère die Tribüne, um den Bericht der beiden Ausschüsse vorzulesen. Auf seinen Antrag wurde die Umgestaltung der Nationalgarde, eine Proklamation an das Volk und die Verhaftung von Robespierre, Saint-Just und Couthon beschlossen. Diese ward augenblicklich vollzogen: gleich nachher wurde auf Befehl der Regierungsausschüsse auch der Kommandant Henriot, gerade als derselbe sein Volk zu den Waffen rief, in Haft genommen.

Sobald der Sieg errungen war, hob der Konvent einstweilen seine Sitzung auf. Aber als sie um sieben Uhr abends wieder eröffnet wurde, hatte alles ein anderes Ansehen erhalten. Die Jakobiner hatten gehandelt; sie hatten die Sektionen einberufen; der ihnen angehörende Gemeinderat war seinerseits thätig gewesen; Coffinhal hatte Henriot aus der Haft befreit, und dieser zog mit zahlreicher Artillerie gegen die Tuilerien, in welchen der Konvent soeben seine Sitzung wieder eröffnete. Bald nachher wurden auch die anderen Verhafteten befreit: man führte sie sogleich auf das Stadthaus, wo ihre Freunde sich versammelt hatten. Zum Glück für den Konvent verlor jedoch Robespierre, anstatt seinerseits rasch zu handeln, die Zeit mit Beratungen, und Henriot, welcher ganz betrunken war, konnte seine Kanoniere nicht zum Feuern bewegen, als diese die Nachricht erhielten, daß der Konvent die Acht über ihn ausgesprochen habe. Diese Unentschlossenheit seiner Feinde benutzte der Konvent, um rasch Gegenanstalten zu treffen. Er erklärte, wie man das nannte, Robespierre und seine Freunde außer dem Gesetze, ließ durch ausgesandte Kommissare die den Jakobinern feindlich gesinnten Quartiere zu den Waffen rufen und ernannte den Deputierten Barras zum Oberbefehlshaber der ganzen bewaffneten Macht. Der letztere, welcher früher als Konventskommissar in Marseille und Toulon seine Grausamkeit und Energie bewiesen hatte, besaß zwar keine große militärische Erfahrung, er war aber klug genug, stets tüchtige Leute als seine Unterbefehlshaber zu gebrauchen. Gegen drei Uhr Morgens rückten die von den Konventskommissaren gesammelten Scharen von allen Seiten her gegen das Stadthaus heran, vor welchem der Pöbel dicht gedrängt stand und noch immer auf die Befehle seiner Führer harrte. In kurzer Zeit war diese Masse vertrieben; die Truppen des Konvents drangen in das Stadthaus ein und nahmen dort um halb vier Uhr morgens die geächteten Männer wieder gefangen. Von diesen ließ nur Saint-Just sich ohne Widerstreben verhaften, Lebas



XV. 171. (Reproduktion des Stiches von L. Portman.)

tötete sich durch einen Pistolenschuß, Robespierre erhielt von den eindringenden Soldaten einen Schuß, der ihm die Kinnlade zerschmetterte und wurde gräßlich entstellt fortgeschleppt. Sein Bruder stürzte sich aus dem Fenster, fand jedoch den gewünschten Tod nicht. Der lahme Couthon wurde unter dem Tische festgenommen, wo er sich, als wenn er tot wäre, hingelegt hatte; Henriot war in eine Kloake gekrochen und wurde voll Unrats mit einem Haken hervorgeholt.

Die Verhafteten, 21 an der Zahl, wurden noch an demselben Tage hingerichtet. Die Regierungsausschüsse erklärten nämlich, daß bei Geächteten kein Prozeß nötig sei, sondern nur die Identität ihrer Person durch das Revolutionstribunal festgestellt werden müsse. Vergebens suchte Fouquier-Tinville die Hinrichtung zu verzögern; der Konvent machte es gerade so, wie er selbst es bei Dantons Hinrichtung gemacht hatte: er gebot dem Tribunale die sofortige Ausführung des Ächtungsbefehls. Dieses Gebot wurde vollzogen, und kurz vor dem Schlusse seiner Sitzung erhielt der Konvent die Nachricht, daß die Häupter der Geächteten gefallen seien. Zu den am 10. Thermidor Hingerichteten gehörten die beiden Robespierre, Saint-Just, Couthon, Henriot, der Präsident des Revolutionstribunals Dumas und der Maire Lescot-Fleuriot. An den beiden folgenden Tagen wurden noch 72 andere Jakobiner und Anhänger Robespierres, unter ihnen die meisten Mitglieder des Pariser Gemeinderates, hingerichtet. Die Geschichte der Menschen, welche zwei Jahre lang Frankreich mißhandelt hatten, endigte also wie ein Räuberdrama.

Der glückliche Ausgang der Sache war, wie einer der zuverlässigsten unter den vielen Memoirenschreibern jener Zeit, der Konventsdeputierte Thibaudeau, urteilt, gleich so vielen großen Begebenheiten in revolutionären Zeiten eine Wirkung des Zufalls gewesen. „Wenn Unternehmungen," setzt Thibaudeau hinzu, „fehlschlagen, so klagt der Mensch das Schicksal an; gelingen sie aber, so schreibt er sie seiner eigenen Weisheit zu. Jeder nahm daher nach dem Sturze der Triumvirn die Ehre in Anspruch, mehr oder weniger zu demselben beigetragen zu haben." Auch über den wahren Charakter des Kampfes gegen Robespierre urteilt dieser Mann, der zu den wenigen ruhigen und verständigen Freiheitsfreunden seiner Zeit gehörte, durchaus richtig und treffend: er sagt, der Zweck des Kampfes sei nicht die Vernichtung der Tyrannei, sondern nur ein Wechsel in den Personen der Tyrannen gewesen. Wirklich war auch der Sturz der Triumvirn nicht mit einer unmittelbaren Änderung des herrschenden Systems verbunden; denn diese würde eine gerichtliche Untersuchung gegen die Urheber und Träger des Schreckenssystems, also auch gegen die Besieger der Triumvirn oder, wie man sie nannte, die Thermidoristen herbeigeführt haben.

Es schien sogar, als wenn gleich nach dem 9. Thermidor der Terrorismus noch mehr gesteigert werden sollte. Eben diese Thermidoristen, ein Fouché, Barras, Fréron, Legendre und Tallien, waren ja der Rumpf der Dantonisten, Leute ohne Gewissen und Grundsatz, welche nicht, wie Saint-Just, schwärmten, sondern ihre Verbrechen und deren Wirkungen kalt berechneten. Freilich konnten diese Leute sich nicht lange im Besitze der höchsten Gewalt behaupten; denn sie hatten den Pöbel, der sie allein gegen den besseren Teil der Nation hätte schützen können, unversöhnlich beleidigt und sich also selbst ihrer Stütze beraubt.

8. Der erste Koalitionskrieg 1793 und 1794.

Der Krieg, welchen das verbündete Europa mit Frankreich führte, nahm schon nach anderthalb Jahren eine für die Verbündeten unglückliche Wendung. Dies erklärt sich ebenso, wie das spätere Kriegsglück der Franzosen, ganz einfach daraus, daß für die Franzosen der Krieg eine Nationalangelegenheit, für ihre Feinde dagegen nur eine Sache der Minister und ihrer Politik war. Außerdem waren aber auch auf seiten der letzteren — ein häufiger und natürlicher Fehler bei Koalitionen — die kommandierenden Generale und ihre Herrscher stets untereinander uneinig, während bei den Franzosen ein einziger Mann, Carnot, die Kriegsangelegenheiten mit unumschränkter Gewalt leitete. Dieser erfahrene und geniale Kriegsmann bekämpfte die bei ihrer alten Methode beharrenden Führer der Feinde durch ein neues System der Kriegskunst. Er wurde dabei, wegen des herrschenden terroristischen Systems in allen seinen Maßregeln weder durch irgend eine Rücksicht, noch durch die geringste Schwierigkeit gehemmt. Alles, was zum Kriege erforderlich war, Menschen, Geld, Pulver, Waffenmaterial und Lebensmittel, wurden damals in Frankreich überall, wo man es fand, weggenommen, und der Tod drohte jedem, der sich dabei widersetzte. Unter solchen Umständen und gegenüber der Tapferkeit eines Heeres, das aus der gesamten waffenfähigen Mannschaft eines kriegerischen Volkes bestand, mußte die Weisheit systematischer Feldherren, die einer vorübergegangenen Zeit angehörten, notwendigerweise zu schanden werden.

Wir wollen diese allgemeine Bemerkung noch durch einige weitere Ausführungen erläutern, weil die Kriegsbegebenheiten selbst nur ganz kurz berichtet werden können. Herzog Ferdinand von Braunschweig selbst hat, als er im Jahre 1794 seine Entlassung nahm, öffentlich ausgesprochen, daß die Verbündeten mit den beschränkten Mitteln, welche ihre veralteten Staatseinrichtungen ihnen gewährten, nicht im stande seien, der kolossalen demokratischen Einheit der Franzosen die Spitze zu bieten. Und doch gehörte er selbst zu den Generalen, welche einem

fanatisierten Volke und seinem neuen Kriegssystem gegenüber der alten methodischen Kriegführung nicht zu entsagen vermochten. Eben solch ein General war sein Nachfolger im Kommando, Möllendorf, desgleichen der die Österreicher führende Prinz Josias von Koburg und der Herzog von York, Georgs III. Sohn, welcher das englische Landheer befehligte. Eine Ausnahme bildeten freilich Clerfayt und der Erzherzog Karl; aber diese Männer besaßen den nötigen Einfluß im Kabinett nicht und sahen sich sowohl durch die politischen Kabalen, welche während des Krieges beständig angesponnen wurden, als auch durch die Zwietracht ihrer Regierungen und durch den Mangel an Munition und Lebensmitteln in ihren Unternehmungen gehemmt. Für die Kriegsbedürfnisse war so wenig gesorgt, daß, als 1793 die Preußen Mainz, die Österreicher Valenciennes und Condé belagerten, beide nicht einmal das erforderliche Geschütz hatten, sondern es von den Holländern leihen mußten. Sogar die Art, wie man die Feldzugspläne entwarf, machten es jedem tüchtigen General unmöglich, etwas Erfolgreiches zu unternehmen. Als z. B. im Februar 1794 der Plan für den Krieg dieses Jahres beraten werden sollte, versammelte man nicht etwa nur die Heerführer und Generale, sondern auch eine große Anzahl von Prinzen und Grafen. Mit dem papierenen Produkt einer solchen Versammlung sollten dann Feinde bekämpft werden, welche von einer festen Hand geleitet und von den tüchtigsten Feldherren, die sich allmählich und ziemlich rasch in diesem Kriege bildeten, und deren Emporkommen nichts im Wege stand, geführt wurden.

Sogar unter den Generalen selbst herrschte Zwietracht. Man mußte z. B. im Jahre 1793 wegen der Eifersucht, welche zwischen Ferdinand von Braunschweig und dem österreichischen General Wurmser bestand, die sonderbare Einrichtung treffen, daß alle Befehle des ersteren an den letzteren nicht von jenem, sondern vom preußischen Könige erteilt wurden. Die Zwietracht unter den Regierungen war noch größer, weil jede derselben ihr besonderes Ziel verfolgte. Die Österreicher zeigten schon bei der ersten Unternehmung, die sie 1793 nach Dumouriez' Verräterei machten, daß sie die Koalition nur dazu benutzen wollten, um für sich Eroberungen zu machen: sie nahmen die beiden Festungen Condé und Valenciennes, welche sie damals eroberten, nicht als anvertrautes Gut, sondern als Eigentum in Besitz. Sie erregten dadurch das größte Mißtrauen bei ihren Bundesgenossen und leiteten diese ganz auf dieselbe Bahn. Der damalige Großpensionär von Holland, van Spiegel, sagte geradezu, man habe von Anfang an eilen müssen, die einem jeden Staate im voraus zugeteilten Landstriche auch wirklich in Besitz zu nehmen. Diese verderbliche Politik war zugleich mit allen Kabalen und Falschheiten kleinlicher Seelen durch

den Baron Thugut, der am 27. März 1792 leitender Minister Franz' II. für die auswärtigen Angelegenheiten wurde, in das österreichische Kabinett gebracht worden. Bei den Preußen, deren König in der Gewalt einer Gräfin Lichtenau war, trieben Lucchesini und Haugwitz dasselbe ränkevolle Spiel. Im Anfange des Jahres 1794 erhielten diese durch die Mitwirkung des Ministers von Hardenberg eine neue Stütze für ihre unselige Politik, welche eine Vergrößerung Preußens auf Unkosten Deutschlands bezweckte. Hardenberg hatte früher im Dienste des letzten Markgrafen von Ansbach und Baireuth gestanden und denselben dazu gebracht, daß er schon bei seinen Lebzeiten (1791) sein Land an Preußen abtrat. Er war nachher dirigierender Minister dieses neuen preußischen Besitztums geworden, hatte sich als solcher einen großen Einfluß am Hofe verschafft und kam im Anfange 1794 an den Rhein, nicht um die Verteidigung des deutschen Stromes zu fördern, sondern um sie zu verhindern. Von diesem Augenblicke an hatte das preußische Kabinett kein anderes Ziel im Auge, als sich des Krieges mit Frankreich ganz zu entledigen, damit ihm sein Anteil an der Beute in Polen gesichert bleibe.*) Von dem Deutschen Reiche und seiner Teilnahme am Kriege darf man nicht reden, weil in betreff seiner nur von Beratungen und von dem, was geschehen sollte, nicht von etwas, was wirklich geschah, berichtet werden könnte.

Was den Krieg selbst betrifft, so geht aus den soeben gegebenen Andeutungen hervor, daß die Führung desselben auf seiten der Koalition vorzugsweise durch politische Rücksichten und die wechselnden Beziehungen der Mächte untereinander bestimmt wurde. Es ist daher auch nicht möglich, den Zusammenhang der Kriegsbegebenheiten in der Kürze klar zu machen; wir müssen uns auf eine bloße Angabe der Hauptereignisse beschränken.

Nach Dumouriez' Entweichen suchten die Verbündeten einerseits die Franzosen wieder vom Oberrhein zurückzutreiben und andererseits von Belgien aus in Frankreich einzubrechen. Am Oberrhein drangen die Österreicher unter Wurmsers Führung gegen das Elsaß vor. Zu gleicher Zeit wurde Mainz von den Preußen belagert. Diese Festung war von den Franzosen nicht allein neu hergestellt, sondern auch mit den nötigen Geschützen und mit einer Besatzung von 22 000 Mann unter tüchtigen Generalen versehen worden. Sie konnte daher nur durch Hunger zur Übergabe gebracht werden. Dies geschah am 22. Juli

*) Richtiger: Damit nicht Preußen, während es den gemeinsamen Krieg im Westen ausfocht, im Osten von seinen Bundesgenossen Österreich und Rußland übervorteilt werde.

1793, nachdem sie bereits seit dem 14. April eng eingeschlossen gewesen war. Um dieselbe Zeit fielen im Norden die beiden Festungen Condé und Valenciennes. Dort war zuerst Dampierre und, als dieser bald nachher den Tod fand, Custine an Dumouriez' Stelle gesetzt worden. Custine konnte Condé, welches seit April belagert wurde, nicht retten; er wurde dafür nach dem Falle dieser Festung (11. Juli) verhaftet und dann im August guillotiniert. Sein Nachfolger im Kommando war Houchard: dieser vermochte ebensowenig das durch den Herzog von York belagerte Valenciennes zu retten, das sich schon am 28. Juli ergab.

Nach der Eroberung von Condé und Valenciennes scheiterten die weiteren Unternehmungen der Verbündeten an den oben angedeuteten Verhältnissen und Umständen. Der Herzog von York lagerte sich vor Dünkirchen, um diesen befestigten Hafen für die Engländer zu erobern. Die Österreicher und Preußen aber zersplitterten ihre Kräfte, belagerten der alten Methode gemäß eine Festung nach der anderen und verdarben die Zeit mit Hin- und Hermarschieren. Unterdessen schuf der Wohlfahrtsausschuß eine aus zehn Heeren bestehende nationale Kriegsmacht, welche unter die Leitung tüchtiger Generale gestellt ward; und Carnot, der am 13. August in den Wohlfahrtsausschuß trat, organisierte ein ganz neues System der Kriegführung. Nach diesem System wurden im Gegensatz zu dem langsamen Verfahren der Koalitionsmächte Leichtigkeit und Raschheit der Bewegungen sowie plötzliche Angriffe mit überlegenen Massen zur Hauptsache gemacht, und es wurde überdies nicht, wie die Gegner mit ihren geworbenen Truppen thaten, darauf Rücksicht genommen, wie viele Leute geopfert würden. Einen großen Zweck glaubte man nie zu teuer erkaufen zu können und brachte überhaupt das Leben von Tausenden, das ohnehin im damaligen Frankreich so billig war, nicht weiter in Anschlag. Um das bedrängte Dünkirchen zu retten, verstärkten die Franzosen, ohne daß die Alliierten es merkten, Houchards Corps durch Truppen, welche mit Postpferden herbeigeführt wurden. Houchard griff hierauf den Herzog von York an, schlug ihn am 8. September bei Hondschoot völlig und erzwang dadurch die Aufhebung der Belagerung von Dünkirchen. Gleich nachher drängte er die Holländer und Engländer in Flandern zurück, wurde aber, als die Österreicher diesen zu Hilfe kamen, am 15. September geschlagen und mußte dafür später, wie Custine, mit dem Leben büßen. Statt seiner ward Jourdan Oberbefehlshaber der Nordarmee. Dieser erhielt, als die Österreicher Maubeuge bedrohten, den Befehl, das Äußerste zu wagen. Er griff also am 15. Oktober bei Wattignies den General Clerfayt an. Sein Angriff scheiterte zwar; in der folgenden Nacht wurde aber das französische

Heer bedeutend verstärkt, und am Tage darauf erfocht Carnot, der sich als Konventsdeputierter bei Jourdan befand und das Kommando einer Division übernommen hatte, einen vollständigen Sieg. Viele Militärs behaupten jedoch, daß der Prinz Josias von Koburg infolge dieser Schlacht allzu eilig die Belagerung von Maubeuge aufgehoben habe. Dies lassen wir unentschieden; gewiß ist, daß der Krieg, als beide Teile im November die Winterquartiere bezogen, zum Vorteile der Franzosen geendigt hatte.

Einen gleichen Ausgang hatte der Krieg am Oberrhein, wo das französische Heer anfangs sehr im Nachteile gewesen war, aber durch die Selbstsucht, Zwietracht und Langsamkeit der Verbündeten bald ebenfalls die Oberhand erhielt. Dort versagten zuerst die Preußen dem General Wurmser, als derselbe gegen das Elsaß vordrang, die Unterstützung. Als sie dieselbe endlich gewährten und am 14. September bei Pirmasens ein kleines französisches Heer völlig schlugen, wurde dadurch nichts gewonnen, weil gerade damals König Friedrich Wilhelm viele Truppen vom Rhein nach Polen schickte und gleich nachher selbst dahin abreiste. Am 13. Oktober gelang es den Österreichern und Preußen die Weißenburger Linien, eine von Vauban angelegte Reihe von Feldschanzen, zu erstürmen und sich dadurch den Weg nach dem Elsaß zu bahnen. Allein gleich darauf lähmte die offenbare Absicht des preußischen Kabinetts, sich der weiteren Teilnahme am Kriege zu entziehen, wieder alle Unternehmungen. Die Franzosen schickten damals zwei junge Männer, Hoche und Pichegru, welche zu Generalen geboren waren, mit frischen Truppen an den Oberrhein. Hoche wandte sich gegen die Preußen, Pichegru gegen die Österreicher. Der erstere erlitt zwar am 30. November bei Kaiserslautern eine Niederlage; Ferdinand von Braunschweig verfolgte aber seinen Sieg nicht und leistete dem General Wurmser die nötige Hilfe erst dann, als es zu spät war. Der letztere konnte nämlich seinen Plan, die sich stets verstärkenden Angriffe Pichegrus durch ein offensives Vorgehen zu vereiteln, nicht ausführen, weil Ferdinand, welcher den alten Wurmser für zu sehr auf die Eroberung des Elsaß erpicht hielt, mit seinem Beistande so lange zauderte, bis die Franzosen ihre Verteidigungsanstalten getroffen hatten und ihrerseits Ende Dezember die Linien stürmten. Die Verbündeten mußten hierauf alles linksrheinische Land bis nach Worms räumen.

Auch im Süden und Westen von Frankreich waren die Republikaner 1793 überall siegreich. Sie bezwangen im Oktober das aufständische Lyon; sie eroberten im Dezember das von den Engländern besetzte Toulon; und wenn auch an den Pyrenäen die Spanier noch in demselben Monat ein Stück von Frankreich besetzten, so wurden sie

doch bald nachher durch Dugommier nicht nur zurückgetrieben, sondern auch in ihrem eigenen Lande angegriffen.

Im folgenden Jahre (1794) erging es den Heeren der Koalition nicht besser. Auf seiten der Preußen ward im Januar der Herzog von Braunschweig abberufen und durch den alten Möllendorf ersetzt, welcher ebensowenig wie sein Vorgänger zur Bekriegung der Franzosen geeignet war und zugleich dessen Verfahren den Österreichern gegenüber fortsetzte. Die Kaiserlichen ihrerseits aber vergeudeten die Zeit mit Beratungen und mit dem Entwerfen von Kriegsplänen, welche gleich nachher wieder aufgegeben werden mußten und nicht immer sehr ernst gemeint waren. Die Männer, denen Kaiser Franz das Ruder überlassen hatte, machten sogar, wiewohl vergebens, den Franzosen Friedensanträge. Das preußische Kabinett würde sich schon im Frühjahr ganz von der Koalition losgesagt haben, wenn nicht die Engländer und Holländer es durch einen am 19. April geschlossenen Subsidienvertrag dahin gebracht hätten, daß die preußische Regierung gegen weitere Geldzahlungen sich verpflichtete, mit 62 000 Mann auch fernerhin am Kriege teilzunehmen. Freilich ging es deshalb nicht anders als vorher: Möllendorf verweigerte, als man einen Feldzugsplan entworfen hatte, unter allerlei Vorwänden seine Mitwirkung, weil er nicht in die Niederlande, wo ein Hauptschlag geschehen sollte, ziehen, sondern unabhängig bleiben wollte.

Der Feldzug, welcher erst in der Mitte April eröffnet werden konnte, war anfangs für die Verbündeten glücklich. Dies änderte sich indessen bald, weil der Wohlfahrtsausschuß, rücksichtslos zugreifend, alle ihm zu Gebote stehenden Mittel gegen die Feinde wandte. Drei französische Heere wurden gegen die Niederlande hin aufgestellt, und diese erhielten Ober- und Unterbefehlshaber, welche in der Kriegsgeschichte unsterblich geworden sind. Zwischen der Saar und der Mosel stand Jourdan mit der sogenannten Moselarmee, und unter ihm dienten Championnet, Lefebvre und Bernadotte; zwischen Philippeville und Charlemont war die Ardennenarmee unter Charbonnier aufgestellt, zu dessen Unterbefehlshabern Kleber, Marceau und Marescot gehörten; von Givet an bis nach Dünkirchen endlich lag die Nordarmee unter Pichegru, bei dem sich Moreau, Souham und andere ausgezeichnete Untergenerale befanden. Was vermochten gegen solche Feldherren ein Koburg und ein York! Nach einigen für die verbündeten Waffen glücklichen Gefechten wurde am 29. April Clerfayt bei Moescroen geschlagen. Die Alliierten eroberten zwar am folgenden Tage die Festung Landrecies; sie sahen sich aber einesteils in ihrem Centrum bedroht und konnten anderenteils nicht über einen festen Plan einig werden, während zu gleicher Zeit der österreichische General Mack,

welcher überall, wo er erschien, Verderben brachte, den Kaiser Franz, der im April persönlich in Belgien erschien, für seine Entwürfe zu gewinnen wußte und das österreichische wie das preußische Kabinett die Hauptlast des Krieges auf die Engländer und Holländer zu wälzen suchte. Am 18. Mai erfochten Moreau und Souham bei Tourcoing einen vollständigen Sieg über den Herzog von York. Nachher fielen in einer Reihe von Gefechten, welche die Franzosen in Flandern und an der Sambre den Österreichern lieferten, auf beiden Seiten viele Leute; den Franzosen wurden aber fast täglich neue Scharen zugesendet, die Österreicher dagegen erhielten nur geringe oder gar keine Verstärkungen. Während so die tapferen österreichischen Soldaten bluteten und Clerfayt das Unmögliche leistete, überzeugten Thugut und Koburg am 24. in einem Kriegsrate, dessen Ergebnis sorgfältig geheimgehalten wurde, den Kaiser Franz, daß es für Österreich am vorteilhaftesten sein würde, wenn man die Niederlande aufgebe und sich dagegen bei der bevorstehenden dritten Beraubung Polens beteilige: und es ließ sich in der That ernstlich fragen, ob nicht der Besitz Belgiens für Österreich mehr eine Quelle der Schwäche als der Stärke sei. Auch die Preußen wurden von England und Holland vergebens bestürmt, für das Geld, das man ihnen zahlte, die vertragsmäßige Hilfe in den Niederlanden zu leisten.

Diese Umstände benutzte Carnot, um dadurch, daß er die drei französischen Heere unter einem General vereinigte und noch mit 15 000 Mann von der Rheinarmee verstärkte, die rasche Eroberung Belgiens herbeizuführen. Jourdan war derjenige, den er an die Spitze der aus 90 000 Mann bestehenden vereinigten Kriegsmacht stellte (Anfang Juni). Dieser wurde zwar, als er am 16. Juni den Übergang über die Sambre nach dreimaligem vergeblichen Versuche endlich erzwungen hatte, durch das sogenannte erste Treffen bei Fleurus wieder zurückgetrieben; er setzte aber zum fünftenmale über, brachte am 25. Juni das belagerte Charleroi zum Fall und lieferte am folgenden Tage den Österreichern das zweite Treffen bei Fleurus. Dieses endigte für die letzteren zwar keineswegs mit einer Niederlage; allein der Prinz von Koburg gab unmittelbar nach demselben den Befehl zum Rückzuge und verschaffte dadurch den Franzosen alle Vorteile des Sieges. Was auch der Grund dieses Benehmens gewesen sein mag, Koburg setzte gleich nachher, anstatt sich mit dem Herzog von York zu vereinigen und noch eine Hauptschlacht zu liefern, seinen Rückzug weiter bis an den Rhein und weiterhin bis über den Rhein fort. Die Franzosen drangen daher immer weiter vor, und die Führer der englischen und holländischen Truppen sahen sich bald genötigt, nur an die Deckung Hollands zu denken. Jetzt kam alles darauf an,

daß die Verbindung mit Holland und dem Rhein erhalten und die Straßen nach Limburg und Luxemburg behauptet würden; allein das preußische Heer unter Möllendorf, dessen man zu diesem Zweck durchaus bedurfte, ließ die Engländer und Holländer im Stiche.

Am Oberrhein hatte Möllendorf zwar schon im Mai zugleich mit dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, welcher dort an Wurmsers Stelle den Befehl übernommen hatte, die französische Rheinarmee angegriffen und bei Kaiserslautern geschlagen; er hatte sich aber nachher auf die Defensive beschränkt, und es war zwischen ihm und dem Herzog Albert dieselbe Zwietracht ausgebrochen, wie früher zwischen dem Herzog Ferdinand von Braunschweig und Wurmser. Außerdem hatten die Verbündeten am Oberrhein den doppelten Fehler begangen, daß sie ihre ganze Heeresmacht auf der langen Linie von Speier bis Trier zerstreut und die Schwächung der französischen Rheinarmee, von welcher, wie erwähnt, ein Teil in die Niederlande marschiert war, nicht benutzt hatten. Es war daher auch für die Franzosen, sobald diese in den Niederlanden ihren Zweck erreicht hatten, nicht schwer, am Rhein die Preußen und Österreicher wieder in ihre früheren Stellungen zurückzutreiben und ihnen den Weg nach Luxemburg zu verlegen.

Nachher focht Möllendorf mit Ruhm in der Gegend von Kaiserslautern und am Hunsrücken; allein er hatte kein Herz für diesen Krieg, den er für einen politischen Fehler hielt, und am 16. September ließ sein König, der längst im Sinne des Friedens bearbeitet worden war, in Wien erklären, daß er seine Truppen vom Rhein wegziehen werde, weil er ihrer in Polen bedürfe. Österreich und Preußen klagten damals einander öffentlich an, und beide machten zugleich dem Deutschen Reiche Vorwürfe. Österreich drohte ebenfalls seine Truppen zurückzuziehen und Deutschland seinem Schicksale zu überlassen. Dies verhinderten jedoch die Engländer durch zwei Millionen Pfund Sterling Subsidien, wogegen dann Österreich den Prinzen von Koburg zurückrufen und den Oberbefehl an Clerfayt übertragen mußte. Koburg schloß damals seine ruhmlose militärische Laufbahn für immer: seine Ersetzung durch den fähigen Clerfayt nützte indessen vorerst nichts, weil man den General Mack wieder zum Heere geschickt hatte, und weil die Verbindung zwischen den alliierten Truppen nicht mehr hergestellt werden konnte. Pichegru drängte sich zwischen die Engländer und Holländer sowie Jourdan, dessen Heer 80 000 Mann stark war, zwischen diese und die Österreicher. Die Holländer wurden immer weiter zurückgetrieben und verloren im Oktober und November alle ihre Grenzfestungen. Schon im Oktober zwang Jourdan auch die Österreicher, das ganze linke Rheinufer bis nach Mainz

hinauf preiszugeben, und am 26. rückte er in Koblenz ein. In demselben Monat führte Möllendorf die Preußen über den Rhein zurück. Auf der ganzen linken Seite dieses Flusses waren, als das Jahr zu Ende ging, nur noch Mainz und Luxemburg im Besitze der Koalition.

9. Frankreich vom Sturze Robespierres bis zur Auflösung des Konvents im Oktober 1795.

Die Thermidoristen, ein Fouché, Tallien, Barère, Billaud-Varennes, Barras, Collot d'Herbois, Legendre, Vadier u. a., hatten bei der Vernichtung der Triumvirn keine Veränderung des herrschenden Systems beabsichtigt; ja, sie mußten diese sogar zu hintertreiben suchen, weil sich sonst der Royalismus erhoben und sie um die Früchte ihres Sieges gebracht hätte. Sie waren jedoch andererseits auch klug genug, einzusehen, daß die glückliche Wendung des Krieges mit dem Auslande notwendigerweise die Rückkehr zu den Grundsätzen herbeiführen werde, die man, solange die Existenz des Reiches bedroht war, hatte verschmähen dürfen: daß man sich jetzt, wo die Gefahr für Frankreich beseitigt war, nicht mehr werde gefallen lassen, was man während der Krisis des auswärtigen Krieges über sich hatte ergehen lassen. Sie sahen sich außerdem genötigt, gegen ihre erbittertsten Feinde, die Jakobiner, bei den Vornehmen und Reichen Hilfe zu suchen und zuletzt sogar die Girondisten, früher ihre heftigsten Gegner, wieder in den Konvent aufzunehmen. Übrigens war auch die Mehrzahl der Konventsdeputierten im Herzen niemals ultrarevolutionär gesinnt gewesen; sie hatte aber bisher der energischen Minderzahl ihrer Kollegen nicht zu widerstehen vermocht und mußte jetzt den Umsturz des in seinen Grundlagen guten neuen Staatsgebäudes ohne Hierarchie, Pfaffentum und Adelsprivilegien befürchten, wenn das sogenannte souveräne Volk oder auch das Revolutionstribunal außer Thätigkeit gesetzt würde. Die Lage der Dinge selbst führte so nach dem 9. Thermidor ein Schaukelsystem herbei, das sich sogar bis über die Zeit des Konvents hinaus erhielt, und vermöge dessen man bald die Royalisten durch die Terroristen, bald diese durch jene im Zügel zu halten suchte. Doch machten sich, mitten in der anscheinenden Verwirrung und trotz der alten revolutionären Mittel, welche die Parteien gegeneinander anwandten, die Grundsätze der Mäßigung, der Ordnung und der Ruhe immer mehr und wie von selbst geltend.

Der Konvent behielt die bisherigen revolutionären Regierungsbehörden, den Wohlfahrts- und Sicherheitsausschuß, zwar bei; der erstere wurde aber auf die auswärtigen Angelegenheiten, der zweite auf die hohe Polizei beschränkt. Zugleich nahm man beiden das Recht,

Konventsdeputierte verhaften zu lassen, und verordnete die monatliche Erneuerung der Ausschüsse, indem in jedem Monat 4 Mitglieder ausschieden und durch neugewählte ersetzt wurden. Auch das Revolutionstribunal wurde beibehalten; dagegen erklärte der Konvent schon fünf Tage nach Robespierres Sturz das furchtbare Justizgesetz vom 22. Prairial, das den Zeugenbeweis für überflüssig erklärte, für aufgehoben. Ebenso ließ man zwar die revolutionären Ausschüsse der Gemeinden noch eine Zeitlang bestehen; allein es wurde nicht nur ihre Zahl verringert, sondern man beschränkte auch die Sektionsversammlungen auf eine einzige in jeder Dekade und verdrängte dadurch, daß die Bezahlung von 40 Sous an jeden sie besuchenden Bürger eingestellt wurde, die ganz arme Klasse aus denselben. Auf solche Weise milderte der Konvent eine Maßregel der letzten Zeit nach der anderen. Unglücklicherweise erhielten jedoch damals auch die Männer und Weiber der frivolen Salonswelt ihren früheren Einfluß wieder.

Von diesen Salons standen sich zwei, der eines gewissen Devaines und der der Madame Tallien oder früheren Fontenay-Cabarrus, als Repräsentanten der alten und der neuen Zeit gegenüber. In dem ersteren, in welchem Devaines' Gattin präsidierte, bildeten die Royalisten, die allmählich sich wieder hervorwagten, den Kern der Gesellschaft; neben ihnen fanden sich jedoch auch Männer, wie Thibaudeau und Maret, ein. In dem Salon der Madame Tallien erschienen die Männer der Schreckenszeit, welche dort von den Damen des guten Tons gebändigt wurden. Einen dritten Salon für die elegante Welt hatte die Gattin des Bankiers Recamier geöffnet. Diese durch Schönheit glänzende, achtungswerte Frau, welche im ganzen stets derselben politischen Ansicht wie die Frau von Staël huldigte, vereinigte eine Anzahl Leute um sich, die nicht gerade entschieden einer bestimmten Partei angehörten. Später hielt auch die Frau von Staël einen Salon für alle jene Feuillants von 1791, denen Freiheit und Bürgerwohl nur Mittel, nicht Zweck schienen. In diesem Kreise ward der frühere Bischof Talleyrand, nachdem er im Herbst 1795 aus der Verbannung zurückgekehrt war, die Hauptperson; doch besuchte er auch den Salon von Devaines.

Der Kampf, welcher unmittelbar nach dem 9. Thermidor in Paris die revolutionären Scenen der letzten Jahre erneute, war nicht ein Streit um Partei und Meinung, sondern ein Kampf der Rache und Vergeltung in Beziehung auf einzelne Personen. Die aus dem Reste der Cordeliers bestehenden Thermidoristen mußten um ihrer eigenen Existenz willen die Macht der Jakobiner, ihrer früheren Freunde, zu brechen suchen und wurden darin durch die vornehmen jungen Leute

von Paris unterstützt, welche das Leben wieder mit der Eleganz der alten Zeit auszuschmücken wünschten. Die Thermidoristen und der ganze Konvent gerieten jedoch dabei in die größte Verlegenheit, weil das, was man gegen die Jakobiner vorbringen konnte, im Grunde alle Konventsdeputierten traf, und weil man gegen die royalistische Reaktion, die sich zu regen begann, des Pariser Pöbels bedurfte. Der Jakobinerklub, welchen Legendre am 9. Thermidor gewaltsam geschlossen hatte, wurde daher auch schon vier Tage nachher mit dessen Zustimmung wieder eröffnet; und obgleich er nachher fortwährend angegriffen und in die Enge getrieben wurde, so dauerte es doch noch sechs Monate, bis er endlich ganz unterdrückt wurde. Schon während des Monats August beschloß der Konvent die Verhaftung Fouquier-Tinvilles, Lebons, Rossignols und anderer Schergen Robespierres. Unmittelbar darauf ließen Fréron, Barras und Legendre dasselbe gegen Carrier, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Barère und andere beantragen; es gelang ihnen aber nur gegen den ersteren einen Anklagebeschluß zu erwirken, und auch dieser ward erst am 21. November durchgesetzt. Carrier wurde hierauf am 16. Dezember zum Tode verurteilt und am folgenden Tage hingerichtet. In betreff der Jakobiner brachten Fréron, Tallien und ihre Freunde es schon am 16. Oktober 1794 dahin, daß der Konvent jede Verbindung der Jakobinerklubs untereinander verbot, also mit anderen Worten, die ganze revolutionäre Organisation Frankreichs zerstört und dadurch die Macht des Pariser Mutterklubs gebrochen wurde.

Die allmähliche Vernichtung der Jakobiner wurde nicht durch Konventsbeschlüsse allein zu stande gebracht, sondern sie war auch mit förmlichen Straßenkämpfen verbunden, weil die Thermidoristen den Konvent nur durch Schrecken zur Aufhebung des Klubs zu treiben vermochten. Bei diesen Kämpfen teilte sich die vornehme Jugend von Paris mit dem Pöbel in die Rolle, welche der letztere zu Dantons und Robespierres Zeit allein gespielt hatte. Fréron, welcher damals selbst erst 26 Jahre alt war, hatte zugleich mit Tallien eine Anzahl junger Leute aus vornehmen Familien zu einer Schar von Klopffechtern vereinigt. Diese mit Knütteln bewaffneten und durch gleichförmige Tracht ausgezeichneten Jünglinge, welche man die Goldene Jugend (la jeunesse dorée) oder auch die Muscadins nannte, warben zu ihrer Verstärkung eine Anzahl handfester Männer an und neckten, beschimpften und klopften die Jakobiner überall, wo dieselben sich sehen ließen. Ihre Losung war der Ruf: Es lebe der Konvent! Auch hatten sie ihr Parteilied, das Erwachen des Volkes (reveil du peuple) genannt, welches sie der Marseillaise der Jakobiner entgegensetzten. Im Tuileriengarten, im Palais Royal und in verschiedenen Straßen kämpften sie

fast täglich mit den Klubbisten und mit dem Pöbel der Vorstädte. Sie stellten sich manchmal auch am Eingange des Klublokals auf und griffen die eintretenden Jakobiner an. Am 9. November drangen sie mit ihren Helfershelfern sogar stürmend in das Gebäude ein, prügelten die versammelten Männer mit ihren Stöcken durch und trieben mit Peitschenhieben die anwesenden Weiber hinaus, indem sie dieselben höhnisch und zeitgemäß ermahnten, sich künftig nur mit ihrer Haushaltung abzugeben. Die Behörden hätten allen Prügeleien leicht vorbeugen können; sie blieben aber ganz ruhig, weil man schon längst auf einen Vorwand wartete, um den Jakobinerklub ganz zu unterdrücken. Diesen Vorwand gab eine neue furchtbare Prügelei, welche am 11. November vorfiel. Die vereinigten Ausschüsse der Wohlfahrt, der Sicherheit, des Krieges und der Gesetzgebung ließen noch an demselben Tage den Saal der Jakobiner schließen; der Konvent bestätigte am 12. November ihr Verfahren und machte damit dem Klub, der sich überlebt hatte, für immer ein Ende. Ein halbes Jahr später wurde auf Befehl des Konvents das Jakobinerkloster sogar abgebrochen und der Platz, auf dem es gestanden hatte, in einen Marktplatz umgewandelt.

Am 2. Dezember that der Konvent einen Schritt zu Gunsten der Royalisten und sechs Tage später einen andern zu Gunsten der Girondisten. Am ersteren Tage wurden nämlich die grausamen Beschlüsse gegen die royalistischen Kämpfer in der Vendee und in der Bretagne aufgehoben und allen denen, welche die Waffen niederlegen würden, eine Amnestie zugesagt. Am 8. Dezember wurden die noch in Haft befindlichen Girondisten nicht nur freigegeben, sondern auch wieder in den Konvent zugelassen. Diese verlangten auch die Zulassung derjenigen ihrer Parteigenossen, welche geächtet worden waren und sich durch die Flucht gerettet hatten. Dies konnten sie jedoch nicht ohne einen langen, schwierigen Kampf durchsetzen: erst am 9. März wurden Lanjuinais, Isnard, la Réveillère-Lepeaux und einige andere wieder in den Konvent aufgenommen. An die übrigen kam die Reihe sogar noch später.

Die Wiederaufnahme der zuletzt genannten Girondisten in den Konvent geschah besonders aus dem Grunde, weil man ihrer Hilfe bedurfte, um den nur mit Mühe bewirkten Beschluß einer Anklage der Deputierten Barère, Vadier, Billaud-Varennes und Collot d'Herbois aufrecht erhalten und durchführen zu können. Dieser Beschluß trieb nämlich die Freunde Robespierres und Dantons zu gewaltsamen Schritten und verzweifelten Versuchen gegen den Konvent. Sie erweckten im Pariser Volke und in einem Teile der Deputierten den alten Fanatismus der Freiheit und ermunterten den Pöbel zur Wieder-

holung der Scenen vom 10. August 1792 und vom 2. Juni 1793. Infolgedessen wurde die Stadt Paris und besonders der Sitzungssaal des Konvents zu wiederholten Malen der Schauplatz förmlicher Waffenkämpfe. Dies setzte dann alle verständigen Menschen in Schrecken, zumal die Anhänger des Alten die Angst vor den Anarchisten zu benutzen suchten, um alles Neuerrungene über den Haufen zu werfen. Übrigens war schon im Februar 1795 ein neuer und wichtiger Schritt zur Vernichtung der Pöbelherrschaft gethan worden, welche vier Jahre lang ihren Mittelpunkt im Pariser Gemeinderate gehabt hatte: der Konvent hatte nämlich durch ein besonderes Dekret Paris in zwölf voneinander getrennte Munizipalitäten mit ebensovielen Gemeinderäten und Maires geteilt und so die Macht der Republik Paris und den mehr als königlichen Einfluß ihres Maire gebrochen.

Die Unruhen, welche damals in Paris ausbrachen, verdienen hier keiner ausführlichen Erwähnung, weil sie nur eine Wiederholung der früheren Auftritte sind. Auch die Mittel, die man anwandte, um sie hervorzurufen, waren die alten. Man trieb den Pöbel an, die sofortige Einführung der Konstitution von 1793 zu fordern, und benutzte zugleich, wie am 5. Oktober 1789, die schwere Teurung, welche damals durch die zunehmende Entwertung der Assignaten und durch die erschwerte Zufuhr von Lebensmitteln entstanden war. Der unmittelbare Zweck der Aufwiegler war die Rettung der vier angeklagten Deputierten. Schon am 1. Germinal (21. März) 1795 drang eine große Masse von Weibern und Männern unter dem Geschrei: Brot und die Konstitution von 1793! in den Konventssaal ein; es gelang aber der Goldenen Schar Fréróns, welche der Sicherheitsausschuß durch eine Anzahl handfester Leute verstärkt hatte, den Konvent wieder von den Banden, die ihn belagert hielten, zu befreien. Dieses mißlungene Unternehmen der Jakobinerpartei wurde ebenso, wie seit 1830 alle Emeuten in Frankreich, von der herrschenden Partei benutzt, um Dinge auszuführen, an die man vorher nicht zu denken gewagt hatte. Der Konvent stellte nämlich auf den Antrag des Abbé Sieyès, welcher nach der Beseitigung der Gefahr auch seinerseits den Mund wieder öffnete, das früher aufgehobene Martialgesetz in geschärfter Form wieder her: zugleich verfügte er, daß, im Falle die Versammlung in Paris auseinandergesprengt werde, ein neuer Konvent sich sogleich in Chalons versammeln und unter militärischem Schutze nach Paris ziehen solle.

Unmittelbar nachher setzte man den Prozeß gegen die angeklagten vier Terroristen fort; der Konvent zerfiel aber bei den Verhandlungen über denselben unter sich selbst, weil Deputierte von großem Ansehen, wie Carnot, Prieur und Lindet, sich der Angeklagten annahmen, deren

Strafwürdigkeit nur auf solchen Handlungen beruhte, die sie als Konventsdeputierte und als Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses oder, mit anderen Worten, als Kollegen und Mitschuldige dieser ihrer Verteidiger gethan hatten. Dadurch wurde dann Anlaß zu neuen Emeuten gegeben. Schon am 7. Germinal drang der Pöbel wieder in den Saal des Konvents ein. Er wurde zwar an diesem Tage sogleich wieder hinausgetrieben, erneuerte aber am 11. Germinal (31. März) seinen Angriff und wurde damals nur durch die Festigkeit des Präsidenten Pelet de la Lozère an der Erreichung seines Zweckes gehindert. Schon am Tage darauf, am 12. Germinal oder 1. April, wiederholte der Pöbel den Versuch, und diesmal würde der Anschlag gelungen sein, wenn nicht die wilden Volkshaufen sich selbst um alle Früchte ihres Sieges gebracht hätten. Am Nachmittag des 12. Germinal sprengte nämlich der Pöbel in der That die Thüren des Konventssaales und behauptete sich dann vier Stunden lang im Besitze desselben. Er verübte aber einen solchen Lärm, daß die terroristischen Deputierten mit ihrer Stimme nicht durchdringen und das, was man erstrebte, nicht zu förmlichen Beschlüssen erheben lassen konnten. Während dieser Zeit hatten die Regierungsausschüsse die bewaffneten Bürger der wohlhabenden Sektionen gesammelt, welche dann zugleich mit Frérons Schar gegen sechs Uhr in den Tuilerien erschienen und durch ihre Zahl und Haltung einen solchen Eindruck machten, daß die terroristischen Deputierten selbst den Pöbel aufforderten, wieder abzuziehen. Da die tobende Menge die Nacht hindurch in Waffen blieb, so that der Konvent am folgenden Tage mehrere energische Schritte. Er verurteilte die angeklagten Deputierten ohne weitere Debatte zur Deportation, ließ mehrere andere Deputierte verhaften und ernannte den General Pichegru, der sich damals zufällig in Paris befand, zum Oberbefehlshaber der Stadt. Dieser traf in Verbindung mit Barras und Merlin von Thionville, die ihm zur Seite gesetzt worden waren, die nötigen militärischen Maßregeln und bot namentlich neben der Nationalgarde auch die vielen auf Urlaub anwesenden Soldaten und Offiziere des Heeres auf. Als der Pöbel, wie vorauszusehen gewesen war, die Abführung der verurteilten vier Terroristen aus Paris gewaltsam hindern wollte, jagte Pichegru ihn überall, wo er sich zeigte, mit Waffengewalt auseinander und nötigte ganze Sektionen, die Waffen auszuliefern. Dann legte er die übertragene Gewalt, die ihm nur für den Augenblick der Gefahr erteilt worden war, wieder nieder. In den nächstfolgenden Tagen wurden hierauf noch andere terroristische Deputierte verhaftet. Was die deportierten vier Freunde derselben betraf, so wurden nur zwei von ihnen, Collot d'Herbois und Billaud-Varennes, nach Guyana gebracht, wo der erstere schon im Januar 1796

starb, der andere aber 1801 entfloh, um bis zu seinem 1819 erfolgten Tode unter allerlei Abenteuern die verschiedenartigsten Rollen in Amerika zu spielen. Den beiden anderen, Vadier und Barère, gelang es noch in Frankreich selbst zu entkommen. Der letztere diente später dem Ersten Konsul als Spion, nahm ein Gnadengehalt von 1000 Fr. jährlich aus der Privatkasse Louis Philipps und starb erst im Jahre 1841, nachdem er sein mit jeder Art von Schande belastetes Leben auf 86 Jahre gebracht hatte.

Nach dem Aufstande vom 12. Germinal nahm der Konvent mit Eifer die Abfassung einer Konstitution vor, um allem Gerede von der unmöglichen Konstitution von 1793 ein Ende zu machen. Zu gleicher Zeit wurden auf den Antrag von Deputierten, welche an allen Raserein der Schreckenszeit teilgenommen hatten, die gerichtlichen Verfolgungen fortgesetzt. So wurde unter anderen im Mai durch das Revolutionstribunal der frühere Ankläger und Präsident dieses Gerichtes, Fouquier-Tinville und Herman, nebst 15 Richtern und Geschworenen desselben Tribunals zum Tode verurteilt und dann enthauptet. Da alle diese Männer nicht schuldiger waren, als ihre Ankläger, so kamen bei Gelegenheit ihres Prozesses auch die Verbrechen derjenigen Deputierten an den Tag, welche jetzt die Gemäßigten spielten. Der Konvent machte sich also durch Verfolgungen und Hinrichtungen, welche nur aus Egoismus und Rachsucht hervorgegangen waren, im ganzen Reiche verhaßt und verächtlich. Die Erbitterung gegen ihn wurde noch durch die herrschende Not, die man ihm allein schuld gab, gesteigert sowie durch die immer sichtbarer werdende Haltlosigkeit einer Regierung, welche dadurch, daß man sie in eine Anzahl Ausschüsse verteilt hatte, der Fähigkeit, rasch und energisch zu handeln, beraubt worden war. Mangel und Teurung nahmen fortwährend zu, weil jedes Mittel, die ganz wertlos gewordenen Assignaten wieder zu heben, fruchtlos blieb; und die Finanzen gerieten, seitdem man im April den bisherigen geschickten Leiter derselben, Cambon, als Terroristen verhaftet hatte, in eine solche Unordnung, daß sogar die Truppen am Nötigsten Mangel litten.

Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, daß im April und Mai die Aufstände sich wiederholten. Als nun gar der Konvent sich für eine Verfassung mit zwei Kammern erklärte, als er am 11. April auch noch die letzten Reste der girondistischen Deputierten wieder in seine Mitte aufnahm, ruhten die Jakobiner, denen jetzt jede Hoffnung auf Rückkehr zur höchsten Gewalt abgeschnitten war, nicht eher, als bis es ihnen gelungen war, das Volk noch einmal zu einem Sturme auf den Konvent zu treiben. Dieser Aufstand fand am 1. Prairial des Jahres III (20. Mai 1795) statt und war furchtbarer und ge-

fährlicher, als irgend einer der früheren seit dem 9. Thermidor. Die Leiter desselben hatten sogar die Kühnheit, den Plan desselben einen Tag vorher gedruckt verteilen zu lassen. Dagegen entschloß sich der Konvent nicht eher, als im letzten Augenblicke, zur Ergreifung von energischen Maßregeln, weil er fürchtete, diese möchten von den Royalisten zu einer Kontrerevolution benützt werden. Er erklärte seine Sitzung für permanent, ließ durch zwölf Deputierte die gutgesinnten Bürger zu seiner Beschützung aufbieten, sprach über jeden Anführer eines Volkshaufens die Acht aus, bevollmächtigte den Militärausschuß, die Linientruppen gegen das Volk zu gebrauchen, und übertrug, da Barras zufälligerweise nicht anwesend war, den Oberbefehl über dieselben an Delmas, welcher schon am 9. Thermidor neben diesem kommandiert hatte.

Am Tage des Aufstandes kamen die bewaffneten Scharen der gutgesinnten Bürger erst gegen Mittag zusammen. Dagegen hatte sich der Pöbel längst zusammengerottet, und als der Konvent seine Sitzung eröffnete, waren die Tribünen bereits von dichtgedrängten, meist aus Weibern bestehenden Haufen besetzt, welche die Verhandlungen auf jede Weise zu stören suchten. Gleich darauf brachen noch andere Scharen in den Sitzungssaal ein, um den terroristischen Deputierten Beistand zu leisten, welche gewisse, schon vorbereitete Beschlüsse erzwingen sollten. Die Volksmasse wurde zwar wieder hinausgetrieben, drang aber nach kurzer Zeit aufs neue ein, und der Sitzungssaal war stundenlang eine Stätte des wildesten Treibens. Der Präsident Boissy d'Anglas erwarb sich damals durch seinen Mut ein großes Verdienst. Er ließ sich durch keine Drohung bewegen, die revolutionären Vorschläge der Terroristen, deren Armee den Saal füllte, zum Vortrage zu bringen. Man belagerte ihn förmlich auf seinem Stuhle; man erschlug vor seinen Augen den Deputierten Férand, der ihm Hilfe leisten wollte; man hielt ihm das abgeschnittene Haupt desselben entgegen; man drang mit Piken und Bajonetten auf ihn ein; er beharrte aber unerschütterlich fest auf seiner Weigerung. Um neun Uhr abends ward endlich der Pöbel, nachdem er bereits sieben Stunden lang im Saale gelärmt hatte, Herr über den Konvent und erzwang, als Vernier an Boissys Stelle den Präsidentenstuhl eingenommen hatte, die Annahme der von seinen Führern gestellten Anträge. Durch diese Beschlüsse wurden alle seit dem 9. Thermidor erlassenen Dekrete kassiert, die bestehenden Regierungsbehörden suspendiert, ein aus den heftigsten Terroristen gebildeter Ausschuß an deren Stelle gesetzt und ein jakobinischer Oberbefehlshaber der Militärmacht erwählt. Nachdem so die Volksmasse den ihr gegebenen Auftrag erfüllt hatte, verließ der größte Teil derselben den Saal und begab sich nach Hause; jetzt erschienen aber die

aufgebotenen Bataillone des Bürgerheeres, drängten den Rest des eingedrungenen Volkes aus dem Saale hinaus und setzten die Versammlung in stand, die soeben erwähnten Beschlüsse wieder aufzuheben und die Verhaftung einer Anzahl von terroristischen Deputierten zu dekretieren.

Der Konvent war durch die aus wohlhabenderen Bürgern bestehenden Abteilungen der Nationalgarde gerettet worden, diese hatten aber die Waffen nur aus dem Grunde ergriffen, weil ihr Leben und ihr Eigentum bedroht waren; denn am Fortbestehen des verhaßten Konvents selbst lag ihnen wenig; es war daher für den letzteren ein Glück, daß der Militärausschuß, dessen Präsident Delmas war, die in der Nähe von Paris liegenden Linientruppen herbeigerufen hatte, und daß diese, als am 2. Prairial der Pöbel sich von neuem erhob, in der Stadt anlangten. Die Vorstädter, welche den Kern der jakobinischen Streitmacht bildeten, kämpften an diesem Tage mit großem Nachdruck und zum Teil auch mit Glück; als sie aber die vom General Menou angeführten regulären Truppen heranziehen sahen, ließen sie sich auf Unterhandlungen ein und lieferten ihre Kanonen und Waffen aus. Auf solche Weise ward im Mai 1795 zum erstenmale die Militärgewalt für das Schicksal des französischen Staates entscheidend, was dieselbe nachher bekanntlich bis zum Jahre 1830 geblieben und seit 1848 wieder geworden ist.

Gegen die Terroristen wurde nach der Unterdrückung des Aufstandes vom 1. Prairial sehr streng verfahren. Der Konvent ließ die Leiter desselben, zu denen auch viele seiner eigenen Mitglieder gehörten, verhaften und, soweit es ihnen nicht gelang zu entfliehen, gerichtlich bestrafen. Sechs Konventsdeputierte wurden nebst 31 anderen Bürgern zum Tode, die übrigen Verhafteten teils zur Deportation, teils zum Kerker verurteilt, und zwar durch Kriegsgerichte, welche von jetzt an statt des am 31. Mai aufgehobenen Revolutionstribunals gebräuchlich wurden. Den Weibern ward der Zutritt zu den Tribünen des Konvents verboten. Eine Division von Linientruppen, die man aus gedienten Soldaten bildete, blieb fortan als Garnison in Paris. Alle jakobinisch gesinnten Offiziere des Heeres wurden teils verhaftet, teils entlassen. Diese völlige Unterdrückung der terroristischen Partei verlieh jedoch den Royalisten neue Kraft, und die Furcht vor dieser altköniglichen Partei ward bald so groß, daß der Konvent zu seinem Schutze schon im Herbst einige Tausend Bürger, denen man vorher die Waffen genommen hatte, wieder bewaffnen ließ.

Unmittelbar nachher wurde die neue Verfassung beraten und angenommen. Eine Kommission von elf Deputierten, unter welchen Daunou, Boissy d'Anglas, la Réveillère-Lepeaux, Lanjuinais und

Thibaudeau die bedeutendsten waren, hatte den Entwurf derselben schneller zu stande gebracht, als dergleichen Dinge sonst beendigt zu werden pflegen. In diese Kommission war auch der Abbé Sieyès, welcher stets den Schein tiefer Staatsweisheit um sich zu verbreiten wußte, gewählt worden; er hatte aber, da ein Gesetz den Mitgliedern der Regierung die Teilnahme an dem Verfassungsausschusse verbot, vorgezogen, im Wohlfahrtsausschusse zu bleiben. Der von der Kommission vorgelegte Entwurf wurde mit nur wenigen Veränderungen vom Konvent angenommen.

Die neue Verfassung, welche die Konstitution des Jahres III oder die Direktorialverfassung genannt zu werden pflegt, trennte Regierung und Gesetzgebung völlig voneinander. Die erstere, die ausübende Gewalt, ward an ein Direktorium von fünf Männern, die letztere, die gesetzgebende, an zwei Kammern, den Rat der Fünfhundert und den Rat der Alten, übertragen. Die Mitglieder dieser beiden Kammern wurden zwar vom Volke erwählt, aber nicht unmittelbar, sondern durch die Wahlkollegien, welche in Urwahlen von ihm ernannt wurden. Dem Rate der Fünfhundert, dessen Mitglieder wenigstens 30 Jahre alt sein mußten, wurde das ausschließliche Recht, neue Gesetze vorzuschlagen, erteilt; er hatte aber in betreff derselben keine entscheidende Stimme, sondern nur das Recht der Beratung. Der Rat der Alten bestand aus 250 Deputierten, welche mindestens 40 Jahre alt und entweder verheiratet oder Witwer sein mußten. Er hatte die von der anderen Kammer beantragten Gesetze zu prüfen und dann unbedingt, ohne Änderungen vorschlagen zu dürfen, anzunehmen oder zu verwerfen. Die fünf Direktoren, welche ebenfalls wenigstens 40 Jahre alt sein mußten, wurden vom Rate der Alten aus einer durch die Fünfhundert aufgestellten Liste von 50 Männern gewählt. Sie hatten nur die Regierungsgeschäfte zu führen und waren von den beiden Kammern ganz getrennt; denn es war ihnen weder das Recht des Vorschlages, noch das der Bestätigung der Gesetze, ja nicht einmal der geringste Einfluß auf deren Beratung und Abfassung gewährt. Schon dieser einzige Umstand zeigt die große Mangelhaftigkeit der neuen Verfassung. Dazu kam aber noch, daß dieselbe weder die Herstellung und Befestigung der Ordnung, noch auch eine kräftige und konsequente Regierung gestattete, weil sowohl die beiden Kammern, als auch das Direktorium jedes Jahr teilweise erneuert wurden. Von den ersteren wurde nämlich jährlich ein Drittel ihrer Mitglieder durch Neugewählte ersetzt, und von den fünf Direktoren mußte ebenfalls jährlich einer, den das Los bezeichnete, einem Neugewählten Platz machen. Die Verfassung wurde, was freilich damals wie immer nur eine leere Form war, dem gesamten Volke zur Bestätigung oder Verwerfung vor-

gelegt und am 6. September von den Urversammlungen desselben fast einstimmig angenommen.

Der Konvent hatte der neuen Verfassung zwei Beilagen angehängt, welche zugleich mit ihr dem Volke zur Abstimmung vorgelegt worden waren. Diese Beilagen wurden nicht mit Unrecht als Ausflüsse der Selbstsucht und Herrschgier angesehen und riefen deshalb in Paris einen abermaligen blutigen Aufstand hervor. Die Mitglieder des Konvents hatten nämlich gefürchtet, daß bei dem Hasse, den sie sich zugezogen hatten, nur wenige von ihnen in die neuen Gesetzgebungsbehörden gewählt werden würden, und daß alsdann die Royalisten alle Macht an sich reißen, die neuen Einrichtungen umstoßen und die Anhänger der Republik mit grausamer Wut verfolgen würden. Sie hatten also, um dies zu verhindern, in Bezug auf den neuen gesetzgebenden Körper eine Maßregel ergriffen, welche demjenigen, was einst die konstituierende Nationalversammlung in betreff der legislativen Versammlung beschlossen hatte, gerade entgegengesetzt war. Die letztere hatte, wie wir uns erinnern, einstimmig durch einen Akt verkehrter Großmut alle ihre Mitglieder von der Wahl in die nächstfolgende legislative Versammlung ausgeschlossen; der Konvent dagegen hatte durch zwei besondere Beschlüsse, die er am 5. und 13. Fructidor (22. und 30. August) faßte, der Verfassung noch die nachträgliche Bestimmung beigefügt, daß zwei Drittel der neuen Gesetzgeber aus den Konventsmitgliedern gewählt werden müßten, und daß, wenn bei der Wahl dieser beiden Drittel die Stimmen verschiedener Wahlkollegien auf dieselben Männer fielen, nicht das Volk, sondern der Konvent selbst die Ergänzungswahlen vornehmen solle.

Diese Beilagen zur Verfassung, unverschämt wie sie waren, hatten zwar jedermann erbittert; aber bei dem allgemein herrschenden Wunsche, von der Tyrannei des Konvents endlich befreit zu werden, hätte man in betreff der Departements unbesorgt sein können, zumal da die Konventsmitglieder als frühere Jakobiner sich auf die Mittel, das Volk zu bearbeiten, vortrefflich verstanden. Nur die Stimmung der Pariser Bürgerschaft war für den Konvent bedenklich gewesen. Dies hatte sich, schon als der erste jener Nachtragsbeschlüsse gefaßt worden war, gezeigt. Die Bürger der wohlhabenden Quartiere äußerten damals laut ihren Unwillen, hielten Sektionsversammlungen und schickten protestierende Deputationen an den Konvent; kurz, sie übernahmen die Rolle, welche früher die Bevölkerung der Vorstädte St.-Antoine und St.-Marceau gespielt hatte. Diese Bewegung in der Hauptstadt erschreckte den Konvent so sehr, daß er Truppen bei Paris zusammenziehen ließ; er trieb aber dadurch die Pariser nur zu noch größerer Hartnäckigkeit. Die Sektion Lepelletier oder die frühere Sektion der Nonnen von St.-Thomas

(des filles de St.-Thomas), welche einst am längsten für das Königtum gekämpft hatte, veranlaßte sogar die Bildung eines leitenden Centralausschusses aller Sektionen, welcher gleich dem Gemeinderate der Jahre 1793 und 1794 in die Regierung und Gesetzgebung des Reiches eingreifen zu wollen schien. Als der Konvent die Teilnahme an diesem Ausschusse für ein Majestätsverbrechen erklärte, machte man gegen ihn die im Grunde noch gesetzlich bestehende Theorie der Volkssouveränität, die so oft verkündet worden, geltend. Alles dies deutete auf einen bevorstehenden entscheidenden Kampf und belebte die Hoffnungen der royalistischen Partei so sehr, daß sowohl die Konstitutionellen von 1791, als die Kämpfer der Vendee in großer Zahl nach Paris strömten und die Bürger zu entschiedenerem Widerstande reizten. Bei der Abstimmung über die neue Verfassung und ihre Beilagen am 6. September nahm die Pariser Bürgerschaft zwar die erstere an, verwarf aber die letzteren. Da sie sich überzeugt hielt, daß dasselbe von den meisten anderen Urversammlungen geschehen sei, so beschloß ihr Centralausschuß, sich mit allen Gemeinden des Reiches in Verbindung zu setzen. Gegen das letztere Vorhaben erließ dann der Konvent am 7. September ein terroristisches Gesetz, durch welches jede politische Sendung von einer Gemeinde an die andere bei Todesstrafe verboten wurde. Vierzehn Tage später (21. September) suchte er die royalistische Partei, von welcher der Widerstand besonders ausging, dadurch einzuschüchtern, daß er alle unbeeidigten Priester sowie alle Verwandten derselben samt denen der Emigranten von den Staatsämtern ausschloß.

Unterdessen hatten beide Teile sich zu einem förmlichen Kampfe gerüstet. Der Konvent hatte dasselbe Gesindel, gegen welches er einige Monate früher durch die wohlhabendere Klasse der Pariser Bürgerschaft geschützt worden war, aufs neue bewaffnen und einüben lassen; die letzteren aber hielten dieselben Bataillone, mit denen sie damals den Konvent gerettet hatten, zu einem Kampfe gegen ihn bereit. Am 23. September machte der Konvent bekannt, daß in den Urversammlungen der Departements sowohl die Verfassung, als auch die Beilagen derselben von der sehr überwiegenden Mehrzahl der Abstimmenden angenommen worden seien. Dies war, soweit es die Ergänzungsdekrete betraf, ausgemachterweise falsch, da dieselben von drei Vierteilen der Abstimmenden abgelehnt worden waren. Die Pariser ließen sich daher auch durch jene Bekanntmachung in ihrem Widerstande nicht irre machen. Sie organisierten, als die Wahlen für die neuen gesetzgebenden Behörden vom Konvent ausgeschrieben worden waren, am 3. Oktober (11. Vendemiaire), aus den in ihrer Stadt ernannten Wählern eine Art von souveräner Versammlung. Diese bot einer Verordnung des

Konvents, durch welche jede Vereinigung der Wähler mehrerer Sektionen untersagt wurde, mit aller Entschiedenheit Trotz. Hierauf erklärte sich der Konvent für permanent und beauftragte den General Menou als Befehlshaber der Truppen in und um Paris, mit diesen und den furchtbaren Scharen der Vorstädter militärisch einzuschreiten. Menou selbst war jedoch der Sache, gegen die er kämpfen sollte, im Herzen zugethan. Er knüpfte deshalb, anstatt die Waffen zu gebrauchen, mit den Führern der Pariser Unterhandlungen an, schloß unter dem Vorwande, daß seine Truppen in der Straße Vivienne eingeschlossen und mit dem Untergange bedroht seien, eine Übereinkunft mit der Bürgerschaft und zog dann die Truppen aus den bereits besetzten Straßen zurück (4. Oktober oder 12. Vendemiaire). Er wurde deshalb abgesetzt und einige Tage später vor ein Kriegsgericht gestellt, jedoch freigesprochen.

Statt seiner schlug Barras, den der Konvent zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht ernannt hatte, einen anderen General vor, welcher alle erforderlichen Eigenschaften besaß, um den Streit mit den Bürgern auf militärisch-terroristischem Wege zu beenden. Dieser General war der Corse Napoleon Bonaparte, der, am 15. August 1769 zu Ajaccio auf der Insel Corsica geboren, jetzt in seinem 26. Jahre stand. Sohn eines Advokaten und geboren zu einer Zeit, wo die Insel eben französisch geworden, erhielt er 1778 eine Stelle in der Militärschule zu Brienne, machte 1785 ein nicht sehr glänzendes Offiziersexamen und führte teils in Corsica, teils wieder in Frankreich ein unstätes und keinen großen Erfolg versprechendes Leben, bis er 1793 als Hauptmann in das Regiment la Fère trat, dasselbe, in welchem er als Unterlieutenant seine militärische Laufbahn begonnen hatte und nun bei der Belagerung von Toulon die Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen. Dadurch wurde sein Name in ganz Europa bekannt: danach war er mit der eben herrschenden Partei, den Terroristen, in Verbindung getreten und deshalb nicht nur nach dem 9. Thermidor eine Zeitlang verhaftet gewesen, sondern auch im Mai 1795 aus dem Dienste entlassen worden. Ihn ernannte das Kriegskomitee in der Nacht vom 4. zum 5. Oktober zum Befehlshaber der Konventstruppen. Diese bestanden zwar nur aus 6000 Mann; allein die ihnen an Zahl weit überlegenen Scharen der Pariser konnten als ein Gemisch von Republikanern, Konstitutionellen und Royalisten es weder mit regulären Truppen und mit Terroristen aufnehmen, noch hatten sie einen Führer, welcher einem Manne wie Bonaparte gewachsen gewesen wäre. Auch ward schon am frühen Morgen des 13. Vendemiaire (5. Oktober) der Ausgang des Kampfes im voraus entschieden: denn Bonaparte bemächtigte sich gleich nach seiner Ernennung durch seinen nachherigen

Schwager, den Hauptmann Murat, der Kanonen, welche früher den Terroristen abgenommen und vor der Stadt aufgestellt worden waren, und konnte also die Pariser, welche kein Geschütz hatten, rasch durch Kartätschen und Bajonette besiegen. Er stellte seine Truppen und Kanonen um die Tuilerien her auf, erwartete, während die herankommenden bewaffneten Massen der Pariser unentschlossen zauderten, ruhig den Angriff und ließ, als gegen 5 Uhr nachmittags aus einem Hause ein Schuß gefallen war, sein Kartätschenfeuer beginnen. In einer Stunde war, trotz der Gegenwehr der Pariser, von denen eine mäßige Anzahl getötet wurde, der Sieg des Konvents entschieden. Am Morgen des folgenden Tages ward derselbe vollendet, und Militärkommissionen oder Kriegsgerichte, die man am 7. Oktober einsetzte, räumten nachher unter den Gegnern des Konvents schnell auf. Der Retter des letzteren wurde am 10. Oktober unter dem Titel General der Armee des Innern zum Kommandanten von Paris ernannt: er hütete sich jedoch sorgfältig, da er wohl wußte, was die Uhr geschlagen, mit dem verhaßten Konvent auch fernerhin gemeinschaftliche Sache zu machen. Dagegen erlangte er durch den von ihm geleisteten Dienst sowie durch seine im März 1796 vollzogene Vermählung mit Josephine, der Witwe des Generals Beauharnais, welche mit Barras, einem der Machthaber des Tages in Beziehungen stand, ein so großes Ansehen, daß er schon im Frühling des Jahres 1796 an die Spitze des italienischen Heeres gestellt wurde.

Der Konvent ergriff noch in den letzten Wochen seiner Herrschaft sehr gehässige Maßregeln gegen seine Feinde und erschütterte dadurch den Glauben an die Fortdauer der Republik. Er sicherte sich durch sorgfältige Auswahl der Deputierten, die er für die neuen Gesetzgebungsbehörden zu ernennen hatte, auch in diesen die Herrschaft. Am 3. Brumaire (25. Oktober) verkündigte er eine Amnestie, schloß aber alle die Bürger, welche an den Bewegungen im Vendemiaire teilgenommen hatten, von derselben aus und entzog ihnen ebenso, wie früher den Emigranten und ihren Verwandten, das Recht, irgend ein Amt zu bekleiden. Am 26. Oktober 1795 endlich löste der Konvent sich auf. Seine Mitglieder lenkten dann im Rate der Fünfhundert und in dem der Alten die Wahl einer neuen Regierungsbehörde sehr geschickt und künstlich auf solche Männer, welche ihrer Vergangenheit wegen dem bis dahin vom Konvent befolgten System nicht untreu werden durften. Gewählt wurden zu Direktoren Sieyès, Rewbell, Barras, la Réveillère-Lepeaux und Letourneur; der erstere entschuldigte sich jedoch, da ihm vorerst die Umstände noch zu bedenklich waren, auf pfäffisch heuchelnde Weise: an seine Stelle wurde Carnot gesetzt.

10. Der Krieg in den Jahren 1795 bis 1797.

a. Kämpfe in der Vendee; die Friedensschlüsse von Basel.

Die Bewohner der Vendee, welche dem alten Glauben und den alten politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen mit unerschütterlicher Treue ergeben blieben, hatten 1793 und 1794 gegen die himmelstürmenden Schöpfer einer neuen Ordnung mit größerem Erfolge gestritten, als die verbündeten Hauptmächte von Europa, denen die Einigkeit und der Glaube an ihre Sache fehlte. Neben ihnen hatten auch die royalistischen Einwohner benachbarter Provinzen, besonders die der Bretagne, die man mit dem Namen Chouans zu bezeichnen pflegte, die Waffen gegen die Republik ergriffen. Diesem verheerenden Bürgerkriege im Westen hatte der Konvent zu Anfang des Jahres 1795 dadurch ein Ende gemacht, daß er eine auf billige Bedingungen gegründete Amnestie verkündigen und dieselbe auch ehrlich ausführen ließ. Infolge dieser Amnestie schlossen Charette, Stofflet und andere royalistische Anführer im Februar und März 1795 zu la Jaunaye und la Mabilais einen Friedensvertrag und erkannten im Namen ihrer aufständischen Landsleute die Republik an. Es wurde ihnen dafür nicht allein die Freiheit ihres Kultus verbürgt und ein Schadenersatz für die Verwüstung ihres Landes zugesichert, sondern man gewährte ihnen auch das Recht, eine Anzahl Truppen unter dem Namen Territorialgarde beizubehalten, damit sie die wiederhergestellte Ordnung und Ruhe befestigen könnten.

Diesem Frieden mißtraute mit Recht der General Hoche, welcher das republikanische Heer im Westen befehligte. Denn ein Teil der royalistischen Anführer hatte die geschlossenen Verträge gar nicht angenommen, und auch die anderen betrachteten den Frieden nur als einen Waffenstillstand, weil sie den Republikanern als Feinden der Kirche keine Treue schuldig zu sein glaubten. Überdies wußte Hoche recht gut, daß die Häupter der Emigranten und das englische Kabinett unausgesetzt bemüht waren, das lodernde Feuer der Empörung aufs neue anzufachen. Hoche hatte ebensowohl durch Mäßigung und Wohlwollen, als durch strenge Handhabung der Zucht in seinem Heere und durch gute militärische Maßregeln die Ruhe im Westen bald wiederherzustellen gewußt, denn er besaß nicht nur, wie Bonaparte, große militärische, administrative und politische Talente, sondern er zeichnete sich auch durch Offenheit des Charakters, Großartigkeit der Auffassung und Ehrenhaftigkeit der Gesinnung aus. Zugleich aber hatte er, weil er den Wiederausbruch der Empörung voraussah, auf weitere kriegerische Anstalten gedrungen. Dies war ihm in Paris so gedeutet worden, als wenn er sich selbst seine Macht auf unbestimmte Zeit er-

halten wolle, und man hatte ihm deshalb einen bedeutenden Teil seiner Truppen entzogen: um so größer war sein Ruhm, als sich schon einen Monat nach dem Frieden von la Mabilais zeigte, wie richtig er geurteilt, und wie weise er für den Ausgang des bevorstehenden neuen Kampfes dadurch gesorgt habe, daß er nicht, gleich seinen Vorgängern, die Truppen in die einzelnen offenen Orte des Landes, sondern in befestigte Lager verteilt hatte.

Die englische Regierung hatte, damit Österreich sich nicht wie Preußen von der Teilnahme am Kriege zurückziehe, dem Kaiser Franz neue Subsidien zugesagt und zugleich in einem am 4. Mai 1795 geschlossenen Vertrage das Versprechen gegeben, eine Diversion zu Gunsten des österreichischen Heeres zu machen. Zu diesem Zwecke ließ Pitt drei Emigrantenheere ausrüsten, welche, von einer englischen Flotte unterstützt und mit einer großen Masse von Kriegsbedürfnissen versehen, an der Küste der Bretagne landen und einen neuen allgemeinen Aufstand im Westen erregen sollten. England hatte dabei noch den Vorteil, daß es einer großen Zahl lästiger Gäste entledigt wurde. Deshalb mischte man unter die drei Emigrantenheere auch die kriegsgefangenen Republikaner, obgleich vorauszusehen war, daß dieselben Verräter und Überläufer werden würden.

Das erste dieser Emigrantencorps landete am 27. Juni 1795 auf der Halbinsel Quiberon, die sich an der Westküste der Bretagne vor der gleichnamigen Bai hin erstreckt. Es gelang demselben sogleich, das auf einer schmalen Landzunge gelegene Fort Penthièvre zu erobern; auch gesellten sich alsbald einige Tausend, aber freilich zu militärischen Zwecken ganz unbrauchbare Bauern und Chouans den Emigranten zu. Diese versäumten jedoch rasch vorzudringen, während Hoche schnell seine Truppen herbeiführte und am Eingang der Halbinsel ein festes Lager aufschlug. Die Royalisten machten am 16. Juli, einen Tag vor der Ausschiffung der zweiten Emigrantenabteilung, einen Angriff auf das feindliche Lager: sie wurden aber nicht nur zurückgeschlagen, sondern es gelang auch dem General Hoche, welcher durch Überläufer von allem genau unterrichtet war, am 20. Juli das Fort Penthièvre zu erstürmen. Dadurch wurden die Emigranten genötigt, auf den englischen Schiffen Zuflucht und Rettung zu suchen. Hoche würde sie haben entkommen lassen; dies gaben aber die beiden Konventsdeputierten Tallien und Blad nicht zu, von denen der erstere damals die Rolle eines Gemäßigten wieder mit der eines Wüterichs vertauscht hatte. Die fliehenden Emigranten wurden daher an der Einschiffung gehindert und mußten die Waffen strecken. Nach der Versicherung der royalistischen Schriftsteller ward bei dieser Gelegenheit zwischen Hoche und einem der Emigrantenführer eine mündliche Kapitu-

lation geschlossen; die republikanischen dagegen behaupten, daß keinerlei Übereinkunft getroffen worden sei. Wie es sich auch mit dieser Sache verhalten haben mag, es wurden, während man den ganzen Troß davonlaufen ließ, nahe an 800 Emigranten festgehalten, vor ein Kriegsgericht gestellt und hingerichtet. In England zeigte nachher Pitt, als er im Parlament wegen des mißglückten Unternehmens zur Rede gestellt wurde, die kalte Selbstsucht eines echten Engländers, dem die Ausländer oder, wie die Römer sie nannten, die Barbaren nur Mittel und Werkzeuge für egoistische Zwecke sind. Er entschuldigte den Ausgang des Unternehmens mit den Worten, es sei dabei wenigstens kein englisches Blut geflossen: Sheridan gab ihm die berühmt gewordene Antwort: „Nein, wohl aber die englische Ehre aus allen Poren".

Als das Unternehmen der beiden ersten Emigrantencorps so kläglich gescheitert war, marschierte Hoche nach St. Malo, wohin das dritte Heer bestimmt zu sein schien. Diese vom Grafen Artois selbst befehligte Abteilung war jedoch zwei Monate lang aufgehalten worden, und als sie endlich am 2. Oktober auf einer Insel an der Küste landete, fand sie bereits alles entschieden. Sie kehrte daher im November wieder nach England zurück. Der Hauptzweck des ganzen Unternehmens, eine Diversion zu Gunsten Österreichs, war aber vollständig erreicht. Welche Kosten die Engländer für diesen Zweck aufgewendet hatten, kann man daraus schließen, daß Hoche im Fort Penthièvre außer einer großen Summe Geldes 70 000 vollständige Waffenrüstungen sowie Uniformen und Vorräte für 40 000 Mann gefunden und überdies noch an der Küste 6 mit Lebensmitteln beladene Schiffe weggenommen hatte.

Dieser junge General wußte nachher durch sehr verständige Anordnungen den Wiederausbruch der Empörung unmöglich zu machen. Der Konvent hatte ihm gegen das Ende des Monats August, obgleich er damals erst 27 Jahre alt war, das Kommando über die sogenannte Armee des Oceans oder über sämtliche Heere des Westens erteilt, welche zusammen eine Macht von 100 000 Mann gebildet haben sollen. Er verteilte seine Soldaten im ganzen Lande, gewann die irre geleiteten Einwohner durch Maßregeln der Milde, verfolgte die Führer der räuberischen Banden mit unerbittlicher Strenge und wußte, da er als schöner Offizier und guter Gesellschafter in den Salons glänzte, durch die Damen die Geheimnisse der Männer zu erforschen. Er schaltete damals im ganzen westlichen Frankreich ebenso mächtig und unumschränkt, wie zu derselben Zeit Bonaparte in Italien. Stofflet, Charette und andere Bandenhäupter wurden, als sie den Kampf fortsetzten, von Hoche verfolgt und endlich gefangen genommen: er ließ

dieselben, da sie mit den Waffen in der Hand ergriffen worden waren, vor ein Kriegsgericht stellen und im Februar und März 1796 erschießen. Im Juli 1796 konnte er dem Direktorium melden, daß der Bürgerkrieg im Westen völlig beendigt und die Ruhe überall wiederhergestellt sei.

Als die Vendee bezwungen war, wurde Hoche mit einem Unternehmen gegen Irland beauftragt. Dort herrschte unter den Einwohnern, besonders den katholischen, die größte Unzufriedenheit über den Druck, welchen nicht nur die englische Regierung, sondern auch das irische Parlament selbst, an welchem die katholische Bevölkerung, die eine Mehrheit von mindestens $^7/_8$ bildete, keinen Anteil hatte, gegen sie übte. Die Katholiken der Insel waren daher schon vor dem Ausbruche der französischen Revolution auf den Gedanken einer völligen Emancipation von England gekommen. Vergebens suchte Pitt, dessen staatsmännischem Geist die Notwendigkeit einer versöhnlichen Politik zuerst einleuchtete, den Fanatismus der Orangisten und Anglikaner zu mäßigen. Er erregte dadurch ein solches Geschrei unter diesen und ein solches Mißvergnügen bei seinem am Hergebrachten festhaltenden König Georg III., daß er den eingeschlagenen Weg der Milde wieder verlassen mußte. Man schickte hierauf absichtlich einen streng anglikanisch gesinnten Juristen, Lord Camden, als Lordlieutenant oder Vicekönig nach Irland, damit durch gerichtliche Strenge das alte Verfolgungssystem wiederhergestellt werde. Seit dem März 1796 wurden ganze Grafschaften in Kriegszustand erklärt, nachdem bereits vorher die Orangisten der Insel eine förmliche Verbindung zur Vertilgung der Papisten geschlossen hatten. Dadurch wurden dann die katholischen Irländer, welche ebenfalls eine geheime Verschwörung gebildet hatten, zum Äußersten getrieben. Sie knüpften durch Flüchtlinge in Paris eine Verbindung mit dem französischen Direktorium an und gewannen zugleich den General Hoche für den von ihnen entworfenen Plan eines allgemeinen Aufstandes: das Direktorium genehmigte diesen Plan und ließ gegen das Ende des Jahres 1796 ein Heer und eine Flotte in Brest ausrüsten.

Dieses Unternehmen mußte, wegen der großen Überlegenheit der Engländer zur See, bis zum Augenblick seiner Ausführung geheimgehalten und im Winter ins Werk gesetzt werden, mißlang aber gerade deswegen völlig. Die Flotte ward gleich nach ihrem Auslaufen durch Stürme stark beschädigt und auseinander getrieben. Ein Teil der Schiffe landete zwar am 24. Dezember 1796 wirklich in Irland: da aber Hoche, welcher allein das Geheimnis der Expedition kannte, mit den übrigen verschlagen worden war, so segelte der französische Admiral ohne weiteres wieder nach Brest zurück. Auch jener mußte daher,

als er gleich darauf mit den anderen Schiffen eintraf, zu seinem großen Schmerze das Unternehmen wieder aufgeben. Dies hatte nicht nur bedeutende Summen gekostet, sondern auch drei Linienschiffe und mehrere andere Fahrzeuge, von denen einige durch Stürme, die anderen durch die Engländer vernichtet worden waren.

Die große Mehrzahl des irischen Volkes hatte übrigens bei der Landung der Franzosen nicht im mindesten eine revolutionäre Gesinnung gezeigt, sondern sich vielmehr zur Abwehr der Franzosen gerüstet. Dessenungeachtet behielt die englische Regierung ihre schonungslose Härte bei. Ein neuer Landungsversuch, welchen die Franzosen 1797 durch eine holländische Flotte unter de Winter machen ließen, diente nur dazu, durch einen glänzenden Sieg, welchen Lord Duncan über diese Flotte erfocht, die Überlegenheit der Engländer zur See zu beweisen. Als auf solche Weise die Hilfe der Franzosen abgeschnitten war, ergriff das irische Parlament und der Vicekönig Lord Camden neue unerhörte Maßregeln, um Todesstille in Irland zu verbreiten. Sie bewogen dadurch die Häupter der katholischen Verschwörung zu einem neuen Aufstandsversuche, dessen Ausbruch sich jedoch wegen des gegenseitigen Mißtrauens der letzteren und des französischen Direktoriums bis zum Ende des Sommers 1798 verzögerte. Die Engländer ließen in der Zwischenzeit die Verschworenen ausspionieren und schürten sogar selbst das Feuer, um gerichtliche Beweise zu erlangen und bei gelegener Zeit das Land durch Hochverratsprozesse einschüchtern zu können. Das letztere begannen sie im Februar und März 1798 zu thun. Sie verhafteten die Häupter der Verschwörung und die Mitglieder des geheimen revolutionären Direktoriums, welches diese in Irland errichtet hatten; und nun wüteten die Kriegsgerichte, das Parlament und die Soldaten wetteifernd gegen die Verschworenen. Als hierauf endlich der Aufstand ausbrach, erhob sich unglücklicherweise nicht das ganze Land auf einmal, sondern eine Grafschaft nach der andern; auch schickten die Franzosen damals weder militärische Hilfe, noch Waffen. Der Aufstand wurde daher mit leichter Mühe unterdrückt. Er diente den Engländern als Vorwand, ein System, welches von dem französischen während der Schreckenszeit nicht allzuviel verschieden war, in Irland anzuwenden. Sie setzten an Lord Camdens Stelle einen Soldaten, den General Lord Cornwallis, bestellten eine Specialkommission und ließen diejenigen, welche man mit diesem Werkzeug nicht treffen konnte, dadurch vernichten, daß das Oberhaus nach der alten schrecklichen Weise sie vermittelst einer bill of attainder zugleich des Todes schuldig erklärte.

Lord Cornwallis stellte in Irland die Ruhe auf dieselbe Weise wieder her, wie Hoche in der Vendee und Bretagne. Er verkündigte

eine allgemeine Amnestie und traf zugleich solche Maßregeln, daß er die Rebellen auf einmal und von allen Seiten her fassen konnte. Erst als die Empörer überall wieder unterworfen und entwaffnet worden waren, kam die französische Hilfe an (22. August 1798). Sie bestand aus einer kleinen Flotte mit nur 1100 Mann unter dem General Humbert. Dieser konnte natürlich jetzt nichts mehr ausrichten; er sah sich vielmehr selbst nach einigen rühmlichen Kämpfen gezwungen, zu kapitulieren (8. September). Gleich darauf lief zwar eine zweite französische Flotille von Brest aus; diese wurde aber am 12. Oktober von dem englischen Admiral Warren geschlagen. Einer der Leiter der irischen Empörungen, der auch als gelehrter Schriftsteller berühmte Horne-Tooke, geriet bei dieser Gelegenheit in Gefangenschaft und wurde, ohne Rücksicht auf seine Eigenschaft als französischer Offizier und als Kriegsgefangener, ja sogar mit Verletzung eines zu seinen Gunsten erlassenen Beschlusses des obersten Gerichtshofes, vor das unter dem Namen Kriegsgericht in Dublin eingesetzte Revolutionstribunal gestellt, das ihn dann zum Tode verurteilte. Er kam seiner Hinrichtung durch Selbstmord zuvor. In Irland herrschte fortan Grabesstille: im Jahre 1801 wurde, wie wir später sehen werden, die Insel dadurch der Willkür der englischen Regierung völlig unterworfen, daß man ihr Parlament mit dem englischen verschmolz.

Zu derselben Zeit, als die Franzosen den ersten Versuch einer Landung in Irland machten, hatten sie bereits mehrere der bisher gegen sie verbündeten Staaten zum Frieden gezwungen. Der erste Fürst, welcher ihre Republik anerkannte, war der Großherzog von Toscana, Ferdinand III., ein Bruder des Kaisers Franz. Dieser schloß im Februar 1795 einen Friedensvertrag mit Frankreich. Auch das österreichische Kabinett würde sich damals mit den Franzosen verständigt haben, wenn es nicht im Herbst 1794 durch sechs Millionen Pfund Sterling, welche England ihm unter dem Namen eines Darlehens auszahlte, auf andere Gedanken gebracht worden wäre. Preußen hatte, während seine Truppen noch am Rhein fochten, mit den Franzosen zu unterhandeln begonnen, und auf dem deutschen Reichstage zu Regensburg verlangten endlich 36 Stimmen unter 57 die Anknüpfung von Friedensunterhandlungen.

Wir übergehen die einzelnen Ereignisse und Unterhandlungen, welche mit dem Abfalle Preußens und Norddeutschlands von der — freilich aussichtslosen — Sache des gemeinsamen Vaterlandes endigten, um nicht Blößen zu enthüllen, welche besser verhüllt bleiben. Nachdem das preußische Kabinett schon durch Möllendorf mit den Franzosen insgeheim unterhandelt hatte, schickte es am Ende des Jahres 1794 den Grafen Goltz und, als dieser im Februar 1795 gestorben war, den

Minister Grafen Hardenberg nach Basel, um dort mit dem französischen Gesandten in der Schweiz, Barthélemy, einen Friedensvertrag zu stande zu bringen. Dieser unter dem Namen des Baseler Friedens bekannte Vertrag wurde, obgleich die Engländer alles zur Hintertreibung desselben aufgeboten hatten, schon am 5. April 1795 abgeschlossen. Die Artikel desselben waren im wesentlichen von Haugwitz entworfen worden. Dieser unglückliche Vertrag gab Holland und das linke Rheinufer den Franzosen preis, riß die nördliche Hälfte Deutschlands von der südlichen los und sicherte, worauf es dabei besonders abgesehen war, dem preußischen Kabinett seinen Anteil an dem zu verteilenden Deutschen Reiche. Es ward nämlich durch den Baseler Frieden zuerst den Franzosen die Besetzung des linken Rheinufers vorläufig zugestanden und Preußens Vermittelung allen denjenigen Reichsständen verkündigt, welche gleich ihm das Reich im Stiche lassen und mit Frankreich unterhandeln wollten. Dann wurde für alle deutschen Länder, welche nördlich von einer mitten durch das Reich gezogenen Demarkationslinie lagen, also auch, was für Preußens geheime Absichten sehr bedeutend war, für das ganze Kurfürstentum Hannover die Neutralität ausgesprochen. Es wurde dadurch zugleich der südliche Teil des Reiches den Franzosen sowie dem an England verkauften österreichischen Kabinett preisgegeben. In einigen geheimen Artikeln verpflichtete sich überdies Preußen, die Franzosen in ihren Absichten auf Holland oder auf irgend ein anderes von ihnen besetztes Land nicht zu hindern und gegen eine ihm selbst zu gewährende Entschädigung einzuwilligen, daß Frankreich seine Grenzen bleibend bis an den Rhein ausdehne*).

Bald nachher schloß auch Spanien seinen Frieden mit der Französischen Republik. Dieses Reich hatte unter der Leitung des erfahrenen

*) Über den Baseler Frieden, der hier nur nach seiner einen Seite gewürdigt ist, wiewohl auch hier Schlosser seine gewohnte Unparteilichkeit nicht verleugnet, muß man Sybels Geschichte der Revolution III, 301 ff. und die hierauf gegründete Darstellung, die Häusser, Deutsche Geschichte I, S. 58 ff. giebt, vergleichen, die durch allen neuerdings aufgewirbelten Staub nicht verdunkelt werden kann. Der Friede mit Frankreich wurde für Preußen eine Notwendigkeit, da Rußland und Österreich am 3. Januar 1795 ein Bündnis geschlossen hatten, in welchem über den polnischen Raub so verfügt war, daß Rußland den Löwenanteil, 2000 Quadratmeilen, Österreich 1000, Preußen, wenn es die Erwerbungen der beiden anderen anerkenne, den Rest erhalten sollte. Am gleichen Tage ward eine geheime Deklaration in Petersburg unterzeichnet, ein Schutz- und Trutzbündnis der beiden Mächte, das ein ausgedehntes System von Eroberungen und Erwerbungen enthielt und direkt gegen Preußen gerichtet war. Kein Mensch wird den Baseler Frieden loben können: seine Schuld trifft aber Österreich und das Reich wenigstens ebenso sehr oder mehr, als Preußen, dessen Fehler vielmehr darin zu suchen ist, daß es sich überhaupt in den Krieg gegen Frankreich verstricken ließ.

Ministers Aranda, welcher vom König Karl IV. an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten gestellt worden war, bis auf Ludwigs XVI. Tod den Krieg mit Frankreich vermieden. Als jedoch im November 1792 der Gardist Manuel Godoy, ein Mann ohne Fähigkeiten, ohne Kenntnisse und ohne Nationalgefühl, welchen die Königin Luise Marie zu ihrem Liebhaber erkoren hatte, an Arandas Stelle getreten und unumschränkter Gebieter des Reiches geworden war, hatte auch Spanien an dem Kreuzzuge gegen Frankreich teilgenommen. Dies bereute der von seinen Landsleuten tief verachtete Emporkömmling schon im Jahre 1794, als die französischen Truppen siegend in Spanien eindrangen; und da er außerdem in der französischen Regierung eine Stütze gegen den Unwillen der spanischen Großen zu finden hoffte, so knüpfte er am Schlusse dieses Jahres Friedensunterhandlungen an. Im Mai 1795 schickte er, um dieselben zum Schlusse zu bringen, den Chevalier von Yriarte nach Basel. Die Sache zog sich anfangs in die Länge, weil man von seiten Spaniens die Freilassung der beiden Kinder Ludwigs XVI., des Dauphins oder, wie die Royalisten ihn nannten, Ludwigs XVII. und der nachherigen Herzogin von Angouleme, verlangte und der Konvent doch unmöglich einen Prätendenten ins Ausland gehen lassen durfte. Im Juni ward jedoch durch den am 8. erfolgten Tod des französischen Prinzen und durch die Bereitwilligkeit der französischen Regierung, dessen Schwester freizulassen, diese Schwierigkeit beseitigt; und nun kam am 22. Juli 1795 der Friede zu stande. Dieser gleichfalls in Basel abgeschlossene Friede war für Spanien so günstig, daß Godoy wegen desselben von seinem Könige mit dem Titel Friedensfürst (Principe de la Paz) beehrt und von der spanischen Nation eine Zeitlang als eine Stütze ihres Reiches betrachtet wurde: denn der Konvent wollte Godoy zu einer Kreatur Frankreichs machen, um vermittelst seiner eine Hauptquelle des englischen Handels zu verstopfen und zugleich die spanische Flotte mit der französischen gegen England zu vereinigen. Alle von den Franzosen gemachten Eroberungen wurden an Spanien zurückgegeben, und dieses hatte dafür nur seinen Anteil an der Insel San Domingo abzutreten. Dem Könige von Spanien wurde ferner die Vermittelung für Neapel, Parma und den Papst zugestanden. In betreff der französischen Prinzessin aber wurde eine Verhandlung zwischen Österreich und der Republik zugesagt, infolge deren das Direktorium auch im Dezember 1795 die Prinzessin den Österreichern wirklich überlieferte und dagegen von diesen die fünf Deputierten, welche, wie oben erzählt, Dumouriez im April 1793 den Österreichern übergeben hatte, sowie drei andere namhafte Kriegsgefangene, welche in ihre Hände gefallen waren, Drouet, Maret und Semonville, zurückerhielt. Die Prinzessin vermählte sich bald nach ihrer

Ankunft in Wien mit ihrem Vetter, dem Herzoge von Angouleme, ältestem Sohne des Grafen von Artois.

Dem Beispiele Preußens und Spaniens folgten auch andere Staaten. Hessen-Kassel schloß im August Frieden mit der französischen Republik; Schweden schickte im April einen Gesandten nach Paris, um sich wieder bei der dortigen Regierung vertreten zu lassen; Venedig und die Schweiz thaten derselben gleichfalls ihre Ergebenheit kund. Portugal und der Papst behaupteten, mit Frankreich nie im Kriege gewesen zu sein. Neapel wollte, um der spanischen Vermittelung zu entgehen, Unterhandlungen anknüpfen. Sogar Sardinien war nicht abgeneigt, dasselbe zu thun. Holland aber war, wie wir sogleich berichten werden, damals schon von den Franzosen erobert worden. Ein großer Teil von Europa schien also zu der Zeit, als die neue Verfassung in Frankreich eingeführt wurde, unter die Französische Republik gebeugt.

b. Eroberung von Holland; Krieg in Deutschland während der Jahre 1795 und 1796.

Am Ende des Jahres 1794 besaßen die Franzosen nicht nur das ganze linke Rheinufer mit alleiniger Ausnahme von Mainz und Luxemburg, sondern sie hatten auch einen Teil der holländischen Festungen erobert und die Engländer und Holländer bis hinter die Waal und den Leck zurückgetrieben. In das eigentliche Holland einzudringen, schien sowohl wegen der späten Jahreszeit, als auch namentlich wegen des traurigen Zustandes der französischen Truppen unmöglich. Diese litten durch die Habgier der Kommissare und Lieferanten an allem Mangel, sogar an den notwendigsten Lebensmitteln und an Fußbekleidung. Andererseits hatten jedoch die Franzosen, wenn sie in Holland einbrachen, an der weitverbreiteten Unzufriedenheit mit dem Erbstatthalter und seiner Partei sowie an den vielen flüchtigen holländischen Demokraten, welche ganze Kompanieen des französischen Heeres bildeten und mit ihren Landsleuten Verbindungen unterhielten, mächtige Bundesgenossen. Gelang es aber, Holland zu erobern, so konnte dieses Land nicht allein dadurch, daß man es demokratisierte, den Engländern für immer entrissen werden, sondern man erhielt auch Gelegenheit, mit den Ersparnissen der reichen Holländer der Not des französischen Heeres und dem Geldmangel seiner Regierung abzuhelfen. Als daher im Dezember die eingetretene starke Kälte die Möglichkeit gewährte, über die zugefrorenen Moräste, Flüsse und Kanäle in Holland einzudringen, setzte sich Pichegru, der Befehlshaber der Nordarmee, sogleich in Marsch und machte am 27. Dezember den kühnen Versuch,

mit seinen durch Mangel und Not erschöpften Truppen Holland zu erobern.

Dieser Versuch gelang innerhalb weniger Wochen vollkommen. Die Franzosen wurden bei demselben durch die Ratlosigkeit der englischen Generale sehr gefördert. Schon Mitte Januar sahen sich die englischen und hannöverschen Truppen in Holland, neben denen es nur ein kleines einheimisches Heer gab, zum Rückzuge nach Westfalen und Ostfriesland genötigt. Sie litten auf diesem Marsch durch Mangel und Kälte so sehr, daß ihr Aussehen ganz dem jammervollen Zustande des Napoleonischen Heeres zu vergleichen war, welches 1813 nach der Schlacht bei Leipzig dem Rhein zueilte. Am 20. Januar hielt Pichegru seinen Einzug in Amsterdam, welches der Erbstatthalter, Wilhelm V., erst zwei Tage vorher verlassen hatte, um sich nach England zu retten. Die französischen Truppen wurden sogleich durch alle sieben Provinzen verteilt und auf Kosten derselben genährt, gekleidet und besoldet. Die Holländer machten also damals die Erfahrung, welch ein Übel es ist, wenn ein Volk aus Trägheit oder Gewinnsucht seine Verteidigungsmittel vernachlässigt. Sie wurden in der nächsten Zeit auch noch von ihren seitherigen Schützern und Freunden, den Engländern, beraubt. Diese bemächtigten sich nämlich nicht nur ihrer in englischen Häfen befindlichen Kriegs- und Kauffahrteischiffe und gaben dieselben nachher nicht wieder heraus, sondern sie nahmen auch alle holländischen Kolonieen, mit Ausnahme der Insel Java, in Besitz. Auch diesmal also trugen sie allen Vorteil des Krieges für sich allein davon, zumal sie schon früher auch einen Teil der französischen Flotte vernichtet und französische Kolonieen in Westindien erobert hatten.

Das eroberte Land wurde unter der Form eines selbständigen demokratischen Freistaates, welcher den Namen Batavische Republik erhielt, in einen französischen Vasallenstaat umgewandelt. Noch ehe man aber die Neuorganisation vollzog, beeilte man sich, mit der alten Oberbehörde, den Generalstaaten, einen Vertrag zu stande zu bringen, weil man recht gut wußte, daß mit den Demokraten nicht so leicht fertig zu werden sei, wie mit erfahrenen Geschäftsmännern. Dieser Vertrag, welcher schon am 16. Mai 1795 unterzeichnet wurde, gewährte den Franzosen den Besitz von Venloo, Staats-Limburg, Maastricht und Staats-Flandern sowie das Besatzungsrecht von Vlissingen und die freie Schiffahrt auf der Schelde, der Maas und dem Rhein. Er verpflichtete außerdem die Holländer zur Zahlung von 100 Millionen Gulden Kriegskosten und brachte sie zugleich dadurch in bleibenden Gehorsam gegen Frankreich, daß die neue Republik in Kriegszeiten 25 000 französische Soldaten ernähren, besolden und kleiden mußte. Der letztere Punkt wurde für die Holländer eine besonders

drückende Last: denn die französische Regierung rief nachher die 25 000 Mann stets nach kurzer Zeit wieder ab und schickte andere, welche dann ebenfalls auf holländische Kosten gekleidet und ausgerüstet wurden.

Der Krieg in Deutschland wurde aus verschiedenen Gründen erst im August ernstlich begonnen. Doch hatten die Franzosen schon im Frühjahr angefangen, Mainz zu belagern, und im Juni Luxemburg zur Übergabe gezwungen. Die ihnen gegenüberstehenden deutschen Truppen waren durch den unseligen Frieden von Basel um die Hälfte verringert worden. Außerdem warteten Württemberg, Baden, Pfalz-Bayern und andere süddeutsche Staaten mit Sehnsucht auf den Augenblick, wo sie sich gleichfalls von der Sache des Vaterlandes — ein Begriff, der für sie seine Bedeutung verloren hatte — lossagen könnten. Die ganze Last des Krieges fiel also auf die Österreicher. Diese kämpften in der zweiten Hälfte des Jahres 1795 heldenmütig und im ganzen glücklich für die deutsche Ehre, obgleich bereits jede Hoffnung, das linke Rheinufer retten zu können, verschwunden war. Sie hatten während des Winters bedeutende Rüstungen gemacht, und zu ihrem Glücke wurde schon im April der unfähige Herzog Albert von Sachsen-Teschen vom Kommando abberufen, und Clerfayt als Feldmarschall mit dem Oberbefehle der beiden Armeen des Ober- und Niederrheins, zu denen auch der Rest der Reichsarmee gehörte, beauftragt. Im Juli wurde zwar das Heer des Oberrheins wieder von der Hauptarmee am Mittel- und Niederrhein getrennt; man ernannte aber zum Oberbefehlshaber desselben den alten Wurmser, der sich längst als einen tüchtigen General bewährt hatte. Auf seiten der Franzosen ward im August Pichegru als Befehlshaber der in Holland stehenden Nordarmee durch Moreau ersetzt, um das Kommando der Rhein- und Moselarmee zu übernehmen, während Jourdan an der Spitze der Sambre- und Maasarmee blieb. Unter diesen drei Generalen befand sich, ohne daß man es ahnte, ein Verräter: Pichegru hatte sich nämlich von den Bourbonen erkaufen lassen und mit dem Prinzen von Condé, der als Anführer des Emigrantenheers unter Wurmser diente, sowie mit dem englischen Minister Wickham, welcher als Gesandter in der Schweiz durch seine gewissenlosen diplomatischen Künste berüchtigt und selbst in England verhaßt und verachtet war, über ein Unternehmen im Sinne der Herstellung des Königtums verständigt. Er hoffte seine Truppen für das Königtum gewinnen und dann gegen Paris führen zu können.

Erst im September begannen die bedeutenderen Unternehmungen des Feldzuges von 1795. Sie wurden damit eröffnet, daß Jourdan sein Heer oberhalb Düsseldorf über den Rhein setzen ließ. Dies war

ihm nur dadurch möglich geworden, daß er einerseits, um die Feinde umgehen zu können, sich nicht gescheut hatte, die im Baseler Frieden festgesetzte Demarkationslinie zu verletzen, und daß andererseits der pfalz-bayrische Minister von Hompesch, trotz aller Vorstellungen des kaiserlichen Generals, die Stadt Düsseldorf mit 350 Geschützen und vielen Handwaffen übergeben hatte. Jourdans Vordringen nötigte die Österreicher, sich bis über den Main zurückzuziehen. Um dieselbe Zeit (20. September) übergab auch der pfalz-bayrische Minister Oberndorf den Truppen Pichegrus das feste Mannheim, obgleich ein Teil von Wurmsers Heer im Anzuge war, gleich bei der ersten Aufforderung. Vier Tage später wurden jedoch zwei Divisionen Pichegrus, welche Heidelberg besetzen sollten, bei Handschuchsheim geschlagen; und nun ergriff sowohl Wurmser, als Clerfayt wieder die Offensive, um einerseits das belagerte Mainz zu entsetzen und andererseits Mannheim den Franzosen wieder zu entreißen. Clerfayt marschierte auf die Niddabrücke bei Höchst am Main los und setzte ohne Rücksicht auf die Demarkationslinie über den Main, wozu er vollständig berechtigt war, weil, wie erwähnt, Jourdan im Bergischen das neutrale Gebiet nicht beachtet und der Kaiser den Baseler Frieden nicht anerkannt hatte. Die Franzosen gerieten dadurch in eine solche Verlegenheit, daß sie am 12. Oktober schnell auf das linke Rheinufer zurückwichen und die Belagerung von Mainz in eine Blokade verwandelten. Am Oberrhein hatte unterdessen Wurmser einen schweren Stand, weil Pfalz-Bayern sich durchaus neutral verhalten wollte, und weil er den bei seinem Heere befindlichen Truppen des Herzogs von Württemberg, welcher mit den Franzosen in Unterhandlungen stand, nicht trauen konnte. Dagegen war es ein Glück für ihn, daß Pichegru seines verräterischen Vorhabens wegen nicht mehr that, als durchaus nötig war. Am 18. Oktober begann Wurmser die Belagerung der Stadt Mannheim: und am 22. November mußte sich ihre Besatzung von beinahe 10 000 Mann kriegsgefangen geben, weil Clerfayt das französische Heer, welches Mainz belagerte, am 29. Oktober vollständig besiegt und zerstreut hatte. Nach solchen Unfällen war sowohl Pichegru als Jourdan genötigt, sich zurückzuziehen.

Gegen das Ende des Jahres wurde plötzlich ein Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit geschlossen, welcher zum Teil in dem zwischen dem Prinzen von Condé und Pichegru verabredeten Plane seine Erklärung findet. Unmittelbar nachher begab sich Clerfayt nach Wien, um dem Unwesen der Lieferanten und Wucherer Einhalt zu thun, die sich im Einverständnisse mit den Ministern und mit den Offizieren seines Heeres auf Unkosten der Soldaten bereicherten: er konnte jedoch gegen die mächtige österreichische Aristokratie nichts ausrichten und legte des-

halb seine Stelle nieder. Man gab ihm nachher keine Gelegenheit mehr, der Nation nützlich zu sein; er ward aber von dieser bis an seinen Tod (1798) als Retter der deutschen Ehre gepriesen. An seine Stelle trat im Anfange des folgenden Jahres sein würdiger Zögling Erzherzog Karl, damals erst 24 Jahre alt. Auch von den beiden Oberbefehlshabern der Franzosen wurde der eine, Pichegru, am 18. März 1796 entfernt, weil das Direktorium zuverlässige, wenn auch nicht gerichtliche Beweise seiner Verräterei erhalten hatte: er zog sich auf ein Landgut zurück und setzte von dort aus seine geheimen Bemühungen für die Rückkehr der Bourbonen fort. An seiner Stelle erhielt sein Freund Moreau das Kommando der Rheinarmee.

Im Frühling des folgenden Jahres (1796) begann die entscheidende Wendung. Sie geschah durch Bonapartes glänzende Unternehmungen in Italien, wo zu aller Welt Erstaunen rasch ein Sieg dem andern folgte. Der Erzherzog Karl kündigte daher am 21. Mai den Waffenstillstand, um eine Diversion zu Gunsten des in Italien stehenden Heeres zu machen. Gegen ihn zog Jourdan, welcher unterdessen Düsseldorf stark befestigt hatte, vom rechten Rheinufer her zu Felde; er wurde jedoch am 15. Juni vom Erzherzog bei Wetzlar geschlagen und dadurch zum Rückzug auf das linke Rheinufer genötigt. Auf diesem Rückzug erlitt ein Teil seines Heeres bei Kircheip (unweit Altenkirchen an der Südgrenze des Bergischen) eine nochmalige Niederlage durch den General Kray. Die errungenen Vorteile nützten indessen den Österreichern nichts, weil sie durch Bonapartes Siege im Süden genötigt wurden, einen Teil ihrer Rheinarmee und ihre besseren Generale nach Italien zu schicken. Schon am 28. Juni konnte daher Jourdan wieder über den Rhein gehen, und das linke Ufer wurde bis nach Mainz hin aufs neue von den Franzosen besetzt. Zu den österreichischen Generalen, welche damals nach Italien gesandt wurden, gehörte auch Wurmser. Er war schon am 17. Juni mit 25 000 Mann abmarschiert; an seine Stelle war Latour getreten, während der Erzherzog das Kommando des gesamten kaiserlichen Heeres in Deutschland erhielt.

Die glücklichere Wendung des Krieges am Rhein verdankten die Franzosen nicht nur den Siegen Bonapartes, sondern auch den geheimen Unterhandlungen, welche mehrere süddeutsche Fürsten mit ihnen angeknüpft hatten, um nach dem Vorgange von Preußen die Sache des Vaterlandes, das ihnen gleichgültig geworden war, ihrem Privatvorteile zum Opfer zu bringen. Aus diesem Grunde hatte Jourdan, als er sich von Wetzlar zurückzog, den Erzherzog Karl so weit rheinabwärts gelockt. Aus demselben Grunde stellte sich gleich darauf Moreau, als wenn er Mannheim angreifen wolle, setzte aber statt dessen am 24. Juni bei Straßburg über den Rhein. Er eroberte, da die schwäbischen

Truppen keinen Widerstand leisteten, die Festung Kehl beim ersten Anlauf, rückte dann rasch in Schwaben ein, drängte den herbeieilenden Erzherzog zurück und suchte denselben von der Verbindung mit Österreich abzuschneiden. Zu gleicher Zeit erschien auch Jourdans Heer, nachdem es die Österreicher über den Main zurückgetrieben hatte, in Süddeutschland und drang durch Franken nach der Donau hin vor. Jetzt konnten die süddeutschen Staaten ihren längst beabsichtigten Abfall vom Reiche ausführen. Am 17. Juli schloß zuerst Württemberg einen Waffenstillstand mit Frankreich; dann folgte Baden, der schwäbische Kreis und die Reichsstände in Franken. Alle erkauften das Recht, zum Abschlusse eines Friedens Gesandte nach Paris schicken zu dürfen, mit Kontributionen und Lieferungen, welche weit bedeutender waren, als alles das, was sie während des ganzen Krieges für das Reich geleistet hatten. Im August rief auch Sachsen seine Truppen vom Reichsheere zurück. Zu gleicher Zeit benutzte das preußische Kabinett die Bedrängnis des kaiserlichen Heeres, um durch ein geheimes Übereinkommen mit Frankreich sich auf Kosten des Reichs Entschädigungen zu sichern. In diesem am 5. August 1796 geschlossenen Vertrage gab der König von Preußen nicht nur ohne Klausel die Integrität des Reiches preis und gestand den Franzosen den bleibenden Besitz des linken Rheinufers zu, sondern er verpflichtete sich auch, der unter dem Namen der Batavischen Republik neuentstandenen französischen Provinz ein Stück des Bistums Münster zu verschaffen, wogegen ihm selbst der Rest dieses Bistums zugesprochen, und seinem Schwager, dem Erbstatthalter Wilhelm V. von Holland der Besitz von Würzburg und Bamberg nebst der Kurwürde verbürgt wurde.

Als auf der einen Seite Jourdan durch die Oberpfalz hin sich der Donau näherte, und auf der anderen Moreau gegen Augsburg heranzog, gab der Erzherzog Karl durch einen unerwarteten Marsch dem Kriege eine andere Wendung. Er war dem General Moreau nach Bayern vorausgekommen, zog dort eine Verstärkung von 15 000 trefflichen ungarischen Grenadieren an sich und setzte am 21. August plötzlich wieder auf das linke Donauufer über, um eine Heeresabteilung Jourdans anzugreifen, die sich unter Bernadottes Führung zu weit vorgewagt hatte. Es gelang ihm, dieses Corps zu sprengen und dadurch Jourdan zum Rückzuge aus der Oberpfalz zu nötigen. Rastlos folgte er dem fliehenden Feinde, schwächte ihn, ohne eine entscheidende Schlacht zu liefern, durch unaufhörliche kleine Gefechte, schlug ihn am 3. September bei Würzburg abermals und trieb ihn hierauf gegen den Rhein. Das Unglück der Franzosen hatte die gewöhnliche Folge, welche bei ihnen eintritt, wenn sie auf fremden Boden Niederlagen erleiden; Jourdans Truppen verloren den Mut, alle Ordnung löste

sich auf, und der Rückzug artete in wilde Flucht aus. Jetzt erhoben sich auch die deutschen Bauern, welche ganz anders gesinnt waren, als die Regierungen und ihre Beamten; sie ergriffen im Spessart, im Odenwald, an dem Rhein, dem Main, der Lahn die Waffen, bildeten einen Landsturm und erschlugen alle durchziehenden Franzosen, die sich zerstreut blicken ließen, aus Rache über die von dem französischen Heere verübten Mißhandlungen. Derjenige Teil von Jourdans Heer, welcher beisammen geblieben war, wurde am 16. September bei Limburg und am 20. bei Altenkirchen geschlagen und zerstreut. Die Trümmer desselben eilten über den Rhein, auf dessen rechter Seite nur Düsseldorf und der Brückenkopf von Neuwied in den Händen der Franzosen blieb. Jourdan nahm bald darauf seinen Abschied; das französische Direktorium aber schuf schnell ein neues Heer und ernannte Beurnonville zu dessen Oberbefehlshaber.

Inzwischen war Moreau von Schwaben her in Bayern eingedrungen, und Kurfürst Karl Theodor, dessen adlige Günstlinge schon vorher die Festungen Mannheim und Düsseldorf den Franzosen verraten hatten, und der immer von Verrätern und Feiglingen umgeben war, hatte am 7. September mit Moreau einen Waffenstillstand geschlossen. Der Kurfürst scheute sich damals nicht, durch den verräterischen Waffenstillstand seinen Unterthanen zum Besten der Franzosen weit schwerere Lasten aufzuladen, als man jemals dem Reiche zuliebe übernommen haben würde. Dagegen begannen die von ihren Landsleuten verratenen tapfern Österreicher schon am 11. September die Befreiung von Bayern und Schwaben, und zugleich erhoben sich im letzteren Lande die von Freund und Feind gedrückten Bauern zur Vernichtung des Reichsfeindes. Von allen Seiten her drangen die Österreicher siegreich gegen Moreaus Truppen vor. Der Erzherzog überließ die Verfolgung Jourdans einigen seiner Generale und eilte an den Oberrhein, um dem Feinde den Rückzug nach Frankreich abzuschneiden. Moreau, der schon am 21. September sein Hauptquartier nach Ulm verlegt hatte, war in der größten Gefahr: er rettete aber sein Heer durch einen meisterhaften Rückzug und gelangte ohne bedeutenden Verlust Ende Oktober glücklich nach Hüningen, ohne daß, wie es bei Jourdans Corps der Fall gewesen war, sein Heer aufgelöst und vernichtet wurde. Nachdem auf solche Weise der Erzherzog Karl den Franzosen das ganze rechte Rheinufer bis auf die Stadt Kehl wieder entrissen hatte, zwang er im Januar 1797 auch die letztere Festung sowie im Februar den Brückenkopf von Hüningen zur Kapitulation. Hierauf ward ein Waffenstillstand geschlossen. Gleich nachher aber eilte der Erzherzog nach Österreich, um das von Bonaparte bedrohte Wien zu retten.

c. Der Krieg in Italien und die Friedenspräliminarien von Leoben.

In Italien waren die Franzosen schon 1792 eingedrungen. Sie hatten im Herbst jenes Jahres Savoyen erobert und bald darauf diese Landschaft, wie oben erzählt, als zwei neue Departements ihrem Reiche einverleibt. Doch waren sie weder damals, noch in den folgenden Jahren über die Alpen gezogen. Sie hatten auch dort, wie überall, durch die Betrügereien der Lieferanten und Kommissare unsäglich zu leiden: nichtsdestoweniger schlugen sie, als im Jahre 1795 der Friede von Basel und das Waffenglück in Deutschland die Zusendung bedeutender Verstärkungen möglich machte, gegen das Ende dieses Jahres sowohl die Österreicher, als die Sardinier.

Im Februar 1796 wurde Bonaparte zum Obergeneral der italienischen Armee ernannt. Er war zwar damals erst 27 Jahre alt; aber das Direktorium war ihm Dank schuldig und hatte außerdem auch politische und militärische Gründe, ihn an die Spitze des italienischen Heeres zu stellen. Bonaparte hatte sich bereits als einen tüchtigen General bewährt, der mit dem angeborenen Scharfblick des Feldherrn und Staatsmannes jeden Fehler seiner Gegner meisterhaft zu benutzen verstand. Er war ferner, selbst halb Italiener von Geburt, vor allen anderen Generalen zur Leitung des italienischen Krieges vorzugsweise geeignet. Endlich mußte aber auch das Direktorium hochstrebende Feldherren bei guter Laune erhalten, weil es im innern Kampf der Parteien furchtbare Gegner hatte, mit denen über kurz oder lang ein gefährlicher Zusammenstoß bevorstand. Schon die ersten Wahlen für die beiden gesetzgebenden Räte hatten entschiedene Royalisten in dieselben gebracht, und es war mit Sicherheit anzunehmen, daß die erste Ergänzung der beiden Körperschaften dieser Partei die Stimmenmehrheit verschaffen werde. In Italien selbst machte sich Bonaparte, obgleich auch er durch sein eigenmächtiges Verfahren bei den Direktoren Eifersucht und Besorgnis erregte, diesen ganz unentbehrlich, weil er nicht nur sein Heer zu ernähren wußte, sondern sogar noch bedeutende Summen Geldes nach Paris und an die in Deutschland kämpfenden Truppen schickte. Wie groß diese Summen waren, kann man daraus schließen, daß Bonaparte schon im Jahre 1797 seinen Soldaten erklärte, er habe elf Monate lang alle Kosten für sie bestritten und außerdem noch 30 Millionen nach Frankreich gesandt. Freilich gelangten die von ihm erpreßten Summen keineswegs alle an die Regierung; ein großer Teil blieb vielmehr in den Händen des revolutionären Gesindels hängen, welches unter dem Titel von Kommissaren nach Italien geschickt wurde.

Während das Direktorium den fähigsten seiner Generale nach

Italien sandte, begingen die österreichischen Minister den doppelten Fehler, daß sie dem kühnen Neufranzosen einen 71jährigen Mann, den Wallonen Beaulieu, als Oberfeldherrn entgegenstellten, und daß sie gegen dessen Willen den unfähigen und nachlässigen General d'Argenteau an der Spitze einer bedeutenden Abteilung ihres Heeres ließen. Beaulieu sah sich noch dazu in allen Unternehmungen durch seine Verbündeten gehemmt, weil das sardinische Kabinett, welches von anderen politischen Ansichten geleitet wurde als das österreichische, jeden seiner Schritte mit Mißtrauen beobachtete. Auf diese Mißverhältnisse seiner Gegner gründete Bonaparte gleich nach dem ersten Treffen seine militärischen und politischen Maßregeln.

Am 27. März traf er im Hauptquartier der französischen Armee ein, welche im Süden der Seealpen und der Apenninen von Nizza an bis gegen das Gebiet von Genua hin stand. Er fand dieses Heer in einem wahrhaft kläglichen Zustande: die Soldaten litten an allem Mangel, so daß ein Teil von ihnen sogar barfuß ging; die Offiziere hatten sich seit langer Zeit mit einem monatlichen Solde von nur acht Frank begnügen müssen. Bonaparte mußte also schon aus dem Grunde mit einem entscheidenden Schritte beginnen, damit seine Truppen so schnell wie möglich Lebensmittel, Kleider, Geld und Pferde erhielten. Diese Aussicht eröffnete er seinen Soldaten, als er den Feldzug damit einleitete, daß er den Kamm der Apenninen zu erstürmen suchte, um die Österreicher und Sardinier voneinander zu trennen und dann in die reichen Ebenen von Piemont und der Lombardei einzudringen. Er regte die Soldaten zugleich durch die ihm eigentümliche, an Rodomontade grenzende Beredsamkeit auf, die noch jetzt, in Büchern und von den Kathedern herab wiederholt, von der Presse und den Parteien in den Versammlungen zu höchster Virtuosität ausgebildet, auf die eitle oberflächlich gebildete und leidenschaftliche Nation eine Wirkung übt, die sie auf germanischem Boden niemals oder nur ganz vorübergehend in aufgeregten Zeiten gehabt hat.

Schon in 13 Tagen erreichte Bonaparte seinen Zweck. Er schlug, nachdem er am 10. April seine Truppen hatte aufbrechen lassen, in den Treffen bei Montenotte, Millesimo, Dego, Ceva und Mondovi die Österreicher und Sardinier und trennte beide voneinander. Er setzte durch seine Siege sowie durch sein Drohen mit dem Ausbruch demokratischer Verschwörungen, deren Fäden er selbst in den Händen hatte, den König Viktor Amadeus III. von Sardinien so sehr in Schrecken, daß dieser Friedensunterhandlungen anbot. Schon am 28. April schloß der König mit dem General einen Waffenstillstand, welcher dann im Mai zu Paris unter noch wesentlich verschärften Bedingungen in einen Frieden umgewandelt wurde. Der Abschluß dieses Waffenstill-

stands ist als der Anfang jener schlauen Politik anzusehen, durch welche Bonaparte in allen seinen Kriegen mehr gewann, als durch die vorausgegangenen glänzenden Siege. Der König von Sardinien mußte den Franzosen Savoyen und Nizza für immer, alle seine Festungen aber außer Turin auf unbestimmte Zeit abtreten und überdies ihren Truppen nicht nur stets den Durchmarsch durch Piemont offenhalten, sondern sogar sein Land zu Kontributionen und zur Lieferung von Lebensmitteln preisgeben.

Der mit Sardinien geschlossene Friedensvertrag hatte in Verbindung mit dem weiteren siegreichen Vordringen Bonapartes den Erfolg, daß auch die Herzöge von Parma und Modena sich den Geboten des französischen Feldherrn fügten. Beide schlossen schon im Mai mit ihm einen Waffenstillstand. Bei dieser Gelegenheit begann Bonaparte jenen systematischen Raub von Kunstwerken, den er nachher mit jedem Friedensvertrage verband: Gemälde, Werke der Bildhauerkunst, Bücher und Handschriften wurden für Paris zusammengeraubt, damit die eitlen Franzosen durch den Anblick dieser Trophäen und durch den erhöhten Glanz ihrer Hauptstadt befriedigt und für Bonaparte begeistert würden; und dieser wurde dafür von französischen und italienischen Rhetoren auf dieselbe Weise im Übermaße gepriesen, wie einst die römischen Helden, welche Griechenland ausplünderten, von den griechischen Rhetoren gepriesen worden sind. Ebenso wurden fortan überall die Schatzkammern der Staaten und der Klöster beraubt, um mit ihren Schätzen dem Direktorium sowie dem französischen Heere aus seiner beständigen Geldnot zu helfen. In betreff des Herzogs Ferdinand I. von Parma, der ein Geschwisterkinds-Vetter des spanischen Königs war, nahm Bonaparte den Schein an, als wenn derselbe besonders gelinde behandelt werden solle, weil die Franzosen Spanien gegen England zu gebrauchen gedachten. Nichtsdestoweniger mußte der Herzog zwei Millionen Frank zahlen, 17 000 Pferde nebst einer bedeutenden Masse von Lebensmitteln hergeben und 20 Gemälde nach der Auswahl der Franzosen ausliefern. Weit ärger wurde mit dem Herzog Herkules II. Rainald von Modena verfahren: diesem wurden nicht nur ebenfalls 20 Gemälde abgenommen, sondern er mußte auch achtehalb Millionen Frank bar und drittehalb Millionen in Getreide zahlen. Beide Fürsten betrog man außerdem noch dadurch, daß sie wegen eines Friedens an das Direktorium gewiesen wurden, mit anderen Worten, daß man diesem die weitere Beraubung derselben vorbehielt. Mit dem Herzoge von Parma kam der Friede erst am 5. November zu stande. Herkules Rainald aber wurde mit Hoffnungen so lange hingehalten, bis Bonaparte am 5. Oktober es im Interesse

Frankreichs fand, ihm den Waffenstillstand zu kündigen und das Herzogtum Modena zu besetzen.

Dem Kriege gab Bonaparte gleich nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes mit Sardinien eine entscheidende Wendung. Er überschritt am 7. Mai nicht da, wo er nach einem Artikel dieses Vertrages hatte vermuten lassen, sondern weiter stromabwärts den Po und ereilte die über die Adda zurückweichenden Österreicher bei Lodi. Hier erzwang er am 10. Mai 1796 jenen Übergang über die Addabrücke, welche nach den romantischen Erzählungen der Franzosen eine der größten Kriegsthaten der Weltgeschichte war, obgleich alles, was sie von demselben erzählen, erwiesenermaßen unwahr ist. Eine große Zahl von österreichischen Kanonen, heißt es, spie Tod und Verderben, die französischen Truppen wagten nicht vorwärts zu gehen, da stellten sich Berthier und mehrere andere Generale nacheinander an ihre Spitze und führten die Sturmkolonnen mitten durch den furchtbarsten Kartätschenhagel über die Brücke. Wie wenig Wahres an diesen Erzählungen ist, geht schon daraus hervor, daß Berthier selbst in seinem Berichte sagt, die Brücke sei gleich beim ersten Sturme erobert worden. Doch bleibt es nach dem Urteile aller Kriegskundigen auffallend, daß eine 300 Schritte lange, durch Kanonen gedeckte Brücke mit Sturm genommen werden konnte*). Auch waren die unmittelbaren Folgen des Gefechtes bei Lodi sehr bedeutend. Mailand und die Lombardei waren der Siegespreis, und die österreichischen Truppen mußten sich teils nach Mantua, teils gegen Tirol zurückziehen. Sie wurden außerdem gleich entmutigt, während das französische Heer mit Vertrauen zu seinem Obergeneral und das gesamte Europa mit der Bewunderung seiner Thaten erfüllt ward.

Am 15. Mai hielt Napoleon seinen Einzug in Mailand, dessen Citadelle sich nachher noch bis zum 27. Juni behauptete. Er wurde dort mit dem Jubelruf der von Republik träumenden vornehmen Schwärmer empfangen und erwiderte die Schmeicheleien derselben durch leere Phrasen, zwang aber dessenungeachtet die Stadt zur Zahlung von 20 Millionen Frank. Ähnliche Erpressungen wurden auch gegen andere Städte der Lombardei geübt. Bei der weiteren Verfolgung der Österreicher ließ Bonaparte auch die venezianischen Aristokraten seine Macht fühlen. Er legte ohne Rücksicht auf die Neutralität der Republik Besatzungen in die Städte derselben, erklärte den früheren

*) Die Verteidigung der Österreicher wurde gelähmt, indem Bonaparte seine Reiterei etwas stromaufwärts die Adda durch eine Furt passieren ließ: als sie auf dem linken Ufer sichtbar wurde, ward der Sturm erneuert und gelang. v. Sybel IV, 180.

Aufenthalt des Grafen von Provence, der sich jetzt nach dem Tode des Dauphins Ludwig XVIII. nannte, in Verona für eine Beleidigung Frankreichs, setzte den venezianischen Kommandanten dieser Stadt durch die barschesten Drohungen in Schrecken und erlangte so die Übergabe der Forts von Verona.

Von der Verfolgung des österreichischen Heeres wandte sich Bonaparte wieder gegen Mittelitalien, um auch dort einen Staat nach dem andern niederzuwerfen und für das Direktorium neue Geldsendungen herbeizuschaffen. Dadurch in Schrecken gesetzt, eilte der König von Neapel Frieden anzubieten. Er erhielt einstweilen einen Waffenstillstand unter leidlichen Bedingungen, weil Bonaparte vorderhand nur das österreichische Heer der guten neapolitanischen Reiterei, die sich in der Stärke von vier Regimentern bei demselben befand, zu berauben suchte. Der Waffenstillstand ward unter Vermittelung des spanischen Gesandten am 5. Juni abgeschlossen und verpflichtete Neapel zur Neutralität. Der Abschluß des Friedens selbst wurde vom Direktorium bis zum Oktober verzögert. Auch Papst Pius VI. bat, als die französischen Truppen in sein Land einrückten, um Frieden. Diesmal reichte er mit den gewöhnlichen römischen Künsten nicht aus, weil er es mit einem Corsen zu thun hatte, welcher schlauer und energischer war als er und seine Kardinäle. Bonaparte zwang ihn in dem Waffenstillstande, welcher am 23. Juni geschlossen wurde, zur Zahlung von $15\frac{1}{2}$ Millionen Frank bar sowie $5\frac{1}{2}$ Millionen in Naturalien, zur Auslieferung von 100 Kunstwerken und 500 Handschriften und zur Abtretung eines Landstrichs. Auch das Großherzogtum Toscana mußte, obgleich es längst mit Frankreich befreundet war, seinen Teil zu den Schätzen beitragen, welche damals die Habgier des Direktoriums durch Bonaparte erpressen ließ. Den Vorwand dazu gaben die englischen Waren, welche in Livorno lagen; es wurden in dieser Stadt für zehn bis zwölf Millionen Waren weggenommen.

Gleich nach dem Rückzuge der Österreicher aus der Lombardei hatte Bonaparte die Festung Mantua, welche sich noch in ihrer Gewalt befand, zu belagern begonnen. Ende Juli erhielt er jedoch die Nachricht, daß Wurmser, welcher mit bedeutenden Verstärkungen vom Rhein herbeigezogen war, in Tirol ein aus 60 000 Mann bestehendes neues Heer gebildet und die an der Tiroler Grenze unter Masséna stehenden Franzosen zurückgedrängt habe. Auf diese Nachricht hob Bonaparte sogleich die Belagerung von Mantua auf, um das Schicksal der Festung durch eine Feldschlacht zu entscheiden. Wurmser selbst erleichterte ihm dies, weil er, wie vor ihm Beaulieu, der alten methodischen Kriegsführung treu blieb und sein Heer zersplitterte, während Bonaparte umgekehrt damals, wie immer, den Kern seiner Macht

zusammenhielt und mit demselben einen Teil seiner Feinde nach dem andern angriff. Der österreichische Feldherr nämlich zog mit der einen Hälfte seines Heeres durch das Thal der Etsch, die andere ließ er unter Quosdanowitsch an der Westseite des Gardasees herziehen, um bei Riva und Salo hervorzubrechen. Bonaparte wandte sich zuerst gegen Quosdanowitsch. Er schlug diesen innerhalb weniger Tage zweimal und trieb ihn bis an das nördliche Ende des Gardasees zurück. Wurmser war zwar unterdessen nach Mantua vorgedrungen und hatte eine Verstärkung in diese Stadt geworfen; es war ihm aber, als er dieselbe am 2. August wieder verlassen hatte, nicht gelungen, sich mit Quosdanowitsch zu vereinigen. Bonaparte zog ihm sogleich entgegen und schlug ihn am 5. August in der entscheidenden Schlacht bei Castiglione, in welcher besonders Augereau und Masséna sich Verdienste erwarben. Wurmser mußte sich, nachdem ihm in dieser Schlacht nicht weniger als 2000 Mann getötet und 1000 gefangen genommen worden waren, unter fortwährenden Verlusten nach Tirol zurückziehen; Bonaparte aber ließ Mantua aufs neue einschließen.

Wurmser erhielt zwar in Tirol Verstärkungen, welche sein Heer fast auf die gleiche Zahl mit dem französischen brachten: er beging aber wieder den Fehler, mit geteilten Kräften zu handeln. Er selbst brach mit dem einen Teile seines Heeres nach dem Brentathal auf, um über Bassano und Mantua zu marschieren; den anderen führte Davidowitsch durch das Etschthal. Der letztere wurde am 5. September bei Roveredo geschlagen und dann durch das Etschthal hinauf bis nach Neumarkt getrieben. Hierauf wandte sich Bonaparte mit seiner ganzen Macht in das Brentathal, um Wurmser von hinten her anzugreifen. Er holte ihn am 8. September bei Bassano ein, nahm ihm, ohne eine eigentliche Schlacht zu liefern, 2000 Mann und 30 Kanonen ab und trennte das österreichische Heer in zwei Teile. Von diesen rettete sich der eine unter Quosdanowitsch nach Friaul; mit dem aus 16 000 Mann bestehenden Reste schlug Wurmser selbst sich nach Mantua durch. Vor den Mauern dieser Festung wagte der österreichische Oberbefehlshaber noch einmal ein Treffen; er wurde aber (am 14. und 15. September) abermals besiegt, verlor mehr als 2000 Mann und gelangte nur mit Mühe in die Stadt zurück. Die Franzosen begnügten sich hierauf mit einer bloßen Einschließung der Festung, weil sie bei der großen in Mantua zusammengedrängten Zahl von Menschen sicher sein konnten, daß Mangel und Not in Verbindung mit den Dünsten des die Stadt umgebenden Sumpfes und Sees die Besatzung bald zur Kapitulation zwingen würde.

In der nächsten Zeit beschäftigte sich Bonaparte mit der Errichtung einer sogenannten Cispadanischen und Transpadanischen Republik in

Oberitalien. Die erstere sollte aus den vom Papste abgetretenen Strichen und aus dem Herzogtum Modena gebildet werden. Bonaparte nahm daher eine Volksbewegung in Reggio zum Vorwande, um den Herzog von Modena des Friedensbruches zu beschuldigen und für abgesetzt zu erklären. Zu gleicher Zeit suchte er die in Genua herrschende Aristokratie einstweilen auszupressen, bis sie ganz gestürzt werden könne. Den Vorwand dazu gab ihm der Umstand, daß die Engländer unter den Kanonen der Stadt Genua eine französische Fregatte gekapert hatten. Genua mußte als Ersatz für diese Fregatte zwei Millionen Frank und unter dem Scheine einer unverzinslichen Anleihe noch zwei weitere Millionen zahlen. Neapel brachte noch gerade zur rechten Zeit (10. Oktober) seinen Friedensvertrag mit dem Direktorium zu stande.

Im Oktober stellte Österreich ein neues Heer zur Rettung von Mantua auf. Auch dieses wurde jedoch in zwei Teile geschieden und sollte erst in der Gegend von Verona sich wieder vereinigen, um dann, unterstützt durch einen Ausfall Wurmsers aus Mantua, die Franzosen zurückzutreiben. Der eine Teil zog unter Alvintzy von Friaul her auf Bassano los, der andere unter Davidowitsch von Tirol aus an der Etsch herab. Beide waren anfangs glücklich und drängten den Feind durch siegreiche Kämpfe zurück; allein Davidowitsch blieb nach diesen ersten Erfolgen mehrere Tage lang unthätig stehen und machte es dadurch den Franzosen möglich, sich rasch auf Alvintzy zu werfen. Dieser wurde von Bonaparte am 15. November bei Arcole angegriffen und nach dreitägigem Kampfe vollständig besiegt. Seine Niederlage hatte die unmittelbare Folge, daß er selbst hinter die Brenta sowie Davidowitsch bis nach Trient zurückgeworfen und mithin der beabsichtigte Entsatz von Mantua völlig vereitelt wurde.

Mit bewunderungswürdiger Anstrengung brachte Österreich, zum viertenmale im Laufe eines halben Jahres, ein neues Heer zusammen. Dieses bestand aus etwa 45 000 Mann und wurde, als es mit dem Beginne des Jahres 1797 sich in Marsch setzte, wiederum in zwei Kolonnen geteilt. Die eine zog unter Provera von Bassano und Padua her geradeswegs auf Mantua los; die andere stärkere marschierte unter Alvintzy längs der Etsch hin. Bonaparte kehrte sich sogleich gegen das letztere Heer und erfocht am 14. Januar bei Rivoli einen so glänzenden Sieg, daß er nicht weniger als 10 000 Mann zu Gefangenen machte. Unmittelbar darauf zog er gegen Provera, welcher bereits am 15. vor Mantua angelangt war und in Verbindung mit der Besatzung dieser Festung das französische Belagerungsheer angreifen wollte. Dies sollte am 16. geschehen; Bonaparte war aber schon in der vorhergehenden Nacht mit Masséna vor Mantua erschienen und

traf am 16. seine Anordnungen so vortrefflich, daß bereits um zehn Uhr morgens Provera mit 6700 Mann die Waffen strecken mußte. Die Folge dieser fast beispiellosen, in wenigen Tagen erfochtenen Siege war die Übergabe von Mantua, dessen Besatzung durch Mangel und Krankheiten so sehr gelitten hatte, daß von 28 000 Mann 7000 gestorben waren und 6000 in den Spitälern lagen. Bonaparte gewährte dem General Wurmser eine ehrenvolle Kapitulation: dieser durfte mit 700 Mann und allen seinen Stabsoffizieren abziehen, während der aus 15 000 Mann bestehende Rest seines Heeres kriegsgefangen wurde.

Als Mantua endlich gefallen war, kam die Reihe an den Papst Pius VI. Dieser hatte schon seit dem ersten Erscheinen Wurmsers in Italien Rüstungen vorgenommen und seine Truppen durch österreichische Offiziere neu organisieren lassen. Daraus nahm Bonaparte, sobald er freie Hand hatte, Anlaß her, den Papst noch ärger zu brandschatzen, als es früher geschehen war. Er zeigte sich dabei als einen Meister des Betruges und der Hinterlist: er kündigte, obgleich ein neues österreichisches Heer unter dem Erzherzog Karl im Anzuge war, dem Papste schon am 1. Februar den Waffenstillstand und nahm, um ihn in Schrecken zu setzen, die Miene an, als wenn er geradeswegs auf Rom losmarschieren wolle. Er erreichte damit den beabsichtigten Zweck um so leichter, als die feigen Söldlinge des Papstes scharenweise zu ihm überliefen. Pius bat um Frieden und zeigte sich um so mehr zu allem bereit, je mehr Bonaparte sich stellte, als wenn er von keinem Frieden hören wolle. Dadurch gelang es dem letzteren, ihn zur Annahme seiner harten Bedingungen zu bringen. Der Papst verstand sich in dem am 19. Februar 1797 zu Tolentino geschlossenen Friedensvertrage dazu, Avignon, Venaissin, Bologna, Ferrara und die Romagna abzutreten, in Ancona eine französische Besatzung aufzunehmen und nicht nur die von der früheren Kontribution rückständigen 16 Millionen Frank, sondern auch noch 15 weitere zu zahlen. Bei Gelegenheit des Zuges gegen den Papst war auch der Schatz von Loretto geplündert worden, auf welchen das Direktorium schon seit langer Zeit seine gierigen Blicke geworfen hatte. Dieser Schrein aber war in guten Händen: die schlauen Pfaffen hatten schon längst das Gold und die Edelsteine, mit denen das wunderthätige Bild der Madonna geschmückt war, durch falsche Steine und durch Flitterwerk ersetzt, wiewohl immer noch reicher Raub für die Franzosen geblieben war.

Im März eröffnete Bonaparte den Krieg gegen den Erzherzog Karl, welcher den Oberbefehl über das für den italienischen Krieg bestimmte neue Heer des Kaisers übernommen hatte. Bonaparte, welcher gleich nach der Schlacht bei Rivoli den General Joubert zur Ver-

folgung Alvintzys in Tirol hatte einrücken lassen, war dem Erzherzoge an Truppenzahl weit überlegen, denn er hatte im Februar zwei Divisionen des Rheinheeres unter Delmas und Bernadotte an sich gezogen. Er eilte seinen Gegner, welcher mit nur 20 000 Mann am Tagliamento stand, anzugreifen, ehe die auch ihm vom Rheine her zuziehenden Verstärkungen bei ihm eingetroffen waren. Am 16. März nötigte er das schwache Heer des Erzherzogs bei Valvasone zur Umkehr. Dieses zog sich nach Kärnten und Steiermark zurück, und Bonaparte folgte ihm mit solcher Schnelligkeit nach, daß er schon am 30. März in der Stadt Klagenfurt ankam, welche Karl erst am Tage vorher verlassen hatte. Hier befand sich jedoch Bonaparte in einer sehr kritischen Lage. Er hatte keine Nachrichten von Joubert, erfuhr aber dagegen, daß ganz Tirol im Aufstande sei, daß auch die Bevölkerung in Ungarn, Kroatien, Krain, Kärnten und Steiermark sich in Masse zu erheben drohte, und daß die Stadt Triest, welche kurz vorher französische Truppen eingelassen hatte, von diesen wieder habe geräumt werden müssen. Er war also in Gefahr, von Italien abgeschnitten zu werden, und mußte überdies noch befürchten, daß die Österreicher jeden Augenblick Verstärkungen vom Rhein her erhalten würden. In dieser bedenklichen Lage schrieb er am 31. März von St. Veit aus an den Erzherzog und eröffnete ihm die Aussicht auf einen leidlichen Frieden, während er zugleich noch bis auf 18 Meilen von Wien weiter vordrang. Der Erzherzog ging auf die angebotene Unterhandlung ein, und am 7. April 1797 ward ein Waffenstillstand geschlossen. Schon elf Tage nachher erfolgte die Unterzeichnung von Friedenspräliminarien.

Dieser ganz unerwartete Ausgang des Krieges war das Ergebnis einer Kabale, welche die furchtbare, aber in ihrer Art geniale Königin Marie Karoline von Neapel durch ihren Gesandten zu Wien, den Marquis de Gallo, hatte anspinnen lassen, um die ihrem Reiche drohende Gefahr abzuwenden. Jedermann war überrascht, als so schnell der Abschluß eines Präliminarvertrages erfolgte, und das allgemeine Erstaunen wurde noch größer, als man erfuhr, daß die Verhandlungen über einen Vertrag, welcher für das Schicksal Deutschlands, Italiens, Ungarns und Österreichs entscheidend war, von einem Neapolitaner, dem Marquis de Gallo, geführt worden seien. Der letztere hatte den Kaiser durch seine Gemahlin, eine Tochter der neapolitanischen Königin, die ihn ganz beherrschte, für den schnellen Abschluß eines Friedens bearbeiten lassen und war zugleich insgeheim mit Bonaparte in Unterhandlung getreten. Auch einen der Minister des Kaisers, den verächtlichen Thugut, hatte man in die Intrigue hineingezogen. Der Widerstand des Erzherzogs Karl aber war dadurch beseitigt worden,

daß man den Grafen Bellegarde, welcher demselben damals stets zur Seite stand, gewonnen hatte, ohne ihn jedoch in das eigentliche Geheimnis einzuweihen. Auf solche Weise wurde nicht nur die Zustimmung des Kaisers zum Abschlusse eines Friedens erlangt, sondern man brachte diesen sogar dazu, daß er, worüber selbst Bonaparte erstaunte, die ganze Sache in die Hand eines fremden Gesandten legte. Der Marquis de Gallo wurde nämlich mit der Unterhandlung der Präliminarien beauftragt. Man gesellte ihm zwar den Grafen Merveldt bei, dies geschah aber nur der Form wegen. Die Unterhandlungen fanden auf einem bei Leoben in Steiermark gelegenen Schlosse statt, und schon nach wenigen Tagen (am 18. April 1797) wurde der Präliminarvertrag von Leoben unterzeichnet. Dieser Vertrag, welcher für den Abschluß eines definitiven Friedens einen bis zum 1. Oktober dauernden Zeitraum festsetzte, war von beiden Seiten nicht ernst gemeint. Er sollte vielmehr nur ein Blendwerk sein, um die insgeheim beschlossene Teilung der Republik Venedig, welche bestimmt war, einen Teil der Zeche zu bezahlen, vor den Engländern verbergen zu können. Er war deshalb auch sehr geheimgehalten und ist eigentlich nie bekannt gemacht worden. Da alles lauter Trug war, so können wir hier die einzelnen Punkte des Vertrages ganz übergehen.

Gerade an demselben Tage, an welchem die Friedenspräliminarien von Leoben unterzeichnet wurden, begann der Krieg am Rhein aufs neue. Am 18. April setzte die Sambre- und Maasarmee, zu deren Befehlshaber Hoche ernannt worden war, bei Neuwied über den Rhein. Die Rhein- und Moselarmee, an deren Spitze Moreau stand, begann ihren Rheinübergang am folgenden Tage bei Straßburg. Moreau nahm die Festung Kehl im ersten Anlauf und hatte bereits einen allgemeinen Angriff auf das österreichische Heer angeordnet, als die Nachricht von dem in Leoben abgeschlossenen Waffenstillstand ihn zur Einstellung der Feindseligkeiten nötigte. Am Niederrhein hatte unterdessen Hoche den unfähigen General Werneck überrascht und geschlagen. Er war alsdann unaufhaltsam bis in die Nähe von Frankfurt vorgedrungen, und nur ein Zufall hatte ihn gehindert, diese Stadt zu besetzen, ehe die Nachricht von dem Waffenstillstande bei ihm eintraf. Beide französische Armeen blieben auf der rechten Seite des Stroms und wurden nach wie vor von den Deutschen verpflegt und bereichert.

11. Bonapartes Organisationen in Italien.

Bonaparte fuhr nach Beendigung des Krieges fort, wie ein Diktator zu verfahren, und das Direktorium durfte ihm in keinem

Dinge entgegen sein, weil er ein unentbehrlicher Mann war. Seine rücksichtslose Gewaltthätigkeit traf zuerst die Republik Venedig, durch deren Aufopferung er den Frieden von Österreich zu erkaufen willens war. Schon während des Krieges hatte er die feigen und selbstsüchtigen Aristokraten, welche in Venedig herrschten, zu wiederholten Malen fühlen lassen, daß er kein Recht des Schwachen gegenüber dem Starken anerkenne. Er hatte, obgleich die Venezianer mit Frankreich im Frieden waren, ihre Städte Verona, Brescia, Bergamo und Crema besetzt. Nachher waren die Bewohner dieser Städte angetrieben worden, sich eigenmächtig von Venedig loszusagen und die Wiedervereinigung mit Mailand zu verlangen, zu dem sie in früheren Zeiten gehört hatten. Der venezianische Senat hatte sich, teils aus Furcht und Schwäche, teils weil er die Absicht, ihn in eine Falle zu locken, erkannte, alles gefallen lassen und sogar den Räubereien und Erpressungen, welche von seiten der Franzosen auf seinem Gebiete verübt wurden, ruhig zugesehen. Als jedoch Bonaparte im März und April 1797 bis in das Innere von Österreich vorgedrungen war, hatten die Venezianer zugleich mit italienischen Jakobinern und französischen Emissären, welche den Abfall von Venedig predigten, die Bewohner des ganzen Landes von Bergamo an bis nach Istrien zur Empörung gereizt, und Hunderte von Franzosen waren durch die erbitterten Bauern erschlagen worden. Diese Aufstände hätten für Bonaparte, welcher zu weit vorgedrungen war, verderblich werden können; allein der elende venezianische Senat schickte, anstatt dieselben zu unterstützen, eine unterwürfige Gesandtschaft an Bonaparte. Sie wurde von diesem, welcher kurz vorher (7. April) den Waffenstillstand von Leoben unterzeichnet hatte, mit barschen, drohenden Worten empfangen.

Bonapartes Streben war nur darauf gerichtet, die Stadt Venedig wehrlos zu machen und ihr eine französische Besatzung aufzudrängen, damit sie zuerst ausgeplündert und dann als Entschädigung an Österreich übergeben werden könne. Er heuchelte die größte Erbitterung wegen einer mit der Unterschrift eines venezianischen Statthalters versehenen Proklamation, in welcher zur Ermordung der Franzosen aufgefordert ward, obgleich sowohl jener Statthalter, als auch der venezianische Senat gegen die Echtheit dieses Schriftstückes protestierte. Bonaparte schrieb damals einen im gröbsten Tone abgefaßten Brief an den venezianischen Senat, und sein Untergeneral Junot, welcher denselben überbrachte und im Senat vorlas, fügte in gleichem Tone weitere arge Kränkungen hinzu. Als der terrorisierte Senat auch dies über sich hatte ergehen lassen, wurde die Bestrafung eines französischen Kapers, welcher gegen die Polizeigesetze in den inneren Hafen von Venedig eingedrungen war, zum Vorwande genommen, um neue Drangsale

über die Republik zu verhängen, obgleich der Senat sich bereit erklärte, jede Art von Genugtuung zu leisten. Am 2. Mai kündigte Bonaparte den Venezianern geradezu den Krieg an. Zugleich ließ er nicht nur das ganze Festland (terra ferma) besetzen, sondern auch durch ein in die Lagunen geschicktes Corps die Inselstadt vom festen Lande abschneiden. Nur zwei Senatoren Venedigs rieten damals zu einer verzweifelten Gegenwehr, durch welche wenigstens die Ehre des Staats und derer, die ihn in der letzten Stunde einer so langen und so ruhmreichen Geschichte steuerten, gerettet worden wäre: allein für wahre Freiheit und Ehre hatte die verdorbene venezianische Aristokratie keinen Sinn. Überdies gab es in Venedig eine französische Partei, an deren Spitze die beiden Senatoren Battaglia und Donat standen, und der französische Gesandtschaftssekretär Villetard, welcher auch noch nach der Kriegserklärung in der Stadt geblieben war, hatte in Bonapartes Auftrage schon längst Intriguen aller Art angesponnen. Der Senat faßte daher, als die französische Kriegserklärung erschienen war, den Beschluß, sich in alles zu fügen. Er schickte zwei Gesandte an Bonaparte; dieser gewährte ihnen aber keine Audienz. Dessenungeachtet verstanden sich die Häupter der einst so stolzen Nobilität von Venedig nicht nur dazu, die treffliche Flotte der Republik zu entwaffnen und die aus 10 000 Mann bestehenden slawonischen Regimenter, welche tapfer und kampfbegierig waren, aufzulösen, sondern sie nahmen auch selbst ihre Entlassung, um einer demokratischen Regierung Platz zu machen, welche die Stadt in die Gewalt der Franzosen bringen sollte. Die Auflösung der alten aristokratischen Verfassung wurde mit nicht weniger als 750 Stimmen gegen fünf beschlossen. Die abtretenden vornehmen Herren schämten sich nicht, bei dieser Gelegenheit eine Art Almosen für sich auszubedingen. Man legte nämlich der neuen Regierung die Verpflichtung auf, die Pensionen und Kapitalien, welche der Staat bisher zur Unterstützung verarmter Adelsfamilien verwendet hatte, auch fernerhin auszuzahlen.

Am 12. Mai wurde ein neuer Rat eingesetzt, den man aus allen Klassen und sogar aus den verschiedenen Nationalitäten gewählt hatte. Dieser entfernte die Slawonier, welche meuterisch geworden waren, aus der Stadt und forderte am 14. Mai den in den Lagunen lagernden französischen General Baraguay d'Hilliers auf, einen Teil seiner Truppen insgeheim in die Stadt zu schicken. Am 16. Mai rückten hierauf 4000 Franzosen in Venedig ein: an demselben Tage schloß eine noch vom alten Senat ernannte Kommission einen Friedensvertrag ab. Diesen Vertrag weigerte sich Bonaparte zu bestätigen, weil, wie er selbst in einem Briefe eingesteht, die Friedensverhandlung ihm nur dazu hatte dienen sollen, einen Vorwand zur Ausplünderung

der Stadt zu erhalten. Wirklich wurde auch die ganze Zeit bis zur Überlieferung der Stadt an die Österreicher angewandt, um das reiche Venedig gleich einem Schwamme auszupressen und sich der in seinen Arsenalen aufgehäuften Kriegsvorräte zu bemächtigen. Als dies geschehen und der Friede zwischen Österreich und Frankreich geschlossen worden war, wurde Venedig ohne weiteres den Österreichern übergeben.

Auf dieselbe Weise, wie gegen Venedig, verfuhr Bonaparte auch gegen die Republik Genua. Der französische Gesandte in Genua, Faypoult, spielte dort Villetards Rolle. Zuerst ließ man durch genuesische Demokraten, die sich mit lombardischen, französischen und sardinischen Revolutionären verbanden, eine Änderung der bestehenden Verfassung verlangen; dann ward ein Aufstand der niederen Volksklassen, welche in Genua ebenso wie in Venedig und Bern der Aristokratie ergeben waren, von dem Diktator Italiens benutzt, um auch an die genuesische Regierung einen groben Brief zu schreiben. Diesen las Bonapartes Adjutant Lavalette dem Kleinen Rate von Genua in ebenso trotzigem Tone vor, wie Junot in Venedig gethan hatte. Unmittelbar nachher wurde durch Lavalette den Genuesen ein Vertrag aufgedrungen, welcher ihre aristokratische Republik in einen demokratisch eingerichteten Staat umwandelte. Die neue Republik, die den Namen der Ligurischen erhielt und am 15. August definitiv konstituiert wurde, brachte man dadurch unter französische Botmäßigkeit, daß ihre Truppen französischen Generalen unterstellt wurden, denen auch die Regierung Folge leisten mußte.

Aus der Lombardei, dem Herzogtum Modena und den von Venedig und dem Kirchenstaat abgerissenen Gebieten bildete Bonaparte eine sogenannte Cisalpinische Republik. Diese wurde ganz nach dem Muster der Französischen eingerichtet und am 9. Juli feierlich proklamiert. Toscana, Parma, Sardinien, Neapel und sogar Spanien mußten alsbald Gesandte nach Mailand schicken, um zu einer neuen Einrichtung Glück zu wünschen, die ihnen selbst Verderben drohte. Österreich dagegen erkannte die Cisalpinische Republik erst beim Abschlusse des Friedens an. Mit Sardinien, welches seit dem im Oktober 1796 erfolgten Tode des Königs Viktor Amadeus von dessen Sohn Karl Emanuel IV. beherrscht wurde, hatte Bonaparte schon am 5. April 1797 ein sogenanntes Offensiv- und Defensivbündnis geschlossen: der König von Sardinien übernahm in demselben die Verpflichtung, sein vortreffliches Heer zu Bonapartes Verfügung zu stellen und die französischen Truppen und Beamten, so oft sie durch sein Land zögen, mit Lebensmitteln zu versorgen.

12. Frankreich bis zum Staatsstreiche des 18. Fructidor 1797.

Bonaparte verfuhr, wie das Vorhergehende gezeigt hat, in Italien ganz so, als wenn er über der höchsten Vollziehungsbehörde des Französischen Reiches stehe. Dieselbe Stellung hatte auch Hoche an der Spitze seiner Truppen eingenommen. Ein dritter General, Pichegru, hatte schon seit 1795 den Royalisten seinen Arm zur Wiederherstellung der alten Ordnung angeboten. Ein vierter endlich, Moreau, hatte im April 1797 bei der Erbeutung eines österreichischen Packwagens Pichegrus verräterische Korrespondenz gefunden, machte aber erst im September dem Direktorium Anzeige davon. Dieses rücksichtslose Verfahren der ersten Generale Frankreichs hatte seinen Grund in der erbärmlichen Art und Weise, wie das Direktorium den Staat leitete. Gleich den Generalen hatten auch alle übrigen Franzosen weder Achtung vor der Regierung, noch Vertrauen zu ihr; und jedermann war überzeugt, daß diese Verfassung nicht lebensfähig, diese Menschen nicht regierungsfähig seien, und daß eine Umwälzung nahe bevorstehe. Auf diesen Zustand der Dinge gründete Bonaparte seine weiteren Pläne. Andererseits zog auch Österreich die Friedensverhandlungen in die Länge, weil es hoffte, daß sich in Frankreich bald alles ändern werde. Ehe wir daher zu jenen Friedensverhandlungen übergehen, wollen wir zunächst die inneren Zustände Frankreichs darstellen.

Von den fünf Direktoren war Carnot, welcher das Kriegswesen leitete, allein ein durchaus achtbarer Mann. Zwei andere, Letourneur und la Réveillère-Lepeaux, waren und blieben ohne alle Bedeutung, und der letztere hatte sich noch dazu durch seinen Haß gegen das Christentum und durch seinen Eifer, eine neue Religion, die er den Theophilanthropismus nannte, zu stiften, schon längst lächerlich gemacht. Von den beiden übrigen Direktoren war der eine, Barras, ein Mann voll aristokratischen Stolzes und ein prunkender Schwelger nach der alten Manier, welcher seine Sittenlosigkeit und Üppigkeit öffentlich zur Schau trug und sich schon 1797 insgeheim den Bourbonen verkaufte. Der andere, Rewbell, welcher den auswärtigen Angelegenheiten vorstand, war zwar ein sehr thätiger und zu bürgerlichen Geschäften tüchtiger Mann; er benutzte aber seine Stellung, um sich zu bereichern, und machte gemeine Sache mit Geldspekulanten und mit räuberischen Lieferanten und Kommissaren. Eine aus solchen Männern zusammengesetzte Regierung konnte einen neuen Staat nicht gründen, da sie weder kräftig, noch gerecht und weise war. Sie schwankte, um sich halten zu können, zwischen den beiden Parteien der ruhigen Bürger und der wilden Anhänger des Jakobinismus hin und her, nahm zu den elendesten Mitteln ihre Zuflucht, brachte die Staatsmaschine ins

Stocken und machte sich bald allgemein verhaßt. Am meisten ward in ganz Frankreich über die Unordnung in den Finanzen geklagt. Diese war eine natürliche Folge des Mißbrauches, den man mit dem Papiergelde getrieben hatte, und wurde durch das Raubsystem der Direktoren und durch die von ihnen angewandten Mittel, welche stets nur für das Bedürfnis des Augenblickes berechnet waren, noch mehr gesteigert. Man hatte schon früher durch die leichtsinnige Vermehrung der Assignaten, für welche keine wirklichen Werte zur Deckung mehr übrig waren, diesen ihren Wert geraubt und auf solche Weise nicht nur die Finanzen des Staates in Unordnung gebracht, sondern auch das Vermögen sämtlicher Bürger zerrüttet. Die Assignaten waren im Oktober 1795 schon so wertlos, daß man für 3000 Frank Assignaten nur 15 Mark bares Geld erhielt. Dieses Sinken dauerte selbst dann noch fort, als man im Januar 1796 die weitere Vermehrung des Papiergeldes dadurch unmöglich gemacht hatte, daß die zu seiner Verfertigung bestehenden Einrichtungen vernichtet wurden. Die Regierung sah sich genötigt, zu einem versteckten Bankrott ihre Zuflucht zu nehmen. Durch ein Gesetz vom 18. März 1796 wurde nämlich unter dem Namen der Territorialmandate ein neues Papiergeld mit Zwangskurs geschaffen, welches aus Anweisungen auf bestimmte Nationalgüter bestand, und mit dem man einen ganz kleinen Teil der Assignaten einlösen wollte, um dann die übrigen für wertlos erklären zu können. Diese Mandate hatten jedoch das Schicksal der Assignaten; schon am 9. August mußte die Regierung erklären, daß die Staatskassen selbst sie nur zu dem Börsenkurse annehmen. Man glaubte zwar diesen Kurs durch Strafbefehle feststellen zu können, sah aber bald die Unausführbarkeit einer solchen Maßregel ein und erließ daher am 4. Februar 1797 ein neues Gesetz, durch welches der erzwungene Kurs der Mandate aufgehoben und also auch das neue Papiergeld seinem eigenen Schicksale, der raschen Entwertung, überlassen wurde.

Die Zerrüttung der Finanzen und die Streitigkeiten, welche darüber zwischen dem Direktorium und den beiden gesetzgebenden Ratsversammlungen entstanden, machten einerseits den General Bonaparte, der durch erpreßte Millionen den Direktoren zuweilen aus der Not half, zu einem unentbehrlichen Manne, welcher deshalb auch mit seiner Regierungsbehörde in rücksichtslosem und gebietendem Tone reden durfte; andererseits erzeugte dieser Zustand der Dinge aber auch eine allgemeine Unzufriedenheit im Reiche, die den Haß gegen die Gesetze und Anordnungen der Revolution hervorrief oder neu belebte. Man war besonders über die Aufrechterhaltung des Gesetzes vom 3. Brumaire erbittert, durch welches gerade derjenige Teil des Volkes, der das Zutrauen seiner Mitbürger bei der damaligen Stimmung vorzugs-

weise besaß, von allen Stellen ausgeschlossen worden war. Man faßte die Gegner des Direktoriums und der Konventsverfassung unter dem Namen Royalisten zusammen, obgleich sehr viele von ihnen nicht die Monarchie wiederhergestellt, sondern nur der Anarchie und dem immer noch fortlebenden Jakobinismus ein Ende gemacht wissen wollten. Sogar einer der Direktoren, Carnot, hatte sich an diese Partei angeschlossen, weil er überzeugt war, daß eine Restauration des alten Bourbonischen Unfuges ganz unmöglich sei, und daß selbst die Herrschaft einer Partei, welche diese herbeizuführen wünschte, dem Vaterlande weniger verderblich sein werde, als eine Regierung ohne Würde und Ansehen.

Nicht einmal die kommunistischen und socialistischen Schwärmer der Jahre 1793 und 1794 waren mit den spekulierenden, wuchernden und gewaltthätigen Direktoren zufrieden. Die Reste der Schreckenszeit hatten sich damals um den wütenden Demokraten Drouet geschart, welcher zwei Jahre lang in den österreichischen Kerkern umhergeschleppt und dann Ende 1795 wieder ausgeliefert worden war. Neben ihm galt der noch ganz junge Babeuf, welcher nach der Sitte der Schreckenszeit den Vornamen Cajus Gracchus angenommen hatte, für ein Haupt der Jakobinerpartei. Dieser bis zum Unsinn fanatische Mann schrieb ein Journal, „Der Volkstribun", und suchte Marats Rolle wieder aufzunehmen. Er war jedoch nicht, wie Marat, ein Wütender, sondern ein Verrückter und führte nicht, wie dieser, eine aufregende, dreiste und entschiedene Sprache, sondern sein Journal war vielmehr in einem unsicheren und sogar fast langweiligen Tone abgefaßt. Gefährlich konnten Leute, wie Drouet und Babeuf, an und für sich selbst nicht mehr werden; allein hinter die tollen Schwärmer versteckte sich, um nach der Auflösung des Bestehenden im trüben zu fischen, der Rest der Anhänger Dantons und Robespierres, ein Fouché, Tallien, Amar, Vadier und andere, unter welchen auch etwa 60 Mitglieder der Gesetzgebung waren. Auch nahmen sich die beiden Direktoren Newbell und Barras eine Zeitlang der wilden Schwärmer an, weil sie bei ihrem Schaukelsystem des Jakobinismus gegen die Royalisten bedurften. Sie ließen sogar noch im Februar 1796 dem Haupte derselben, Babeuf, das Finanzministerium anbieten. Als ihnen aber gelegentlich vor dem Ungestüme der Jakobiner bange wurde, machten sie sich dadurch verächtlich, daß sie mit dem wahnsinnigen Haupte derselben, wie mit einer ihnen gleichstehenden Macht, über eine Aussöhnung unterhandelten. Eine Verständigung war jedoch unmöglich; das Direktorium beschloß daher, auch einmal gegen seine Freunde, die Jakobiner, einen Staatsstreich auszuführen.

Am 10. Mai 1796 ließen sich die Direktoren durch die Gesetzge-

bung zur Ausweisung aller Verdächtigen aus Paris bevollmächtigen. Dann wurden Drouets Papiere in Beschlag genommen, er selbst nebst Babeuf und anderen Demokraten verhaftet und ein besonderer Gerichtshof, dessen Sitzungsort Vendome sein sollte, zur Aburteilung der Sache bestellt. Da jedoch die Anarchisten als Verbündete gegen die Royalisten unentbehrlich schienen, so ließ man Drouet wieder entwischen und zog den Prozeß in die Länge. Dadurch wurde natürlich die Unruhe erhalten. Als die Tumulte zu arg wurden, entschloß man sich, die Anarchisten durch die Hinrichtung einiger ihrer Anhänger niederen Ranges zu schrecken, ohne ihre Partei selbst zu vernichten. Zu diesem Zwecke bewirkte man, daß die Freunde der verhafteten Kommunisten den Versuch machten, die zum Teil demokratisch gesinnten Soldaten, welche in mehrere Lager um Paris verteilt waren, zum Abfalle zu bewegen, um dann mit ihrer Hilfe die Gefangenen zu befreien. Der Versuch mißlang, wie vorauszusehen gewesen war; und nun wurde ein Kriegsgericht eingesetzt, welches diejenigen, die man vernichten wollte, zum Tode verurteilte.

Babeufs Prozeß zog sich bis zum Frühling 1797 hin. Als derselbe endlich im März und April 1797 zum Schlusse gebracht wurde, machten ihn nicht nur die Jakobiner, welche scharenweise nach Vendome geströmt waren, sondern sogar die Richter selbst zu einer wahren Satire auf Justiz und Recht. Die ersteren erneuerten das Schauspiel der Sitzungen des Jakobinerklubs zur Schreckenszeit: man klatschte, jubelte und sang revolutionäre Lieder; sogar die wachehaltenden Soldaten nahmen an dem Lärm teil; auch die Angeklagten, besonders Babeuf, verhöhnten das Gericht auf jede Weise, indem sie zugleich das schändliche Treiben der Machthaber ans Licht zogen. Der Gerichtshof aber erklärte, um Almar, Rossignol, Vadier und andere Schreckensmänner, deren man gerade damals gegen die Royalisten zu bedürfen glaubte, freisprechen zu können, daß keine Verschwörung vorhanden gewesen sei. Infolgedessen blieben die meisten Angeklagten entweder ganz unbestraft oder wurden vor die ordentlichen Gerichte gewiesen; von den übrigen verurteilte der Gerichtshof einige zur Deportation und nur zwei, Babeuf und d'Arthé, zum Tode. Die beiden letzteren stießen sich vor den Augen der Richter selbst den Dolch in die Brust; die zur Deportation Verurteilten aber wurden bald nachher freigelassen.

Viel gefährlicher als die Verschwörung Babeufs, der man ein so lächerliches und klägliches Ende machte, war für das Direktorium die Unzufriedenheit aller rechtlichen Leute. Die Erbitterung über die fortdauernde Herrschaft der Konventsdeputierten war so groß, daß nicht wenige Franzosen sogar die sofortige Wiederherstellung des Königtums wünschten. Zu diesen wirklichen Royalisten gehörten auch zwei be-

deutende Generale, Pichegru und Willot, von denen der letztere in der Vendee sich ausgezeichnet hatte. Infolge der im Reiche herrschenden Unzufriedenheit fielen die Wahlen, welche im Mai 1797 zur Ergänzung der beiden gesetzgebenden Räte vorgenommen wurden, ganz feindlich gegen das Direktorium aus, so daß fortan die Mehrzahl der Deputierten aus Royalisten und Gegnern des Jakobinismus bestand. Unter den Gewählten befanden sich auch Pichegru und Willot. Gleich nach der Erneuerung der beiden Ratskörper wurde nicht nur Pichegru mit großer Majorität zum Präsidenten des Rats der Fünfhundert ernannt, sondern man ersetzte auch den ausgelosten Direktor Letourneur durch den bisherigen Gesandten in der Schweiz, Barthélemy, welcher als ehemaliger Marquis für einen Gegner der bestehenden Ordnung galt und nun mit Carnot eine opponierende Minorität im Direktorium bildete. Zugleich wurde sowohl der am 10. Mai 1769 erlassene Verbannungsbeschluß gegen die Verdächtigen, als auch das verhaßte Dekret vom 3. Brumaire 1795 gegen die Teilnahme an dem Aufstand im Vendemiaire aufgehoben.

Die gesetzgebende Gewalt begann auf diese Weise einen offenen Krieg mit der aus drei Mitgliedern bestehenden Majorität der Regierung, und auf ihrer Seite standen dabei die beiden übrigen Mitglieder der letzteren. Beide Teile errichteten ihre besonderen Klubs: die Majorität der Räte und ihre Anhänger, die sogenannten Royalisten, machten den Klub von Clichy zu ihrem Vereinigungspunkt; die Partei des Direktoriums aber suchte den alten Jakobinismus neu zu organisieren und eröffnete einen Klub, welcher den Namen des Konstitutionellen Zirkels erhielt. Die Drei setzten ihre Hoffnung hauptsächlich auf die Generale Hoche und Bonaparte, von welchen der erstere, ein aufrichtiger Republikaner, damals die Sambre- und Maasarmee befehligte, der letztere aber kurz vorher den Krieg mit Österreich beendigt hatte und in Italien als Diktator schaltete. Diese beiden Männer hatten ihrerseits einen persönlichen Grund, sich der drei Direktoren gegen die beiden Räte anzunehmen; denn sie waren von den letzteren wegen ihrer willkürlichen Verwendung der Staatsgelder aufs heftigste angegriffen und dadurch bitter gekränkt worden. Die Drei wandten sich zuerst an Hoche, dessen Heer ihnen am nächsten stand. Sie boten ihm zu derselben Zeit, als sie auch den nach Frankreich zurückgekehrten Talleyrand zum Minister des Auswärtigen ernannten, das Kriegsministerium an. Hoche ging auf ihren Antrag ein und war als ein hitziger junger Mann entschlossen, die Majorität in den beiden Räten ohne weiteres durch offene Gewalt niederzuschmettern. Er ließ sogleich Truppen gegen Paris heranrücken, ohne auf den Artikel der bestehenden Verfassung Rücksicht zu nehmen, nach welchem Truppen sich der

Hauptstadt nur bis auf zwölf Stunden nähern durften. Hoche sah sich jedoch bald betrogen, weil er es mit drei Männern zu thun hatte, welche nicht, wie er, offen und entschieden handelten, sondern als schleichende Intriganten verfuhren. Diese bedachten sich nicht, die Schuld auf ihn zu schieben, als gegen seinen Marsch Geschrei erhoben wurde. Sie verleugneten außerdem den General, als er wegen der Art, wie er mit den Staatsgeldern geschaltet, öffentlich angegriffen wurde, obgleich er auch hierin nur nach ihren Wünschen und Befehlen gehandelt hatte. Hoche war über diese Niederträchtigkeit so erbittert, daß er sogleich mit den drei Direktoren brach, ihnen mit einer öffentlichen Erklärung über ihre Lügen und Betrügereien drohte und voll Haß zum Heere nach Deutschland abreiste. Dort starb er aber schon am 18. September zu Wetzlar, und man schrieb, was wir jedoch für unbegründet halten, seinen plötzlichen Tod einer Vergiftung zu.

Bonaparte, an den sich die Drei ebenfalls wandten, verfuhr mit weit mehr Vorsicht und Schlauheit, als der hitzige Hoche. Er bewahrte kalte Zurückhaltung gegen die drei Frevler, um nicht öffentlich als Werkzeug derselben zu erscheinen, lieh ihnen aber seine Generale und Offiziere und ließ das, was zu thun war, auf verdeckten Wegen vollbringen. Er veranstaltete im Juli 1797 zu derselben Zeit, als eine Kreatur Rewbells, der General Scherer, zum Kriegsminister ernannt wurde, in seinem Heere Versammlungen nach Art der Klubs und ließ durch dieselben Adressen beschließen, welche gegen die auch ihm feindlichen Royalisten gerichtet waren, und die denen der Sansculotten von 1793 so ähnlich sahen, wie ein Ei dem anderen. Zugleich entließ er viele Offiziere und Soldaten seines Heeres auf Urlaub nach Paris und schickte den General Augereau ebendahin, um dieselben unter seinem Befehle zu vereinigen. Er hatte absichtlich diesen General, einen geborenen Pariser, gewählt, weil Augereau als brutaler Mann und guter Haudegen für die ihm zugedachte Rolle vollkommen geeignet war und doch damit nicht zugleich eine politische Bedeutung erlangen konnte, für welche er völlig unfähig war. Auch Berthier, welcher früher für Amerika und für die englische Konstitution geschwärmt hatte, später aber dem Bonapartischen Despotismus huldigte und dafür ein Fürstentum erhielt, sowie die Demokraten Kleber und Bernadotte wurden nach Paris geschickt.

Hier hatten die drei Direktoren mit Talleyrand, Sieyès und anderen bereits ihren Plan entworfen und alles zur Ausführung eines Staatsstreichs vorbereitet. Auch die Frau von Staël, welche damals auf der jakobinischen Seite stand, war für das Triumvirat, wie man die Drei nannte, thätig gewesen und hatte ihnen neue Anhänger

unter den Deputierten zu werben gesucht. Der gegen die beiden gesetzgebenden Körper beschlossene Gewaltstreich bestand darin, daß Augereau, den man schon am 8. August zum Kommandanten von Paris ernannt hatte, mit seinen Soldaten ganz unerwartet das Sitzungslokal der beiden Räte sperren und eine Anzahl Deputierte nebst den Direktoren Carnot und Barthélemy verhaften sollte. Sobald dies geschehen, sollten dann alle sogenannten Royalisten durch Deportation für immer unschädlich gemacht werden. Der Rat der Fünfhundert suchte sich, als er den Sturm heranziehen sah, durch ohnmächtige Beschwerden beim Kriegsminister sowie durch ebenso nutzlose Beschlüsse über Beschränkungen der Preßfreiheit u. drgl. zu helfen. Er konnte aber nicht einmal die von ihm beschlossene Herstellung der Pariser Nationalgarde zu stande bringen und ward sogar von der zu seiner eigenen Bewachung gebildeten Garde verhöhnt. Es war daher auch nicht im geringsten zu bezweifeln, daß er bei dem bevorstehenden Kampfe unterliegen werde.

Am 18. Fructidor (4. September) 1797 führte Augereau, der sich damals sogar mit einem Santerre, Rossignol und ähnlichen Leuten von schlimmster Vergangenheit eingelassen hatte, das ihm übertragene brutale Geschäft ohne die mindeste Schwierigkeit aus. Er besetzte am Morgen dieses Tages die Zugänge zu dem Versammlungslokal der beiden Ratskörper, nahm persönlich den Präsidenten des Rats der Fünfhundert, Pichegru, sowie den Befehlshaber der Garde des gesetzgebenden Körpers, Ramel, gefangen und ließ Barthélemy nebst der Mehrzahl der Deputierten verhaften. Carnot wußte sich der Gefangennahme zu entziehen und entkam glücklich über die Grenze. Während die Verhaftungen vorgenommen wurden, trat die Minderzahl der Deputierten zusammen, um der verübten Gewaltthat den Schein des Rechtes zu verleihen. Dies geschah vermittelst einer Anzahl längst fertiger Beschlüsse. Durch dieselben wurden unter anderem die Wahlen der meisten Departements für ungültig erklärt, die Hauptbestimmungen des aufgehobenen Gesetzes vom 3. Brumaire wieder in Kraft gesetzt, ein neuer Eid, welcher nicht nur zur Treue gegen die Republik, sondern sogar auch zum Hasse des Königtums verpflichtete, eingeführt, die Verbannung vieler inzwischen zurückgekehrten Emigranten ausgesprochen und endlich Carnot, Barthélemy und eine große Zahl von Deputierten ohne weiteres zur Deportation nach dem unwirtlichen Guyana verurteilt. Auch über die Eigentümer, Unternehmer, Direktoren, Redakteure und Mitarbeiter von 41 Journalen wurde die Strafe der Deportation verhängt. Außerdem stellte man nicht nur alle periodischen Blätter und alle Druckereien für die Dauer eines Jahres unter die Aufsicht der Polizei, sondern es wurden auch die zwölf Maires von Paris

durch Männer, wie man sie brauchte, ersetzt und überall sogenannte Centralbüreaus der Polizei errichtet. An die Stelle der beiden ausgestoßenen Direktoren wurden Merlin von Douay und François von Neufchateau gewählt, von welchen der erstere als größter Jurist von Frankreich glänzte, der letztere ein sogenannter guter Mann war, aber weder großen Verstand, noch Geschäftserfahrung besaß.

Die zur Deportation Verurteilten wurden auf dem Transport ans Meer und während der Überfahrt nach Guyana grausamer und roher behandelt, als man die gemeinsten Verbrecher zu behandeln pflegt. Einige, wie Pichegru, Barthélemy, Ramel und Willot, waren so glücklich, dem langsamen Tode, welcher vermittelst des mörderischen Klimas von Guyana über sie verhängt werden sollte, durch die Flucht zu entgehen. Fragt man nach der Schuld dieser Männer, so beweisen selbst die von Moreau aufgefangenen und eingeschickten Aktenstücke nichts anderes, als daß Pichegru von den Engländern Geld angenommen hatte und durch den Prinzen Condé, den Diplomaten Wickham und andere Leute, welche zum Teil Doppelspione waren, in elende Intriguen verwickelt worden war.

13. Der Friede von Campo Formio.

Die im Vertrage von Leoben vereinbarten Friedensunterhandlungen waren hinausgeschoben worden, weil man auf beiden Seiten Vorteile von dem Staatsstreiche in Paris erwartete, welcher längst vorhergesehen worden war. Im August suchte endlich Bonaparte in der Überzeugung, daß dieser Staatsstreich in seinem Sinne gelingen werde, das österreichische Kabinett durch Drohungen und neue Kriegsanstalten zu schrecken; und schon am 1. September, also drei Tage vor dem 18. Fructidor, begab er sich nach dem unweit Udine gelegenen Schlosse Passeriano, wo die Verhandlungen zum Abschlusse gebracht werden sollten. Dorthin schickte dann auch Österreich seinen Gesandten: doch kam dieser erst drei Wochen nach dem 18. Fructidor an, dessen Ausgang ein ganz anderer gewesen war, als die Höfe erwartet hatten. Österreichischer Bevollmächtigter war dem Namen nach der Graf Ludwig von Cobenzl, in Wirklichkeit aber der neapolitanische Marquis de Gallo; und dieser handelte im Auftrage eines Mannes wie Thugut, dessen Seele nie ein großer Gedanke und noch weniger ein patriotisches Gefühl erwärmt hatte. Auf seiten der Franzosen leitete Bonaparte die Unterhandlungen nicht nur allein, sondern auch ganz unumschränkt, da Clarke, welchen Carnot früher zu seiner Beobachtung ihm beigeordnet hatte, beim Sturze des letzteren abgerufen worden war. Man wird daher auch nicht darüber befremdet sein, daß der Friedensvertrag,

welcher endlich am 17. Oktober 1797 zu Campo Formio, einem Dorfe bei Udine, unterzeichnet wurde, ganz anders beschaffen war, als man nach den Präliminarien von Leoben und sogar nach den öffentlichen Erklärungen, welche Kaiser Franz noch im Juli erlassen hatte, hätte erwarten sollen.

Durch den Frieden von Campo Formio wurden die österreichischen Besitzungen in Italien an die Cisalpinische Republik und Belgien an Frankreich abgetreten, Venedig aber mit seinem ganzen Gebiete zwischen Frankreich, Österreich und der Cisalpinischen Republik geteilt. Dem Herzoge von Modena, dessen Land Bonaparte mit der Cisalpinischen Republik vereinigt hatte, wurde dafür der Besitz des Breisgaus oder mit anderen Worten eine auf Kosten des Deutschen Reiches zu gewährende Entschädigung zugesagt. In betreff des Deutschen Reiches selbst aber wurde festgestellt, daß mit demselben alsbald ein besonderer Friede geschlossen und zu diesem Zwecke in Rastatt ein Kongreß gehalten werden solle. Man hatte aber in 14 geheimen Artikeln des Friedensvertrags bereits alles im voraus verabredet, und der Kongreß sollte nur dazu dienen, diese Verabredungen in Ausführung bringen zu helfen. In diesen geheimen Artikeln erkannte der Kaiser von Deutschland den Franzosen nicht nur den bleibenden Besitz des linken Rheinufers zu, sondern er versprach auch, 20 Tage nach der Ratifikation des Vertrages seine Truppen aus Mainz, Mannheim und den übrigen Grenzfestungen herauszuziehen, oder mit anderen Worten, er verpflichtete sich, das Deutsche Reich ganz wehrlos seinem Erbfeinde preiszugeben, noch ehe dasselbe selbst sich mit demselben verständigt hätte. Die anderen geheimen Artikel übergehen wir, weil sie zum Teil ganz unausführbar und also, gleich den Präliminarien von Leoben, eitel Trug waren.

Unmittelbar nach dem Abschlusse des Friedens von Campo Formio wurde der Schweiz das Zeichen gegeben, daß auch ihr eine von Frankreich unterstützte Revolution bevorstehe. Den Anlaß dazu gewährte die Unzufriedenheit der Bewohner des Veltlins, der Landschaft am rechten Ufer der Adda, welches die Graubündner drei Jahrhunderte früher (1512) vom Herzogtum Mailand abgerissen und nachher stets als eine eroberte Provinz behandelt hatten. Durch das Vordringen der Franzosen bis nach Tirol ermutigt, hatten sich die Veltliner im Juni 1797 empört und Bonaparte um seine Vermittelung ersucht. Bonaparte war auf ihr Begehren eingegangen und hatte im Juli die Graubündner zu Unterhandlungen aufgefordert, denen die Absicht zu Grunde liegen sollte, ihrer aus drei Bünden bestehenden Föderativrepublik das Veltlin als einen vierten Bund mit gleichen Rechten beizufügen. Allein die in Graubünden herrschenden vornehmen Familien,

welche seither das Veltlin als ein zur Versorgung und Bereicherung ihrer Anhänger dienendes Land angesehen hatten, wollten diesen Vorteil nicht aufgeben. Sie zogen daher die Verhandlungen in die Länge, bis es zu spät war. Als nämlich Bonaparte nach dem Abschlusse des Friedens von Campo Formio keinen Grund mehr hatte, die Graubündner zu schonen, brach er die Unterhandlungen mit ihnen ab und zog das Veltlin ohne weiteres zur Cisalpinischen Republik, obgleich im Vertrage von Campo Formio, welcher alle Bestandteile dieser Republik einzeln aufzählte, das Veltlin nicht erwähnt war.

Gegen das Ende des Jahres 1797 kehrte Bonaparte nach Paris zurück. Er ward dort von den fünf ehemaligen Jakobinern, welche seit dem 18. Fructidor Frankreich beherrschten, feierlich empfangen, ließ sich aber mit denselben nicht näher ein. Bei seinem Empfange hielt Talleyrand eine ziemlich lächerlich klingende Rede. Bonaparte dagegen sagte in seiner Anrede dem Direktorium harte Wahrheiten; er erklärte demselben unter anderm geradezu, daß das Glück des französischen Volkes auf bessere Gesetze gegründet werden müsse. Barras antwortete ihm mit abgeschmackten Redensarten, wie z. B., die Natur habe alle ihre Schätze erschöpft, um Bonaparte zu schaffen. Dieser verlachte damals, wie immer, alle Phrasen, wo sie ihm nicht zu seinen eigenen Zwecken dienten: er ging ruhig und mit überlegener Klugheit seinen Weg und zeigte sich gegenüber der Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit aller anderen allein als einen großen und seiner Zukunft sichern Mann.

XVIII. Vom 18. Fructidor 1797

bis zur Errichtung des Konsulats in Frankreich.

1. Räubereien und Gewaltthätigkeiten des Direktoriums gegen schwächere Staaten.

Seit dem 18. Fructidor stand der französische Staat, in welchem bisher der Pöbel und die Jakobiner den Ausschlag gegeben hatten, unter den Bajonetten. Habgierige Verschwender führten unter dem Namen Direktoren das Regiment. Die Geschichte Frankreichs zeigt uns daher in den nächsten Jahren brutale Generale und räuberische Regenten, welche auf der einen Seite der Anarchie und Unordnung im Innern nicht steuern konnten und wollten, auf der anderen Seite fremden Völkern das Gesetz diktierten und mit den Schätzen derselben ihrem eigenen erschöpften Lande aufhalfen. Daß dies geschehen konnte, erklärt sich leicht aus dem morschen Zustande und der verkehrten Leitung der übrigen europäischen Staaten. Außer der englischen Aristokratie gab es in ganz Europa keine einzige Regierung, welche physische und moralische Kraft sowie Eifer für die Ehre und das Wohl ihres Volkes besaß. Dagegen hatten die Franzosen nicht nur in allen anderen Staaten Freunde, die ihnen die Hand boten, sondern sie wurden in ihren Unternehmungen auch noch dadurch gefördert, daß die Regierungen selbst, anstatt ihre Kräfte gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen, nur daran dachten, wie sie einander gegenseitig übervorteilen könnten.

In Preußen leiteten Haugwitz, Lucchesini, Lombard und andere Intriganten den physisch und moralisch geschwächten, persönlich mutigen, in der Politik aber unklaren, von elenden Frömmlern mißbrauchten König auf krummen Wegen; und er selbst erleichterte ihnen dies, da er sich und seine Verwandten zu vergrößern suchte, ohne etwas zu wagen. Diese Leute hatten den König zu dem Neutralitätssystem des Baseler Friedens und zu dem Vertrage von 1796 bewogen.

In Österreich hatten Männer, welche ohne alle Moralität und sogar jedes Verbrechens fähig waren, ein Thugut, ein Lehrbach und andere, dieselbe egoistische Politik zur Geltung gebracht. In Spanien waltete der Günstling Godoy, ein Mann ohne Ehre, Bildung, Kenntnisse und Erfahrung, der für jedermann ein Gegenstand der Verachtung war. Dieser Mann hatte es wagen dürfen, nur um seiner selbst willen den Frieden von Basel zu schließen, obgleich gerade in Spanien, wo die Sache des Priestertums von jeher auch die Sache des Königtums war und umgekehrt, der Krieg mit Frankreich als ein Kampf mit den Feinden Gottes und der Monarchen populär war. Godoy schloß sogar, um sich in seiner Stellung zu behaupten, ein Jahr später mit Frankreich einen Offensiv- und Defensivvertrag, welcher ausdrücklich gegen England gerichtet war und deshalb die Vernichtung der spanischen See- und Landmacht zur Folge haben mußte. Dieser am 19. August 1796 zu Ildefonso unterzeichnete Vertrag nötigte Spanien zu einer Kriegserklärung gegen England, welche am 8. Oktober erlassen wurde, und nahm alle Hilfsquellen des Landes für Frankreichs Pläne gegen England in Anspruch.

Da die Verbindung zwischen Spanien und Frankreich bei dem portugiesischen Könige Besorgnisse erregte, so suchte gleich nachher auch dieser seinen Frieden mit Frankreich einzuleiten. Beherrscher von Portugal war damals Johann VI., welcher zuerst im Namen seiner Mutter Maria und, nachdem diese schon 1792 wahnsinnig geworden war, vom Jahre 1799 an als eigentlicher Regent herrschte. Er hatte infolge seiner ganz mönchischen Erziehung nur für mechanische Religionsübungen und Ceremonieen Sinn und ward ebenso von seinen Beichtvätern geleitet, wie andere Fürsten von Mätressen und Günstlingen. Als er den Versuch machte, mit der revolutionären Regierung in Paris Frieden zu schließen, wurde er von dieser um vieles Geld geprellt, ohne seinen Zweck zu erreichen. Sein Bevollmächtigter, Aranjo de Azevedo, brachte nämlich zwar im August 1797 mit Barras und Talleyrand einen sehr vorteilhaften Vertrag zu stande, der auch von Frankreich bestätigt wurde; allein er verstand sich zugleich zur augenblicklichen Bezahlung von sechs Millionen. Die Engländer, von welchen Portugal seit der Thronbesteigung des Hauses Braganza abhängig war, bewirkten nachher, daß in Lissabon die Ratifikation über die ausbedungene Zeit hinaus verzögert wurde; und nun nahmen auch die Franzosen mit Freuden die ihrige zurück, ohne das empfangene Geld zurückzugeben.

Eine ähnliche Prellerei versuchte das Direktorium mit den Nordamerikanern. Diese hatten 1794, um während des Krieges zwischen England und Frankreich die englischen Waren auf ihren Schiffen nach

Frankreich bringen zu können, den Engländern dieselben Handelsvorteile eingeräumt, welche 1778 den Franzosen als einzige Erkenntlichkeit für ihre Hilfe im Befreiungskriege gewährt worden waren. Der zwischen beiden Staaten geschlossene Vertrag war jedoch, weil er einen gegen Frankreich zu übenden Betrug beabsichtigte, sehr geheimgehalten worden. Als er 1796 den Franzosen bekannt wurde, brachen diese jeden Verkehr mit Nordamerika ab. Ein Jahr später wurden zwar neue Unterhandlungen angeknüpft, diese führten aber zu keinem Ziele, weil Barras und Talleyrand, welche ihrer grenzenlosen Verschwendung wegen stets in Geldverlegenheit waren, den Zwist mit Nordamerika hatten benutzen wollen, um sich selbst aufzuhelfen. Als die Unterhandlungen wieder abgebrochen worden waren, deckten die Nordamerikaner dadurch, daß sie den Bericht ihrer Gesandten veröffentlichten, die Schande der französischen Regierung vor den Augen der Welt auf. Es ging nämlich aus jenem Berichte hervor, daß Barras und Talleyrand, wiewohl freilich nicht persönlich, sondern vermittelst ihrer Kreaturen, von den nordamerikanischen Bevollmächtigten eine Anleihe von 32 Millionen für die Französische Republik und zugleich ein Geschenk von 12 000 000 Frank für sich selbst verlangt hatten. Im Zusammenhang mit diesen Geschichten faßten die Nordamerikaner nachher mehrere feindselige Beschlüsse, so daß es im Jahre 1798 beinahe zu einem Kriege zwischen beiden Republiken gekommen wäre.

Auch die Hansestädte, die sich während des Krieges sehr bereichert hatten, suchte das Direktorium auszubeuten. Man forderte von ihnen unter der Form eines Anlehens eine Brandschatzung. Sie wußten sich dieser zwar zu entziehen; dagegen nahm aber Bonaparte 1799 den Umstand, daß Hamburg irländische Flüchtlinge an England ausgeliefert hatte, zum Anlasse, um den Hamburgern fünftehalb Millionen abzunötigen.

Auf dem Kongresse zu Rastatt, welcher am 6. Dezember 1797 förmlich eröffnet wurde, führten die drei Bevollmächtigten des Direktoriums die brutalste Sprache. Dies kann uns freilich nicht befremden, da die deutschen Großmächte selbst das Vaterland preisgaben. Österreich und Preußen führten in Rastatt eine doppelte Sprache, eine geheime und eine öffentliche, und die drei Gesandten Österreichs stimmten sogar ganz verschieden. Preußen gestattete, daß die Franzosen während der Rastatter Unterhandlungen die auf dem rechten Rheinufer gelegene Festung Ehrenbreitstein eng eingeschlossen hielten, bis deren Besatzung im Januar 1799 zur Kapitulation gezwungen war. Österreich zauderte anfangs, seinem Versprechen gemäß, die Reichsfestung Mainz zu räumen; als aber Bonaparte in Rastatt erschien und die sofortige Übergabe von Mainz trotzig forderte, verstand sich Österreich nicht nur hierzu,

sondern es schloß auch eine geheime Übereinkunft, nach welcher die kaiserlichen Truppen sich hinter den Lech und Inn zurückziehen sollten. In die förmliche Abtretung des linken Rheinufers, welche Preußen und Österreich schon früher insgeheim zugegeben hatten, willigten die übrigen deutschen Staaten erst im April 1798. Sie gaben zugleich zu, daß die weltlichen Fürsten des linken Rheinufers durch Säkularisation der geistlichen Stifter im übrigen Deutschland, welche ein bequemes Ausgleichungsmittel darboten, entschädigt werden sollten. Jetzt forderten aber die französischen Gesandten noch weit mehr. Ehrenbreitstein und alle Brückenköpfe am rechten Rheinufer sollten geschleift und Kastel an Frankreich übergeben, die Rheinschiffahrt von allen Zöllen befreit und alle Rheininseln den Franzosen überlassen werden. Diese Forderungen nahm dann Österreich, welches damals die vollständige Erfüllung der Friedensbedingungen von Campo Formio zu verzögern suchte, zum Vorwande, um seine Truppen in Bayern stehen zu lassen und Ulm, Ingolstadt und Philippsburg auch fernerhin besetzt zu halten.

Zu derselben Zeit griff das französische Direktorium den Malteserorden, die Mamelucken in Ägypten und die Schweiz ganz ungereizt an. Der Gedanke eines Raubzuges gegen Malta und Ägypten ging von einem großen Manne aus, welchem alles möglich schien, weil ihm vieles unmöglich Scheinende gelungen war. Bonaparte hatte ihn, anknüpfend an Gedanken, die schon unter Ludwig XIV. aufgetaucht waren, bereits 1796 gefaßt und damit zugleich den Plan verbunden, von Ägypten aus die Engländer in Indien zu bekriegen. Die fünf Direktoren willigten gern in das Abenteuer, weil dasselbe ihnen die erwünschte Gelegenheit darbot, einen ihnen lästigen und gefährlichen Mann in einen andern Weltteil schicken zu können. Sie boten daher auch alle Kräfte des Reiches für das beabsichtigte Unternehmen auf. Es wurde eine Flotte in Toulon ausgerüstet, ein starkes Heer gesammelt und Bonaparte mit unumschränkter Vollmacht zum Anführer des letzteren ernannt. Die Sache war und blieb ein Geheimnis Bonapartes, Talleyrands und der Direktoren. Sogar der Kriegsminister Scherer und der Admiral Brueys, welcher die Flotte befehligen sollte, erfuhren den eigentlichen Zweck der Rüstungen und das Ziel des Unternehmens erst ganz spät. Öffentlich hieß es, man beabsichtige eine Landung in England: die Engländer ließen sich täuschen, weil sie es für unmöglich hielten, daß ein so praktischer Mann wie Bonaparte ein so abenteuerliches Unternehmen wagen könne. Sie verstärkten daher zwar ihre Flotte bei Gibraltar, um die der Franzosen, wenn sie von Toulon in den Atlantischen Ocean segele, anzugreifen, ließen aber nur drei Kriegsschiffe unter Nelson in den Gewässern von Toulon kreuzen. Als Nelson

durch Havarie genötigt ward, sich auf kurze Zeit zu entfernen, benutzte Bonaparte dies zum Auslaufen (19. Mai 1798). Die französische Flotte erreichte glücklich die Insel Malta, auf welcher am 9. Juni die Truppen ans Land gesetzt wurden.

Diese Insel hätte sich trotz der Verräterei, welche französische Ordensritter schon 1797 mit Bonaparte angesponnen hatten, bis zur Ankunft der englischen Flotte halten können, wenn nicht der damalige Großmeister des Ordens, Ferdinand von Hompesch, sich auf Malta ebenso benommen hätte, wie 1795 ein anderer Hompesch in Düsseldorf. Dieser fügte sich dem Begehren der Verräter und willigte, ohne die mindeste Gegenwehr, in eine Kapitulation, vermöge deren eine gut befestigte Insel, welche einst der Macht des großen Soliman glücklich getrotzt und eine große Vergangenheit zu wahren hatte, ohne Schwertstreich übergeben wurde. Hompesch ließ sich dabei durch das Versprechen eines deutschen Fürstentums von den Franzosen in die Falle locken, ward aber von ihnen nachher, wie er es verdiente, betrogen und ausgelacht. Er erhielt weder das Fürstentum, noch auch die Pension, welche Bonaparte ihm versprochen hatte, sondern mußte sich mit einem Almosen von 15 000 Frank begnügen. Bonaparte bemächtigte sich aller Gelder, Schiffe, Vorräte und Kanonen des Ordens und segelte am 19. Juni nach Ägypten ab, nachdem er den General Vaubois als militärischen Befehlshaber mit 4000 Mann sowie den Kommissar des Direktoriums, Regnault de Saint-Jean-d'Angely, und einen der Hauptverräter unter den Rittern als Civilgouverneure zurückgelassen hatte. Er wurde auf der Fahrt nach Ägypten von dem glücklichen Stern geleitet, der ihn bis zu seinem Zuge nach Rußland nicht verlassen hat. Wir werden jedoch der ferneren Geschichte dieser ägyptischen Expedition erst weiter unten gedenken. Dagegen muß hier zunächst noch angegeben werden, wie gewaltthätig die französischen Direktoren sogar mit den von ihnen selbst gestifteten Bundesrepubliken, der Batavischen, der Cisalpinischen, der Helvetischen und der Römischen, umgingen.

In der Batavischen Republik hatten die Franzosen, nachdem sie sich das Recht der Erpressung ausbedungen hatten, anfangs nur die Personen der Regierung geändert. Erst 1796 ließen sie eine konstituierende Nationalversammlung einberufen, damit dieselbe eine neue Verfassung zu stande bringe. Nun begann in Holland ein heftiger Kampf der Jakobiner mit den Gemäßigten, in welchem der Befehlshaber der batavischen Armee, Daendels, und drei Franzosen, der General Joubert, der Gesandte Delacroix und sein Sekretär Ducange, die Hauptrolle spielten. Die von der Nationalversammlung beratene Verfassung wurde, weil sie zu wenig demokratisch war, verworfen, und der provisorische Zustand dauerte bis nach dem 18. Fructidor fort.

Dann veranstalteten die französischen Jakobiner auch in Holland einen Staatsstreich, um ihre dortigen Freunde ans Ruder zu bringen. Die der Gegenpartei angehörenden Deputierten wurden eingekerkert, die übrigen aber zur Entwerfung einer der französischen nachgemodelten Verfassung gezwungen. Diese drängte man im April 1798 nicht nur dem Volke gewaltsam auf, sondern dieselben Deputierten, welche die neue Verfassung gemacht hatten, erwählten auch eigenmächtig die neuen Volksvertreter sowie die Regierung, die aus fünf Direktoren gebildet wurde. Die letztere geriet alsbald mit dem General Daendels und den oben genannten drei Franzosen in Zwist. Endlich begab sich Daendels nach Paris: dort gewann er die französischen Direktoren für sich und kehrte dann nach Holland zurück, um das dortige Direktorium zu stürzen. Dies gelang ihm am 12. Juni 1798. Die Direktoren wurden verdrängt, ihre bisherigen Minister, welche mit Daendels insgeheim verbunden gewesen waren, an ihre Stelle gesetzt und, was die Gewalthaber in Frankreich recht charakterisiert, den aus Paris mitgebrachten Befehlen gemäß, der französische Gesandte durch die Truppen seiner eigenen Nation aus dem Lande getrieben. Jetzt endlich traten auch gesetzlich gewählte Volksrepräsentanten an die Stelle der den Holländern aufgezwungenen.

Ähnliche Schicksale, wie die Batavische Republik, hatte die Cisalpinische von dem Pariser Direktorium zu erdulden, als Bonaparte, der es damals gut mit den Italienern meinte, seine schützende Hand nicht mehr über sie halten konnte. Talleyrand und die Direktoren wollten im Februar 1798 der Cisalpinischen Republik einen Handels- und Bundesvertrag aufdrängen, nach welchem dieselben 25 000 Franzosen aufnehmen und für deren Verpflegung jährlich 18 Millionen Frank zahlen sollten. Als der cisalpinische Rat der Alten die Bestätigung dieses Vertrages verweigerte, wurden auf Befehl des Pariser Direktoriums 21 Mitglieder desselben verhaftet, drei der Direktoren abgesetzt und eine Kontribution erhoben. Gleich darauf erzwang der französische Gesandte in Mailand, Trouvé, um dem Toben der dortigen Demokraten ein Ende zu machen, mit Hilfe französischer Truppen die Einführung einer neuen Konstitution, nachdem er den Befehlshaber dieser Truppen, den wilden Demokraten Brune, hatte abrufen lassen. Er ernannte zugleich eigenmächtig die neuen Direktoren und gesetzgebenden Räte. Er wurde jedoch gleich nachher auf Brunes Betreiben nach Paris zurückberufen, und man schickte dann Brune als General und Fouché als Gesandten nach Mailand. Diese beiden verfuhren ebenso willkürlich und wurden deshalb bald durch den General Joubert und durch Rivaud ersetzt. Der erstere verhielt sich in Mailand zuwartend; der letztere aber machte es wie seine Vorgänger, und zum

viertenmal wurden in einem und demselben Jahre die Deputierten und Direktoren der Cisalpinischen Republik gewaltsam gewechselt. Es schien also, als wenn die Pariser Direktoren absichtlich alle Ordnung vernichten wollten, damit ihre Kreaturen Gelegenheit erhielten, im trüben zu fischen. Die Geschichte der Helvetischen und der Römischen Republik führt zu demselben Resultat.

Die 13 Kantone der Eidgenossenschaft, für welche nun auch die Stunde schlug, wo sie in die durch die französische Revolution veranlaßte Bewegung hineingezogen werden sollte, hatten trotz der wiederholten Mahnungen an die Forderungen der Zeit ihre mittelalterlichen Verfassungen beibehalten. Es bestand dort namentlich das unnatürliche Verhältnis, daß die Bewohner ganzer Provinzen, wie z. B. die von Waadtland und Thurgau, als bloße Unterthanen angesehen und behandelt wurden. In allen Kantonen, selbst in den demokratisch eingerichteten, war die Regierung im Besitze gewisser Familien oder doch einer nur kleinen Zahl von Staatsbürgern: es herrschte daher überall in der Schweiz Unzufriedenheit, und viele angesehene Männer, besonders aus dem Waadtlande, waren verbannt oder landesflüchtig. Diese hatten sich größtenteils nach Paris begeben und suchten von dort aus ihr Vaterland zu revolutionieren. Der bedeutendste unter ihnen war der Waadtländer Oberst Cäsar Laharpe, welcher die Erziehung des russischen Großfürsten Alexander geleitet hatte und, als er 1794 von Petersburg zurückkehrte, in seine Heimat nicht wieder zugelassen worden war. Seit dem Jahre 1797 nahm das Direktorium in Paris eine feindliche Haltung gegen die Eidgenossenschaft an, weil es sich für den ägyptischen Kriegszug der bedeutenden Schätze zu bemächtigen wünschte, welche in Bern und anderen Orten von einer aristokratischen Regierung aufgespeichert waren. Zu diesem Zwecke dienten ihm zwei angesehene Schweizer, ohne es zu wissen und zu wollen, als Werkzeuge. Der eine war der soeben genannte Flüchtling Oberst Laharpe, der andere aber einer der regierenden Herren von Basel, der Oberzunftmeister Peter Ochs. Der letztere hatte, weil er einsah, daß das alte System unhaltbar sei, in Basel eine Partei des Fortschritts gebildet und den Plan entworfen, eine vollständige Einheit der ganzen Schweiz herzustellen. Er begab sich unter dem Vorwande, eine alte Schuldforderung seines Kantons einzutreiben, nach Paris: dort arbeitete er eine Konstitution für die eine und unteilbare Republik aus, welche Rewbell und Barras aus der Schweiz zu bilden beschlossen hatten.

Im Dezember 1797 beging das Direktorium eine förmliche Gewaltthat gegen die Eidgenossenschaft, indem es das zur Schweiz gehörende Münster- und Erguelthal ohne weiteres besetzen ließ. Im

Januar 1798 rissen die Franzosen auch noch die Stadt Mülhausen, im Februar die Stadt Biel von der Schweiz ab und vereinigten beide mit ihrem Reiche. Im Januar hatte man bereits auch ein französisches Heer unter General Menard nach der Schweizer Grenze geschickt und am Genfer See aufgestellt. Alle diese feindseligen Maßregeln wurden von den dem Kanton Bern unterworfenen Waadtländern und den Landbewohnern des Kantons Basel benutzt, um sich zu erheben und gleiche Rechte mit den herrschenden Klassen zu erzwingen. Die Bürger von Baselstadt waren so klug, den billigen Forderungen der Landleute nachzugeben. Die Berner dagegen versuchten, dem Sturme Trotz zu bieten. Sie schickten ein Heer unter dem Obersten Weiß in das Waadtland. Die Franzosen erklärten jedoch nicht nur, daß sie den Waadtländern Hilfe leisten würden, sondern Menard marschierte auch schon am 21. Januar über die Grenze und ließ die Unabhängigkeit der Waadt ausrufen. Jetzt erhob sich auch in anderen Kantonen das Volk, und die Verfassungen wurden fast überall, teils mit dem Willen, teils gegen den Willen der Regierungen umgestaltet.

Im Februar kam es zum förmlichen Kriege zwischen den Franzosen und den Bernern. General Menard war damals durch Brune ersetzt worden, und man hatte noch ein zweites französisches Heer unter General Schauenburg geschickt, welches von Nordosten her gegen Bern zog. Die Berner erhielten zwar von den meisten Kantonen Hilfe; sie mußten sich aber nach zwei Seiten hin wehren und deshalb ihre Macht teilen. In zwei Gefechten, welche fast zu gleicher Zeit geliefert wurden, errang der eine Teil ihres Heeres Vorteile, der andere wurde aber geschlagen, und unmittelbar darauf rückten die Franzosen in Bern ein.

Von diesem Augenblicke an wurden die Schweizer Kantone auf die schamloseste Weise ausgeplündert, und das Rauben hörte selbst dann nicht auf, als die Franzosen am 12. April 1798 die Schweiz in eine sogenannte Helvetische Republik umgewandelt hatten. In Bern, wo Brune gleich nach seinem Einmarsch 42 Millionen Frank weggenommen hatte, bemächtigten sich die Franzosen aller öffentlichen Kassen und der wohlversehenen Magazine und Arsenale sowie des ganzen Staatsschatzes, welcher, nach der wahrscheinlichsten Angabe, aus zwölf Millionen Frank bestand. Sogar die Gelder der Familienstiftungen blieben nicht verschont. Ebenso wurden Freiburg, Solothurn, Zürich, Luzern und andere Kantone ausgeplündert und gebrandschatzt. Da Brune und der ihm beigegebene Civilkommissar noch etwas Mäßigung bewiesen, so rief man beide zurück und ersetzte sie durch Schauenburg, Roubière und Rewbells Schwager Rapinat, welche dann in Verbindung mit einer ganzen Schar französischer Abenteurer die maßlosesten

Plünderungen und Erpressungen übten, ohne bei der von Frankreich selbst eingesetzten neuen Regierung auch nur anzufragen. Die Verfassung, welche das französische Direktorium der Helvetischen Republik gegeben hatte, löste die alten Kantone auf und setzte an ihre Stelle einen einzigen unteilbaren Staat mit einer Centralregierung, welche nach französischem Muster aus zwei gesetzgebenden Räten und aus einem Direktorium von fünf Männern bestand. Doch ward Genf von der helvetischen Regierung ausgeschlossen und als Departement Leman mit Frankreich vereinigt. Die kleinen Kantone widersetzten sich anfangs mit bewaffneter Hand der Auflösung ihrer uralten Verhältnisse; sie wurden aber durch französische Truppen bald gezwungen, sich der Übermacht zu fügen.

Rapinat wütete in der Schweiz wie der ärgste Tyrann. Er erklärte alles, was er oder sein Direktorium gebrauchen konnte, für französisches Eigentum; er führte, so oft es ihm gefiel, Geiseln ab; er ließ die angesehensten Personen verhaften und aus dem Lande bringen; er unterwarf die Zeitungen der Censur; er verbot dem Volke den Gehorsam gegen seine eigenen Behörden, wenn die Verordnungen derselben ihm nicht genehm waren; er entfernte ohne weiteres zwei Männer aus dem Direktorium und setzte eigenmächtig andere an ihre Stelle. Das letztere war doch selbst den in Paris herrschenden fünf Jakobinern zu arg. Sie befahlen dem General Schauenburg, die erledigten Direktorstellen durch die gesetzgebenden Ratskörper der Helvetischen Republik besetzen zu lassen. Diese wählten die beiden Urheber ihrer Revolution, Laharpe und Ochs, von denen aber der letztere sehr bald, der erstere erst etwas später erkannte, daß die Franzosen es nur auf die Vernichtung der Selbständigkeit der Schweiz abgesehen hatten. Im August schlossen die Franzosen endlich mit der Helvetischen Republik einen Vertrag, in welchem sie das Land zu räumen versprachen, sobald alle Kantone einen neuen Eid auf die Verfassung geleistet hätten. Alle thaten dies, nur Unterwalden nicht. Die Bewohner dieses Kantons wagten es, sich 2000 Mann stark einem französischen Heere von mehr als 12 000 Mann bei Stanz entgegenzustellen (8. September). Sie erlagen trotz ihrer verzweifelten Tapferkeit, und die Franzosen rächten dann den schweren Verlust, den sie in diesem Kampfe erlitten hatten, durch furchtbares Morden, Brennen und Plündern.

Dieselben Gewaltthätigkeiten und Räubereien, welche die Franzosen in der Schweiz verübten, waren kurz vorher auch in Rom verübt worden. Auch dort, wo das unter dem Pfaffenregiment aufgewachsene Volk von Neuerungen nichts wissen wollte, gab es eine revolutionäre Partei, welche den großen Haufen ärgerte und durch Lombarden, Franzosen und andere Fremde verstärkt wurde. Der Papst,

Pius VI., war schon im Jahre 1793, als der Pöbel das Hotel des französischen Geschäftsträgers Basseville erstürmt und diesen selbst ermordet hatte, mit der französischen Republik in Feindschaft geraten, und man ließ ihn noch mehrere Jahre nachher, als er notgedrungen sich mit derselben verständigen mußte, für jenen Vorfall schwer büßen. Dies war in dem 1796 mit Bonaparte abgeschlossenen Waffenstillstande und im Frieden von Tolentino geschehen, dessen bereits gedacht worden ist. Die schweren Kontributionen, welche Bonaparte bei Gelegenheit des letzteren erhob, hatten die Kirchen Roms sowie die Paläste des Papstes und der Großen aller ihrer Schätze beraubt. Dies genügte aber dem räuberischen Direktorium nicht. Joseph Bonaparte, den sein Bruder als Gesandten nach Rom geschickt hatte, mußte daher wider seinen Willen den Papst unaufhörlich kränken lassen, während zugleich Jakobiner und revolutionäre französische Generale Rom und die anderen Städte des Kirchenstaates in Gärung zu bringen suchten, was in Italien nicht schwer ist. In Rom selbst war das französische Gesandtschaftshotel der Mittelpunkt der Bewegung. Dort kam es am 28. Dezember 1797 zu einem blutigen Ausbruche der Volkswut, welcher dem Direktorium für seine Zwecke sehr erwünscht war. An diesem Tage verfolgte nämlich der Pöbel, welchem der Papst die Polizeimaßregeln gegen die Republikaner überlassen hatte, 300 römische Revolutionäre bis in das Hotel des französischen Gesandten und bedrängte die den Franzosen feindlichen päpstlichen Soldaten, die sich vor demselben aufgestellt hatten, so sehr, daß Joseph Bonaparte selbst und der französische General Duphot herauskamen, um Frieden zu stiften oder, wie ihre Gegner sagten, um den Römern Trotz zu bieten. Duphot hatte den Säbel in der Hand und war von den republikanischen Flüchtlingen umgeben. Die päpstlichen Soldaten gaben Feuer, und Duphot ward von einer ihrer Kugeln getötet. Dieser unglückliche Schuß wurde für beabsichtigte Tötung erklärt und hatte zur augenblicklichen Folge, daß Joseph Bonaparte Rom verließ.

Hierauf mußte Berthier, welchem Bonaparte den Oberbefehl des französischen Heeres in Mailand übertragen hatte, mit Truppen nach Rom ziehen und diese Stadt besetzen (Februar 1798). Er behandelte den Papst schonend, und es zeigte sich anfangs keine revolutionäre Bewegung in der Stadt. Allein zugleich mit ihm waren zwei Kommissare des Direktoriums erschienen, und diese gingen mit dem Papste nicht nur wie mit einem Gefangenen um, sondern sie erklärten auch am 15. Februar die weltliche Herrschaft desselben für aufgehoben und ließen durch eine sogenannte Volksversammlung die Römische Republik proklamieren. Da der Papst seinem Rechte nicht entsagen wollte, so wurde er am 20. Februar zunächst nach Siena abgeführt. Man

ließ dort den achtzigjährigen kranken Mann nicht ruhig sterben, sondern schleppte ihn 1799 nach Frankreich, wo er gleich nachher sein Leben endete.

Auch die Römische Republik erhielt eine der französischen Konstitution nachgebildete Verfassung, nur daß man hier auf diesem altkatholischen Boden ein übriges that und die altrömischen Benennungen, Konsuln, Senat und Tribunat, an die Stelle der in Frankreich gebräuchlichen setzte. Mit der neuen Organisation des Kirchenstaates hörte alle Ordnung auf, besonders seitdem Berthier abberufen und durch Masséna ersetzt worden war. Dieser richtete mit den Kommissaren des Direktoriums ein förmliches Raubsystem in Rom ein, und seine Oberoffiziere folgten dem von ihm gegebenen Beispiele. Dies ging so weit, daß sogar die Subalternoffiziere erbittert wurden, weil es der französischen Nation Schande machte. Zu gleicher Zeit ließ man die Soldaten, während die Generale und Lieferanten schwelgten, bitteren Mangel leiden. Diese Verwahrlosung der Soldaten hatte schon in Mantua einen Aufstand derselben hervorgerufen: in Rom hielten die Offiziere am 24. Februar, kurz vor Berthiers Abreise, eine Versammlung und faßten eine Beschwerdeschrift gegen die Generale und Kommissare ab. Als Masséna mit militärischer Strenge einschreiten wollte, verlachte man ihn und verweigerte ihm den Gehorsam. Er verließ hierauf Rom, und General Dallemagne übernahm einstweilen den Oberbefehl (27. Februar).

Auch die Römer erhoben sich damals gegen ihre Bedrücker. Sie vermochten aber nichts gegen disciplinierte Truppen auszurichten und mußten ihren Aufstand schwer büßen. Auf die grausigen Scenen des Mordens und Plünderns folgte dann ein republikanisches Lustspiel. Es wurde nämlich, nachdem man die Kardinäle aus dem Lande gejagt hatte, am 20. März die Gründung der neuen Republik und ihr Bund mit Frankreich durch pomphafte Reden, durch Singen, Spielen und Tanzen gefeiert. Der Aufstand der Armee endigte damit, daß das Direktorium, welchem vier Offiziere eine heftige Beschwerdeschrift überbracht hatten, nachgab und an Masséna's Stelle den General Gouvion Saint-Cyr zum Oberbefehlshaber von Rom ernannte.

2. Rußland, England, Österreich, Preußen, Neapel und ihr Verhältnis zur Französischen Republik.

Das Russische Reich, in welchem seit Potemkins Tode Plato Subow dessen schmähliches Hofamt bekleidete und zugleich den Geschäften vorstand, hatte am Kriege mit Frankreich bisher keinen Teil genommen. Katharina II. hatte vielmehr diesen Krieg benutzt, um,

während die übrigen Großmächte unter ihrem Beifalle im Westen beschäftigt waren, freie Hand zur völligen Unterwerfung von Polen zu erhalten. Erst als sie ihre Absichten in Polen erreicht hatte, faßte sie den Entschluß, die auch ihr tödlich verhaßte französische Revolution mit Waffengewalt zu bekämpfen. Sie schloß zu diesem Zwecke einen Vertrag mit England, Österreich und Preußen, starb aber am 17. November 1796, noch ehe derselbe bestätigt worden war.

Katharinas Sohn und Nachfolger, Paul I., verwarf nicht nur diesen Vertrag, sondern er schlug auch überhaupt einen Weg ein, welcher dem seiner Mutter gerade entgegengesetzt war. Diese hatte ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die auswärtigen Angelegenheiten gerichtet; Paul dagegen wollte von Anfang an sich nur mit den inneren Angelegenheiten beschäftigen. Dabei war er einesteils gegen alles, was seine Mutter gethan hatte, eingenommen und hatte andernteils einen wahren Abscheu vor den Franzosen und ihrer Revolution. Von Charakter war Paul weder bösartig, noch unempfindlich für das Gute und Wahre; er gab vielmehr einzelne Beweise eines edlen Herzens und rührender Güte. Er entließ z. B. gleich anfangs Kosciuszko und seine Waffenbrüder großmütig aus der Gefangenschaft und bewies den Polen überhaupt Teilnahme an ihrem Schicksale. Er war jedoch unglücklicherweise im Kopfe verschroben, bis zur Tollheit autokratisch gesinnt und in so hohem Grade von seinen Launen abhängig, daß er oft sogar die Regeln der alltäglichen Klugheit beiseite setzte. Seine tollen Einfälle, seine unzähligen Verordnungen, die sich oft widersprachen, die grausame Härte, mit der er jede Mißachtung seiner Gebote bestrafte und jede ihm verhaßte Meinung verfolgte, erinnern an die unglücklichen Zeiten des späteren Römischen Kaisertums. Ganz Rußland und sogar die kaiserliche Familie selbst hatte vor seiner Tyrannei zu zittern. Dabei machte sich Paul, trotz mancher von ihm eingeführten Verbesserungen, noch dadurch verhaßt und zugleich lächerlich, daß er mit furchtbarer Strenge in allem, sogar in der Kleidung, die alten Formen wiederherzustellen suchte. Eine solche Regierung konnte unmöglich lange bestehen bleiben, zumal nachdem unter Katharina der russische Hof einen ganz neuen Charakter angenommen hatte. Es handelt sich jedoch hier nicht um die innere Geschichte Rußlands, sondern um das Verhältnis der europäischen Angelegenheiten zur russischen Regierung und folglich nur um die politische Richtung des Kaisers Paul. Diese hing nicht nur mit den angedeuteten Zügen seines Wesens zusammen, sondern sie ward auch durch die rastlosen Bemühungen der Engländer bestimmt.

In England hatte Pitt mehrere Versuche gemacht, mit der Französischen Republik Frieden zu schließen. Dies war geschehen, um der

Stimmung im englischen Volke Genüge zu thun, welches bei mehreren Gelegenheiten laut über die Fortsetzung des Krieges, seine Lasten und seine Zwecklosigkeit murrte. Die Unzufriedenheit der Engländer hatte ihren Grund teils in der Stockung des Handels, welche der Krieg mit sich brachte, teils in dem Umstande, daß die Minister trotz der gedrückten Lage des Landes ungeheure Summen als Subsidien und Bestechungsgelder fremder Kabinette oder für Sinekuren und Pensionen ihrer Verwandten und Kreaturen vergeudeten. Der Mißbrauch, den man mit den Bewilligungen des Parlaments trieb, ging so weit, daß die Minister 1797 auf der einen Seite sogar den Kredit der Bank erschütterten und auf der anderen die tapferen Verteidiger des Landes Not leiden ließen. Das letztere hatte eine Empörung der Matrosen auf der königlichen Flotte zur Folge. Im Februar 1797 verweigerten zuerst die Matrosen der Kanalflotte den Gehorsam. Vergebens suchte sich die Regierung durch die gewohnte Strenge zu helfen: die Empörer ließen sich nicht einschüchtern, und Pitt mußte ihnen eine Amnestie gewähren. Sie erhielten sogar, was gegen alle Regeln einer weisen Regierung war, eine Summe Geldes ausbezahlt. Dadurch wurden dann auch die Matrosen der Nordseeflotte zum Aufstande gereizt. Diese machten sogar noch größere Forderungen. Die Regierung nahm daher gegen sie zur Gewalt ihre Zuflucht: es wurden den Anführern alle Häfen gesperrt und alle Zufuhren abgeschnitten, so daß sie endlich um Gnade flehen mußten. Man gewährte ihnen hierauf zwar Verzeihung, schloß aber die Haupträdelsführer von derselben aus: diese wurden hingerichtet.

Die Empörungen auf der Flotte schwächten Englands Macht nach außen ebensowenig, wie der gleichzeitige Aufstand und Bürgerkrieg in Irland. Gerade im Jahre 1797 zeigten die Engländer der Welt, daß ihnen zur See keiner ihrer Feinde gewachsen sei. Im Februar erfocht Admiral Jervis beim Kap Saint Vincent mit nur 15 Schiffen einen glänzenden Sieg über die 27 Segel starke Flotte der Feinde. Im Oktober vernichteten die Engländer durch den bereits erwähnten Sieg des Lord Duncan alle Hoffnungen, welche Frankreich von dem Bürgerkriege in Irland gehegt hatte, und im folgenden Jahre machten sie diesem Kriege selbst ein Ende.

In demselben Jahre 1798 gelang es den Engländern, einen neuen Bund gegen Frankreich zu stande zu bringen. Dies ward ihnen durch die frevelhafte Art erleichtert, mit welcher die französischen Demokraten überall das bestehende Recht mit Füßen traten. Das Direktorium brachte dadurch sogar den Kaiser Paul, der doch einer Einmischung in fremde Angelegenheiten so sehr abgeneigt war, gegen sich auf. Die fünf Direktoren fügten ihm nämlich eine persönliche Beleidi-

gung zu, indem sie in Rastatt den russischen Bevollmächtigten abweisen ließen. Schon vorher hatten sie dadurch, daß sie im Frieden von Campo Formio die Jonischen Inseln an sich gerissen hatten, Rußland in Gefahr gebracht, seinen Einfluß auf die Griechen und Türken zu verlieren. Unter diesen Umständen war es den Engländern nicht schwer, den Kaiser Paul, der ohnedies nur eine auf göttlichem Rechte beruhende absolut monarchische Regierungsgewalt anerkannte, zum blinden Werkzeuge ihrer selbstsüchtigen Politik zu machen.

Auch in Österreich arbeiteten die Franzosen dem englischen Premierminister in die Hände. Das Direktorium hatte im Februar 1798 den General Bernadotte als Gesandten nach Wien geschickt. Dieser sollte dort hauptsächlich den Minister Thugut, welcher wieder mit den Engländern angeknüpft hatte, von seinem Posten zu verdrängen suchen, was nicht schwer zu sein schien, weil Bernadotte dem Kaiser urkundliche Beweise vorlegen konnte, daß Thugut früher ohne Vorwissen seines Herrn mit den Franzosen heimlich in Gemeinschaft getreten sei. Verschiedene Umstände verzögerten aber Bernadottes Antrittsaudienz bei dem Kaiser bis in den April hinein. Dies gab den Bonapartisten, denen Bernadotte verhaßt war, Gelegenheit, ihn in den Pariser Journalen zu schmähen und verdächtig zu machen. Bernadotte suchte hierauf den Tadel seiner Feinde durch ein recht barsches Benehmen in Wien zum Schweigen zu bringen: er verlangte das Verbot eines Festes, welches die Wiener Jugend am Jahrestage des Auszuges ihrer Freiwilligen gegen die Franzosen feiern wollte. Als die Regierung seinem Begehren nicht entsprach, ließ er an jenem Festtage (11. April) die französische Fahne mit der Aufschrift: Freiheit und Gleichheit! auf dem Balkon seines Hotels aufstecken. Er reizte dadurch das Wiener Volk so sehr, daß der Pöbel sich tobend vor dem Hotel sammelte und die Fenster desselben einwarf. Die Polizei sah ruhig zu; und militärische Hilfe wurde, trotz mehrmaliger Aufforderungen Bernadottes, erst dann geschickt, als der Pöbel das Haus erstürmt, die in demselben befindlichen Möbel zertrümmert, die französische Fahne heruntergerissen und auf dem Marktplatze verbrannt hatte. Bernadotte verlangte sogleich seine Pässe und ließ sich durch keine Anerbietungen und Vorstellungen von der Abreise zurückhalten. Indessen wurde sein Benehmen weder vom Direktorium noch von Bonaparte gebilligt.

England hatte damals bereits die Fäden einer neuen Koalition zu spinnen begonnen und bot zu gleicher Zeit in Wien, Neapel, Petersburg und Berlin alles auf, um seine Absichten durchzusetzen. Dies gelang ihm durch die Königin von Neapel und den Kaiser von Rußland rascher, als man hätte erwarten sollen. In Neapel war die Regierung ganz in den Händen der intriganten Königin Marie

Karoline. Diese war zwar den Franzosen bei den Verträgen von Leoben und von Campo Formio sehr nützlich gewesen; sie hatte aber das Reich dem englischen Einflusse preisgegeben und war deshalb von den Pariser Zeitungen, sogar den offiziellen, hart mitgenommen worden, wozu freilich ihr skandalöses Privatleben Stoff genug darbot. In Neapel selbst war nicht nur an Tanuccis Stelle der in Besançon geborene Engländer John Acton einer der einflußreichsten Minister geworden, sondern Marie Karoline ließ sich auch von der Gemahlin des englischen Gesandten Lord Hamilton, einer früheren Schauspielerin, welche nachher nebenbei Nelsons Mätresse war, unbedingt leiten. Die Königin war daher leicht für einen Bund gegen Frankreich gewonnen. Dies bewog dann den französischen General Berthier, gleich nach der Besetzung von Rom die Entlassung Actons sowie die Vertreibung des englischen Gesandten zu verlangen und noch andere harte Forderungen zu stellen. Marie Karoline wandte sich in ihrer Not an Österreich um Hilfe, und Thugut schloß im Mai 1798 mit ihr einen geheimen Vertrag, in welchem Österreich und Neapel sich zur gemeinschaftlichen Abwehr eines jeden Angriffes eng miteinander verbanden. Unmittelbar nachher führten Marie Karoline und ihre Werkzeuge in Neapel ein System des ärgsten Terrorismus ein. Jede freie Äußerung wurde mit unerhörter Wut verfolgt, jeder gebildete Mann als verdächtig, jede Art von französischer Tracht und Manier als Zeichen einer revolutionären Gesinnung angesehen. Alle Kerker füllten sich mit Gefangenen, und Qualen jeder Art wurden angewandt, um von diesen Geständnisse zu erpressen, selbst da, wo nichts zu gestehen war.

Im Sommer erschien Nelson zweimal mit seiner Flotte in Neapel und trieb durch Lady Hamilton den dortigen Hof zu Unvorsichtigkeiten, durch welche die Franzosen vollends erbittert wurden. Nelson hatte die Flotte, welche Bonaparte nach Ägypten brachte, eine Zeitlang vergebens überall gesucht, und diese hatte unterdessen die Reede von Abukir glücklich erreicht. Dort traf er sie, als er von der syrischen Küste an den Nil zurückkam. Sie war, nachdem Bonaparte sich mit seinem Heere am 1. Juli ausgeschifft hatte, gegen dessen Befehl auf der offenen Reede von Abukir vor Anker liegen geblieben, weil ihr Admiral, Brueys, zum Schutze der französischen Armee so lange an der ägyptischen Küste verweilen zu müssen glaubte, bis er vom glücklichen Fortgange des Unternehmens Nachricht empfangen habe. Auch hielt Brueys seine Flotte im Hafen bei Abukir wenigstens nur von einer Seite her für angreifbar. Nelson war jedoch kaum angekommen, als er erkannte, daß er einen Teil seiner Schiffe zwischen die Küste und die französische Flotte hineinschieben und so diese

zwischen zwei Feuer bringen könne: er that dies und bereitete am 1. August in der Schlacht bei Abukir den Franzosen eine furchtbare Niederlage. Alle ihre Kriegsschiffe wurden bis auf vier, mit denen Admiral Villeneuve sich nach Malta rettete, vernichtet oder erobert, der Admiral Brueys selbst getötet. Bonaparte gab dieses Unglück dem Admiral Villeneuve schuld, welcher, wie es hieß, mit seiner Division keinen Schuß gethan habe. Übrigens hatte auch die englische Flotte in der Schlacht sehr gelitten. Nelson mußte 14 Tage lang bei Abukir verweilen, um seine Flotte so weit auszubessern, daß er die gemachte Beute nach Neapel bringen konnte. Als er hier ankam, beging Marie Karoline die Unvorsichtigkeit, ihm den glänzendsten Triumph zu bereiten. Dieses Benehmen war doppelt unvorsichtig, weil der Königin alles daran hätte liegen müssen, den Frieden mit Frankreich so lange zu erhalten, bis ihre Verbündeten schlagfertig wären.

Was den Engländern in Neapel, Rußland und Österreich gelungen war, suchten sie vergebens auch in Preußen zu erreichen. Dort herrschte seit dem Tode Friedrich Wilhelms II. (16. November 1797) dessen Sohn Friedrich Wilhelm III. Der neue König war sittlich rein, allem Prunke abgeneigt und gleich einem guten Hausvater auf Zucht und Ordnung bedacht; er war aber dabei auch ängstlich und behutsam, vermied jeden entscheidenden Schritt und strebte danach, in den erschütternden Kämpfen einer tief bewegten Zeit seinen Staat neutral zu erhalten. Er selbst war, wie seine Umgebung, mittelmäßig, scheute jedes überlegene Talent und ließ sich deshalb in seinem Leben vielfach von Männern leiten, die seiner unwürdig waren. Nichtsdestoweniger wurde durch seine Thronbesteigung wenigstens am Hofe und im Privatleben der königlichen Familie eine wohlthätige Veränderung herbeigeführt. Gleich anfangs mußten Bischoffswerder und die Gräfin Lichtenau mit dem liederlichen oder heuchlerisch frommen Troß ihrer Kreaturen Berlin verlassen; im Februar 1798 wurde auch Wöllner verbannt. Dagegen blieben aber gerade die verderblichsten Leute aus der Umgebung des vorigen Königs, Lucchesini, Haugwitz und Lombard, zurück, und zu ihnen gesellte sich noch als würdiger Genosse Lecoq. Während daher in der Verwaltung, den Finanzen, den kirchlichen Angelegenheiten und dem Unterrichtswesen alles besser wurde, blieb die auswärtige Politik in den Händen derselben Intriganten, welche den vorigen König irre geleitet hatten. Auch das Heerwesen wurde, trotz der im Kriege gemachten Erfahrungen, in seinem alten Zustande gelassen. Von den Männern, welche erst mit dem Regierungsantritte des neuen Königs Einfluß erhielten, waren Köckeritz, Mencke und Schulenburg die achtbarsten. Der

erstgenannte war Generaladjutant und Freund des Königs und glich diesem in seinem Wesen, war aber doch noch viel indolenter. Mencke war Kabinettsrat und durch seine Hinneigung zu den Grundsätzen der ersten französischen Nationalversammlung dem preußischen Staate sehr nützlich; denn ihm ist eine Reihe von neuen Verordnungen zuzuschreiben, welche dem Geiste der Zeit entsprachen und den König populär machten. Schulenburg erwarb sich das Verdienst, daß er Ordnung in das zerrüttete Finanzwesen brachte und an die Stelle der bisherigen Vielherrschaft der Beamten die alte Einheit der Verwaltung setzte.

In betreff der auswärtigen Politik ließ sich der König, trotz aller Bemühungen Englands, nicht von seiner Neutralität abbringen. Dagegen setzten Haugwitz und dessen Genossen, wiewohl meist ohne Wissen des Königs, ihr intrigantes Spiel fort. Österreich und Preußen arbeiteten nach wie vor einander entgegen. In Rastatt mußte der preußische Bevollmächtigte ebenso die Artikel des Baseler Friedens verfechten, wie die österreichischen die gegen Preußen gerichteten geheimen Artikel des Friedens von Campo Formio. Zugleich war der erstere angewiesen, sich nicht nur des Kurfürsten Karl Theodor von Bayern und seines Erben, des Herzogs von Zweibrücken, anzunehmen, von dessen Land sich Österreich im Frieden von Campo Formio einen Teil hatte versprechen lassen, sondern auch dafür zu sorgen, daß trotz des Widerspruches der Österreicher der vertriebene Erbstatthalter von Holland in Deutschland entschädigt werde.

Unterdessen hatte der englische Gesandte in Petersburg den russischen Kaiser bereits für den Krieg in Frankreich gewonnen. Dies war durch einen schon im März 1797 genehmigten Handelsvertrag mit England eingeleitet worden. Hierauf hatte derselbe Gesandte Pauls Verwendung für die im Teschener Frieden (13. Mai 1779) verbürgte Integrität von Bayern in Anspruch genommen. Die Franzosen hatten nachher unvorsichtigerweise den russischen Gesandten in Rastatt zurückgewiesen und zugleich durch die Forderungen, welche sie dort an das Deutsche Reich stellten, einen Herrscher gereizt, der sich zur Beschützung der Schwachen gegen die Starken berufen glaubte. Als aber gar Bonaparte seinen Zug nach Ägypten unternahm, wurde der autokratische Sinn Pauls vollends empört. Jetzt war es nicht mehr schwer, den Kaiser auf die auswärtige Politik seiner Mutter zurückzuleiten. Sobald er diese Richtung eingeschlagen hatte, zog er auch die beiden Männer, deren seine Mutter sich bedient hatte, die aber bei ihm in Ungnade gefallen waren, auf Betreiben der Engländer wieder heran. Der eine, Suworow, wurde wieder an die Spitze des Heeres gestellt; den andern, Repnin, dem wir im Türkenkrieg 1770 und 1790 be-

gegnet sind, schickte Paul als Gesandten nach Berlin, um den preußischen König zum Bunde mit England, Österreich und Rußland zu bewegen. Dies war jedoch nicht zu stande zu bringen. Repnin, der in Berlin mit dem größten Glanze auftrat, nahm zwar als einer der angesehensten russischen Großen den preußischen Hof und den hohen Adel für sich und seinen Zweck ein; der König selbst aber ließ sich durchaus nicht von seiner Neutralitätsidee ablenken. Auch arbeiteten die Leute, welche noch von des vorigen Königs Zeit her Einfluß hatten, dem Bunde mit England, Österreich und Rußland entgegen, weil dieser die Frucht des von ihnen zu stande gebrachten Baseler Friedens vereitelt haben würde. Auf dieselbe Weise, wie Repnin, scheiterte in Berlin der österreichische Gesandte, der in diplomatischen Künsten so sehr gewandte Graf Ludwig Cobenzl. Dieser Halbfranzose, der seine Bildung in Straßburg erhalten hatte und ebenso dachte und handelte, wie sein Universitätsfreund Talleyrand, hatte unmittelbar vorher in Rastatt zu bewirken gewußt, daß die Unterhandlungen mit Frankreich ins Stocken gerieten. Er war dann von Thugut nach Petersburg geschickt worden, um dort für die beabsichtigte Koalition zu arbeiten, und bot auf der Durchreise in Berlin vergebens alle seine Künste auf, um den König von Preußen umzustimmen. Auch die Franzosen hatten einen Gesandten nach Berlin geschickt, welcher den Engländern und Russen entgegenarbeiten und womöglich den König auf die Seite Frankreichs herüberziehen sollte. Zu dieser Sendung war Sieyès ausersehen worden, weil er nicht nur Leuten gegenüber, wie Haugwitz und Lombard waren, der geeignete Mann zu sein schien, sondern weil er auch mit dem wackeren Mencke und anderen dem alten Preußentum abgeneigten Männern in Verbindung stand. Sieyès konnte sich als Dialektiker und ehemaliger Freund Mirabeaus beim preußischen Könige und beim Berliner Adel keinen Einfluß verschaffen; er ward aber dagegen auf andere Weise seinem Lande nützlich. Er wußte nämlich durch die Schlauheit, mit der er dem Könige die geheimen Artikel von Campo Formio mitteilte, alle Bemühungen Rußlands und Englands zu vereiteln und knüpfte mit Repnins Sekretär, Aubert, einem geborenen Franzosen, eine Verbindung an, infolge deren er von allen geheimen Papieren des russischen Gesandten Kenntnis erhielt.

Während auf eine solche Weise die Diplomaten ihr Spiel trieben, hatten die Franzosen durch die Besetzung von Malta dem Kaiser Paul einen neuen Antrieb und einen scheinbaren Rechtsgrund zum Kriege gegeben und zugleich durch ihren Angriff auf Ägypten den türkischen Sultan gezwungen, sich in die Arme seiner Erbfeinde, der Russen, zu werfen. Paul stand mit dem Malteserorden, für den er schon als Großfürst ein lebhaftes Interesse gezeigt hatte, in einer besonderen per-

sönlichen Beziehung. Er hatte nämlich nach seiner Thronbesteigung, um einen russischen Zweig des Ordens herzustellen, das Großpriorat desselben in Polen wieder aufrichten lassen, die Einkünfte des Ordens in Rußland bedeutend vermehrt und im November 1797 sich zu dessen Protektor erklärt. Nach der Besetzung Maltas durch die Franzosen riefen die in Rußland wohnenden Ritter den Schutz des Kaisers an, und dieser gewährte ihnen denselben nicht nur, sondern er ließ sich auch im Oktober 1798 selbst zum Großmeister des Ordens erwählen. Der türkische Sultan, Selim III., war gegen die Franzosen schon aus dem doppelten Grunde eingenommen, weil sie die venezianischen Inseln an den Küsten seines Reiches besetzt hatten, und weil Bonaparte, um während seines ägyptischen Zuges die Türken in ihrem eigenen Reiche zu beschäftigen, mit dem rebellischen Statthalter Ali von Epirus, Pascha von Janina, eine Verbindung anzuknüpfen gesucht hatte. Bonapartes Landung in Ägypten aber war eine offenbar feindselige Handlung gegen den Sultan: dieser erklärte daher am 5. September 1798 den Franzosen den Krieg, nachdem er sich schon vorher mit England und Rußland in Verbindung gesetzt hatte und eine russische Flotte mit 4000 Mann Soldaten in den Hafen von Konstantinopel eingelaufen war. Die förmlichen Bundesverträge der Pforte wurden erst später abgeschlossen, nämlich am 23. Dezember mit Rußland und am zweiten Tage des folgenden Jahres (1799) mit England.

Zwischen Österreich und Rußland war schon vorher ein Bündnis zu stande gekommen, infolge dessen Kaiser Paul gegen das Ende des Jahres 1798 ein Heer von 45 000 Mann nach der Donau aufbrechen ließ, um die Österreicher in Italien zu verstärken. Mit Neapel verband sich Paul am 29. November, mit den Engländern erst am 29. Dezember.

3. Der zweite Koalitionskrieg bis zu Bonapartes Rückkehr aus Ägypten.

a. Krieg im Frühling des Jahres 1799; die Parthenopeische Republik.

Die blinde Wut der Königin von Neapel und ihrer Umgebung brachte den Krieg früher zum Ausbruche, als die Verbündeten beabsichtigt hatten. Man hatte im Neapolitanischen während des September und Oktober 1798 Bauern gewaltsam ausgehoben und durch österreichische Offiziere einüben lassen. Dieses Heer, an dessen Spitze der als Plannacher und Exerziermeister berühmte und berüchtigte Oberst Mack gestellt wurde, war zu nichts weniger als zum Kampfe mit den Franzosen geeignet. Marie Karoline und ihre Minister waren aber in einer solchen Selbsttäuschung befangen, daß sie auch ohne die Mitwirkung ihrer Verbündeten Eroberungen machen zu können glaubten.

Am 25. November drangen daher die Neapolitaner an fünf Punkten unerwartet in das Gebiet der Französischen Republik ein. General Championnet, welcher die dortstehenden französischen Truppen befehligte, räumte sogleich Rom und Ancona, um seine Streitkräfte im Norden zu vereinigen. Als die Franzosen den Kirchenstaat aufzugeben schienen, zog König Ferdinand IV. an der Spitze von 30 000 Mann in Rom ein (29. November). Sobald jedoch Championnet sich wieder umwandte, zerstob das Heer der Neapolitaner mit seinem eingebildeten Oberfeldherrn und seinem feigen Könige in einem Nu: der letztere floh schon am 10. Dezember in der größten Angst nach Neapel zurück. Sein Heer aber leistete fast nirgends Widerstand, und sogar die sehr feste Stellung, welche Mack zuletzt zwischen Capua und Neapel eingenommen hatte, wurde einige Wochen später verlassen, obgleich die Franzosen nicht einmal die zu einer Belagerung nötigen Hilfsmittel bei sich hatten.

An der im Januar erfolgten schnellen Übergabe des festen Capua, welche die Einnahme von Neapel zur unmittelbaren Folge haben mußte, war das elende Benehmen des Königs Ferdinand schuld. Dieser schiffte sich in seiner Angst schon am 21. Dezember nach Sizilien ein und ernannte nicht nur eine der elendesten Kreaturen seiner Gemahlin, den Prinzen Pignatelli, zum Vicekönig, sondern er ließ auch die neapolitanische Flotte in Brand stecken oder mit anderen Worten seine Unterthanen aller Mittel des Widerstandes zur See berauben. Dies erzeugte, verbunden mit einigen anderen Umständen, in der niederen, aber auch kräftigen Volksklasse der Stadt Neapel, den Lazzaroni, den Glauben, daß sie und ihr König von den republikanisch gesinnten vornehmen Klassen und von den Fremden im Heere verraten würden. Sie entschlossen sich daher zu einem verzweifelten Kampfe mit den Franzosen und drohten zugleich allen denen, die sie für Anhänger derselben hielten, Tod und Verderben. Ein Teil des Adels und der Generale dagegen faßte, um sich gegen die wütende Menge zu schützen, den Entschluß, die Stadt sogleich dem herannahenden Feinde zu übergeben. Als jedoch der Vicekönig, ohne die Stadtverordneten zu fragen, mit Championnet Unterhandlungen anknüpfte, errichteten diese eine revolutionäre Regierungsbehörde und bildeten aus Lazzaroni und Bürgern ein Insurrektionsheer.

Den höchsten Grad erreichte die Anarchie in Neapel, als Pignatelli und Mack am 10. Januar 1799 von den Franzosen einen Waffenstillstand erbettelt hatten, infolge dessen Capua mit allen seinen Kriegsvorräten sowie mehrere andere Plätze den Franzosen eingeräumt wurden und die Stadt Neapel eine Kontribution von zehn Millionen Frank zahlen sollte. Auf die Kunde von diesem Vertrage erstürmten die Lazza-

roni das Arsenal und mehrere Forts der Stadt, zogen raubend und mordend durch die Straßen, töteten jeden, der nicht Lazzarone oder Pfaff war und setzten den Prinzen Pignatelli so sehr in Schrecken, daß er gleich seinem Könige Stadt und Reich ihrem Schicksale überließ und nach Sizilien entfloh. Der Oberbefehlshaber Mack, welcher von seinen eigenen Soldaten bedroht und verhöhnt worden war, hatte sich schon vorher in Championnets Lager geflüchtet. Die Lazzaroni riefen, indem sie mit allen Glocken Sturm läuten ließen, die Landleute zu Tausenden in die Stadt und zogen dann mit diesen in blinder Wut den anrückenden Franzosen entgegen. Dagegen griffen nun aber auch die Republikaner zu den Waffen und entrissen dem Pöbel die erstürmten Forts wieder. Am 20. Januar drang Championnet in vier Kolonnen, die sich in der Mitte der Stadt vereinigen sollten, in Neapel ein: die Lazzaroni und die Landleute setzten ihm den verzweifeltsten Widerstand entgegen; sie erlagen aber der Taktik und den besseren Waffen der Franzosen, obgleich diese jeden Schritt vorwärts mit schweren Verlusten erkaufen mußten. Der Kampf dauerte auch während der Nacht fort: am folgenden Tage suchte Championnet, um dem Gemetzel ein Ende zu machen, irgend eine Behörde, mit welcher er unterhandeln könne: aber jede Obrigkeit war verschwunden und die Stadtregierung im Zustand völliger Auflösung. Das Morden begann daher am 23. mit verdoppelter Wut, bis endlich die Lazzaroni, welche ohne Führer und ohne Ordnung stritten und zugleich von ihren republikanischen Landsleuten aus den Forts beschossen wurden, an dem Siege verzweifelten und auseinandergingen.

Jetzt endlich ward Championnet Herr der Stadt. Die neapolitanischen Republikaner aber riefen die Republik aus. Wir halten uns bei der Verfassung und Organisation dieses neuen Freistaates, den man nach dem alten Namen der Stadt Neapel, gemäß der abgeschmackten Phraseologie des neuen Frankreichs, die Parthenopeische Republik nannte, nicht auf, weil derselbe jeder Grundlage ermangelte und also auch keinen Bestand haben konnte. Es erging der Parthenopeischen Republik vom ersten Augenblicke ihrer Gründung an ebenso, wie der Batavischen und Helvetischen. Ein Heer von Blutsaugern erschien aus Paris, um die gemachte Eroberung für sich und für die raubgierigen Direktoren auszubeuten; neben ihnen erlaubten sich die französischen Offiziere und Soldaten alle möglichen Genüsse, und Neapel mußte nicht allein die Kosten ihrer Schwelgereien bestreiten, sondern auch noch dazu eine Kontribution von 75 Millionen entrichten. Championnet zeigte sich zwar persönlich uneigennütziger, als sonst die Generale der Revolutionszeit waren; er ließ sich aber von einem tollen Demokraten aus Paris leiten und vernachlässigte die Zucht im Heere. Doch jagte

er den von Paris gesandten Kommissar Faypoult und die übrigen Kreaturen des Direktoriums fort. Er wurde dafür abgesetzt, von Rom aus gefesselt nach Mailand gebracht und vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn jedoch freisprach. Den Oberbefehl in Neapel erhielt Macdonald.

Zu derselben Zeit, als Championnet in das Neapolitanische Reich eingedrungen war, hatte das Direktorium auch Piemont besetzen lassen, damit Karl Emanuel IV. von Sardinien für den bevorstehenden Krieg unschädlich gemacht werde. Den Anlaß und Vorwand dazu gaben mehrere Aufstandsversuche, welche die Demokraten in Piemont mit französischen, cisalpinischen und ligurischen Republikanern gemacht hatten. Diese Versuche waren gescheitert und mit blutiger Strenge bestraft worden. Nachher aber (Juni 1798) nahm sich der französische Gesandte am sardinischen Hofe, Guinguené, und der in der Lombardei kommandierende General Brune der Empörer an, und sie nötigten Karl Emanuel, nicht nur eine Amnestie zu gewähren, sondern auch die Citadelle von Turin durch französische Truppen besetzen zu lassen. Seit dieser Zeit lebte der König in seiner eigenen Residenz wie ein Gefangener und wurde von Guinguené und Brune beständig gekränkt, von den Demokraten verhöhnt. Als die Neapolitaner in den Kirchenstaat eingefallen waren, ließ Brunes Nachfolger, Joubert, auch noch das piemontesische Heer entwaffnen. Nachher quälten drei Generale, welche später als eifrige Bonapartisten berühmt geworden sind, damals aber sich vom Direktorium zu jeder Gewaltthat gebrauchen ließen, Alix, Grouchy und Clausel, den furchtsamen König durch Mißhandlungen und Drohungen so lange, bis er vermittelst einer von Clausel diktierten Entsagungsurkunde Piemont an Frankreich abtrat (9. Dezember 1798). Karl Emanuel reiste hierauf mit seiner Familie sogleich nach der Insel Sardinien ab. Er gelangte glücklich dahin, noch ehe der Befehl des Direktoriums, ihn als Gefangenen nach Frankreich zu bringen, angekommen war. Von Sardinien aus erließ er einen Protest gegen die ihm abgedrungene Abdankungsakte. Weniger Umstände, als mit ihm, machten die Franzosen mit Ferdinand III. von Toscana, einem Bruder des Kaisers Franz: diesem wurde an demselben Tage, an welchem die Kriegserklärung gegen den Kaiser erfolgte (12. März 1799) der Krieg ebenfalls erklärt, weil er ein neapolitanisches Corps, welches im Dezember in Livorno ausgeschifft worden war, freundlich aufgenommen habe, und weil man einen Bruder des Kaisers nicht im Rücken des französischen Heeres dulden könne.

Den Krieg selbst begannen die Franzosen am 1. März 1799, also noch vor der Kriegserklärung, wahrscheinlich, weil sie durch die von Aubert aus den Papieren des russischen Gesandten in Berlin ge-

lieferten Notizen den ganzen Operationsplan der Feinde kennen gelernt hatten. Am 1. März ging Jourdan, dessen Heer den vorbedeutungsvollen Namen der Donauarmee erhalten hatte, bei Basel und Kehl über den Rhein. Zu gleicher Zeit besetzte der ihm untergeordnete Bernadotte Mannheim und Heidelberg und schloß Philippsburg ein. Das Direktorium hatte damals vermittelst der am 5. September 1798 eingeführten Aushebungsordnung, nach welcher alle Franzosen vom 20. bis zum 25. Lebensjahre kriegsdienstpflichtig waren, das Heer bedeutend vermehrt: ein Teil desselben war unter Jourdans Oberbefehl auf dem linken Rheinufer bis nach Düsseldorf hin, ein anderer Teil unter dessen Unterbefehlshaber Masséna in der Schweiz aufgestellt worden. Die sogenannte italienische Armee hatte den kurz vorher vom Kriegsministerium entfernten Scherer zum Oberbefehlshaber erhalten. Ein drittes Heer stand unter Brune auf dem Boden der Batavischen Republik, welche von den Engländern bedroht wurde. Ein viertes endlich befand sich unter Macdonalds Führung in Neapel. Auf seiten der Koalition kommandierte der Erzherzog Karl ein starkes Heer in Süddeutschland. Er führte dasselbe auf die Nachricht, daß Jourdan bis Offenburg vorgedrungen sei, über die Donau. Ein anderes österreichisches Heer war schon gegen das Ende des vorhergehenden Jahres, als Frankreich sich von der Helvetischen Republik zwei Straßen für seine Armeen erzwungen hatte, in Graubünden eingerückt. Dieses hatte den General Hotze, einen geborenen Schweizer, zum Anführer. In Italien war an der Etsch ein drittes Heer aufgestellt. Der Oberbefehlshaber desselben war Melas; da dieser aber krank war und deshalb erst am 4. April eintreffen konnte, so führte der Baron von Kray einstweilen das Kommando. An der Spitze der Russen, welche sehr langsam von der Donau her über Kärnten heranzogen und erst Mitte April in Verona erschienen, stand Suworow, und diesem war auch das österreichische Heer in Italien untergeben worden. Er hatte den Oberbefehl nur unter der Bedingung angenommen, daß er seine Befehle nicht vom Hofkriegsrate, welcher ganz in der Gewalt Thuguts und der neapolitanischen Königin war, sondern vom Kaiser selbst zu empfangen habe. Allein die Intriganten in Wien vereitelten diese von ihm gebrauchte Vorsicht ohne viel Schwierigkeit dadurch, daß sie dem Kaiser alle an Suworow zu schickenden Befehle eingaben.

Noch ehe der Erzherzog Karl gegen Jourdan aufgebrochen war, setzte sich die helvetische Armee nach Graubünden in Marsch und drängte die Österreicher bis hinter Chur zurück. Dann suchte Masséna durch das Vorarlbergische nach Schwaben zu dringen, um sich mit Jourdan zu vereinigen; er wurde aber am 22. März bei Feldkirch

mit großem Verluste zurückgeschlagen. Auch Jourdan und der Erzherzog Karl hatten sich damals bereits bei Ostrach im Sigmaringischen ein Treffen geliefert, welches unentschieden geblieben war (21. März). Schon am 25. März kam es zwischen ihnen bei Stockach zu einer zweiten Schlacht. Auch in dieser war der Sieg zweifelhaft; die Österreicher hatten aber ihren Zweck erreicht, Jourdan den seinigen verfehlt, weil er sein Heer über den Rhein zurückführen mußte. Der Erzherzog verfolgte jedoch den errungenen Vorteil nicht und blieb sogar bis Ende April unthätig: daran waren, wie er selbst versichert, Thugut und der Hofkriegsrat schuld, die ihm nicht nur, weil sie bloß an Tirol und Italien dachten, einen Teil seines Heeres entzogen, sondern auch durch ihre falsche Politik so großes Mißtrauen bei den Schweizern erregten, daß diese keine Hilfe gewährten. Als daher Jourdan nach der Schlacht bei Stockach vom Kommando entfernt und ein großer Teil seines Heeres mit der helvetischen Armee vereinigt worden war, erhielt Masséna Zeit, sich durch herbeieilende frische Truppen zu verstärken und bei Zürich eine ungemein feste Stellung einzunehmen. Erst Ende April konnte der Erzherzog den Versuch machen, nach den Hochalpen vorzudringen und sich mit Suworow zu vereinigen. Dies hatte im Mai, von Graubünden an bis nach Schaffhausen und nach dem Thurgau hin, eine Reihe von zum Teil mörderischen Gefechten zur Folge, während zu gleicher Zeit in den kleinen Kantonen ein Aufstand ausbrach, den jedoch Soult bald dämpfte. Anfang Juni gelang es dem Erzherzog zwar, Masséna aus Zürich zu vertreiben; dieser nahm aber eine neue feste Stellung auf dem nahen Albisgebirge ein.

Um diese Zeit wurde in Rastatt ein politisches Verbrechen begangen, welches ganz Europa mit Schauder erfüllte. Am 13. April war der kaiserliche Gesandte von Rastatt abgereist, nachdem er den Kongreß für vertagt erklärt hatte. Die übrigen deutschen Gesandten wollten anfangs in Verbindung mit den französischen den Kongreß fortsetzen, hoben ihn aber schon zehn Tage nachher ebenfalls auf. Die französischen Gesandten, Bonnier, Roberjot und Jean Debry, reisten hierauf am 28. April abends von Rastatt ab, nachdem ihnen Barbaczy, welcher die in der Umgegend stehenden kaiserlichen Truppen befehligte, den längeren Aufenthalt untersagt hatte. Eine Viertelstunde von der Stadt wurden sie von Reitern, welche die Uniformen der Szekler Husaren trugen, überfallen, aller ihrer Papiere beraubt, aus dem Wagen gerissen und zwei von ihnen getötet; der dritte, Jean Debry, rettete sich nur dadurch, daß er in einen Graben kroch. Die Frauen und die Diener durften ihre Reise fortsetzen. Manche hielten diesen Gesandtenmord für ein Werk der Direktoren, welche dadurch den

Volkshaß gegen Österreich hätten wecken wollen. Ein anderer und besser begründeter Verdacht, der daran einen Halt hat, daß die österreichische Regierung keine ernstliche Untersuchung der Sache zuließ, ist, daß Thugut und der schlechteste und gewissenloseste aller Diplomaten jener Zeit, der Graf Lehrbach, der im Hauptquartier des Erzherzogs Karl als Armeekommissar sich befand, durch Barbaczy die Gesandten hätten überfallen lassen, nicht um sie zu töten, was nur auf Rechnung der plumpen Werkzeuge zu setzen war, sondern um sich gewisser Papiere zu bemächtigen, deren Kenntnis für die österreichische Regierung Wert hatte oder zu haben schien*).

In Italien hatte der Krieg am 26. März begonnen und, noch ehe die Russen dort erschienen waren, eine für die Franzosen unglückliche Wendung genommen. Daran war die Unfähigkeit ihres Oberanführers, des nur durch Erpressungen und Unterschleife bekannten, dem Trunke ergebenen Generals Scherer, schuld. Dieser griff vom 26. bis zum 30. März die Österreicher, deren Stützpunkt Verona war, auf ihrer ganzen Linie an, ohne etwas auszurichten; am 5. April aber erlitt er bei Magnano eine Niederlage, infolge deren er sich hinter den Mincio zurückziehen und Brescia seinem Schicksale überlassen mußte. Am 9. April erschien Melas, um an Krays Stelle den Oberbefehl über die Österreicher zu übernehmen; zehn Tage später kam auch Suworow mit der ersten Abteilung des russischen Heeres an. Am 21. April mußte sich Brescia dem tapferen Kray ergeben. Wenige Tage nachher wurde zwar Scherer abberufen und durch Moreau ersetzt; dieser hatte aber nur etwa 18 000 dienstfähige Soldaten den 80 000 Mann entgegenzustellen, mit welchen Suworow gegen ihn heranrückte. Moreau mußte sich nach einem hartnäckigen Kampfe bei Cassano (27. April) nicht nur über die Adda zurückziehen, sondern auch das Mailändische räumen, um sich durch die Festungen Tortona und Alessandria zu decken. Suworow zog hierauf in Mailand ein, und die Cisalpinische Republik löste sich auf.

Nicht ganz zwei Monate später brach auch die Parthenopeische Republik in sich selbst zusammen. Diese war ohne Heer und ohne Geld und hatte keine andere Stütze, als das von Macdonald befehligte französische Heer. Schon seit den letzten Monaten des Jahres 1798 hatte sich das räuberische und fanatische Landvolk gegen die Städter zusammengerottet. Es ward von Leuten angeführt, welche unter dem Aushängeschild der Religion und des monarchischen Prinzips zu rauben

*) Wir verweisen diejenigen, welche sich für die Details dieses Ereignisses interessieren, auf die ausführliche Darlegung im 5. Bande der Geschichte der Revolutionszeit von H. v. Sybel, S. 273 ff.

und zu morden suchten und verstanden. Zu diesen Führern gehörten nicht nur Räuber und Mörder von Profession, wie Michael Pazza, dem das seine Greuelthaten bewundernde Volk den Namen Fra Diavolo (Bruder Teufel) gegeben hatte, sondern auch Geistliche, unter denen sich sogar, in diesem Lande nichts Wunderbares, ein Bischof und ein Kardinal befanden. Der letztere war Fabricio Ruffo, welcher wegen Unterschleifs aus päpstlichen Diensten entfernt, nichtsdestoweniger aber bald nachher zum Kardinal ernannt worden war. Er hatte sich in Palermo vom neapolitanischen Hofe eine unbegrenzte Vollmacht verschafft, ging mit dieser nach Kalabrien und sammelte dort Scharen von Räubern und Mördern nebst dem furchtbar grausamen und rohen kalabresischen Landvolke um sich. Während unter der Führung solcher Menschen in den Abruzzen, in Apulien, in Kampanien und in anderen Provinzen die gräßlichsten Scenen sich abspielten, trieben die Freiheitsschwärmer und die Salonsdamen der Hauptstadt ein lächerliches Spiel mit Republik und Freiheit.

Gegen die Rebellen kämpfte Macdonald, besonders aber sein Unterbefehlshaber Duhesme mit Glück. Macdonald wurde jedoch durch den Gang des Krieges in Oberitalien genötigt, am 7. Juni mit einem Teile des Heeres dorthin aufzubrechen; und nun drang Ruffo, unterstützt von Engländern, Russen und Türken, welche mittlerweile gelandet waren, mit seinen höllischen Scharen bis in die nächste Nähe von Neapel vor. Am 13. Juni ließ er gegen diese Stadt Sturm laufen, und am 14. rückte er unter furchtbarem Blutvergießen dort ein. In der Stadt wurde dann noch bis zum 18. gestritten, gemordet und geplündert, während die Republikaner von den Kastellen herab und der greise Admiral Francesco Caraccioli, welcher den König nach Sizilien begleitet hatte und dann, um seinem Vaterlande zu dienen, nach Neapel zurückgekehrt war, von der Flotte her auf die eingedrungenen Banditen, Türken und Russen schossen. Am 19. bot Ruffo einen Waffenstillstand an, weil er sich außer stande fühlte, die Kastelle zu erobern. Dieses Anerbieten ward angenommen und hierauf unter Vermittelung des französischen Generals Méjean, welcher mit den zurückgebliebenen Franzosen das Fort St. Elmo besetzt hielt und sich bei dieser Gelegenheit der Verräterei verdächtig machte, ein Vertrag zwischen Ruffo und den Republikanern abgeschlossen. Die letzteren trauten dabei mit Recht einem Manne wie Ruffo nicht und schlossen die Kapitulation nur unter der Bürgschaft eines englischen, russischen und türkischen Bevollmächtigten ab. Nach dieser Kapitulation sollten die Republikaner weder persönlich, noch an ihren Gütern Schaden leiden, mit militärischen Ehren abziehen und ebenso wie alle Kriegsgefangenen je nach ihrer Wahl entweder unverfolgt im Reiche bleiben dürfen,

oder zur See nach Toulon gebracht werden. Außerdem mußten auch Geiseln für die Erfüllung dieser Bedingungen an Méjean übergeben werden.

Die letzteren wurden wirklich ins Fort St. Elmo gebracht und die Republikaner eingeschifft. Fast in demselben Augenblicke aber erschien Nelson mit seiner Flotte im Hafen von Neapel, und zugleich kam die von der Königin gesandte Furie Lady Hamilton, deren Sklave Nelson war, dort an; und nun wurde Neapel der Schauplatz von ebenso grausenhaften Scenen, wie sie in Paris während der Jahre 1793 und 1794 an der Tagesordnung gewesen waren. Ruffos Banden und die Lazzaroni wüteten wie losgelassene Tiger gegen alle Wohlhabenden und Gebildeten und erfüllten die Straßen mit Haufen von Leichen. Die eingeschifften Republikaner wurden, so viel ihrer noch nicht abgefahren waren, ohne Rücksicht auf den geschlossenen Vertrag festgehalten. Méjean, der doch die Geiseln in den Händen hatte und mit seinen Kanonen die Stadt beherrschte, überließ nachher nicht allein die Eingekerkerten ihrem Schicksale, sondern er gab auch zu, daß man die bei ihm befindlichen Neapolitaner aus den Reihen seiner Soldaten herausholte. Der König, welcher mit Nelson nach Neapel gekommen war und gleich nachher auf einige Tage nach Palermo zurückkehrte, erklärte alle Rechte der Stadt für aufgehoben und setzte ein politisches Blutgericht ein, welches gerade so verfuhr, wie das Revolutionstribunal der französischen Schreckenszeit. Massen von Menschen wurden zum Tode, andere zur Verbannung verurteilt: über 4000 sollen wirklich hingerichtet worden sein. Viele andere wurden in den gräßlichsten Kerkern zu Tode gepeinigt. Diese Verfolgungen und Mißhandlungen trafen in dem finsteren Lande gerade die edelsten, in der Litteratur und Kunst ausgezeichnetsten Menschen. Wir führen von ihnen nur die neapolitanische Staël, Eleonora Fonseca Pimentel, den enthusiastischen Philosophen und Verfasser der parthenopeischen Konstitution, Maria Pagano, und den edlen Arzt und Naturforscher Cirillo an, welche alle drei für ihre menschenfreundlichen Träume mit dem Leben büßen mußten. Auch der berühmte Komponist Cimarosa hatte Unsägliches zu erdulden. Er wurde zwar durch russische Vermittelung vom Tode errettet, erlag aber bald nachher, gebrochen und im Innern zerrüttet, seinen langen Leiden.

Schmählich und entehrend war die Rolle, welche die brutalen Engländer und der von ihnen wie ein Gott verehrte Nelson damals in Neapel spielten. Nelson gab die Segelstangen britischer Schiffe zum Aufknüpfen der Verurteilten her und ließ auf seinem Admiralschiffe das Blutgericht über die verdientesten neapolitanischen Seeoffiziere halten. Er widersetzte sich ferner nicht nur den neapolitani-

schen Blutrichtern, als diese dem hochverdienten Admiral Caracciolo, der auch sein Freund gewesen war, einen Aufschub des Prozesses gewähren wollten, sondern er verwandelte sogar den auf lebenslängliche Haft lautenden Spruch derselben willkürlich in ein Todesurteil und ließ dasselbe auf einer neben seinem eigenen Schiffe liegenden neapolitanischen Fregatte vollziehen. Caracciolis Hinrichtung gab Anlaß, daß die Vorsehung gleich nachher dem König Ferdinand eine schreckliche Lehre erteilte, die jedoch an seine steinharte Seele verschwendet war: die ins Meer geworfene Leiche des greisen Admirals schwamm nämlich auf dem Wasser, als der König von Palermo zurückkehrend in den Hafen von Neapel einlief. Eine Welle hob den oberen Teil des Leibes, und der König, welcher vorn auf dem Schiffe stand, erblickte das Angesicht des ihm einst befreundeten Admirals. Er rief laut: Caracciolo! und fragte gleich der Lady Macbeth bei Shakespeare: „Was will dieser Tote?" Als hierauf ein Geistlicher ihm antwortete, er komme, um ein christliches Begräbnis zu erflehen, antwortete er: „O, daß er es hätte!" und begab sich nachdenkend in sein Zimmer. Der Eindruck war jedoch ein vorübergehender; Ferdinand blieb, wie er von Kindesbeinen an gewesen war.

b. Krieg in Italien, Deutschland und der Schweiz.

In Oberitalien hatte Moreau vor den siegreich vordringenden Russen bis nach Tortona und Alessandria zurückweichen müssen. Er zog sich nachher, während Suworow bis an die Grenze der Dauphinee vordrang, in das Genuesische, um dort die Verstärkungen abzuwarten, welche Macdonald aus Unteritalien herbeiführte. Dieser war, wie erwähnt, am 7. Juni von Neapel aufgebrochen und machte einen allgemein bewunderten Marsch bis an das Gebirge, welches Genua vom östlichen Teile der Lombardei trennt. Anstatt jedoch von dort unmittelbar in die Riviera di Levante einzurücken, schlug er den Weg ein, der in die Ebene des Po führt. Er hoffte dort das österreichische Heer plötzlich überfallen zu können. Dies würde ihm auch gelungen sein, wenn nicht Suworow sogleich herbeigeeilt wäre und die Frucht der früheren Siege gerettet hätte. Am 17. Juni kam es denn zwischen Macdonald und Suworow auf klassischem Boden an der Trebbia zu einer blutigen Schlacht, welche drei Tage lang dauerte. Sie endigte mit einem vollständigen Siege der Russen, und Macdonald verlor fast den dritten Teil seiner Heeresmacht und noch auf seinem Rückzuge nach Genua mehrere Tausend Mann.

Damals war Suworow schon mit den Österreichern in Zwist geraten, weil er sah, daß diese die Koalition nur für ihre selbstsüchtigen Zwecke benutzen wollten, und weil er sich beständig durch die Befehle

gehemmt sah, welche die Intriganten in Wien durch ihren Kaiser ihm zuschickten. Ließ man ja doch den österreichischen Generalen mitunter sogar das Gegenteil von dem befehlen, was ihr Oberfeldherr befohlen hatte. Suworow wurde durch das Verfahren der Österreicher zugleich in eine schiefe Stellung zu seinem eigenen Kaiser gebracht; denn da er diesen wunderlichen Fürsten, der ihm persönlich nicht gewogen war, nicht reizen durfte, so mußte er die wirkliche Lage der Dinge vor ihm verbergen. Suworow wünschte schon im Juli sein Kommando niederlegen zu dürfen; er ließ sich aber nachher doch einen von England angegebenen Mittelweg gefallen. Es wurde nämlich vereinbart, daß Suworow in die Schweiz ziehen und dort vereint mit einem anderen russischen Heere, welches unter Korsakow stand und durch Schwaben heranzog, den Erzherzog ablösen, dieser aber sich gegen die Rheinarmee wenden solle. Dadurch erhielt das österreichische Kabinett, welches nach dem Besitze von Ober- und Mittelitalien strebte, freie Hand in diesen Ländern. Kaiser Paul wollte zwar in Italien durchaus den früheren Besitzstand wiederhergestellt sehen: allein Cobenzl, der noch immer in Petersburg verweilte, wußte ihn durch seine diplomatischen Künste so zu bearbeiten, daß er sich täuschen ließ und seine Zustimmung zum Abzuge der Russen aus Italien erteilte.

Suworow schob seinen Marsch in die Schweiz noch einige Wochen auf, weil gerade in der letzten Zeit die Franzosen bedeutende Verstärkungen nach Italien geworfen hatten. Mit diesen zog Joubert, den das Direktorium an Moreaus Stelle zum Oberbefehlshaber in Italien ernannt hatte, durch den Bocchettapaß über die Apenninen, um die Festung Tortona zu retten, welche ebenso, wie kurz vorher Mantua, in die Hände der Österreicher zu fallen drohte. Suworow eilte mit seinem gewohnten Ungestüm ihm entgegen, und bei Novi kam es am 15. August zu einer entscheidenden Schlacht, vielleicht der blutigsten des ganzen Revolutionskrieges. Joubert selbst fiel gleich anfangs; und Moreau, welcher auf dessen Bitte noch für einige Zeit in Italien zurückgeblieben war, übernahm den Oberbefehl. Dieser konnte jedoch um so weniger einen seiner Anschauungsweise und Natur nicht entsprechenden Schlachtplan durchführen, als der eine Flügel des Heeres bereits von Melas umgangen worden war. Die Franzosen wurden also völlig geschlagen, und Moreau mußte sich, nachdem er sehr viele Leute und seine ganze Artillerie verloren hatte, mit den Trümmern seines Heeres nach Genua zurückziehen. Doch hatten auch die Russen schwere Verluste erlitten, da sie, nicht gewohnt mit Menschenleben zu geizen, über ganze Haufen von getöteten Landsleuten den Sieg hatten erstürmen müssen.

Nach dieser Schlacht setzte sich Suworow, welcher jetzt nicht 20 000

Mann mehr übrig hatte, nach der Schweiz in Marsch. Hier war ein Teil der Österreicher noch vor Korsakows Ankunft nach dem Rhein aufgebrochen, obgleich Suworow schon von Italien aus den Erzherzog Karl vor diesem schnellen Abzuge gewarnt und die Folgen eines solchen Schrittes vorausgesagt hatte. Auch hatte Masséna, schon als Suworow an den Fuß der Alpen kam, den zurückgebliebenen Rest des österreichischen Heeres überall mit Erfolg angegriffen und alle Thäler besetzt, durch welche Suworow herankommen mußte. Korsakow rückte freilich nachher in die vom Erzherzoge verlassenen Stellungen bei Zürich ein: sein Corps war aber nur 24 000 Mann stark, und die Truppen, welche der Erzherzog zurückgelassen hatte, beliefen sich auch auf nicht mehr als etwa 20 000 Mann, während dagegen die Zahl der in der Schweiz stehenden Franzosen gegen 70 000 betrug. Zu diesem Mißverhältnisse der Kräfte kam noch, daß Korsakow von Anfang an mit den Österreichern uneinig war.

Noch ehe Suworow über die Alpen gelangt war, trat das von ihm vorausgesagte Unglück ein. Masséna ließ am 24. September durch Soult, Lorges und andere Generale die Russen und Österreicher allerwärts angreifen. Es gelang ihm, die letzteren, von deren Generalen damals Hotze nebst drei anderen getötet und nicht weniger als fünf gefangen genommen wurden, ganz von den Russen zu trennen. Dann drangen die Franzosen am 26. September stürmend in das von Korsakow besetzte Zürich ein und nahmen bei dieser Gelegenheit den Russen 100 Kanonen. Korsakow, welcher überhaupt damals die gröbsten Fehler machte, hatte die Tollkühnheit, am nächsten Tage den Kampf zu erneuern. Er verlor auch noch den Rest seiner Artillerie und mußte sich nach Schaffhausen zurückziehen. Die Franzosen, besonders die beiden von ihnen so hoch gepriesenen Generale, Masséna und Soult, benahmen sich damals gegen ihre Verbündeten, die Schweizer, auf eine schändliche Weise. Sie gaben die Stadt Zürich nicht nur der Willkür der Soldaten preis, sondern sie erhoben auch noch, obgleich schon alle Oberoffiziere für sich Geld erpreßt hatten, eine Kontribution von 800 000 Frank. Eine gleich große Summe mußte die Stadt Basel zahlen.

Unterdessen hatte Suworow seinen Marsch über den Gotthardpaß, zu welchem damals noch kein gebahnter Weg führte, unter den größten Schwierigkeiten vollbracht. Er würde noch zu rechter Zeit nach Zürich gelangt sein, wenn er nicht unterwegs durch die Schuld der Österreicher, welche die zugesagte Fürsorge für die Verpflegung seiner Truppen versäumt hatten, zu lange aufgehalten worden wäre. Am 25. September rückte er in Altorf ein. Von hier aus mußte er sich, da die Österreicher nach dem Unglück bei Zürich ihre Stellungen nicht hatten

behaupten können, durch das Schächen-, Muotta- und Linththal einen Weg nach Graubünden bahnen. Er zog auf Wegen und über Höhen, die noch jetzt für ein Heer ungangbar erscheinen müssen, schlug auf diesem Marsche noch dazu die herandringenden Franzosen zurück und gelangte glücklich über die Glarner Alpen nach Graubünden. Vom Südfuße der Alpen an bis nach Graubünden hatte er nicht weniger als ein Drittel seines Heeres verloren. Mit dem Reste marschierte er sogleich nach Lindau am Bodensee und von da weiter nach dem Lech, fest entschlossen, sich und seine Leute nicht ferner von dem dummpfiffigen Wiener Kabinett mißbrauchen zu lassen. Auch Kaiser Paul, der es mit der Koalition aufrichtig gemeint hatte, war damals mit den Österreichern ganz zerfallen, weil er die eigentlichen Absichten derselben endlich durchschaute: er schickte daher an Suworow den Befehl, mit dem ganzen Heere sogleich nach Rußland zurückzukehren. Dieser trat im Januar 1800 den Rückmarsch an. Wenige Wochen nach seiner Ankunft im Mai starb er zu Petersburg.

In Italien hatte unterdessen Melas den Krieg in der alten pedantischen Weise und nach den kleinlichen Rücksichten des österreichischen Kabinetts fortgesetzt. Anstatt mit seiner ganzen Macht Championnet, welcher als Befehlshaber der Alpenarmee am Var stand, anzugreifen und sich nach dessen Vernichtung gegen den in Genua stehenden Moreau zu wenden, zersplitterte Melas seine Kräfte, nur um sich schnell in den Besitz fremden Eigentums zu setzen. Eine seiner Abteilungen, bestimmte er, sollte unter Krays Führung sich eines piemontesischen Forts im Aostathal bemächtigen; mit einer anderen wurde General Fröhlich zur Besetzung der Städte Ancona und Rom abgeschickt. Melas selbst suchte nach alter Weise eine Festung nach der anderen zu erobern. Dadurch erhielten Championnet und Moreau Zeit, sich bedeutend zu verstärken. Als nachher Moreau nach Deutschland abgerufen worden war, entschloß sich Championnet, welcher das Heer desselben mit dem seinigen vereinigt hatte, in die Ebene der Lombardei herabzukommen; und nun erst wagte Melas ein entscheidendes Treffen zu liefern. Dieses fand am 4. November bei Fossano und Savigliano statt und endigte mit einer Niederlage Championnets, welcher in demselben die Hälfte seines Heeres verlor. Jetzt blieb den Franzosen von allen ihren Eroberungen nichts weiter übrig, als Genua, die Grafschaften Nizza und Tende und ein Teil der Provinz Mondovi.

Auch in Mittelitalien waren ihnen damals alle ihre Eroberungen wieder entrissen worden. Dort hatten Ende September die Neapolitaner, unterstützt von den Engländern, Rom besetzt, und die kleine französische Besatzung dieser Stadt unter Garnier war auf englischen

Schiffen nach ihrem Vaterlande gebracht worden. Im November mußte auch Ancona nach einer langen Belagerung sich dem österreichischen General Fröhlich ergeben, und mit dem Falle dieser Stadt schwand die letzte Spur der französischen Herrschaft im Kirchenstaate. Dieser wurde dagegen jetzt eine Beute der Österreicher und Neapolitaner. Die ersteren betrachteten seit der Einnahme von Ancona die Marken als erobertes und vielleicht dauerndes Besitztum; die letzteren aber benahmen sich in Rom so, als wenn ihnen die Erbschaft des Papstes Pius VI. zugefallen wäre, welcher am 29. August auf französischem Boden sein Leben geendet hatte und erst sechs Monate später durch das — diesmal in Venedig gehaltene — Konklave einen Nachfolger erhielt. Die Neapolitaner richteten in Rom, ohne dabei auch nur des Papstes zu erwähnen, eine neue Regierung und Verwaltung ein und belasteten sogar die geistlichen Güter und den Klerus mit drückenden Steuern. Zugleich wüteten sie in Rom auf echt neapolitanische Weise gegen alle Liberalen oder des Liberalismus Verdächtigen.

In Deutschland waren die Franzosen im Jahre 1799 mehrmals über den Rhein gegangen, aber durch die Österreicher stets wieder zurückgetrieben worden. Das Deutsche Reich selbst spielte in diesem Kriege, der doch zum Teil auf seinem Boden geführt wurde, die traurigste Rolle. Der Kaiser beantragte im Juni 1799 beim Reichstage die Erneuerung des Krieges; man verschwendete aber zuerst viele Zeit in Beratungen, und als endlich am 16. September die Mehrheit den Antrag annahm, blieb dieser Beschluß schon aus dem Grunde kraftlos, weil jene Mehrheit aus den kleineren Reichsständen bestand. Der ganze Norden des Reiches sowie Baden und Hessen-Darmstadt im Süden verweigerten ihre Teilnahme am Kriege. Von allen norddeutschen Fürsten erklärte nur König Gustav IV. von Schweden als Herzog von Vorpommern sich bereit, sein Kontingent zu stellen; sein Beispiel fand aber in der ganzen nördlichen Hälfte des Reiches nicht die geringste Nachahmung. Auch Bayern und Württemberg verstanden sich zur Teilnahme am Kriege erst dann, als England ihnen Subsidien zahlte. Man traute mit Recht dem kaiserlichen Kabinett nicht, das nur die Vergrößerung seiner Macht im Auge hatte. Dem Kurfürsten von Bayern, welchem die auf seine Beraubung gerichteten geheimen Artikel von Campo Formio nicht unbekannt geblieben waren, war es daher selbst dann, als er zu Felde zog, noch nicht Ernst mit dem Kriege. Er würde sogar ganz neutral geblieben sein, wenn er nicht des englischen Geldes bedurft hätte, und wenn nicht sein Land von den Österreichern besetzt gewesen wäre. Übrigens regierte in Bayern und der Kurpfalz damals nicht mehr Karl Theodor, welcher im Februar 1799 gestorben war, sondern sein Erbe, der bisherige Herzog von Pfalz-Zweibrücken,

Maximilian Joseph. Dieser mußte sich auch noch deshalb an die Österreicher anschließen, weil er früher in königlich französischen Diensten gewesen war und deshalb von den in Frankreich herrschenden Jakobinern und ihren etwaigen Rechtsnachfolgern nichts Gutes zu erwarten hatte.

c. Englisch-Russischer Kriegszug gegen die Batavische Republik.

Zu derselben Zeit, als Kaiser Paul sich von den Österreichern trennte, löste er auch seinen Bund mit England auf, weil er mittlerweile ebenso über die selbstsüchtige britische Aristokratie, wie über die jesuitischen Diplomaten in Wien enttäuscht worden war. Die Selbstsucht der englischen Regierung mißbrauchte nämlich im Herbste 1799 die redliche Absicht des mit ihnen verbündeten russischen Kaisers, um durch einen gemeinschaftlichen Kriegszug die Holländer des Restes ihrer Flotte zu berauben und die Franzosen von einer Landung in Irland oder England abzuhalten. Diese ihre Absicht verdeckten sie dadurch, daß sie vorgaben, es solle durch einen Zug nach Holland der vertriebene Erbstatthalter Wilhelm V. wiedereingesetzt und eine Diversion gemacht werden, welche dem Gange des Krieges in Italien zu gute käme. Man rechnete bei dem zwischen England und Rußland verabredeten Unternehmen auf den Beistand der oranischen Partei in Holland; darin täuschten sich aber die Engländer und Russen sehr, weil von dem Volke, welches früher dem Hause Oranien angehangen hatte, ein großer Teil republikanisch und demokratisch geworden war und auch die aristokratischen Feinde des Hauses Oranien oder die sogenannten Patrioten sich in der Not an die demokratische Partei angeschlossen hatten. Außerdem hatten die batavischen Direktoren damals nicht nur größeres Ansehen erlangt, sondern es war auch von den Franzosen, welche damals keine Truppen in Holland hatten, die Errichtung eines eigenen batavischen Heeres zugegeben worden. Endlich waren auch die batavischen Generale Daendels und Dumonceau und die beiden Führer der 10- bis 12 000 Franzosen, welche das Pariser Direktorium geschickt hatte, Brune und Vandamme, ebenso thätige und fähige Männer, als der Oberanführer der Engländer und Russen, der Herzog von York, saumselig und ungeschickt war.

Die Engländer verzögerten das Unternehmen, welches schon im Juni beschlossen worden war, unbegreiflicherweise bis in den August hinein. Sie gewährten dadurch den Holländern und Franzosen Zeit, sich zu rüsten und setzten zugleich ihre eigenen Truppen den Gefahren aus, mit welchen die Herbstwitterung auf holländischem Boden die Gesundheit zu bedrohen pflegt. Außerdem schadeten sie dem Unternehmen noch dadurch, daß sie den Oberbefehl nicht ihrem trefflichen



J. Steiner pinx. J. Fleßinger Sculp.

Ernestus Gideon Baro de Laudon

Regii Ord. Militaris Theresiani Magnæ Crucis Eques. S. C. R.
Ap. M. a Secretioribus Consiliis Generalis Campi Mareschallus
et unius Legionis Pedestris Chiliarcha.

XV. 265.

General Abercrombie übertrugen, sondern dem Herzoge von York, der seine Unfähigkeit schon früher genügend bewiesen hatte. Am 27. August landete die von Abercrombie befehligte erste Abteilung des englischen Heeres auf dem äußersten Punkte von Nordholland, dem Helder. Die dort liegende holländische Besatzung wurde sogleich geschlagen und zum Abzuge genötigt. Dieser glückliche Beginn des Krieges führte die beabsichtigte Vernichtung der holländischen Seemacht herbei. Sobald nämlich auf dem Helder die Oranienflagge wehte, empörten sich die Matrosen und Soldaten der in der Nähe liegenden holländischen Seemacht und zwangen ihren Admiral, die aus 11 Linienschiffen und 13 anderen Fahrzeugen bestehende Flotte den Engländern zu übergeben. Am 10. September schlug Abercrombie auch einen Angriff des Generals Brune zurück. Nachdem jedoch am 15. die erste Abteilung der Russen unter Herrmann gelandet war, kam auch der Herzog von York aus England, und von dem Tage an, wo dieser den Oberbefehl übernahm, ging alles verkehrt.

Der Herzog machte am 19. September bei Bergen einen Angriff auf Brune; während aber Abercrombie und Herrmann auf den beiden Flügeln siegreich stritten, leitete er selbst den Kampf im Mitteltreffen so schlecht, daß die Schlacht verloren ging und die Alliierten sich zurückziehen mußten. Nachher blieb der Herzog fast zwei Wochen lang unthätig in einer sumpfigen Gegend liegen, wo er dann durch die dort herrschenden Herbstfieber wieder viele Leute verlor; zu gleicher Zeit litt das Heer Mangel an Lebensmitteln, weil man in dieser Hinsicht keine Vorkehrungen getroffen hatte. Nachher kämpften die Alliierten zwar in der sogenannten Schlacht bei Alkmaar (2. und 3. Oktober) mit Glück und trieben ihre Gegner bis in die Nähe von Haarlem zurück; als aber Brune, welcher unterdessen Verstärkungen erhalten hatte, am 6. bei Castricum den Kampf erneuerte, sah sich der Herzog genötigt, bis hinter Alkmaar zurückzuweichen. Unmittelbar darauf nahm Krankheit und Mangel im Heere der Alliierten so sehr überhand, daß der Herzog sich zur schimpflichsten Kapitulation entschloß, die man außer der bei Saratoga im amerikanischen Unabhängigkeitskriege jemals einem englischen General anzubieten gewagt hat. Nach dieser am 19. Oktober abgeschlossenen Kapitulation mußten die Engländer nicht allein die von ihnen errichteten Befestigungen dem Feinde in gutem Stande übergeben, sondern auch vor ihrer Einschiffung im November alles, was sie an den alten Dämmen und Schanzen beschädigt hatten, wieder ausbessern. Außerdem verstand sich der Herzog zu dem Versprechen, das mit dieser Expedition in gar keiner Beziehung stand, daß 800 französische und holländische Gefangene, die sich in England

befanden, in Freiheit gesetzt werden sollten. Dagegen blieb aber freilich auch die holländische Flotte im Besitze der Engländer.

4. Bonaparte in Ägypten und Syrien.

Der mit so großen Kosten ausgerüstete Zug Bonapartes nach Ägypten mißglückte zwar zuletzt völlig: er war aber dessenungeachtet für Bonapartes Herrschaft und Ruhm, für die Wissenschaft und Bildung von Europa und für die großartige Kriegskunst der neueren Franzosen wichtiger, als irgend ein anderes Unternehmen. Dieser Zug erhöhte nämlich nicht nur den Ruhm der französischen Armee und ihres größten Feldherrn ganz ungemein, sondern es nahmen auch die vorzüglichsten Generale und eine Anzahl der ersten Gelehrten und Künstler Frankreichs an demselben teil, und die letzteren machten in Ägypten wichtige historische, antiquarische und naturwissenschaftliche Forschungen, welche nachher in einem glänzenden Werke, der Description de l'Egypte, gesammelt wurden. Zu jenen Generalen gehören Desaix und Kleber aus Moreaus Schule, Berthier, Reynier, Murat, Lannes, Davoust, Junot, Marmont und andere aus Bonapartes Schule. Von den Gelehrten und Künstlern nennen wir beispielsweise nur die Naturhistoriker Geoffroy und Delille, den Chemiker Berthollet, die Ärzte Desgenettes und Larrey, den Altertumsforscher und Zeichner Denon und den Mathematiker und Physiker Monge, denselben, welcher in den ersten Zeiten der Republik Marineminister gewesen war.

Ägypten gehörte damals nur dem Namen nach zum türkischen Reiche. Es herrschten dort die Beis der Mamelucken oder der schon seit dem 13. Jahrhundert aus Kaukasien geholten und in Soldaten umgewandelten Sklaven, welche eine Art von Ritterschaft bildeten, die sich fortwährend aus solchen Sklaven ergänzte, und welche dort in Ägypten eine ähnliche Rolle spielte, wie etwa in den letzten Zeiten des Römischen Reiches die Führer der deutschen Palasttruppen. Unter den vielen Mameluken-Beis war Murad der mächtigste, der bedeutendste nach ihm aber Ibrahim. Mit diesen beiden hatten es also die Franzosen, als sie am 1. Juli 1798 in Ägypten gelandet waren, vorzugsweise zu thun. Murad zog ihnen, sobald er ihre Ankunft erfahren hatte, von Kairo aus entgegen. Am 13. Juli traf er bei Chebreïs mit dem durch Hitze, Durst und Märsche erschöpften französischen Heere zusammen; und nun zeigte es sich sogleich, daß gegen die europäische Strategie und Taktik der neueren Zeit auch die rüstigsten und tapfersten Streiter nichts vermögen. Murad wurde mit Verlust zurückgetrieben. Acht Tage später (21. Juli) lieferte er den Franzosen bei Embabeh

in der Gegend von Kairo ein zweites Treffen, welches die Schlacht bei den Pyramiden genannt zu werden pflegt und besonders durch Bonapartes bombastisches Wort an seine Soldaten, daß von der Höhe dieser Pyramiden 40 Jahrhunderte auf sie herabsähen, berühmt geworden ist. Die Mamelucken wurden zum zweitenmale geschlagen, und der Besitz von Kairo war der Preis des von den Franzosen erfochtenen Sieges. Murad zog sich nach Oberägypten zurück, wohin General Desaix ihm folgte. Ibrahim, welcher aus Eifersucht auf Murad dem Treffen teilnahmlos zugesehen hatte, schlug die Richtung nach Suez ein; er ward von Bonaparte am 19. August bei Salheyeh eingeholt und geschlagen. Da er bei dem osmanischen Statthalter von St.-Jean d'Acre, Djezzar Pascha, Zuflucht suchte und fand und dieser sich zum Kriege rüstete, so eilte Bonaparte dem Angriffe des letzteren auf Ägypten zuvorzukommen, nachdem er schnell die nötigen Vorkehrungen in Ägypten getroffen hatte.

Die Organisation, welche Bonaparte damals dem eroberten Lande gab, braucht von uns nicht beschrieben zu werden, da sie eine schnell vorübergehende Erscheinung war. Sie bewies indessen Bonapartes großes Talent für die Civilverwaltung und seine ausnehmende Fähigkeit, tüchtige Leute auszuwählen, was die erste Eigenschaft eines Herrschers ist. Dies kann man eingestehen, ohne die bombastischen Phrasen der Franzosen nachzusprechen, welche aus ihrem Bonaparte einen Halbgott gemacht haben. Im Grunde war das, was Bonaparte that, nur eine Übertragung abendländischer Prinzipien und Verwaltungsformen auf ein dazu für die Dauer nicht geeignetes orientalisches Land. Auch läßt sich der Wert dieser Organisationen schon aus dem einzigen Umstande beurteilen, daß gerade diese gerühmten Maßregeln den Anlaß zu einem furchtbaren Aufstande in Kairo gaben. Man führte in Ägypten eine fremdartige Gerichtsordnung sowie das Finanzsystem, das Schreiberregiment und das Registrierungswesen Europas ein und wiederholte dort sogar das Gaukelspiel einer scheinbaren Teilnahme des Volkes an der Regierung durch Berufung einer Versammlung sogenannter Notabeln. Die Ägypter wurden durch die systematischen Quälereien und Erpressungen, die man ihnen als Wohlthaten aufdrängte, zur Verzweiflung gebracht, und dies hatte dann am 21. Oktober den Ausbruch einer Empörung in Kairo zur Folge, bei welcher allerdings der religiöse Fanatismus und die Aufhetzungen der Türken und Mamelucken als Nebenursachen mitwirkten. Da das Geheimnis dieser Verschwörung bis zum letzten Augenblicke bewahrt blieb, so wurden die Franzosen unerwartet überfallen und viele von ihnen getötet. Bonaparte traf aber sogleich die zweckmäßigsten und furchtbarsten Gegenanstalten: seine Kanonen verwandelten die Moscheen, welche den Re-

bellen als Stützpunkte dienten, in Trümmerhaufen; die Stadt selbst ward in Brand gesteckt; und die französische Infanterie, welche mit dem Bajonett auf die schlecht bewaffnete oder ganz wehrlose Volksmasse eindrang, eroberte in blutigem Kampfe eine Straße nach der anderen. Zwei Tage lang ließ Bonaparte das Zusammenschießen der Gebäude und das Morden fortsetzen: als es endlich aufhörte, bedeckten Tausende von Leichen die Straßen. Der Aufstand gewährte dem französischen Obergeneral den Vorteil, daß er jetzt mit rücksichtsloser Härte verfahren und dadurch dem großen Geldmangel, in dem er sich befand, abhelfen konnte. Dagegen waren aber die politischen Folgen des Aufstandes für Bonaparte und sein Volk sehr verderblich: das schreckliche Blutbad, das die Franzosen in Kairo angerichtet hatten, machte im ganzen Orient einen furchtbaren Eindruck und drückte der Regierung Bonapartes den Charakter einer Gewaltherrschaft auf.

Bald nach diesem Aufstande unterwarf Desaix durch mehrere Siege, die er über Murad Bei erfocht, ganz Oberägypten. Zu gleicher Zeit unternahm Bonaparte mit 13 000 Mann einen Eroberungszug nach Syrien. Dieser Zug war durchaus nötig, weil Bonaparte sich der Küsten und Häfen Syriens versichern mußte, wenn er nicht zugleich von Djezzar Pascha, von den Türken und von den Engländern in Ägypten selbst angegriffen sein wollte. Eine russische Flotte war ausgelaufen, um die Jonischen Inseln zu besetzen; die Türken bereiteten sich zu einer Landung in Ägypten vor; die Engländer hatten die Unterstützung derselben und die Bewachung der ägyptischen und syrischen Küste übernommen; Djezzar Pascha endlich, den die Engländer mit Waffen und Munition versahen, wurde vom Sultan zum Seraskier der heranziehenden türkischen und arabischen Horden und sogar im voraus zum Pascha von Ägypten ernannt.

Auf dem syrischen Zuge Bonapartes wiederholte sich, was einst wenigen Tausend Griechen unter einem Miltiades, Themistokles und Cimon gegen die zahllosen Heere der Perser gelungen war: in beiden Fällen ersetzte die Tüchtigkeit der Führer und der Geist der Soldaten, was ihnen an Zahl und an physischer Kraft abging. Bonaparte wußte aber außerdem auch noch durch Worte und Proklamationen den Nationalstolz und das militärische Selbstgefühl seiner Franzosen aufs höchste zu steigern und rief sogar gerade durch die Übertreibungen und Lügen seiner Schlachtberichte bewunderungswürdige Thaten hervor. Im Januar 1799 brachen die Franzosen von Kairo nach Syrien auf. Sie griffen zunächst unter Reyniers Führung das Grenzfort El Arisch an, schlugen am 13. Februar die zum Entsatze desselben herbeieilenden Mamelucken und erzwangen gleich nachher die Übergabe des Forts. Die Arnauten, albanesische Söldner, welche die Besatzung von El Arisch

gebildet hatten, erhielten unter der Bedingung, nicht mehr gegen die Franzosen zu kämpfen, freien Abzug. Sie wurden jedoch sogleich wortbrüchig, indem sie nach Jaffa zogen. Dort stritten sie mit solchem Mute, daß die Franzosen diese schlecht befestigte Stadt am 6. März nur mit großem Verluste erstürmen konnten. Bonaparte bestätigte deshalb auch die den tapferen Verteidigern gewährte Kapitulation nicht und ließ nahe an 2000 Mann, welche von der Besatzung noch am Leben waren, ohne weiteres zusammenschießen. Am 18. März langte das französische Heer vor der Stadt Saint-Jean d'Acre, dem alten Akkon, an, welche noch auf die im Mittelalter gebräuchliche Weise befestigt war und also sehr dicke Mauern hatte. Diese konnten nur durch Kanonen vom schwersten Kaliber zerstört werden; der englische Admiral Sidney Smith hatte aber kurz vorher die mit dem schweren Geschütze beladenen Schiffe der Franzosen weggenommen. Außerdem war die Stadt von ihm mit dem nötigen Kriegsbedarf und mit englischen und französischen Ingenieuren versehen worden. Unter den letzteren, welche aus Emigranten bestanden, war Phélippeaux der ausgezeichnetste. Die Franzosen machten daher bei der Belagerung eines Platzes, welcher unter anderen Umständen sie keine zwei Tage aufgehalten haben würde, durchaus keine Fortschritte. Sie litten außerdem nicht nur durch Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln, sondern es war auch jeden Augenblick zu erwarten, daß die in Acre wütende Pest in ihr Lager eindringen werde. Selbst als Bonaparte die zum Entsatze heranziehenden türkischen und arabischen Milizen in der Schlacht am Tabor auseinandergesprengt hatte (16. April), ging es den Franzosen vor Acre nicht besser, als vorher, obgleich sie vom 7. bis zum 12. Mai mehrere Stürme nacheinander wagten und einmal sogar in die Stadt selbst eindrangen. Bonaparte mußte sich daher, nachdem er eine große Zahl der besten Soldaten und Offiziere verloren hatte, dazu entschließen, die Belagerung aufzuheben und Syrien wieder zu räumen. Die ganze Expedition war also gescheitert; sie gereichte aber dessenungeachtet den Franzosen und ihrem Führer zum größten Ruhme, den auszuposaunen niemand geeigneter ist, als die Franzosen, und unter ihnen niemand geeigneter war, als Bonaparte; denn obgleich die Pest in ihrem Heere ausgebrochen war und sie nachher hundert und einige zwanzig Stunden weit durch die Wüste ziehen mußten, so belief sich doch der ganze Menschenverlust, den die Expedition nach Syrien kostete, nur auf 2000 Mann.

Am 20. Mai traten die Franzosen den Rückzug an; schon am 14. Juni war Bonaparte wieder in Kairo. Von dort mußte er sogleich nicht nur gegen Murad Bei, welcher von Desaix verfolgt nach Mittelägypten geflohen war, sondern auch gegen 11—15 000 Türken,

welche bei Abukir gelandet waren und sich dieses Forts bemächtigt hatten, zu Felde ziehen. Murad und die Seinen entkamen den Franzosen; die Türken aber erlagen dem Feldherrntalente Bonapartes und der Sicherheit und Pünktlichkeit, mit welcher in seinem Heere alles ausgeführt wurde. Es gelang ihm zuerst, 1000 Türken und dann noch einmal 3000 abzuschneiden. Hierauf erlitt er selbst zwar eine Niederlage; die Türken gewährten ihm aber, da sie nach der rohen Sitte des Orients sich sogleich über das Schlachtfeld hin zerstreuten, um Köpfe abzuschneiden, unmittelbar nachher die Gelegenheit, einen vollständigen Sieg über sie zu erfechten (25. Juli). Sie wurden teils niedergehauen, teils ins Meer getrieben, teils gefangen genommen; der Rest rettete sich in das Fort Abukir, welches schon am folgenden Tage von den Franzosen erstürmt wurde.

Gleich nachher schickte der englische Admiral Sidney Smith, um Bonaparte zur Räumung Ägyptens zu bewegen, ihm einen Pack europäischer Zeitungen zu. Die Nachrichten, welche Bonaparte in diesen fand, überzeugten ihn, daß in Europa mehr für ihn zu thun sei, als in Ägypten; er beschloß deshalb, zwar nicht die ägyptische Expedition aufzugeben, wohl aber selbst nach Frankreich zurückzukehren, und der Engländer hatte somit der gemeinsamen Sache der Koalition einen sehr schlechten Dienst erwiesen, indem er den besten Mann des feindlichen Lagers von dem verlorenen Posten nach Frankreich zurückzukehren veranlaßte. Nachdem er das Kommando dem ältesten seiner Generale, Kleber, übertragen hatte, schiffte er sich am 22. August, in Begleitung von Lannes, Marmont, Murat, Andreossy, Berthier, Bessières, Monge, Berthollet und anderen, nach Europa ein. Das Glück, das ihn auf der Fahrt nach Ägypten begleitet hatte, beschützte ihn auch bei der Rückkehr gegen die zahlreichen englischen Kriegsschiffe, welche damals im Mittelländischen Meere kreuzten: am 9. Oktober landete er im Hafen von Fréjus.

5. Frankreich vom Staatsstreiche des 18. Fructidor 1797 bis zum Sturze der Direktorialverfassung am 18. und 19. Brumaire 1799.

Als Bonaparte aus Ägypten zurückkehrte, befand sich Frankreich in einem Zustande, daß eine neue Umwälzung unvermeidlich war. Das Direktorium hatte sich nicht nur die schändlichsten Gewaltthaten gegen die Bundesgenossen erlaubt, sondern es behandelte auch die Franzosen selbst ohne alle Rücksicht auf das Recht oder auch nur auf die gewöhnliche Moral. Als z. B. im Frühjahr 1798 die Wahlen für die gesetzgebenden Ratskörper nicht nach dem Wunsche der Direktoren ausgefallen waren, bedachten sich diese keinen Augenblick, durch einen Gewaltstreich

einen Teil derselben zu kassieren. Nur nahmen sie diesmal die Gesetzgebung zu Hilfe: durch ein Gesetz vom 11. Mai (22. Floreal) 1798 wurden ohne weiteres etwa 60 Wahlen für ungültig erklärt, weil aus ihnen, wie man sich ausdrückte, Anarchisten als Deputierte hervorgegangen seien. Ebenso gewaltsam ließen sich die Direktoren im Juli 1798 bevollmächtigen, Haussuchungen anzustellen und willkürliche Verhaftungen vorzunehmen. Um den im Namen der Freiheit geübten Despotismus zu behaupten, nahm das Direktorium seine Zuflucht zu den Mitteln der Schreckenszeit: nur wurde diesen eine etwas andere Gestalt gegeben. Statt des Revolutionstribunals bediente man sich der Militärkommissionen oder Kriegsgerichte, statt der Guillotine des Erschießens. Das letztere wurde in so großer Ausdehnung angewandt, daß endlich die Soldaten sich weigerten, ferner als Henkersknechte Dienste zu leisten.

Ungeachtet der Gewaltthat vom 11. Mai war die Opposition in beiden Ratskörpern durch das am 20. Mai 1798 eingetretene neue Drittel der Deputierten sehr verstärkt worden. Ebenso ging es bei den Ergänzungswahlen, welche im März 1799 stattfanden. Dies veranlaßte dann die heftigsten Angriffe auf das Direktorium. Im Mai wählten die beiden Versammlungen an Rewbells Stelle, welcher damals aus dem Direktorium ausscheiden mußte, Sieyès. Man setzte also einen schlauen und spitzfindigen Egoisten, den das Direktorium selbst durch seine Sendung nach Berlin zu einer wichtigen Person gemacht hatte, den Advokaten zur Seite, welche bis dahin die Regierung geführt hatten. Da Sieyès diesmal eine Wahl annahm, die er früher bei der Einsetzung der Direktorialregierung abgelehnt hatte, so folgt schon daraus, daß er in die Kabalen eingeweiht war, welche seit jener Zeit gesponnen wurden, um Bonaparte an die Spitze des Staates zu bringen.

Sobald Sieyès seinen Sitz im Direktorium eingenommen hatte, verband er sich mit der Mehrheit der Räte und mit seinem Kollegen Barras gegen die übrigen Direktoren, Merlin von Douay, la Réveillère-Lepeaux und Treilhard, welcher letztere am 15. Mai 1798 statt des ausgelosten François von Neufchateau eingetreten war. Diese drei wurden bald nachher zum Austritte aus der Regierung genötigt. Treilhard ward am 17. Juni 1799 dadurch entfernt, daß man gegen ihn einen Artikel der Verfassung in Anwendung brachte, nach welchem ein Deputierter erst ein Jahr nach seinem Austritte aus der Gesetzgebung in das Direktorium gewählt werden durfte, dagegen war die Verdrängung Merlins und la Réveillères nur auf revolutionäre Weise zu bewerkstelligen. Dies geschah durch die sogenannte Revolution vom 30. Prairial des Jahres VII. Die Ratskörper verlangten

nämlich vom Direktorium einen Bericht über die Lage der Republik, und als dieser nach elf Tagen noch nicht erstattet worden war, erklärte sich der Rat der Fünfhundert am 16. Juni (28. Prairial) für permanent. Am Tage darauf spät abends erstatteten endlich die Direktoren ihren Bericht. Dieser ward am 18. Juni (30. Prairial) zu den heftigsten Angriffen auf die bisherige Regierung benutzt: man schritt sogar zur Einsetzung einer Kommission, welche unter dem Vorsitze von Bonapartes zweitem Bruder Lucian die Ausstoßung von Merlin und la Réveillère vorschlagen sollte. Dadurch sahen sich die beiden letzteren genötigt, freiwillig abzutreten. An die Stelle der verdrängten drei Direktoren wußten die Leiter der bonapartistischen Partei, besonders Sieyès und Lucian Bonaparte, Männer ohne Einfluß und Anhang zu bringen: es wurden die beiden früheren Advokaten Gohier und Roger Ducos und der General Moulins gewählt, von welchen der erstere zwar als Advokat Ansehen hatte, aber zu nichts weniger als zu einem Regenten paßte, der zweite sogar schon als Advokat unbedeutend gewesen war und der dritte sich weder im Felde, noch bei der Armee überhaupt irgendwie bemerklich gemacht hatte. Barras und Sieyès waren also jetzt die alleinigen Regenten von Frankreich. Der erstere hatte sich als ein Mann, welchem Genuß und Glanz das einzige Lebensziel waren, allgemein verhaßt gemacht; die ganze Bedeutung des zweiten aber beruhte mehr auf einer überlieferten Meinung von seinen hohen Fähigkeiten, als auf Erfahrung, praktischer Gewandtheit und wirklicher Geschäftskenntnis.

Mit der Revolution vom 30. Prairial schienen die Zeiten von 1793 wiederzukehren. Am 6. Juli 1799 wurde sogar ein neuer Jakobinerklub eröffnet, und in diesem ertönte wiederum die Sprache der Schreckenszeit. Auch die neuen Minister waren, gleich den Direktoren und gleich der Mehrzahl der Räte, wirkliche oder scheinbare Jakobiner. Talleyrand, welcher als Mitschuldiger der gestürzten Direktoren mit diesen hatte abtreten müssen, erhielt seinen Freund, den Girondisten Reinhard, einen geborenen Württemberger von vielem Talent und großen Kenntnissen, zum Nachfolger im Ministerium des Auswärtigen, zum Finanzminister machte man Lindet, einen Mann der Schreckenszeit, die Leitung der Justiz erhielt Cambacérès und die des Kriegswesens der General Bernadotte, welcher damals gleich Augereau den heftigen und radikalen Demokraten spielte; Polizeiminister endlich ward Fouché, der in alle Sättel paßte und, wie Talleyrand, einem jeden diente, der gut bezahlte, und von dem er glaubte, daß er die Oberhand behalten werde. Den letzteren hatte Sieyès herbeigezogen, als der Jakobinerklub, der ihn selbst als einen Anhänger der Fraktion Orleans verdächtigte, dem Direktorium gefährlich zu werden drohte. Fouché

wußte mit seinen alten Mitteln zu helfen, obgleich der Rat der Fünfhundert die Jakobiner in Schutz nahm. Er ließ nämlich zuerst das Treiben der Demagogen recht arg werden, damit auch die Freunde der Freiheit die Notwendigkeit, Gewalt gegen sie zu gebrauchen, einsähen. Dann ließ er durch seine Spione und Agenten Spaltungen unter den Jakobinern und Straßenskandale hervorrufen. Nachdem auf solche Weise alles zur Anwendung der Gewalt vorbereitet war, ließ er dann am 13. August den Klub schließen. Er unterdrückte jedoch die Jakobiner nicht gänzlich, weil man derselben gegen die Anhänger der alten Monarchie bedurfte. Dagegen wurden die letzteren, als sie in verschiedenen Städten und Departements die royalistischen Volksbewegungen erneuerten, auf empörende Weise verfolgt. Dies geschah durch die am 12. Juli erlassenen Geiselgesetze, die mit den schlimmsten der Schreckenszeit wetteifern konnten. Es wurde verordnet, daß, wenn irgendwo Unruhen ausbrächen, alle Adligen und alle Verwandten von Emigrierten ohne weiteres als Geiseln verhaftet und bei jedem Morde, der an einem Beamten, einem Domänenkäufer oder einem früheren Soldaten der Republik begangen werde, insgesamt mit einer bedeutenden Geldstrafe belegt, vier von ihnen aber deportiert werden sollten. Schon im Juni hatte man sich, weil die Staatsgelder auf schändliche Weise verschleudert worden waren, durch eine andere Maßregel geholfen, welche an die Zeit des Wohlfahrtsausschusses erinnerte. Durch ein Gesetz vom 28. Juni war eine gezwungene Anleihe beschlossen worden, welche nur von den „Reichen" erhoben werden sollte, ohne daß der Begriff dieses Wortes näher bestimmt worden war. Im September ließen die Direktoren, auf Lucian Bonaparte und die Mehrheit des Rates der Alten gestützt, nicht nur eine große Zahl von Journalen unterdrücken und etliche 60 Redakteure von solchen verhaften, sondern sie forderten auch, daß man die letzteren zur Deportation verurteile. Dies rief in den beiden Ratsversammlungen ähnliche Scenen hervor, wie sie 1793 bis 1795 im Konvent an der Tagesordnung gewesen waren. Jourdan, welcher dabei als Demokrat von Überzeugung die Hauptrolle spielte, verlangte sogar, daß man das Vaterland in Gefahr erkläre. Sein Antrag wurde freilich verworfen: aber die Direktoren sahen sich genötigt, mehr Truppen nach Paris kommen zu lassen und Bernadotte, der sich an die Demokraten angeschlossen hatte, vom Kriegsministerium zu entfernen.

Alles dies unterhielt und vermehrte nicht nur die im Lande herrschende Verwirrung, sondern es hatte auch die Wirkung, daß das Volk allgemein eine Veränderung wünschte, und daß fast jedermann Bonapartes Rückkehr als eine Schickung der Vorsehung ansah, um Frankreich aus der Anarchie zu erretten. Wer könnte es daher einem Manne,

wie Bonaparte, verargen, daß er dem allgemeinen Wunsche entsprach und den Willen des Volkes sogar mit Gewalt der Waffen durchsetzte! Seine Rückkehr hing mit der Revolution vom 30. Prairial zusammen, obgleich die Briefe, durch welche das Direktorium ihn um jene Zeit zur Rückkehr auffordern ließ, erst nach seiner Ankunft in Frankreich an ihn gelangten. Wir wissen, daß er die Lage der Dinge in Europa nicht nur aus den ihm von Sidney Smith zugeschickten Zeitungen kennen lernte, sondern daß ihm auch vor Acre ein Schreiben seines älteren Bruders Joseph zukam, welches den Zustand Frankreichs schilderte. Er selbst soll übrigens auf St. Helena behauptet haben, daß er vom Direktorium bevollmächtigt gewesen sei, jeden Augenblick zurückzukehren: jedenfalls war seine Rückkehr nicht das Ergebnis einer langen und kalten Berechnung, sondern eines raschen Entschlusses, den er im Vertrauen auf sich selbst und auf sein Glück gefaßt hatte.

In Frankreich wurde Bonaparte überall mit einem Jubel empfangen, welcher Ehrfurcht, Bewunderung, Dankbarkeit und frohe Hoffnung verriet; es war beinahe, als kehre der rechtmäßige Herrscher in sein Land zurück. In Paris selbst strömten nicht nur die Soldaten, Offiziere und Generale, sondern auch die Anführer der Nationalgarde huldigend ihm zu. Alle forderten ihn auf, der Retter eines Staates zu werden, welchen einerseits Barras den Bourbonen verkaufen und andererseits Jourdan den Schreckensmännern von 1793 preisgeben wollte. Sogar Moreau bot ihm für eine Staatsveränderung seine Dienste an. Dagegen verhielt Bernadotte sich passiv; selbst ein Mann von großem Ehrgeiz, wenn auch mäßiger Fähigkeit, wollte er nicht ein Werkzeug in fremder Hand sein, und andererseits hatte er zu wenig Ansehen und Einfluß, um sich mit Erfolg widersetzen zu können. Auch Jourdan wagte nicht, als offener Feind Bonapartes aufzutreten. Augereau hatte zwar, um im trüben zu fischen, schon längst die Maske eines Jakobiners vorgenommen; Bonaparte kannte aber ihn und Fouché zu gut, um nicht zu wissen, daß beide bei ihrer niedrigen Gesinnung auf seine Seite treten würden, sobald das Glück ihn begünstige. Auch die Leute der Salons und die Geldmänner wünschten eine gewaltsame Änderung durch Bonaparte. Sie selbst hielten sich jedoch hinter den Coulissen, bis die ganze Sache glücklich zu Ende gebracht war. Die Geldmänner wurden von ihm damals ebenso gebraucht, wie er sich ihrer 1796 in Italien bedient hatte. Er lieh von ihnen die in Paris bei jeder Revolution unentbehrlichen Summen, warf sie selbst aber nachher gleich ausgedrückten Saugschwämmen wieder zur Seite. Von den Direktoren war Barras ein Gegner des Generals, er hatte jedoch seine politische Bedeutung verloren und besaß nur noch in Paris Einfluß. Dagegen

hatte Sieyès sich schon früher in die von den Bonapartisten gesponnene Kabale eingelassen; von den eigentlichen Absichten Bonapartes erhielt auch er jedoch keine Kenntnis. Roger Ducos folgte blindlings Sieyès' Rate. Gohier und Moulins, welche zu den Republikanern gehörten, hatten nur wenig Ruf, Bedeutung und Anhang.

Einer geheimen Verschwörung zu Bonapartes Gunsten bedurfte es gar nicht: die Sache wurde vielmehr ganz offen verhandelt, und schon am 4. Brumaire (26. Oktober) war es kein Geheimnis mehr, daß eine Staatsveränderung im Werke sei. Diese konnte, bei dem damaligen Zustande der Dinge, kein bloßer Gewaltstreich wie der des 18. Fructidor sein; es war vielmehr ein allgemein gefühltes Bedürfnis, daß die Verfassung selbst umgestaltet werde. Dazu bedurfte man durchaus eines Diktators, und dieser konnte nur Bonaparte sein. Man wollte aber bei seiner Erhebung zur Diktatur den Schein und die Form des Rechtes wahren und der Militärmacht sich nur zu drohenden Demonstrationen bedienen, vermittelst deren die beiden Ratskörper, von denen nur der eine, der Rat der Alten, der Mehrzahl nach nicht republikanisch gesinnt war, zur Beschließung der dazu nötigen Dekrete gezwungen werden sollten. Zu diesem Behufe wurden am 18. Brumaire plötzlich militärische Anordnungen getroffen, ohne daß man dem Direktorium auch nur eine Mitteilung darüber machte. Zugleich versammelte sich am frühen Morgen ein Ausschuß des Rates der Alten, die sogenannten Saalinspektoren, nebst 147 anderen Deputierten, von denen man keinen Widerstand befürchtete. Diese Versammlung faßte, gestützt auf einen Artikel der Verfassung, nach welchem der Rat der Alten die Befugnis hatte, den Sitz der Gesetzgebung an irgend einen anderen Ort zu verlegen, im Namen des ganzen Rates den Beschluß, daß die Sitzungen beider Ratskörper schon vom nächsten Morgen an in Saint-Cloud gehalten werden sollten. Zugleich wurde Bonaparte mit der Sorge für die Vollziehung dieses Beschlusses beauftragt und deshalb zum Oberbefehlshaber der ganzen bewaffneten Macht in und um Paris ernannt. Bonaparte nahm die ihm übertragene Gewalt an und begab sich sogleich in den Rat der Alten, um den verlangten Eid zu leisten, ließ aber vor allen Dingen die weiteren militärischen Anordnungen treffen. Im Rate der Fünfhundert fanden die gefaßten Beschlüsse, obgleich man nur eine gewisse Zahl von Mitgliedern einberufen hatte, zwar Widerspruch; Lucian Bonaparte aber, welcher während des Brumaire Präsident dieser Körperschaft war, konnte diesen Widerspruch leicht niederschlagen, weil die konstitutionelle Form gewahrt worden war. Beide Ratskörper gingen daher ruhig auseinander, um sich am folgenden Tage in Saint-Cloud wieder zu versammeln. Von den drei feindlich gesinnten Direktoren bequemte sich der eine, Barras, ohne weiteres zur

freiwilligen Abdankung, da man ihm seine Reichtümer und damit die Mittel zum Schwelgen ließ: die beiden anderen aber, Gohier und Moulins, wurden bis zur Vollendung des Gewaltstreichs festgenommen; sie sanken nachher unbeachtet in das Dunkel zurück, aus dem sie hervorgegangen waren. In einer Beratung, welche Bonaparte am Abend des 18. Brumaire mit seinen Freunden hielt, ward eine freiwillige Vertagung der beiden Körperschaften und die Einsetzung einer Interimsregierung während der Dauer derselben beschlossen; zugleich wurden Instruktionen für Lucian Bonaparte und andere bonapartistische Deputierte entworfen. Außerdem wurden überall Wachen ausgestellt und, ohne daß man geradezu Gewalt gebrauchte, ein Teil der liberalen Deputierten abgehalten, am nächsten Tage in Saint-Cloud zu erscheinen: den Oberbefehl über alle nach Saint-Cloud geschickten Truppen erhielt Murat.

Am Morgen des 19. Brumaire des Jahres VIII waren in Saint-Cloud überall Soldaten aufgestellt worden. Bonaparte selbst befand sich mit den Saalinspektoren in einem Zimmer, von welchem aus alles geleitet wurde. Die beiden Ratskörper hatten zwar schon um zwölf Uhr sich versammeln sollen, die Eröffnung ihrer Sitzung verzögerte sich aber bis um zwei Uhr. Im Rate der Alten äußerte sich großer Unwille darüber, daß man am Tage vorher nur 147 Mitglieder zur Sitzung eingeladen habe. Bei den Fünfhundert war der Lärm noch ärger: der Präsident des Rates, Lucian Bonaparte, konnte nicht verhindern, daß beschlossen wurde, von jedem Deputierten einen neuen Eid auf die Verfassung ablegen zu lassen. Diese Eidesleistung nahm zwei volle Stunden in Anspruch. Auf seiten der Bonapartisten geriet man darüber in Verlegenheit; denn es war klar, daß sich der beabsichtigte Zweck nicht, wie man vorausgesetzt hatte, durch Advokatentaktik erreichen lasse, sondern daß man Gewalt gebrauchen müsse. Dies ward zuerst im Rate der Alten versucht. Bonaparte begab sich, von Grenadieren begleitet, in denselben. Er redete, während diese an der Thür stehen blieben, die Versammlung an, wurde aber oft unterbrochen und stockte einige Male. Als er endlich gar sich damit zu helfen suchte, daß er von einer angeblichen Verschwörung redete, an deren Spitze Barras und Moulins ihn hätten stellen wollen, brach der wildeste Lärm los. Man rief ihm zu, er allein sei der wahre Konspirant, andere schrieen: „Erklärt ihn in die Acht!“ Bonaparte suchte den Sturm dadurch zu beschwören, daß er mit den Soldaten drohte, deren Mützen er, wie er sich ausdrückte, im Saale und deren Bajonette er in der Ferne erblicke. Diese Drohworte wirkten, und Bonaparte verließ hierauf den Saal, um der Versammlung Zeit zum Beraten zu lassen. Er kehrte jedoch nicht wieder zurück, sondern be-

gab sich sogleich zu dem gegen ihn feindlich gesinnten Rat der Fünfhundert, fest entschlossen, bei diesem nicht Worte, sondern Gewalt zu gebrauchen. Er forderte deshalb die im Hofe befindlichen Grenadiere auf, ihm zu folgen. Sie thaten es mit dem Rufe: „Es lebe Bonaparte!“

Als er in Begleitung von vier Grenadieren und einiger Generale in den Sitzungssaal der Fünfhundert eintrat, war man dort gerade im Begriffe, einen förmlichen Beschluß der Ächtung gegen ihn zu fassen. Der Anblick der Uniformen und Bajonette steigerte die Erbitterung. Die Deputierten sprangen von ihren Sitzen auf, man protestierte laut gegen Waffen und Gewalt, und es erscholl von allen Seiten her der Ruf: „Nieder mit dem Tyrannen! In die Acht, in die Acht!“ Daß auch Dolche gezückt worden seien, und daß einer der Grenadiere, als er Bonaparte zu schützen suchte, einen Stich erhalten habe, ist eine nachgewiesene Erdichtung, obgleich Bonaparte selbst und seine Gemahlin nachher einen Grenadier, der sich unvorsichtigerweise verwundet hatte, als seinen angeblichen Retter mit Ehren und Geschenken überhäuften. Das Toben der Deputierten machte den General, welcher auf dem Schlachtfelde, nicht aber unter lärmenden Rednern zu Hause war, ganz verwirrt. Lefebvre und die Grenadiere rissen ihn daher aus dem Gedränge und führten ihn hinaus. Jetzt übernahm Lucian Bonaparte die Rolle, welche sein Bruder hatte spielen sollen. Er wollte zunächst die Versammlung von der beabsichtigten Achtserklärung gegen Bonaparte abmahnen; man ließ ihn aber nicht zu Worte kommen. Er warf deshalb die Abzeichen seiner Präsidentenwürde ab und verließ unter dem Schutze von Grenadieren, welche Lefebvre hinein geschickt hatte, um ihn frei zu machen, den Saal. Draußen bestieg er ein Pferd und ritt dann mit seinem Bruder vor den dort aufgestellten Soldaten her, welche dieser bereits angeredet hatte. Er rief seinem Bruder laut zu: er, der Präsident des Rates, sei von Gesindel (brigands), von Leuten, welche auch früher alle Unruhen angestiftet hätten, mit Dolchen bedroht worden; er fordere also im Namen des Gesetzes den Oberbefehlshaber zu Verjagung der Parteimänner auf und erkläre den Rat der Fünfhundert für aufgelöst. Bonaparte antwortete: „Ja, Präsident, was Sie verlangen, soll geschehen“. Zugleich erteilte er an Murat den von diesem längst erwarteten Befehl. Murat schickte einen Brigadechef mit Soldaten in den Saal, und dieser ließ dann, wie ein Janitscharen-Aga, die Repräsentanten eines Landes, zu dessen freien Bürgern er selbst gehörte, mit Bajonetten durch die bis zur Erde herabgehenden Fenster hinaustreiben.

Dieser Gewaltstreich war um halb sechs Uhr Abends zu Ende

gebracht worden. Mit ihm war die alte Verfassung vernichtet. Es mußte also eine neue geschaffen und bis zu ihrer Annahme eine provisorische Regierung bestellt werden. Für beides bedurfte man wieder des Scheines der Gesetzmäßigkeit. Es wurde deshalb noch an demselben Abend der Rat der Alten versammelt und auch eine freilich sehr kleine Zahl der Fünfhundert bewogen, als gesetzgebende Behörde zusammenzutreten. Beiden Versammlungen legte man das, was am Abend des vorigen Tages ausgemacht worden war, zur Beratung und Beschlußnahme vor. Lucian Bonaparte hielt bei dieser Gelegenheit eine längst niedergeschriebene Rede, nicht um, was überflüssig gewesen sein würde, auf die Beratung einzuwirken, sondern um ein Manifest zu haben, welches als Verteidigungsschrift für das Geschehene in den Zeitungen abgedruckt werden könne. Der Form wegen ward auch eine Kommission zur Prüfung des Antrages gewählt. Diese machte noch in derselben Nacht ihren Bericht fertig, und die beiden Räte nahmen dann nacheinander den ihnen vorgelegten Antrag an. Auf solche Weise wurde am frühen Morgen des 20. Brumaire eine Interimsregierung für Frankreich und ein Ausschuß zur Entwerfung einer neuen Verfassung eingesetzt.

Der gefaßte Beschluß lautete im wesentlichen folgendermaßen: „Das Direktorium ist aufgelöst, und 60 Deputierte beider Räte sind ausgestoßen. Die Regierung wird provisorisch von drei Männern geführt, welche den Titel Konsuln führen. Diese drei Männer sind Bonaparte, Sieyès und Roger Ducos. Der gesetzgebende Körper ist bis zum 1. Ventose (20. Februar 1800) vertagt. Jeder der beiden Ratskörper ernennt aber vor seinem Auseinandergehen 25 Mitglieder, welche zusammen einen Ausschuß bilden sollen, um nicht nur eine neue Verfassung zu entwerfen, sondern auch ein neues Gesetzbuch vorzubereiten". Nachdem dieser Beschluß gefaßt, die neue diktatorische Regierungsbehörde vereidigt und eine Proklamation an das französische Volk niedergeschrieben worden war, kehrten die Konsuln und die Räte am 20. Brumaire morgens vier Uhr nach Paris zurück. Von diesem Augenblicke an war der französische Staat in eine militärische Monarchie umgewandelt, welche aber unter bürgerliche Formen versteckt wurde. Diese Umwandlung würde zum Vorteil von Frankreich und von ganz Europa gediehen sein, wenn der große Geist, der die neue Ordnung erschuf, auf seinem bisherigen plebejischen Wege beharrt wäre und nicht das alte Rittertum und einen byzantinischen Thron wieder aufgerichtet hätte.



XV. 279. **Napoleon Bonaparte als Erster Konsul der Französischen Republik.**
(Reproduktion des Stiches von P. Audouin: nach P. Bouillon aus dem Jahre IX der Republik — 1800.)

6. Bonaparte Erster Konsul und Beherrscher Frankreichs.

Seit dem 19. Brumaire war Napoleon Bonaparte Beherrscher von Frankreich. Der niedergesetzte Ausschuß von 50 Deputierten war eine leere Form, die Teilung der ausübenden Gewalt unter drei Männer ein bloßer Schein. Die Mitglieder jenes Ausschusses und der Metaphysiker Sieyès, welcher auch diesmal wieder als berühmter Gesetzgeber die Konstitution verfertigen half, mochten in ihrer theoretischen und doktrinären Weisheit festsetzen, was sie wollten: Bonaparte zwang sie, alles dasjenige zu ändern, was seinen Zwecken hinderlich sein konnte. Von seinen beiden Kollegen aber, bei denen er gleich in der ersten Sitzung eigenmächtig den Vorsitz eingenommen hatte, gab Sieyès schon im ersten Augenblicke alle Hoffnung auf, eine Hauptrolle zu spielen; wir haben jetzt einen Herrn, sagte er, verhielt sich von da an wieder wie einst im Konvent schweigend und ließ den Dingen ihren Lauf. „Bonaparte", fuhr er fort „will alles, kann alles, versteht alles: in der traurigen Lage, in der wir uns befinden, ist es besser, sich zu unterwerfen, als Spaltungen herbeizuführen, welche ganz gewiß zum Verderben ausschlagen würden". Sobald Sieyès sich gefügt hatte, konnte natürlich Roger Ducos sich gar nicht einfallen lassen, etwas bedeuten zu wollen. Beide Männer ließen sich übrigens kurze Zeit nachher durch Geld und Güter für das verlorene Ansehen entschädigen und sanken deshalb bald in Verachtung und Vergessenheit.

Bonaparte umgab sich, noch ehe der Entwurf einer neuen Verfassung fertig war, mit den ausgezeichnetsten Geschäftsmännern Frankreichs. Indem er die Leitung der Verwaltung in die Hand nahm, setzte er sich, nur auf Brauchbarkeit Rücksicht nehmend, über die frühere Parteistellung der Leute ganz hinweg, wählte aber nur solche Männer, welche auf persönlichen Vorteil und Genuß bedacht und deshalb bereit waren, ihm unbedingt zu dienen. Leute dieser Art konnte er nur in derjenigen Klasse von Menschen finden, welche die Bildung und die Kenntnisse der monarchischen Zeit mit derjenigen Biegsamkeit und Geschäftserfahrung, die in den Wandlungen der Revolution zu lernen gewesen, verbanden. Den sehr gelehrten und mit eisernem Fleiße arbeitenden Maret ernannte er zum Generalsekretär des provisorischen Konsulats; Berthier, der als Heerführer wenig bedeutend, als Chef des Generalstabes aber unersetzlich war, erhielt das Kriegsministerium. Die Finanzen, auf die sich Bonaparte selbst vortrefflich verstand, wurden einem Manne anvertraut, der nicht besser hätte gewählt werden können und deshalb auch unter den schwierigsten Umständen bis 1814 immer beibehalten wurde. Dieser Mann war der später zum Herzog von Gaeta ernannte Gaudin. Minister des Auswärtigen wurde

Talleyrand, welcher neben Gaudin und Berthier als eine Hauptstütze von Bonapartes entstehendem Reiche zu betrachten ist. Doch traute dieser ihm während seines ganzen Lebens ebensowenig, als dem gleich gewissenlosen Polizeiminister des Direktoriums, Fouché, den er im Amte ließ. Beide Männer wurden von ihm nachher immer wieder gebraucht, der eine, weil sein diplomatisches Talent unentbehrlich schien, der andere, weil Bonaparte eine allzuhohe Meinung von seiner Schlauheit und von seinen Verbindungen mit Leuten aller Parteien hatte. Auch der bisherige Justizminister Cambacérès wurde beibehalten. Nicht gut gewählt waren nur der Seeminister, Forfait, und der Minister des Innern, der Mathematiker und Astronom Laplace: sie wurden daher auch bald durch andere ersetzt.

Obgleich die tüchtigsten Werkzeuge Bonapartes großenteils Männer der Schreckenszeit waren, so fürchtete er doch — sehr natürlich — mehr die aufrichtig überzeugten Demokraten, als die Terroristen oder die Royalisten. Er näherte sich sogar anfangs den letzteren und bewies ihnen große Milde, während er zu gleicher Zeit sehr entschiedene Maßregeln gegen die demokratischen Fanatiker ergriff. Schon am 13. November (22. Brumaire) wurde nämlich das oben erwähnte Geiselgesetz, einige Tage später die den Reichen auferlegte Zwangsanleihe aufgehoben. Bald nachher ließ Bonaparte eine Anzahl verhafteter Priester und Emigranten in Freiheit setzen. Dagegen wurde schon am 11. November ein Ächtungsdekret gegen 37 als unverbesserlich bezeichnete Schwärmer der Revolution erlassen, unter denen sich Maignet, Fournier und ähnliche Leute, aber auch der General Jourdan befanden. Diese sollten alle nach Guyana deportiert werden, wo man es dem Klima überlassen konnte, sie unschädlich zu machen. Schon nach wenigen Tagen wurde jedoch Jourdan wieder aus der Liste gestrichen, und unmittelbar nachher ernannte ihn Bonaparte sogar zum Generalgouverneur von Piemont. Bald darauf wurde die ganze Maßregel zurückgenommen und die Geächteten nur unter polizeiliche Aufsicht gestellt, und auch diese ward gleich nachher wieder aufgehoben.

Die neue Verfassung wurde mit großer Eile geschaffen. Schon am 22. Frimaire (13. Dezember) ward sie von den Konsuln unterzeichnet; und bereits elf Tage nachher (24. Dezember), noch ehe die Erklärung des Volkes über Annahme oder Verwerfung derselben eingeholt worden war, erklärte ein besonderes Gesetz, daß sie nunmehr in Kraft getreten sei. Diese Verfassung ließ den Namen und den Schein der Republik oder, wie Sieyès sich ausdrückte, die bloß ideelle Volkssouveränität bestehen, führte aber in Wirklichkeit die Monarchie ein, welche nur dadurch verdeckt war, daß man die Regierung nicht einem, sondern drei Männern übertrug. Man gab diesen den Namen Kon-

suln und ernannte sie auf zehn Jahre, zeichnete aber nur einen von ihnen, der den Titel des Ersten Konsuls erhielt, als den eigentlichen Regenten aus. Die beiden anderen erhielten nur eine beratende Stimme, der Erste Konsul dagegen hatte die Besetzung der Ämter und die Entscheidung über Krieg und Frieden. Dem Ersten Konsul zur Seite stand ein Staatsrat, dessen Mitglieder von ihm selbst ernannt wurden. Diesen Staatsrat benutzte Bonaparte mit großer Klugheit, um die tüchtigsten Kräfte in jedem Fache heranzuziehen, für sich selbst zu gebrauchen und so das Resultat der in der Revolution entwickelten Intelligenz von ganz Frankreich als seine eigene Weisheit geltend zu machen. Die monarchische Gewalt des Ersten Konsuls wurde dadurch einigermaßen versteckt, daß man einen Teil der Ämterbesetzung ihm entzog und an eine eigens dafür geschaffene Behörde übertrug. Diese Behörde war der aus 80 lebenslänglichen Mitgliedern bestehende Senat, der sich selbst ergänzte, bei jeder solchen Wahl aber auf drei vom Ersten Konsul vorgeschlagene Männer beschränkt war. Der Senat hatte die Konsuln, die Volksrepräsentanten, die Kassationsrichter und die obersten Rechnungsbeamten aus den sogenannten Nationallisten zu erwählen. Diese Listen wurden auf folgende Weise gebildet: das Volk erwählte für ganz Frankreich 500 000 Bürger, welche zu den Gemeindeämtern berechtigt waren; aus ihnen wurden 50 000 Bürger für die Departementsämter erwählt, sowie aus diesen hinwiederum 5000, welche allein zur Nationalrepräsentation und zu den höheren Ämtern berechtigt waren; die Pflicht oder das Recht, die Auswahl aus diesen Vertrauensmännern für das bestimmte Amt zu treffen, verblieb der Regierung. Die Sitzungen des Senats waren nicht öffentlich. Seine Geschäfte waren sehr wenige, und da überdies seine Mitglieder jährlich 25 000 Frank erhielten, so ward dieser Senat gleich anfangs zu einer Versammlung von Hofleuten und Pfründnern, später aber zum allezeit bereiten Werkzeuge des Despotismus.

Die Nationalrepräsentation und gesetzeschaffende Gewalt bestand aus zwei Kammern, dem Tribunat und dem gesetzgebenden Körper. Beide Kammern, von denen die erste 100, die zweite 300 Mitglieder zählte, wurden jährlich zu einem Fünftel erneuert. Keine von beiden hatte das Recht der Initiative, sondern alle Gesetzesvorschläge gingen von der Regierung allein aus. Eine Diskussion dieser von der Regierung vorgelegten Gesetze war nur in dem Tribunat, welches diese Vorschläge zu prüfen hatte, gestattet. Der gesetzgebende Körper hatte ohne Diskussion nur anzunehmen oder zu verwerfen. Die Öffentlichkeit der Sitzungen war dahin beschränkt, daß nur für 200 Zuhörer Raum gelassen war.

In der Konstitutionsakte selbst waren Bonaparte, Cambacérès

und Lebrun als Konsuln der ersten zehn Jahre bezeichnet. Bonaparte hatte sich die beiden letzteren zu Kollegen auserkoren, weil sie sehr fähige und arbeitsame, aber auch jedes Adels der Seele ermangelnde Männer waren, welche weder nach der ersten Stelle trachten, noch ohne Bonaparte sich auch nur auf der zweiten behaupten konnten. Beide waren übrigens Kinder und Anhänger der alten Zeit, obgleich der eine, Cambacérès, während der Revolution den heftigsten Jakobiner gespielt hatte und der andere, Lebrun, damals ebenso für die herrschenden Ideen thätig gewesen war, wie er früher seine Feder für die Maßregeln des Kanzlers Maupeou und des schrecklichen Finanzministers du Terray dargeliehen hatte. Den monarchischen Charakter der neuen Staatsordnung zu verstecken, gab sich der Erste Konsul keine Mühe: er nahm seine Wohnung in den Tuilerien, als dem ehemaligen Königspalast. Dort begann er alsbald eine Hofhaltung einzurichten. Diese war freilich anfangs noch einfach; nicht lange nachher aber suchten Bonaparte und seine Gemahlin, die sich jetzt nicht mehr Bürgerin, sondern gnädige Frau (Madame) nannte, das Hofwesen und mit ihm den Ton und die Etikette der Königszeit wiederherzustellen, wodurch eine sehr sonderbare Mischung des Alten und des Neuen entstand.

Von dem Grundsatze des Versöhnens und Vermischens der Parteien ausgehend, rief Bonaparte von den am 18. Fructidor Verbannten alle diejenigen zurück, denen er zutraute, daß sie dem Vaterlande nützlich, seinen eigenen Zwecken aber nicht hinderlich sein würden. Auch Carnot durfte zurückkehren. Dieser ward am 2. April 1800 sogar Kriegsminister an Berthiers Stelle, welcher damals beim Heere unentbehrlich war. Nur für Pichegru und andere unverbesserliche Anhänger der Bourbonen blieb Frankreich verschlossen. Auch die beiden Festtage, welche zum Jahresgedächtnis der Vernichtung des Königtums eingeführt worden waren, der 10. August und der 21. Januar, wurden abgeschafft. Dagegen behielt Bonaparte zwei andere Nationalfeste, das des 14. Juli und das des 22. September, des Scheines wegen einstweilen bei. Die Presse wurde durch ein Dekret in Fesseln gelegt. Es ward nämlich die Zahl der politischen Journale auf 13 beschränkt, und auch diese wurden für den Fall, daß sie sich feindlich zeigten, mit der Unterdrückung bedroht. Durch alles dies wurden freilich die so leicht erregbaren Franzosen getäuscht; dagegen war aber doch Bonapartes Herrschaft in mehrfacher Hinsicht volkstümlich. Er versagte ebenso dem Beamten- und Kastengeiste, wie der bloßen Theorie jeden Einfluß auf seine Verwaltung und Regierung. Er gab ferner dem Ganzen eine solche Organisation, daß jedes Talent seinen Wirkungskreis fand. Er suchte endlich das Volk, welches der übermäßigen politischen Arbeit, der vielen Wahlen, längst müde war, durch materielle

Vorteile im Innern und durch politische und kriegerische Überlegenheit über das Ausland zu entschädigen.

In Hinsicht auf das letztere nahm er gleich nach dem Antritte des Konsulats die Miene des Friedenliebenden an und that zwei Schritte, durch die er sich, gerade weil sie erfolglos waren, den Beifall des stolzen und kriegerischen französischen Volkes bei seinen Kriegsunternehmungen sicherte. Er bot dem König Georg III. von England in einem höflich und würdig abgefaßten, nur auf die Franzosen berechneten Privatbriefe den Frieden an, obgleich er recht gut wußte, daß in England nicht der Regent, sondern nur die Minister mit dem Auslande unterhandeln dürfen, und daß die Engländer sich mit einer eben erst neu sich bildenden Regierung nicht einlassen konnten. Die kalte und in gewisser Hinsicht brutale Antwort, mit welcher der englische Minister Grenville Bonapartes Brief beantwortete, mußte den Stolz der Franzosen kränken, ihren Nationalhaß neu wecken und folglich den bevorstehenden Krieg populär machen. Ebendieselbe Wirkung hatten die Friedensvorschläge, welche Bonaparte dem österreichischen Kabinett machte. Diese hatten um so weniger angenommen werden können, als er die Herausgabe aller 1799 gemachten Eroberungen verlangt hatte.

Unter den Royalisten wußte der neue Gewalthaber, welcher in Frankreich Ruhe haben wollte und der Truppen gegen das Ausland bedurfte, die Meinung zu verbreiten, als wenn durch ihn die alte Kirche und der alte Staat wiederhergestellt werden würde. Die royalistische Partei hatte sich schon zur Zeit des Direktoriums in der Vendee und Bretagne wieder erhoben und regte sich auch in anderen Gegenden. Bonaparte war deshalb genötigt, in mehreren Departements die Verfassung zu suspendieren und ansehnliche Truppenkräfte gegen die Rebellen zu schicken. Zu gleicher Zeit ließ er die royalistische Partei durch ein von ihm angeordnetes summarisches Gerichtsverfahren einschüchtern. Diese Maßregeln hatten die beabsichtigte Wirkung: ein Teil der royalistischen Anführer, unter ihnen besonders der Pfarrer Bernier und der nachherige Marschall Bourmont, unterwarfen sich nicht allein, sondern sie bewogen auch den Adel und die Geistlichkeit der Vendee und der Bretagne zu dem gleichen Schritte. Selbst Leute wie der herkulische Georges Cadoudal und der unerschrockene Sol de Grisolles, welche von den ausgewanderten Prinzen unzertrennlich waren, sahen sich dadurch zur Aussöhnung mit dem Konsulat genötigt (Januar und Februar 1800). Hierauf ward eine Amnestie verkündigt und die Suspension der Verfassung wieder aufgehoben.

Den Royalisten gegenüber geriet Bonaparte in eine sonderbare Stellung. Diese haßten ihn, schmiedeten Kabalen und Intriguen gegen

ihn und nahmen endlich gar zu Mordanschlägen ihre Zuflucht, weil er nicht so thöricht war, die Bourbonen und mit ihnen das alte System wiederherzustellen. Andererseits fühlte sich Bonapartes Gemahlin, sein Bruder Joseph und seine tüchtigsten Diener unwiderstehlich zu den alten Sitten, Moden und Unterhaltungen hingezogen. Bonaparte selbst blieb zwar am längsten einfach und, soweit seine Zwecke es zuließen, natürlich und militärisch; aber auch er ließ sich von einem Geschlechte, das sich immer wieder den abgestorbenen leeren Formen zuwandte, nach und nach zu denselben hinleiten. Sobald er diese Richtung nahm, oder mit anderen Worten, sobald er sich dem Streben hingab, nicht eine dem Geiste der Zeit entsprechende neue Ordnung der Dinge zu schaffen, sondern das Alte wiederherzustellen und mit dem Neuen zu verschmelzen, mußte er auch die Menschen der alten Zeit wieder hervorziehen. Die Emigranten wurden also größtenteils von der Verbannungsliste gestrichen und diese selbst für geschlossen erklärt. Die Zurückgekehrten erhielten nicht nur die noch unverkauften Güter zurück, sondern sie wurden auch an dem neuen Hofe gern gesehen. Sie selbst fühlten sich jedoch in der gemischten oder auch ganz bürgerlichen und selbst etwas zweideutigen Gesellschaft unbehaglich, spotteten über den sich bildenden neuen Hof und seine Etikette und stifteten mit dem Gelde, welches Pitt und die Tories hergaben, eine Verschwörung nach der anderen an.

In der Verwaltung, den Finanzen und dem Gerichtswesen wurde unter Bonapartes eigener Aufsicht vom ersten Anfange an alles vortrefflich geordnet. Er hatte dabei den doppelten Vorteil, daß ihm die tüchtigsten Geschäftsmänner zu Gebote standen, und daß die Revolution in der That eine ganze Masse der weisesten Gesetze und Anordnungen geschaffen hatte, aus denen man nur das Beste auszuwählen brauchte. In der Verwaltung ward schon damals im stillen der Grund gelegt, auf welchen Bonaparte nachher seine Despotie gründete. Dies geschah am 17. Februar 1800 durch die Einführung der Präfekturen und durch den an sie geknüpften Mechanismus der Verwaltung. Die ganze Administration wurde gleich anfangs so eingerichtet, daß alle Fäden des bürgerlichen Lebens in Hände gebracht wurden, welche oben von einer einzigen Hand gelenkt und in Bewegung gesetzt wurden und so jeden Bürger zu einem Werkzeuge des Despotismus machten. Auf diese Weise kam Frankreich wieder unter die alten Intendanten, denn es ist nicht richtig, daß erst die Revolution die Centralisation der Verwaltung in Frankreich geschaffen habe; nur hatten Bonapartes Intendanten andere Titel, als die königlichen, sonst waren sie, wie diese, bloße Kreaturen der allmächtigen Regierung. Jedem Departement ward ein Präfekt, ein Präfekturrat und ein Großer Rat, jedem Distrikt

oder Arrondissement ein Unterpräfekt mit einem Rate vorgesetzt. Die Präfekten, die Mitglieder der verschiedenen Räte und die Maires aller Städte von mehr als 5000 Einwohnern wurden fortan ebenso, wie die Polizeikommissare, vom Ersten Konsul, die Maires und Munizipalitätsmitglieder kleinerer Städte aber von den Präfekten, alle Obrigkeit also von der Regierung ernannt.

7. Der Friede von Luneville.

Für den Krieg traf Bonaparte, sobald er eine neue Ordnung in Frankreich begründet hatte, alle nötigen Anordnungen. Er verstärkte das Heer vermittelst der 1798 eingeführten Konskription. Er vereinigte eine große Zahl von Soldaten und Offizieren, die er auf seinen Feldzügen erprobt hatte, zu der sogenannten Konsulargarde. Diese bildete den Kern und die Reserve des Heeres und wurde später immer wieder durch neue Bataillone von Tapferen verstärkt. Er bewog ferner durch Mittel verschiedener Art Militärpersonen, welche ihre Dienstzeit vollendet hatten, Offiziere und Gemeine, wieder Dienste zu nehmen. Sogar Jourdan und Bernadotte thaten dies und redeten nicht mehr von Republik: auch viele Civilpersonen traten als Freiwillige in das Heer ein, um den Ruhm und die Vorteile der Siege mitzugenießen, die man von dem Ersten Konsul mit Sicherheit erwartete. Sein Plan war, an der Spitze eines Heeres plötzlich in Italien einzubrechen und dort den Hauptstreich zu führen, während zugleich die Rheinarmee unter Moreau in Deutschland vordringe. Diesen Plan hielt er sorgfältig verborgen. Die Feinde konnten denselben um so weniger erraten, als die Konstitution, um die sich freilich Bonaparte wenig bekümmerte, dem Ersten Konsul ausdrücklich verbot, über die Grenze zu gehen. Auch ward Europa durch die Art, wie Bonaparte die Truppen in Frankreich aufstellte, und durch den Lärm, den man von der sogenannten Reservearmee bei Dijon machte, absichtlich getäuscht. Diese Armee, welche allgemein für das Hauptheer gehalten wurde, bestand nur aus dem kleinsten und schlechtesten Teile der nach Italien bestimmten Truppen; das Hauptheer lag am Genfer See und an der Rhone. Außerdem waren die Truppen so verteilt, daß man nicht entscheiden konnte, welcher Teil nach Deutschland, welcher nach Italien bestimmt sei. Den Oberbefehl führte dem Namen nach Berthier; Bonaparte selbst aber übernahm das Kommando, sobald die Truppen im Mai sich in Bewegung setzten. Außer diesem Heere stand noch ein zweites unter Suchet an dem Var sowie ein drittes unter Masséna in und um Genua.

Bei den Österreichern ging es, gegenüber den Anstalten Bona-

partes wieder ebenso wie früher. Der Erzherzog Karl und sogar die Kaiserin erhoben sich zwar gegen Thugut und seinen Hofkriegsrat, weil sie endlich einsahen, daß alle Anstrengungen im Felde fruchtlos wären, solange Leute dieser Art das Heft in den Händen hätten. Allein Thugut behauptete sich mit Hilfe der Engländer, und der Erzherzog mußte sein Kommando in Deutschland an Kray abgeben, der übrigens ein tapferer und erfahrener Führer war. In Italien behielt der alte Melas den Oberbefehl. Diesem drängte man wider seinen Willen einen Feldzugsplan auf, welcher von den Bourbonen nach dem Rate des aus seiner Haft entflohenen Generals Willot entworfen und von Lord Keith, dem Admiral der vor Genua liegenden englischen Flotte, gebilligt worden war. Anstatt nämlich, wie Melas selbst wollte, so schnell als möglich Genua zu erobern und dann im nördlichen Italien den Franzosen zuvorzukommen, sollte er in Verbindung mit Keith einen royalistischen Aufstand in der Provence unterstützen, der nach Willots Versicherung gewiß losbrechen werde. Er durfte deshalb die Alpenpässe nur schwach besetzen und mußte sein Heer in zwei Teile trennen. Mit dem einen begann Ott die Belagerung von Genua, die sich dann so lange hinzog, bis Bonaparte in Italien erschienen war. Mit der Hauptarmee aber mußte Melas sich gegen den in der Provence stehenden Suchet wenden und noch dazu, damit Keith ihn unterstützen könne, dicht an der Meeresküste herziehen. Günstiger konnte für Bonaparte nichts sein, als daß, gerade als er vom Genfer See aus über die Alpen zog, das Hauptheer der Österreicher sich im äußersten Süden von Oberitalien befand.

In Deutschland hielten die Franzosen noch die meisten festen Punkte des rechten Rheinufers besetzt. Auch die Schweiz war in ihrer Gewalt mit alleiniger Ausnahme von Graubünden, welches die Österreicher noch innehatten. Ende April setzte Moreau zwischen Basel und Kehl über den Rhein und täuschte dann durch eine plötzliche Wendung den österreichischen Oberfeldherrn. Dieser mußte am 3. Mai bei Engen und Stockach unter ungünstigen Umständen ein Treffen liefern und ward ungeachtet der Tapferkeit seiner Truppen mit schwerem Verluste zurückgedrängt. Schon zwei Tage nachher wurde er bei Möskirch wieder zu einem Treffen gezwungen und mußte, obgleich er keinen bedeutenden Verlust erlitt, das Schlachtfeld räumen. Er zog sich in ein befestigtes Lager bei Ulm zurück, verlor aber unterwegs noch viele Leute. Bei Ulm wurde nachher zwischen Moreau und Kray bis Mitte Juni kunstmäßig gestritten und manövriert, ohne daß der letztere sich zu einem Treffen oder zum Rückzuge bewegen ließ. Endlich gelang es den Franzosen, unterhalb Ulm über die Donau zu setzen; und dies führte unweit Höchstädt in derselben Gegend, in welcher einst

Prinz Eugen und Marlborough im Jahre 1704 so glänzend gesiegt hatten, ein entscheidendes Treffen herbei. Kray wurde, nachdem er drei Tage hintereinander (17. bis 19. Juni) den Kampf erneut hatte, geschlagen und erlitt nicht allein beträchtlichen Verlust, sondern er mußte auch, was noch wichtiger war, seine Stellung an der Donau verlassen und die dort befindlichen Magazine preisgeben. Anstatt, wie jedermann erwartete, noch einmal eine entscheidende Schlacht zu liefern, wich er hinter die Isar zurück und wurde dann von Moreau noch bis über den Inn hinaus gedrängt. Dadurch erlangte Moreau die Möglichkeit, sich über Vorarlberg mit der italienischen Armee in Verbindung zu setzen; denn die Österreicher mußten jetzt auch ihr befestigtes Lager bei Feldkirch, das sie lange tapfer verteidigt hatten, nebst ganz Graubünden räumen. Erst dann verstand sich Moreau zu einem Waffenstillstande. Dieser wurde am 15. Juli zu Parsdorf bei München zwischen ihm und den österreichischen Bevollmächtigten Dietrichstein und Lahori geschlossen.

In Italien war unterdessen der Ausgang des ganzen Krieges und mit ihm das Schicksal von Mitteleuropa entschieden worden. Bonaparte war am 6. Mai, nachdem er noch kurz vorher die sämtlichen Präfekten und zugleich das ganze übrige Personal der von der Regierung abhängigen Beamten ernannt hatte, zu den Truppen am Genfer See abgereist, um mit ihnen über den Großen St. Bernhard in Italien einzubrechen. Die Truppen, die er über diesen Paß führte, bestanden nur aus einem kleinen Teile des für den italienischen Feldzug bestimmten Heeres. Die Hauptmasse zog gleichzeitig unter Moncey und anderen Generalen über den St. Gotthard, den Simplon, den Kleinen St. Bernhard, den Mont Cenis und den Mont Genevre. Schon aus diesem Grunde sind die unmäßigen Lobpreisungen lächerlich, mit welchen die Franzosen ihren Götzen wegen seines Marsches über den Großen St. Bernhard überschüttet haben. Sogar dem berühmtesten aller Gebirgsmärsche, dem Zuge Hannibals durch das von wilden Galliern bewohnte Alpengebirge im Jahre 218 v. Chr., hat man die Überwindung der unendlich viel geringeren Schwierigkeiten, mit denen Bonapartes Heer während dreier Tage an und auf dem St. Bernhard zu kämpfen hatte, an die Seite gesetzt, ohne zu bedenken, daß der französische Feldherr über alle Hilfsmittel Frankreichs und der Schweiz gebot, daß ganze Scharen enthusiastischer Walliser und Italiener ihm den Weg bahnen halfen, und daß schon lange vorher die Mönche des Bernhardhospizes Geld zur Anschaffung von Vorräten erhalten hatten. Bonapartes Alpenübergang läßt sich nicht einmal mit Suworows Marsch durch den östlichen Teil der Schweizeralpen vergleichen, zumal da er dabei nicht, wie Suworow, einen nahen Feind

zu fürchten hatte. Auch ist der schnelle und glänzende Erfolg seines Zuges hauptsächlich den Fehlern der österreichischen Heerführer zuzuschreiben. Nichtsdestoweniger bleibt der Marsch der Franzosen über den Bernhardpaß, das Ersteigen des mit Schnee und Eis bedeckten Berges und das Hinabsteigen in das Thal von Aosta bewunderungswürdig. Der Übergang von Martigny an bis nach Aosta wurde in der Zeit vom 17. bis zum 21. Mai bewerkstelligt: der schwierigste Teil des ganzen Zuges war der Marsch durch das Ende des Thals von Aosta, weil dieses durch das Fort de Bard gesperrt war, dessen Kanonen den Ausgang beherrschten. Schon Lannes, welcher vorausgezogen war, hatte dort mit großem Verluste zurückweichen müssen. Bonaparte geriet in Gefahr, in einem Thale zurückgehalten zu werden, in welchem seine Truppen keinen Unterhalt gefunden haben würden. Er half sich damit, daß er durch seine Soldaten einen Weg über den Berg Albaredo bahnen ließ und auf diesem das Fort umging. Nur das Gepäck und die Artillerie mußten auf der gewöhnlichen Straße fortgeschafft werden. Dies geschah, nicht ohne Verlust, in der Stille der Nacht.

Ehe der Erste Konsul auf dem Boden Italiens angelangt war, hatte Melas Nizza besetzt, Suchet und Masséna voneinander getrennt und durch Ott die Belagerung von Genua beginnen lassen. Auf die Nachricht von dem Aufbruche des französischen Heeres war er am 24. Mai nach Turin marschiert. Anstatt aber mit seiner ganzen Macht aufzubrechen, hatte er nur die Hälfte derselben mitgenommen; die andere Hälfte rief er erst dann herbei, als er erfuhr, daß Bonaparte selbst in Italien eingerückt sei. Ob Melas, wie man behauptet, nichts von den ungeheuren Anstalten wußte, welche die Franzosen seit Monaten zum Übergange über die Alpen getroffen hatten, wollen wir nicht untersuchen; daß er sich viel zu spät in Bewegung setzte, ist festgestellt. Als Ott von ihm den Befehl erhielt, die Belagerung von Genua aufzuheben und zu seiner Verstärkung herbeizueilen, war die Besatzung jener Stadt gerade im Begriff zu kapitulieren. Dadurch ward Ott noch länger aufgehalten und sein Marsch nach Piemont verzögert. Masséna und Soult hatten Genua mit einer Hartnäckigkeit verteidigt, wegen deren sie von ihren Landsleuten als große Feldherren gepriesen werden; sie hatten aber, unmenschlich wie sie waren, viele Tausende ihrer Soldaten und der Einwohner den Hungertod sterben lassen, nur um Genua einige Tage länger zu behaupten. Als sie am 4. Juni kapitulierten, waren von ihrem Heere nur noch 8000 Mann übrig, und diese glichen ebensovielen Knochengerippen; von den Einwohnern sollen sogar, was übertrieben sein mag, 20 000 dem Hunger erlegen sein.

Die Franzosen rückten vom Fuße der Alpen her rasch voran. Schon am 2. Juni traf Bonaparte in Mailand ein, wo er mit unbegrenztem Jubel empfangen wurde: er verkündigte hier zwar die Wiederherstellung der Cisalpinischen Republik, setzte aber doch bloß eine provisorische Verwaltung ein. Schon nach wenigen Tagen brach er wieder auf, um Melas aufzusuchen, welcher in die Gegend von Alessandria herabgezogen war und dort den General Ott erwartete. Der letztere marschierte mit einer solchen Eile heran, daß er einen Weg von vier Tagen in deren zwei zurücklegte; er beging aber, als er in der Gegend von Montebello auf das von Lannes kommandierte Corps stieß, den großen Fehler, daß er dort am 9. Juni ein Treffen annahm, ohne zu wissen, ob Melas ihm ebenso zu Hilfe kommen werde, wie Lannes von Bonaparte während des ganzen Kampfes mit frischen Truppen verstärkt ward. Er wurde daher zurückgetrieben, nicht aber, wie die französischen Berichterstatter sagen, total geschlagen. Auch verloren die Franzosen ebensoviele Leute wie er. Bonaparte wurde gleich darauf in noch weit höherem Maße vom Glücke begünstigt: als nämlich Melas am 14. Juni mit dem französischen Heere bei Marengo, einem Dorfe südöstlich von Alessandria, zusammenstieß, war gerade zwei Tage vorher General Desaix aus Ägypten angekommen, dessen Gegenwart sehr viel zum Siege beitrug. In der Schlacht bei Marengo siegten anfangs die Österreicher auf allen Punkten; als aber der fast achtzigjährige Melas, von der Anstrengung erschöpft und des Sieges gewiß, das Schlachtfeld verlassen hatte, übersah sein Stellvertreter, der General von Zach, daß der Sieg ihm doch noch durch neue Kräfte streitig gemacht werden könne, und daß Marmonts Artillerie in den österreichischen Grenadierregimentern Lücken riß, in die sich gleich nachher Desaix mit der Infanterie stürzte. Außerdem ward Zach von seinem wilden Pferde fortgerissen, dadurch von den Seinigen getrennt und dann gefangen genommen. Die glückliche Wendung, welche Desaix dem Kampfe gab, wurde gleich darauf von Kellermann, dem Sohne des sogenannten Siegers von Valmy, durch einen aus eigenem Antriebe unternommenen Kavallerieangriff mit so großem Erfolge unterstützt, daß die Österreicher, bereits in der Verfolgung eines fliehenden Feindes begriffen, nun doch eine völlige Niederlage erlitten. Sie mußten, nachdem der dritte Teil von ihnen gefallen war, in Unordnung das Schlachtfeld räumen. Doch hatte auch Bonaparte den vierten Teil seines Heeres verloren, und unter den auf seiner Seite Gebliebenen befand sich Desaix, einer der wenigen edlen Männer unter seinen Generalen und Freunden.

Ebenso glücklich, wie auf dem Schlachtfelde, war Bonaparte unmittelbar darauf im Kabinett. Er erfocht durch seine und seiner Leute

Gewandtheit und durch die Unfähigkeit und Ratlosigkeit der österreichischen Generale einen diplomatischen Sieg, der ihm noch weit größere Vorteile brachte. Obgleich nämlich Melas sich nach der Schlacht in einer bedenklichen Lage befand, so war diese doch keineswegs verzweifelt, zumal Bonaparte bei Marengo ebenfalls viele Leute verloren hatte und keine einzige befestigte Stadt, nicht einmal die Citadelle von Mailand, in seiner Gewalt war. Der österreichische Feldherr und sein Ratgeber verloren aber so sehr alle Besinnung, daß sie, anstatt einen kühnen Entschluß zu fassen, schon am Tage nach der Schlacht um einen Waffenstillstand baten. Diese Mutlosigkeit benutzte Bonaparte, um sich von Melas und seinem diplomatischen Beistand, dem Grafen St.-Julien, Forderungen zugestehen zu lassen, durch welche Österreich außer stand gesetzt wurde, den Krieg mit Erfolg wieder zu beginnen. Er bediente sich dazu des gefangenen Generals Zach, den er an Melas schickte, nachdem er ihn vorher mit seiner gewohnten Kunst für sich und seine Ansichten zu gewinnen gewußt hatte. Auf diese Weise wurde der alte Melas am 15. Juni dazu gebracht, den fast unbegreiflichen Waffenstillstandsvertrag von Alessandria abzuschließen. Die Österreicher mußten sich infolgedessen bis an den Mincio zurückziehen und den Franzosen nicht nur Tortona, Alessandria, die Citadellen von Mailand und Turin, Piacenza, Genua und andere Festungen sogleich einräumen, sondern auch 2000 Kanonen und 20 000 Centner Pulver überliefern.

Nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes überbrachte St.-Julien die von dem Ersten Konsul angebotenen Friedensbedingungen nach Wien. Hier wurde, gerade als er ankam, ein neuer Vertrag mit England unterzeichnet, welcher dem Kaiser gegen ein Subsidium von 24 Millionen Gulden die Verpflichtung auferlegte, sich ohne Englands Teilnahme in keine Friedensverhandlungen einzulassen. Dessenungeachtet nahm Thugut, um Zeit zu gewinnen, die Miene an, als wenn er mit Frankreich Frieden schließen wolle, und schickte die Grafen St.-Julien und Neipperg als Unterhändler nach Paris. Er hatte gerade diese Männer gewählt, weil er Unterhändler brauchte, die sich später gefallen ließen, daß man sie der Überschreitung ihrer Vollmachten beschuldigte. St.-Julien und Neipperg brachten im Juli dann auch einen Präliminarvertrag zu stande: dieser wurde aber unter dem Vorwande, daß die Unterhändler gegen ihre Vollmacht gehandelt hätten, verworfen und die beiden Grafen zum Scheine bestraft. Bonaparte kündigte, als das Wiener Kabinett die Präliminarien verworfen und sogar den von ihm nach Wien gesandten Unterhändler (Duroc) an der Grenze zurückgewiesen hatte, nicht sogleich den Waffenstillstand auf. Es lag ihm alles daran, das von den Engländern belagerte Malta,

welches bald nachher (5. September) fiel, zu retten und Verstärkungen nach Ägypten zu schicken; beides erforderte aber die Einstellung der Feindseligkeiten zur See und folglich die Abschließung eines Waffenstillstandes oder Friedens mit England: er wartete daher, bis die Engländer erklärt hätten, ob sie gemeinschaftlich mit Österreich Unterhandlungen anknüpfen wollten. Die englischen Minister gingen anfangs auf die Sache ein; sie wollten aber in dem zu schließenden Waffenstillstande gerade Malta und Ägypten ausgenommen haben und zogen sich bald nachher ganz zurück.

Mittlerweile hatte Kaiser Franz, um Bonaparte zu besänftigen, an Thuguts Stelle den Halbfranzosen Ludwig Cobenzl und, als dieser gleich nachher zu neuen Unterhandlungen mit Frankreich nach Luneville abgeschickt wurde, einen zweiten Thugut, den Grafen Lehrbach, gesetzt. Die Dinge gingen in Wien ihren alten Gang, zumal da nicht nur Thugut seinen ganzen Einfluß behielt, sondern auch die neapolitanische Königin, von Nelson und der Lady Hamilton begleitet, dahin kam. Die Planmacher des Hofkriegsrats brachten das Heerwesen in einen solchen Zustand, daß Mutlosigkeit und Unzufriedenheit sich der Truppen bemächtigte. Man verstärkte das Heer nur mit Rekruten und entließ den wackeren Kray nebst 30 anderen Oberoffizieren. Ferner wollten Thugut und seine Genossen zwar den Erzherzog Karl an die Spitze des Heeres stellen; dieser lehnte es aber ab, weil man ihm zumutete, sich den Einfällen des Hofkriegsrats zu fügen. Endlich übertrug man das Kommando gar einem ganz jungen Prinzen, dem neunzehnjährigen Erzherzog Johann, dem der Feldzeugmeister Lauer als Mentor zur Seite gesetzt wurde. Dies alles geschah zu derselben Zeit, als Bonaparte den Waffenstillstand benutzte, um nicht nur Moreaus Heer zu verstärken, sondern auch eine zweite Armee unter Augereau in Deutschland aufzustellen. Als daher im September der Waffenstillstand gekündigt wurde, mußte man österreichischerseits um eine Verlängerung desselben bitten und diese damit erkaufen, daß die Festungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt samt ihren reichen Vorräten den Franzosen überliefert wurden, welche dann dieselben schleiften.

Sobald der neue Termin der Waffenruhe abgelaufen war, begann der Krieg aufs neue. Der Hauptschlag sollte diesmal in Deutschland erfolgen, die italienische Armee aber, deren Führer Masséna war, nur eine Nebenrolle spielen. Moreau hatte deshalb nicht nur bedeutende Verstärkungen, sondern auch Generale von Ruf und Ansehen, wie Lecourbe, Grouchy, Ney, Richepanse und Souham, als Unterbefehlshaber erhalten. Außerdem war, als der Krieg begann, bereits Augereau mit einem französisch-holländischen Heere in der Gegend von Mainz an-

gekommen; die Verbindung mit Italien unterhielt der in Graubünden stehende Macdonald. Augereau eröffnete am 24. November den Feldzug damit, daß er über Aschaffenburg gegen Franken hin vordrang. Einige Tage später setzte sich auch Moreau nach dem Inn zu in Bewegung. Die Österreicher selbst verhalfen ihren Feinden gleich anfangs zum Siege; denn der Hofkriegsrat hatte nicht nur nach gewohnter Weise den Feldzugsplan entworfen, sondern auch an die Spitze der Truppen Männer gestellt, welche nicht im stande waren, diesen Plan den wechselnden Umständen gemäß abzuändern. Außerdem wurde von Wien der ausdrückliche Befehl gesandt, sobald als möglich eine Hauptschlacht zu liefern; und die Ratgeber des jungen Prinzen, welcher an der Spitze des Heeres stand, entschlossen sich um so leichter dazu, da sie durch einen bei Ampfing errungenen Vorteil dreist gemacht worden waren. Dies benutzte Moreau, um die Österreicher auf ein waldiges und hochgelegenes Terrain, dessen Mittelpunkt das Dorf Hohenlinden in der Nähe von München bildet, zu locken und dort am 3. Dezember vollständig zu schlagen. Wenige Kriegsthaten der Franzosen waren glänzender, als dieser von Moreau bei Hohenlinden erfochtene Sieg, zu welchem freilich auch die schlechten Anordnungen der feindlichen Heerführer das Ihrige beitrugen. Die Österreicher verloren allein an Gefangenen 11 000 Mann und mußten nicht weniger als 100 Kanonen den Franzosen überlassen. Moreau benutzte seinen Sieg, indem er das geschlagene Heer, welches auf dem Rückzuge fortwährend neue Verluste erlitt, unaufhaltsam verfolgte und bis auf eine Entfernung von nur 24 Stunden von Wien vordrang.

Jetzt endlich wurden Thugut und Lehrbach von der Leitung der Geschäfte entfernt, und Erzherzog Karl übernahm das Kommando. Dieser erklärte jedoch sogleich, daß der Hofkriegsrat Österreich in eine Lage gebracht habe, aus welcher es nur durch Frieden, nicht durch Krieg gerettet werden könne. Er schloß daher schon am 25. Dezember einen neuen Waffenstillstand ab. In diesem zu Steyr unterzeichneten Waffenstillstandsvertrage mußte Österreich Bedingungen eingehen, welche Bonaparte in stand setzten, alle Artikel des Friedens, der demnächst folgen mußte, vorzuschreiben. Es wurden nämlich nicht nur Franken, Bayern und Oberösterreich den Erpressungen der Franzosen preisgegeben, sondern diese erhielten auch Würzburg, Braunau, Kufstein und andere feste Plätze, und man mußte ihnen außerdem alle Wege und Pässe öffnen, durch welche sie über Kärnten und Steiermark die Verbindung mit ihrer italienischen Armee herstellen konnten.

In Italien war noch vor dem Wiederbeginne des Krieges Masséna durch Brune ersetzt worden. Bonaparte hatte den ersteren abberufen, weil derselbe das Rauben und Tyrannisieren wieder so

weit getrieben hatte, daß sich, wie zwei Jahre früher in Rom, sogar die Disciplin des Heeres auflöste. Noch während des Waffenstillstandes hatte Brune Toscana besetzt, weil man in diesem Lande ein Aufgebot in Masse zu stande gebracht hatte, welches, verbunden mit neapolitanischen und englischen Truppen, die zu Livorno landen sollten, im Rücken des französischen Heeres hätte gefährlich werden können. Als nachher der Waffenstillstand gekündigt wurde, stand Brune an der Nordgrenze von Italien einem starken österreichischen Heere unter Bellegarde gegenüber, welches von dem in Tirol kommandierenden General Hiller fortwährend Verstärkungen erhielt. Brune suchte vom Mincio aus in das Venezianische vorzudringen; und Macdonald und Moncey erhielten, um ihm dies möglich zu machen, den Befehl, der eine von Graubünden, der andere von Peschiera aus durch einen Teil der Alpen zu marschieren. Diese im Dezember unternommenen Märsche, besonders Macdonalds Zug von Graubünden ins Val Camonica und von da über den Tonale an die Etsch, erhöhten allerdings den Ruhm des französischen Heeres, weil sie unter den schwierigsten Umständen in unwegsamen Gegenden ausgeführt werden mußten; sie würden aber trotz der vielen Opfer an Menschen, die sie kosteten, ganz nutzlos gewesen sein, wenn nicht mittlerweile Moreau in Deutschland gesiegt und die Verbindung mit Italien hergestellt hätte. Macdonald und Moncey erreichten beide ihr Ziel, und Brune drang im Januar 1801 bis nach Treviso vor. Hier nahm er den ihm gemachten Antrag auf einen Waffenstillstand an. Dieser wurde am 16. Januar zu Treviso abgeschlossen und verschaffte den Franzosen den Besitz mehrerer bedeutenden Festungen. Da jedoch Mantua in den Händen der Österreicher blieb, so versagte Bonaparte diesem Waffenstillstande die Bestätigung. Er verlangte nachher in Luneville, wo über einen Frieden unterhandelt wurde, neben anderen harten Zugeständnissen auch noch die sofortige Übergabe von Mantua.

In Luneville war nämlich am 1. Januar 1801 ein Friedenskongreß eröffnet worden, auf welchem Joseph Bonaparte als französischer, Cobenzl als österreichischer Bevollmächtigter auftraten. Da Österreich sich von England getrennt hatte und von Rußland und Preußen verlassen war, so mußte es die Bedingungen annehmen, welche Frankreich ihm vorschrieb. Schon am 9. Februar wurde daher einer der folgenreichsten Friedensschlüsse der neuesten Zeit unterzeichnet. In diesem Luneviller Frieden, welchem der Vertrag von Campo Formio zu Grunde gelegt war, gab der Kaiser Italien und Deutschland den Franzosen völlig preis. Ja, er ging sogar für das Deutsche Reich Bedingungen ein, zu denen er ohne Zustimmung des Reichtages gar nicht berechtigt war. Es sollte nämlich erstens nicht nur, wie schon in

Campo Formio ausgemacht worden war, der Herzog von Modena, sondern auch der Großherzog von Toscana, dessen Land um Spaniens willen dem Herzoge von Parma bestimmt wurde, in Deutschland entschädigt werden. Zweitens sollten die bisher auf dem linken Rheinufer begüterten Fürsten und neben ihnen alle diejenigen, die man begünstigen wollte, mit der Habe derer entschädigt oder begünstigt werden, welche keinen Schützer unter den großen Mächten hatten. Dem Reichstage wurde nur die Entschädigungsverteilung vorbehalten; von ihm konnte diese aber, wie man recht gut wußte, ohne einen Machtspruch von außen nicht zu Ende gebracht werden. Der Reichstag nahm die ihm aufgezwungenen Bedingungen schon am 7. März förmlich an.

Was Parma betrifft, dessen Schicksal der Friede von Luneville in Bonapartes Hand legte, so wurde der Herzog dieses Landes als naher Verwandter des spanischen Königs, auf den man damals Rücksicht zu nehmen Ursache hatte, bis zu seinem 1802 erfolgten Tode im Besitze desselben gelassen; dann wurde Parma mit Frankreich vereinigt. Dagegen entschädigte Bonaparte den Erbprinzen Ludwig von Parma, der zugleich Vetter und Schwiegersohn des spanischen Königs war, dadurch, daß er ihn unter dem Namen eines Königs von Etrurien in Toscana einsetzte. Er benutzte aber zugleich diese Gelegenheit, um ihn nach Paris einzuladen, damit dort unter dem Scheine eines glänzenden Empfanges den Franzosen ein Bourbon als Schützling ihres Ersten Konsuls zur Schau vorgeführt werde.

Geschichte der ersten Zeit des neunzehnten Jahrhunderts.

I. Vom Frieden zu Luneville

bis zum Frieden von Preßburg.

1. Frankreichs Verhältnis zu Rußland, Spanien und Portugal.

Vor dem Abschlusse des Luneviller Friedens war es dem Ersten Konsul endlich gelungen, den russischen Kaiser zu sich herüberzuziehen. Kaiser Paul war seit dem Jahre 1799 sehr erbittert über die Aristokraten in England und Österreich, weil diese ihn für ihre selbstsüchtigen Zwecke hatten mißbrauchen wollen. Er brach zuerst mit den Österreichern und verwies, als diese ihre Vergrößerungspläne in Italien nicht aufgaben, ihren Gesandten, Ludwig Cobenzl, aus Rußland. Unterdessen hatten Bonaparte und seine erfahrenen Geschäftsleute angefangen, die Schwächen des russischen Kaisers zu benutzen und ihm auf eine Weise zu schmeicheln, daß dadurch eine Verbindung zwischen Frankreich und Rußland eingeleitet ward: sie erreichten ihren Zweck um so leichter, als Paul selbst bei seinem ritterlichen und unbedingt autokratischen Wesen sich eine Zeitlang, bis eine andere Laune über ihn kam, zu einem Manne, wie Bonaparte, hingezogen fühlen mußte.

Dieser ließ zuerst 6—7000 russische Gefangene, welche England und Österreich nicht gegen gefangene Franzosen hatten austauschen wollen, neu gekleidet und mit ihren Waffen versehen nach Rußland zurückkehren und schrieb bei dieser Gelegenheit an Paul einen für diesen und das russische Heer sehr schmeichelhaften Brief. Er machte ferner dem Kaiser das Anerbieten, die von den Engländern hart bedrängte Insel Malta ihm, als dem Großmeister des Malteserordens, zu übergeben, was einem Lieblingsgedanken Pauls entgegenkam. Da die Engländer, wie vorauszusehen war, dies nicht gestatteten, so wurde dadurch der Zwiespalt zwischen Rußland und England größer gemacht. Auch in betreff der italienischen Angelegenheiten benahm sich Bonaparte so, daß er den Wünschen Pauls völlig zu entsprechen schien. Dieser

wollte durchaus den Papst wiedereingesetzt, Piemont an Sardinien zurückgegeben und die Unabhängigkeit Neapels sichergestellt sehen. Bonaparte ließ demgemäß den Papst, Pius VII., welcher am 14. März 1800 in Venedig gewählt worden war, durch Murat in seine geistlichen und weltlichen Rechte wiedereinsetzen, ohne jedoch die französischen Truppen aus dem Kirchenstaate zurückzuziehen. Piemont gab er zwar nicht an Sardinien zurück; aber er bot diesem eine Entschädigung an. In betreff Neapels verfuhr er mit solcher Schlauheit, daß Paul sich geehrt fühlte und doch getäuscht wurde. Die Königin Marie Karoline hatte, als nach der Schlacht bei Marengo die auf Österreich gesetzten Hoffnungen zerronnen waren, persönlich den Schutz des ritterlichen Kaisers Paul angerufen, und dieser, dem das Gesuch einer in ihrem Charakter ihm verwandten Herrscherin, die sich ihm zu Füßen warf, schmeichelte, schickte ihretwegen seinen Oberjägermeister Lewaschew nach Paris, nachdem er schon vorher durch zwei andere Gesandte, Sprengporten und Kalitschew, mit Bonaparte angeknüpft hatte. Lewaschew ward vom Ersten Konsul mit dem größten Schaugepränge empfangen, und als er hierauf nach Italien abgereist war, mußte ihm auch Murat, welcher damals an der Spitze einer sogenannten Reservearmee Neapel bedrohte, die glänzendsten Ehrenbezeigungen erweisen. Nachher ward unter seiner Vermittelung ein Friedensvertrag mit Neapel geschlossen (28. März 1801), welcher ungeachtet aller Rücksichten, die man französischerseits auf Rußland zu nehmen vorgab, dem Könige von Neapel in Wahrheit sehr harte Bedingungen auferlegte. Derselbe trat allerdings nur wenig Gebiet ab, dagegen aber mußte er seine Häfen den Engländern verschließen, 12 000 Franzosen, welche auf seine Kosten verpflegt und besoldet wurden, in sein Land aufnehmen und überdies nicht nur alles, was er in Rom geraubt hatte, zurückgeben, sondern sich auch die Gewährung einer Amnestie für alle politischen Flüchtlinge und Gefangenen vorschreiben lassen. Bonaparte war also, während er nach den Wünschen des russischen Kaisers zu handeln schien, mitten im Frieden Herr von ganz Italien geworden; denn er hielt die neapolitanischen Festungen und Häfen besetzt, des Papstes Existenz hing von seinem Gutdünken ab, der neue Beherrscher des Landes Toscana, der erste von ihm geschaffene König von Etrurien, stand unter seiner Vormundschaft, und Piemont wurde fortwährend wie eine französische Provinz behandelt.

Auch ein anderes Lieblingsprojekt Pauls, die Herstellung der einst im Jahre 1780 von Katharina II. aufgerichteten bewaffneten Neutralität, wurde von Bonaparte benutzt, um dem russischen Kaiser zu schmeicheln. Paul hatte im Frühling 1800 an Dänemark, Schweden und Preußen die Aufforderung ergehen lassen, einen Bund der be-



XV. 299. **Paul I., Kaiser von Rußland, als Großfürst.**
(Reproduktion des Stiches von J. E. Mansfeld.)

waffneten Neutralität zu schließen, welcher unter Rußlands Leitung die Handelsschiffe der neutralen Mächte gegen das Durchsuchungsrecht der Engländer in Schutz nehmen sollte. Bonaparte bot dem russischen Kaiser sogleich seine Unterstützung für eine Sache an, welche ihm selbst die Gelegenheit darbot, den Engländern vermittelst der neutralen Staaten zu schaden. Pauls Plan und die Absicht des Ersten Konsuls wurden durch das Verfahren der Engländer sehr gefördert. Diese nahmen nämlich schwedische und dänische Fregatten, welche die von ihnen geleiteten Kauffahrteischiffe nicht durchsuchen lassen wollten, geradezu weg und führten sie in englische Häfen. Ja, sie bedrohten im August 1800 sogar die Stadt Kopenhagen mit einem Bombardement, und die Dänen, deren Regierung damals von dem Grafen Christian von Bernstorff, einem Sohne des um ihr Land so sehr verdienten Grafen Peter von Bernstorff, dessen wir früher gedachten, geleitet wurde, konnten sich nur damit helfen, daß sie einen Vertrag schlossen, in welchem sie das Recht der Engländer unter dem Vorbehalte einer späteren definitiven Verhandlung anerkannten. Als nachher (5. September 1800) Malta zu Falle gebracht worden war und die Engländer sich weigerten, diese Insel dem russischen Kaiser als dem Großmeister des Malteserordens zu übergeben, geriet der letztere in solchen Zorn, daß er 300 englische Schiffe, welche in russischen Häfen lagen, mit Beschlag belegen ließ.

Am 16. Dezember ward der Bund der bewaffneten Neutralität zwischen Rußland, Dänemark und Schweden förmlich abgeschlossen, und am nächsten Tage trat auch Preußen demselben bei. Die Regierung des letzteren Staates zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit als unzuverlässig. Sie hütete sich trotz ihres Beitrittes zum Neutralitätsbunde sorgfältig, England zu beleidigen; und als sie infolge einer Drohung des russischen Kaisers ein Heer in Hannover einrücken lassen mußte, gab sie den Engländern eine zweideutige Erklärung. Preußen wurde dafür von England geschont, während dieses gegen die anderen Verbündeten sehr feindselige Maßregeln ergriff. Im Januar 1801 belegten die Engländer alle russischen, dänischen und schwedischen Schiffe, die in ihrem Bereiche waren, mit Beschlag, ohne jedoch den Krieg zu erklären. Nachher rüsteten sie zwei Flotten aus, um die Dänen anzugreifen, noch ehe Rußland und Schweden des Eises wegen denselben zu Hilfe kommen konnten. Diese Flotten, welche von Nelson und Hyde Parker befehligt wurden, erschienen am 30. März 1801 vor Kopenhagen und unternahmen, als Dänemark den Austritt aus dem Neutralitätsbunde verweigerte, am 2. April einen Angriff auf die dänischen Schiffe und Batterieen. Das kleine Dänemark bewies damals einen Patriotismus und Nationalsinn, der in ganz Europa Bewunde-

rung erweckte: alle Stände griffen in Kopenhagen zu den Waffen, obgleich man recht gut wußte, daß bei der großen Überlegenheit der Feinde an einen glücklichen Ausgang des Kampfes nicht zu denken sei. Vier Stunden lang hielten die Dänen das zerstörende Feuer der Engländer aus und töteten diesen nach deren eigenem Berichte nicht weniger als 1000 Mann. Sie mußten sich zwar nach großem Verluste an Menschen und Gütern in die Forderungen des übermächtigen Feindes fügen; sie thaten dies aber, weil sie von einem tüchtigen Staatsmanne geleitet wurden, nur auf eine Weise, daß sie ihr Recht und ihre Ehre wahrten. Am 9. April wurde nämlich ein Waffenstillstand geschlossen, welcher das dem Neutralitätsbunde zu Grunde liegende Rechtsprinzip unentschieden ließ und die Dänen nur verpflichtete, diesen Bund für eine bestimmte Zeit als nicht bestehend anzusehen. Die englische Flotte segelte hierauf, während Preußen fortwährend geschont ward, in die Ostsee, um auch Schweden zum Austritte aus dem Bunde zu zwingen. Der schwedische König würde, obgleich er die Aufforderung der brutalen Seeräuber zurückwies, sich ebenfalls der Übermacht haben fügen müssen, wenn nicht infolge der Ermordung des Kaisers Paul (23. März 1801) der Neutralitätsbund sich von selbst aufgelöst hätte.

Kaiser Paul hatte sich allmählich allen Klassen des russischen Volkes unerträglich gemacht. Er war, trotz seiner ursprünglich edlen Gesinnung, ein Spielball seiner Launen und, ungeachtet seiner mitunter scharfen Urteilskraft, im Geiste verwirrt geworden. Grausame Strenge und kleinliche Rachsucht wechselten mit Handlungen der Milde und Großmut, Tausende wurden ohne erwiesene Schuld nach Sibirien geschickt, und niemand war seiner Stelle oder seines Lebens einen Augenblick sicher. Selbst die schöne und tugendhafte Kaiserin konnte mit ihren Söhnen dem Argwohn des gemütskranken Mannes nicht entgehen, obgleich sie jede Kränkung geduldig ertrug. Es hieß sogar, Paul wolle sie in das südliche Rußland verbannen und seine Söhne in Festungshaft bringen lassen. Unter diesen Umständen war es in diesem Lande ganz natürlich, daß eine Anzahl russischer Großen auf den Gedanken kam, sich durch gewaltsame Beseitigung des Herrschers zu helfen. Dieses Mittel ist bekanntlich das einzige, durch welches in Despotieen eine Veränderung des Regierungssystems erlangt werden kann, weil in solchen Reichen Recht und Gesetz ganz allein auf der Person des Herrschers beruhen: „Unsere Verfassung," äußerte ein Russe jener Zeit, „ist der Despotismus, beschränkt durch den Meuchelmord."

Die Verschwörung gegen Paul wurde von dem Grafen Pahlen angestiftet, welcher nicht nur Oberbefehlshaber der Truppen der Hauptstadt sowie Direktor der Polizei und des Reichspostwesens, sondern seit

dem 10. März auch Mitglied des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten war und, weil er jeden Augenblick der Ungnade des launischen Despoten gewärtig sein mußte, durch Ermordung desselben seinem eigenen Sturze zuvorzukommen suchte. Seine Mitverschworenen waren Bennigsen, Tschitschagow, die Brüder Subow, die Orlows und andere Große und Generale, welche zum Teil schon bei Peters III. Ermordung thätig gewesen waren. Auch der älteste Sohn Pauls, Alexander, wurde, jedoch ohne daß man ihm das Äußerste mitteilte, mit in die Verschwörung hineingezogen. Dieser von Natur weichmütige Prinz ließ sich erst dann bewegen, in die Absetzung seines Vaters einzuwilligen, als Pahlen ihn durch die Vorstellung von Gefahren, welche der kaiserlichen Familie selbst drohten, eingeschüchtert hatte. Er würde jedoch seine Zustimmung verweigert haben, wenn er hätte ahnen können, daß damit notwendigerweise die Ermordung seines Vaters verbunden sei. Der Mord wurde in der Nacht vom 23. zum 24. März 1801 bewerkstelligt. Seine Ausführung war nicht schwer, da die Verschworenen größtenteils Offiziere ersten Ranges waren und also ohne Schwierigkeit in die kaiserlichen Gemächer dringen konnten. Der Hauptanstifter, Pahlen, hielt sich dabei klugerweise im Hintergrunde, um je nach dem Ausgange der Sache entweder als Leiter derselben oder als Pauls Retter zu erscheinen. Der Kaiser hatte noch um neun Uhr mit seiner Familie zu Nacht gespeist; schon zwei Stunden später drangen die Verschworenen in sein Schlafzimmer ein und erdrosselten ihn. Nachdem die That vollbracht war, begab sich Pahlen zu Alexander, begrüßte ihn als Kaiser und deutete auf die Frage nach dem Schicksale seines Vaters schweigend an, daß eine blutige That geschehen sei. Die schreckliche That machte auf das weiche Gemüt des jungen Kaisers einen furchtbaren Eindruck; er mußte aber, da in militärischen Despotieen nur die Gewalt entscheidet, nicht nur den Mord unbestraft lassen, sondern sogar die beiden Hauptanstifter, Graf Pahlen und Fürst Subow, in seiner Umgebung und an der Spitze der Regierungsgeschäfte dulden.

Schon wenige Tage nach Pauls Ermordung knüpfte die Regierung des neuen Kaisers Alexander I. (1801—1825), weil sie sich vor allen Dingen zu befestigen suchen mußte, Friedensunterhandlungen mit England an. Sie erklärte dabei zwar, daß sie den Hauptpunkt des Streites nicht aufgeben werde, und Bonaparte schickte einen seiner ersten Diplomaten, Duroc, nach Petersburg, um die Unterhandlungen zu hemmen; diese nahmen aber dessenungeachtet einen für England günstigen Ausgang, weil Pahlen, der den Engländern entgegenarbeitete, mit Subow in Zwist geriet und dadurch den Engländern ein Mittel zu seinem Sturze an die Hand gab. Nach dem Rücktritte Pahlens,

auf welchen bald nachher auch die Abdankung Subows folgte, wußte der englische Gesandte in Verbindung mit dem neuen Minister des Äußeren, Grafen Panin, den jungen Kaiser zum Nachgeben zu bewegen und dadurch Rußland wieder von Frankreich zu entfernen. Schon am 17. Juni 1801 wurde ein Vertrag geschlossen, durch welchen Rußland dem System der bewaffneten Neutralität zum zweitenmal entsagte und seine skandinavischen Verbündeten den Engländern preisgab. Schweden und Dänemark mußten sich hierauf, weil sie für sich allein zu schwach waren, den Forderungen Englands fügen. Preußen rief zwar seine Truppen erst im Oktober aus Hannover zurück; dieser Aufschub lag aber im Interesse der Engländer selbst.

Während auf diese Weise der Norden von Europa den Engländern wieder geöffnet wurde, hatte Bonaparte den einzigen Staat des Südens, welcher bisher seinem Einflusse unzugänglich geblieben war, von England loszureißen gesucht. Dieser Staat war Portugal, welches schon längst von den Engländern wie eine Provinz ihres Reiches behandelt wurde. Der schwache Beherrscher dieses Landes, Johann VI., hatte sich 1793 am ersten Koalitionskriege beteiligt, beim unglücklichen Ausgange desselben aber eine friedliche Miene angenommen und 1797 mit Frankreich sogar über einen förmlichen Friedensvertrag unterhandelt. Als dieser nicht zu stande gekommen war, hatte sich Johann wieder an England angeschlossen und englische Truppen in seine Festungen aufgenommen.

Da England die See beherrschte, so konnte Bonaparte die Portugiesen nur im Einverständnisse mit Spanien angreifen: der Beistand dieses Reiches war aber für ihn leicht zu erlangen, weil der leitende Günstling Godoy, der unter seinen Landsleuten selbst gar keinen Anhang hatte, der Franzosen für sich selbst bedurfte und deshalb Spanien in dieselbe Abhängigkeit von Frankreich gebracht hatte, in welcher Portugal sich den Engländern gegenüber befand. Godoy hatte weder Kenntnisse, noch Übung in den Geschäften; ja, er besaß nicht einmal, wie die Günstlinge der Kaiserin Katharina, den gewöhnlichsten physischen Mut und gab sogar durch die Form seines Benehmens Anstoß. Dessenungeachtet war er als Günstling der Königin unumschränkter Gebieter von Spanien, und sein Privatinteresse blieb selbst dann die Richtschnur der spanischen Politik, wenn er einmal die Ministerien anderen Männern hatte überlassen müssen. Bonaparte bediente sich daher stets dieses Mannes, um seine Absichten in Spanien durchzusetzen, so daß also der an sich selbst ganz unbedeutende Schützling des elendesten Regentenpaares, das in dieser an Erbärmlichkeiten so reichen Zeit auf einem europäischen Throne saß, die Ehre hatte, Geschäftsführer des größten Mannes unseres Jahrhunderts und der kräftigsten Regierung

in Europa zu sein. Die Macht und das Ansehen, welches Godoy am spanischen Hofe sich verschafft hatte, überstieg alles, was fürstliche Günstlinge sogar unter Ludwig XV. in Frankreich und unter Katharina II. in Rußland erlangt haben. Godoy hatte eine Cousine des Königs zur Gemahlin erhalten, genoß trotz der strengen Etikette, welche gerade am spanischen Hofe beobachtet wurde, die Vorrechte der königlichen Prinzen, hatte zu seiner Bewachung eine für ihn allein bestimmte Garde und war nicht nur zum Herzoge von Alcudia ernannt, sondern auch mit dem fürstlichen Titel ausgestattet worden, den noch nie ein geborener Spanier getragen hatte. Er war außerdem Generalissimus des Heeres und besaß alle höchsten Ämter des Reiches; durch ein besonderes Dekret war er noch dazu zum dirigierenden Minister oder vielmehr zum Vormund (Consultador general) des Königs ernannt worden. Da er im höchsten Grade ausschweifend, prachtliebend und verschwenderisch war, so hatte er sich nicht nur einen Teil der königlichen Domänen als Geschenk zuerkennen lassen, sondern er benutzte auch seine Stellung zu Börsenspekulationen und machte Ämter, Würden und Gunstbezeigungen käuflich. Doch hat er nicht, wie sonst seinesgleichen thun, Schätze für den Fall seines Sturzes in Sicherheit gebracht, denn er lebte, nachdem er endlich aus Spanien vertrieben worden war, bis zu seinem Tode, der im Jahre 1839 erfolgte, in Armut.

Vermittelst dieses Mannes bewog der Erste Konsul, welcher im Oktober 1800 seinen Bruder Lucian als Gesandten nach Madrid gegeschickt hatte, die spanische Regierung zur Teilnahme an einem Raubzuge gegen Portugal. Es ward zwischen Frankreich und Spanien ein Staatsvertrag abgeschlossen, nach welchem Portugal durch die Truppen beider Staaten unterworfen und dann, ebenso wie früher Polen, geteilt werden sollte. Das zu diesem Unternehmen ausgerüstete spanische Heer ward von Godoy selbst befehligt: zum Anführer des französischen Heeres ernannte Bonaparte absichtlich den durch Unbeugsamkeit des Willens ausgezeichneten Gouvion Saint-Cyr, weil er mit Recht einem Manne nicht traute, welcher insgeheim auch mit England eine Verbindung unterhielt, und dessen König der Schwiegervater des Regenten von Portugal war. Godoy wußte jedoch der ganzen Sache schon vor dem Eintreffen der französischen Truppen ein Ende zu machen. Er erklärte den Portugiesen schnell den Krieg und lieferte ihnen im Mai 1801 mehrere kleine Gefechte, verständigte sich aber, wie man wenigstens allgemein glaubte, unter der Hand mit dem portugiesischen Minister Alfoëns und schloß am 6. Juni ganz unerwartet zu Badajoz einen Friedensvertrag, welchen auch Lucian Bonaparte im Namen Frankreichs unterzeichnete. In diesem Vertrage war die Hauptsache, die Ausschließung der Engländer von den portugiesischen Häfen, mit

keinem Worte erwähnt, sondern nur eine Gebietsabtretung für Spanien und die Zahlung einer Summe Geldes an Frankreich ausbedungen worden. Bonaparte, dessen Truppen schon in Spanien eingerückt waren, war sehr aufgebracht über Godoy, söhnte sich jedoch bald wieder mit demselben aus, weil er damals bereits Friedensunterhandlungen mit England eingeleitet hatte und diesen keine Schwierigkeiten in den Weg legen wollte. Auch gewährte ihm sowohl Spanien als Portugal eine Genugthuung: die Portugiesen verpflichteten sich nämlich in einem am 29. September unterzeichneten Vertrage, den Engländern ihre Häfen zu verschließen, einen Teil von Guyana an Frankreich abzutreten und noch überdies 20 Millionen zu bezahlen; Spanien aber verstand sich durch einen Vertrag, welcher am 1. Oktober in St. Ildefonso unterzeichnet wurde, zur Abtretung von Louisiana an Frankreich und zu einigen andern lästigen Bedingungen.

Bonapartes Verfahren gegen Spanien und Portugal trug viel dazu bei, daß die englische Oligarchie sich endlich zum Frieden oder vielmehr zu einer kurzen Unterbrechung des Krieges bequemte. Wir müssen daher unseren Blick zunächst auf die Angelegenheiten Englands und auf dessen Verhältnis zu dem neuen Beherrscher Frankreichs richten.

2. England zur Zeit der Errichtung des Konsulats in Frankreich.

Der innere Zustand Englands und dessen Verhältnisse zu Frankreich sind, auch ohne ihre Beziehung zum allgemeinen Gange der Dinge, dadurch sehr belehrend, daß sie uns trotz des blühenden Aussehens der englischen Macht zeigen, welch große Überlegenheit ein an keine feudalen Einrichtungen, an keine Rücksicht auf Geburt, Geld und Vorurteile gebundenes System dem Ersten Konsul verschafft haben würde, wenn er dem Geiste und den Bedürfnissen seiner Zeit treu geblieben wäre. Zu derselben Zeit nämlich, als Bonaparte in einem seiner Schuldenlast und seiner ererbten Mißbräuche entledigten Reiche Handel und Industrie aufs neue schuf, erreichte England mit seiner Herrschaft der Reichen und Begüterten denjenigen Punkt des Glanzes und der Macht, von welchem aus nur noch ein Zurücksinken möglich scheint, und die Unvollkommenheit seines ganz aristokratischen Staatsgebäudes machte sich mitten im höchsten äußeren Glanze für die Mehrzahl seiner Bürger auf eine immer drückendere Weise fühlbar.

Englands Macht hatte zu aller Welt Erstaunen sogar dadurch keine Einbuße erlitten, daß es 1783 zum erstenmal seinen Feinden bedeutende Vorteile zugestehen, auf einen ungeheuren Kolonialbesitz Verzicht leisten mußte und in seinen demokratischen Landsleuten jenseit des Meeres gefährliche Nebenbuhler erhielt. Im Gegenteil: die Briten er-

reichten gerade zu dieser Zeit den Gipfel der Blüte in Handel, Gewerbe, Schiffahrt, Reichtum und politischem Einfluß; und was sie in Amerika verloren hatten, das gewannen sie fast gleichzeitig am Indus und Ganges mehr als doppelt wieder. Allein so sehr auch ganz Europa vom Glanze Englands und von dem Scheine seines Glückes und seiner Freiheit geblendet wurde, so leidet doch der britische Staat seit dem Ende des 18. Jahrhunderts an drei Krankheiten, welche die Grundlage seiner Verfassung und seines Lebens untergraben und früher oder später den Einsturz des ganzen künstlichen Gebäudes herbeiführen werden. Erstens ist durch die Verarmung des Bauernstandes, durch das zunehmende Verschwinden der kleineren Gewerbsthätigkeit, durch das für die Armen verderbliche Übergewicht der großen Kapitalien, der Maschinenarbeit und der Aktienunternehmungen das Wesen der alten Verfassung zerstört worden, während diese selbst der Form nach und als ein totes Räderwerk noch fortbesteht. Die herrschende Klasse Englands leidet daher an denselben Übeln, von welchen einst die römische Aristokratie, als sie die Herrschaft der Welt erlangt hatte, gedrückt wurde. Sie blickt mit einer erblich gewordenen stolzen Verachtung auf alle anderen Menschen herab und sieht in diesen nur zur Arbeit geborene Sklaven und willenlose Werkzeuge, erfreut sich selbst aber, wie jeder unermeßlich Reiche, nur der Außenseite des Glückes. Mit dieser ersten Krankheit, welche bei der anscheinenden Fülle der Gesundheit niemand gewahr wird, hängt eine andere als notwendige Folge zusammen. Seitdem nämlich im eigentlichen England der Grundbesitz an wenige Tausend Familien gekommen ist, und seitdem die Fabriken fortwährend viele Arbeiter in die Städte ziehen und wieder entlassen, hat sich die Zahl der nur vom Tagelohn lebenden Menschen ins Unbegrenzte vermehrt und zugleich das größte Mißverhältnis in der Verteilung des Geldbesitzes eingestellt. Eine sehr große Zahl des Volkes ist bettelarm geworden und leidet durch die Armenpflege sogar in London selbst unaussprechliche Übel. Dagegen haben wenige Tausende das Geld in ihre Hände gebracht, und diese genießen alle Vorteile der Kriege und der durch dieselben herbeigeführten ungeheuren Nationalschuld, während die zum Behufe der Zinsenzahlung vermehrten Abgaben, um sie einträglich zu machen, auf die ersten Lebensbedürfnisse gelegt und also gerade für den Armen drückend gemacht wurden. Die dritte Krankheit des britischen Staates endlich war und ist das unnatürliche Verhältnis, welches in Irland zwischen den Millionen hungernder Katholiken und einer kleinen Zahl protestantischer Grundbesitzer von englischer Abkunft besteht, und welches in immer neuen und zum Teil höchst gewaltsamen Ausbrüchen zu Tage tritt.

Die englische Nationalschuld ward im 18. Jahrhundert durch die

Subsidien und Kriegskosten fortwährend vergrößert. Nachdem sie bis zum Schlusse des Amerikanischen Krieges nach und nach auf 246 Millionen Pfund Sterling gebracht worden war, erreichte sie in den Jahren 1793—1803 die Summe von fast 598 Millionen. Nachher stieg sie bis zum Jahre 1814 sogar auf 1054 Millionen. Die verderblichste Folge, welche die Vergrößerung der Nationalschuld hatte, war die Verminderung der Mittelklasse und die Vermehrung des eigentlichen Pöbels; denn der zunehmende Druck der Abgaben machte, daß nach und nach Tausende verarmten. Diese müssen nach einem alten Gesetze in jeder Gemeinde durch die übrigen Mitglieder derselben ernährt werden. Ihre Vermehrung bewirkte also auch eine fortwährende Zunahme der Gemeindeabgaben, während zugleich Tausende von trägen Leuten jenes Armengesetz benutzten, um sich im Müßiggang ernähren zu lassen. Man half sich deshalb später damit, daß man die Armut gewissermaßen für ein Verbrechen erklärte. Es wurden nämlich überall sogenannte Werkhäuser errichtet, in welche die Armen gesperrt wurden, um gleich den Gefangenen in unseren Strafanstalten zu arbeiten*).

Der Krieg mit Frankreich, dessen Kosten am Ende des 18. Jahrhunderts diesen Zustand der Dinge immer mehr verschlimmerten, war bis 1799 im allgemeinen populär gewesen; denn er ging aus englischen Vorurteilen hervor, förderte den Handel und die Seemacht Englands und schmeichelte dem britischen Stolze. In betreff des Landkrieges waren freilich die ungeheuren Summen, die man als Subsidien oder für die Bourbonen und ihre Anhänger ausgab, nutzlos verschwendet. Dagegen wurde aber der Seekrieg fast ununterbrochen mit Ruhm geführt und vermehrte nicht nur die Besitzungen und die Seemacht der Engländer, sondern er vernichtete auch die maritimen Kräfte anderer Nationen. In Ostindien, in Afrika und Westindien eroberten die Engländer französische, holländische und spanische Kolonieen; zu gleicher Zeit unterwarfen sie sich im ersteren Lande die vielen kleinen Herrscher des Dekhan und des Gangesgebietes, und 1799 erhielten sie auch Gelegenheit, den Sultan Tippu Sahib von Karnatik zu besiegen und

*) Wir lassen diese pessimistische Stelle nach ihrem Wortlaute stehen, wiewohl sie in wesentlichen Teilen durch die Ereignisse widerlegt worden ist. Es wird Sache der Fortsetzung dieses Werkes sein, im einzelnen nachzuweisen, daß Schlosser in seinem Widerwillen gegen alles Scheinwesen weit über das Ziel hinausgeschossen hat. Das aristokratische, aber germanische England hat (von der irischen Frage abgesehen) gegen die von ihm mit so dunkeln Farben geschilderten Übel Heilmittel gefunden, welche in dem demokratischen Frankreich, das er „ein seiner Schuldenlast und seiner ererbten Mißbräuche erledigtes Reich" nennt, sich nicht haben finden wollen.

zu berauben, welcher nebst seinem Vater Hyder Ali ihr hartnäckigster und mächtigster Gegner in Indien gewesen war. Die Engländer beraubten außerdem, wie wir sehen werden, die Franzosen ihrer Eroberungen und ihres Einflusses in der Levante. Sie zwangen ferner die nordischen Mächte zur Anerkennung ihres brutalen Seerechtes und bewahrten sich bei ihnen ihren Einfluß und Handel. Sie benutzten endlich Bonapartes Unternehmen gegen Ägypten, um sich nicht nur in den Besitz von Malta zu setzen, sondern auch den Franzosen die Jonischen Inseln zu entreißen, welche dann für eine Republik erklärt und durch einen im März 1800 geschlossenen Vertrag unter die gemeinschaftliche Schutzherrlichkeit Rußlands und der Türkei gestellt wurden. Was die Verluste der kontinentalen Staaten zur See betrifft, so büßten die Franzosen im Kriege mit England bis zum Jahre 1801 338 Kriegsschiffe ein, unter welchen 60 Linienschiffe und 173 Fregatten waren, während zu gleicher Zeit die Holländer 25 Linienschiffe und 82 Fregatten verloren. Auch die Spanier hatten, obgleich sie stets dem Kampfe mit England auszuweichen suchten, doch gegen Ende des Jahres 1798 schon 8 Linienschiffe und 14 Fregatten verloren. Die Engländer vermehrten also ihre Macht auf dem Meere und jenseit desselben in ebendem Grade, als die Franzosen ihre Eroberungen und ihren Einfluß auf dem Festlande ausbreiteten. Als jedoch der Landkrieg von 1800 ein so schlimmes Ende genommen hatte, sahen die Engländer ein, daß ein bloßer Seekampf mit einer Nation, welche keinen überseeischen Handel und keine Kolonieen mehr hatte, nutzlos sein würde: sie knüpften daher, sobald sie der Verdrängung der Franzosen aus Ägypten gewiß waren, Friedensunterhandlungen mit Bonaparte an.

3. Ausgang des Ägyptischen Feldzugs der Franzosen.

Als Bonaparte im August 1799 aus Ägypten heimkehrte, hatte er den General Kleber mit dem Kommando des Heeres beauftragt, das dort zurückblieb. Er hatte demselben, ohne ihn vorher noch einmal gesprochen zu haben, Verhaltungsbefehle zurückgelassen, welche sehr unbestimmt und auf Schrauben gestellt waren. Kleber war sehr unwillig darüber, zumal Bonaparte gerade die ausgezeichnetsten Generale mit sich genommen hatte. Auch war er seinerseits von der Unhaltbarkeit des Besitzes von Ägypten überzeugt: er knüpfte daher schon Ende September mit dem an der ägyptischen Küste kreuzenden englischen Admiral Sidney Smith Unterhandlungen an, um unter dessen Vermittelung und Bürgschaft einen Vertrag mit den Türken zu schließen. Dieser Vertrag oder die sogenannte Kapitulation von El Arisch und

Salheyeh kam im Januar 1800 zu stande, und Kleber räumte nach den Bestimmungen desselben einen Teil der festen Plätze des Landes dem Großwesir ein, welcher mit einem zahlreichen Heere nach Ägypten gekommen war. Als dies jedoch geschehen war und Kleber seine Truppen nach der Küste hin zusammengezogen hatte, um mit ihnen nach Frankreich zurückzukehren, verweigerte Sidney Smith die Ratifikation des Vertrages, weil sein Oberbefehlshaber, Lord Keith, vom englischen Ministerium den Befehl erhalten habe, auf der Kriegsgefangenschaft des französischen Heeres zu bestehen. Kleber war darüber aufs äußerste erbittert: er benutzte sogleich den Unwillen, den sein um die Heimkehr betrogenes Heer empfand, um die große, aber elende türkische Armee in die Flucht zu schlagen. Dies geschah am 20. März 1800 bei den Trümmern der alten Stadt Heliopolis. Mit einem Verluste von nur wenigen Hundert Mann sprengte er das Gesindel, aus welchem die feindliche Armee bestand, auseinander, eroberte die ganze Artillerie der Türken und erstürmte ihr reiches Lager. Dann eilte er nach Kairo zurück, dessen Besatzung durch die aufständischen Einwohner und durch den besseren Teil des türkischen Heeres hart bedrängt wurde. Die Wiedereroberung der Hauptstadt erforderte mehrere Wochen. Sie ward von Kleber ebenso wie der frühere Aufstand der Einwohner von Bonaparte benutzt, um durch Plünderungen, Erpressungen und grausame Strafen seiner Geldverlegenheit abzuhelfen und seine Soldaten bei Stimmung zu erhalten.

Kleber blieb auch nach der völligen Besiegung der Feinde von der Notwendigkeit, Ägypten zu räumen, überzeugt. Unterdessen hatte auch das englische Ministerium seine Meinung geändert, weil es endlich einsah, daß durch die Türken allein Ägypten den Franzosen niemals werde entrissen werden, daß also England selbst, um die Räumung zu erzwingen, viel Geld und Menschen werde opfern müssen. Der Vertrag von El Arisch würde daher erneuert worden sein, wenn nicht Kleber am 14. Juni 1800 durch einen fanatischen Moslem ermordet worden wäre. Sein Nachfolger im Oberbefehl war Menou, als der den Dienstjahren nach nächstälteste General des Heeres. Dieser ehemalige Marquis, der sich nur durch die Eigenschaften eines Wachtparadenoffiziers und einiges Verwaltungsgeschick auszeichnete, wies die von den Engländern und Türken angebotenen Bedingungen des früheren Vertrages zurück, weil er als blinder Verehrer Bonapartes diesem sogar das Unmögliche zutraute und deshalb Ägypten behaupten zu können glaubte.

Bonaparte hatte mit jener bewunderungswürdigen Thätigkeit und Einsicht, die er bei jeder Gelegenheit bewies, alles aufgeboten, um dem Heere in Ägypten Verstärkungen zuzuschicken; alle seine Bemühungen

waren aber vergeblich gewesen. Das kleine französische Heer in Ägypten blieb also völlig sich selbst überlassen. Zur Besiegung desselben ließen nunmehr die Engländer 7000 Mann ihres ostindischen Heeres und ein ursprünglich nach Portugal bestimmtes Söldnerheer von 15 000 Mann nach Ägypten bringen, während zugleich die türkische Flotte an der Küste dieses Landes erschien und der Großwesir neue Scharen von Gesindel aus Palästina heranführte. Noch ehe die ostindischen Truppen ankamen, wurde durch das andere Heer der Engländer das Schicksal Ägyptens und der französischen Truppen entschieden. Am 7. und 8. März 1801 nämlich landete das von Abercrombie befehligte Söldnerheer bei Abukir. Menou zog ihm zehn Tage nachher entgegen und griff es am 21. März bei der Stelle an, wo einst die Stadt Kanopus gestanden hatte. Sein Schlachtplan war jedoch unglücklicherweise dem Feinde verraten worden, und er selbst zeigte sich, während seine Soldaten tapfer kämpften, so unfähig wie kein anderer Oberfeldherr der Franzosen in allen 22 Jahren ihres Krieges. Die Engländer, deren Oberanführer im Kampfe blieb, wurden daher nicht besiegt. Nach der Schlacht schickte Menou einen Teil seines Heeres unter Belliard zur Verteidigung von Kairo ab; er selbst zog mit dem anderen Teile nach Alexandria. Belliard lieferte den Feinden mehrere rühmliche, aber unglückliche Gefechte und übergab dann, weil er seine Leute nicht vergebens opfern wollte, die Stadt Kairo den Engländern. Die Kapitulation, welche er am 27. Juni 1801 mit diesen schloß, war für ihn ehrenvoll und vorteilhaft. Seine Truppen sollten nämlich, ohne ihre Waffen und ihre Artillerie zurücklassen zu müssen, nach Frankreich übergeschifft werden. Auch für Menou und seine Heeresabteilung waren dieselben Bedingungen vorbehalten worden, wenn er sich binnen zehn Tagen zur Kapitulation verstehe. Menou wies jedoch in seinem Eigendünkel das Anerbieten der Feinde zurück und opferte die Blüte des trefflichsten Heeres dem Mangel, der Pest und den Mühsalen eines ungleichen und nutzlosen Kampfes auf, bis er sich endlich am 2. September doch genötigt sah, ebenfalls zu kapitulieren. Die Engländer gewährten ihm dieselben Bedingungen, welche er früher zurückgewiesen hatte, und er ward dann ebenso, wie Belliard, auf englischen Schiffen nach Frankreich übergesetzt. Der Rest des französischen Heeres, welcher in die Heimat zurückkam, bestand aus etwa 20 000 Mann.

4. Der Friede von Amiens.

Die Wiedereroberung Ägyptens räumte eins der Haupthindernisse des Friedens zwischen England und Frankreich hinweg, nachdem über denselben schon seit einem halben Jahr unterhandelt worden war.

Diesen Frieden konnte Pitt und seine Kollegen im Ministerium nicht abschließen, weil sie dadurch zu sehr mit sich selbst in Widerspruch geraten sein würden. Sie überließen daher das Staatsruder auf einige Zeit anderen Männern, die ihnen zwar befreundet, aber nicht, wie sie, Todfeinde jeder Neuerung waren. Den äußeren Vorwand dazu nahmen sie aus den kirchlichen Bedenklichkeiten König Georgs III., welcher erst 1820 sein höchst unglückliches Leben endigte und als steifer Anhänger eines toten Kirchenglaubens jedes Zugeständnis an die katholischen Irländer verweigerte.

Die Irländer waren 1798, nachdem sie vergeblich mit Hilfe der Franzosen das englische Joch abzuwerfen gesucht hatten, mit Gewalt wieder unter dasselbe gebeugt worden, und es versteht sich, daß dasselbe nicht leichter gemacht wurde. Bald nachher kam man in England auf den Gedanken, ihnen den letzten Rest ihrer Selbständigkeit zu rauben. Dies sollte durch die Vereinigung des irischen Parlaments mit dem britischen geschehen, in welchem Irland nur durch eine kleine Zahl von Deputierten vertreten worden wäre. Um der Sache den Schein der Gesetzmäßigkeit zu verleihen, ließ man sie zuerst durch das irische Parlament selbst, dessen Mehrheit dem Ministerium ergeben war, in Anregung bringen; und damit die irischen Katholiken, welche seit Karls I. Zeit in ihrem eigenen Parlament nicht mehr vertreten gewesen waren, sich bei dieser Gelegenheit nicht aufs neue empörten, versprach Pitt denselben die Wiedereinsetzung in ihre früheren Rechte oder, wie man dies nannte, die Emancipation der Katholiken. Im März 1800 setzte die ministerielle Mehrheit des irischen Parlaments nach langem, heftigem Streite den Beschluß der Vereinigung durch, und nachdem hierauf die beiden Parlamente sich über die Bedingungen derselben verständigt hatten, wurde die Vereinigung im Februar 1801 vollzogen. Die Katholiken wurden dabei um ihre Hoffnung betrogen, weil König Georg III., der mit einer solchen Maßregel seinen Krönungseid zu verletzen glaubte, seine Zustimmung zu ihrer Emancipation verweigerte. Für Pitt war diese Weigerung einer der Beweggründe, welche ihn bestimmten, am 10. Februar 1801 aus dem Ministerium zu treten. Nur zwei seiner Kollegen behielten ihre Stelle auch in dem neuen Ministerium, dessen Hauptpersonen Addington, Lord Hawkesbury und Lord Eldon waren.

Die neuen Minister knüpften schon im März Unterhandlungen mit Frankreich an. Als diese sich in die Länge zogen, ließ Bonaparte mit bedeutenden Kosten und großem Aufsehen rüsten, wie wenn er eine Landung in England beabsichtige und also dieses Land selbst die Übel des Krieges empfinden lassen wolle. Er setzte dadurch die Engländer wirklich in Schrecken und erhielt zugleich die Genugthuung, daß

der von ihnen als Seeheld bewunderte Nelson zweimal bei dem Versuche scheiterte, die französischen Schiffe im Hafen von Boulogne zu zerstören. Am 1. Oktober 1801 wurden endlich die Friedenspräliminarien unterzeichnet. Zum Abschlusse des Friedens selbst begaben sich nachher Lord Cornwallis und Joseph Bonaparte nach Amiens, und dort kam denn am 27. März 1802 der Friede wirklich zu stande. Dieser Friede von Amiens konnte aber der bestehenden Verhältnisse wegen nur als ein Waffenstillstand angesehen werden; er war nichtsdestoweniger der größte Triumph, welchen Bonaparte überhaupt gefeiert hat. Die Engländer behielten von allen ihren Eroberungen nur Trinidad und Ceylon, also zwei Kolonieen, welche nicht den Franzosen, sondern den Spaniern und Holländern entrissen worden waren. Auch versprachen sie, Malta dem Orden zurückzugeben. Sie legten dafür zwar den Franzosen die Verpflichtung auf, Neapel und den Kirchenstaat zu räumen; dies war aber von seiten der letzteren kein Opfer, das sie ihren Gegnern brachten, weil Bonaparte beide Staaten nur deshalb besetzt gehalten hatte, um den Frieden mit England zu erzwingen. Außerdem hatte Frankreich noch den Vorteil, daß in dem Friedensvertrage weder von dem Durchsuchungsrechte zur See, welches England in Anspruch nahm, noch von den Emigranten, noch auch selbst von Sardinien und anderen Staaten die Rede war. Das Schicksal der letzteren blieb also ebenso, wie die im Luneviller Frieden beschlossene Verteilung der geistlichen Güter in Deutschland, den Franzosen überlassen. Zu allen diesen vorteilhaften Bedingungen kam noch hinzu, daß die Engländer bei den Verhandlungen den Konsul Bonaparte gewissermaßen als Vormund von Holland und Spanien anerkannt hatten, und daß der Friede von Amiens in England mit einem Jubel aufgenommen wurde, welcher den Ersten Konsul auch dort in einem glänzenden Lichte erscheinen ließ.

5. Frankreichs innere Angelegenheiten in den Jahren 1800 bis 1803.

Die kurze Zeit des Friedens mit England benutzte der Erste Konsul, um Holland, die Schweiz, Oberitalien und die kleineren und mittleren Staaten Deutschlands unter verschiedenen Formen seinem Reich einzuverleiben oder in ein dauerndes Verhältnis der Abhängigkeit zu bringen. Ehe wir ihm jedoch auf diesem Wege folgen, müssen wir die Art und Weise betrachten, wie er sich seiner eigenen Nation gegenüberstellte und die ganze Organisation ihres Staatswesens nach seinem Sinne umgestaltete.

Er hatte ursprünglich die Idee, nicht die alte Monarchie wiederherzustellen, sondern auf Grundlage der seit 1789 erlassenen Gesetze,

welche dem Zeitbedürfnisse entsprachen, eine neue Monarchie zu schaffen. Dazu mußte er Männer der alten Zeit und ehemalige Privilegierte gebrauchen, welche gleich der Mehrzahl der Franzosen an den herkömmlichen Formen und am äußeren Glanze klebten, also auch beides wieder erneuert zu sehen wünschten. Diese Männer und die Glieder seiner eigenen Familie drängten ihn immer mehr rückwärts, entfernten ihn dadurch vom Volke und von der Revolution und näherten ihn dagegen den Fürsten und dem Geiste des Mittelalters. Dazu kam, daß er selbst von Anfang an Lug und Trug begünstigen mußte, weil er das Wesen unter den Schein zu verstecken suchen mußte und für seine allzu weitgehenden Pläne ebensowohl der alten diplomatischen Künste, als der Sophisterei der Revolution bedurfte. Endlich wurde er auch durch die Erbärmlichkeit der Menschen, mit denen er zu thun hatte, und durch seine eigene autokratische Neigung zu dem Gedanken gebracht, der seiner durchaus selbstsüchtigen Natur von Anfang an nahe lag, daß die Menschen nur als Werkzeuge anzusehen und zu gebrauchen seien, und daß ein großer Zweck schlechte Mittel heilige.

Auf diese Weise gab der Mann, welcher der größte Herrscher des Jahrhunderts hätte sein können, wie er sein größter Feldherr war, der französischen Revolution einen für den Freund des Fortschrittes betrübenden Ausgang. Er vereinigte, anstatt etwas ganz Neues zu schaffen, das Neue und Alte auf solche Weise miteinander, daß das letztere früher oder später obsiegen und so nicht nur sein eigener Sturz vorbereitet, sondern auch der Keim zu jenem inneren Zwiespalte gelegt werden mußte, an welchem unsere Zeit kränkelt. Gerade deshalb ist aber die einfache, nicht auf Lob oder Tadel hinzielende, sondern den bloßen Zusammenhang des Thatsächlichen vorführende Darstellung der Veränderungen, welche Bonaparte mit der Regierung und Verwaltung Frankreichs vornahm, für unsere Zeit belehrend: sie liefert namentlich den besten Beweis von der Unverträglichkeit einer freien Bewegung, welche für die Welt Bedürfnis geworden ist, mit dem absoluten Regierungssystem des vorigen Jahrhunderts und mit dem ihm anklebenden Kasten- und Priesterwesen.

Bonaparte ließ, als er die alten monarchischen und hierarchischen Formen unter neuen Namen wiederherstellte, zwar alles das bestehen, was die Intelligenz und der sichere Instinkt von ganz Frankreich in der Revolution geschaffen hatte, aber nur so weit, als es seinen Zwecken nicht widerstrebte. Ebenso bediente er sich der fähigsten und erfahrensten Geschäftsmänner seiner Nation, wenn diese ebenso, wie er selbst, dem Idealen abgeneigt waren und sich zu allem, was ihnen Ehre und Vorteil brachte, gebrauchen ließen. Die beiden Hauptstützen seiner Organisation waren jedoch seine eigene Persönlichkeit und

der eitle, an Worten und Formen haftende Sinn der Franzosen. In betreff der ersteren übersah Bonaparte, daß Staatseinrichtungen sich nicht auf die Persönlichkeit eines bestimmten Herrschers gründen lassen, mag dieser auch noch so große Eigenschaften besitzen: was aber den zweiten Punkt angeht, so müssen wir es dahingestellt sein lassen, ob wirklich, wie alle seine Lobredner behaupten, die alten Vorurteile und Gewohnheiten den Franzosen so sehr zur anderen Natur geworden waren, daß nur durch die Rückkehr zu denselben Ordnung und Ruhe wiederhergestellt werden konnte.

Schon am 17. Januar 1800 wurde die Censur unter einer neuen Form wiederhergestellt. Ein Gesetz von diesem Tage beschränkte nicht nur, wie erwähnt, die Zahl der politischen Journale auf 13, sondern es bedrohte auch diese mit der Unterdrückung, wenn sie feindlich gegen die Regierung auftreten würden. Dagegen ließ Bonaparte selbst in seinen offiziellen Blättern jede ihm mißliebige Regierung und deren Mitglieder im Stil der Sansculotten beschimpfen. Die Presse wurde also, wenigstens in betreff der Zeitungen, gleich anfangs zu einem bloßen Werkzeuge der Regierung und Verwaltung gemacht. Daß er schon im Februar 1800 durch die Einführung der Präfekturen, deren Inhaber nach unten unumschränkt, nach oben schlechthin abhängig waren, ein noch viel wichtigeres zweites Werkzeug derselben schuf, ist bereits angegeben worden.

Wie er in betreff der Presse nicht etwa nur der Zügellosigkeit ein Ende machte, sondern die freie Meinungsäußerung selbst unterdrückte, suchte er auch die herrschend gewordene Irreligiosität nicht etwa durch die Gründung einer dem Geiste der Zeit entsprechenden freien und nationalen Kirche, sondern durch die einfache Wiederherstellung des Ceremonieendienstes und der Hierarchie der katholischen Kirche, welche die der großen Mehrzahl der Franzosen war, zu beseitigen. Der Sturm der Revolution schien freilich die französische Kirche mit ihren Ceremonieen und Formeln sowie das Papsttum mit seiner Hierarchie vernichtet zu haben; und ein aus den konstitutionellen und republikanischen Bischöfen Frankreichs bestehendes Nationalkonzil, welches am 29. Juni 1801 in Paris zusammentrat, sprach sogar offen und laut aus, daß man, um die Angelegenheiten der französischen Kirche zu ordnen, der Mitwirkung des Papstes nicht bedürfe. Nichtsdestoweniger geriet Bonaparte bei seinem Streben, das Neue mit dem Alten auszusöhnen, auch in betreff der kirchlichen Angelegenheiten auf den Irrweg, daß er das erstere dem letzteren aufopferte. Er selbst hatte eine lediglich praktische, ja cynische Ansicht von der Religion, und da er die freie Bewegung des Geistes mit einer militärischen Herrschaft unvereinbar fand, so bedurfte er für seine Zwecke einer absolutistischen Religion,

einer geistlichen Diktatur und des kirchlichen Gepränges. Er trat daher mit Papst Pius VII., welcher durch den Einfluß der französischen Partei am 14. März 1800 zu Venedig erwählt worden war, gleich anfangs in eine enge Verbindung, gewährte ihm seinen Schutz und ließ sich, als er nach der Schlacht bei Marengo in Mailand einzog, durch den dortigen Erzbischof mit kirchlichem Gepränge empfangen.

Gleich darauf, als er am 3. Juli nach Paris zurückgekehrt war, begann er auch die alten weltlichen Ceremonieen und Rangverhältnisse, welche durch die Revolution verbannt worden waren, wieder einzuführen und so die Wiederherstellung des Adels, welche etwas später erfolgte, vorzubereiten. Er hielt in den Tuilerien feierliche Audienz, bei welcher alle höheren Behörden und Beamten nach dem Dienstrange geordnet erschienen, und bei der die alten rhetorischen Floskeln und Schmeicheleien wieder gehört wurden. Jetzt machte sich auch der Einfluß jener feinen Schmeichelei und Kriecherei geltend, welche im alten Frankreich ihre höchste Vollkommenheit erlangt hatte; und diesem Einflusse vermochte er selbst nicht zu widerstehen. Wie weit die Schmeichelei schon zur Zeit des Konsulats getrieben wurde, und wie sehr dadurch Bonapartes Menschenverachtung gesteigert werden mußte, kann man aus zwei Beispielen entnehmen, welche dem Jahre 1802 angehören. Portalis, einer der ersten Staatsmänner seiner Umgebung, trug keine Scheu, ihm ins Gesicht zu sagen, daß an seine Person das Schicksal der Menschheit geknüpft sei, und daß vor ihm die ganze Welt verstumme. Der damalige Präsident des Senats schmückte sogar eine feierliche Rede mit der Phrase aus, Bonapartes Name allein sei eine Großmacht, alles knüpfe sich an die Person des Ersten Konsuls, dieser atme nur für das Glück der Franzosen, des besten aller Völker: als Meister im Schmeicheln zeichnete sich aber vor allen anderen Louis Fontanes aus, welcher Gönner und Muster eines anderen berühmten Schönredners späterer Tage, Chateaubriands, war. Dieser royalistische Emigrant gebrauchte, seitdem er auf Lucian Bonapartes Betreiben begnadigt und im Ministerium des Innern angestellt worden war, seine Feder ebenso für die neue Regierung, wie er vorher in englischem Solde für die Bourbonen geschrieben hatte. Er war es auch, welcher am Schlusse des Jahres 1801 als Mitglied des gesetzgebenden Körpers das Wort Unterthanen mit so großer rhetorischer Geschicklichkeit zu verteidigen wußte, daß es fortan wieder gebräuchlich blieb. Da die neue Regierung Aussicht auf Reichtum, Glanz und Genuß eröffnete, so wurden neben einem Fontanes gleich anfangs auch alle diejenigen Leute Renegaten, denen es, wie den sämtlichen Bewunderern der Frau von Staël, einem Narbonne und anderen, mit der Freiheit nie Ernst gewesen war. Zu diesen Leuten gehörten einerseits die konstitutionellen

oder demokratischen Sophisten, Juristen und Verschwender, wie Lebrun, Cambacérès, Maret und Talleyrand, und andererseits die demokratischen Generale Bernadotte, Augereau, Brune, Jourdan und andere. Dagegen gab es aber doch auch einige wenige Männer der Revolution, welche, obgleich sie beim neuen Herrscher Dienste nahmen, doch nicht schmeichelten: man muß daher gestehen, daß es ein Beweis von Bonapartes großem Sinne ist, daß er solchen Männern seine Achtung zollte und sie zu würdigen wußte. Unter ihnen sind besonders Carnot, Lanjuinais und Lafayette hervorzuheben. Sie handelten, soweit sie sich an das Bonapartische System anschlossen, aus Patriotismus und drängten ihre Talente zurück, weil sie eine Diktatur für nötig hielten; aber sie blieben dabei ihrer Überzeugung treu und traten mit Furchtlosigkeit gegen jeden Versuch auf, die alte Monarchie und ihre Gebrechen, von allen Möglichkeiten die schlimmste, wiederherzustellen.

Die entschieden autokratische Richtung, welche Bonaparte nach und nach annahm, wurde auch durch den Widerstand gefördert, den die unverbesserlichen Royalisten, die schwärmerischen Demokraten und die doktrinären liberalen Schwätzer der Pariser Salons ihm zu leisten suchten. Die letztere Klasse von Leuten, die sich in den Salons der Frau von Staël und in anderen eleganten Gesellschaften umhertrieb, und bei der besonders Benjamin Constant das große Wort führte, war dem Ersten Konsul doppelt zuwider, weil er als praktischer Mann alles Schulmäßige und Theoretische oder, wie er sich ausdrückte, alle Ideologie haßte. Schaden konnten diese eiteln liberalen Schwätzer nur insofern, als sie durch ihr Gerede die Thatsache ans Licht brachten, daß die von Bonaparte beabsichtigte Regierungsart in der Wirklichkeit ganz anders aussah, als in den Erklärungen, mit denen er sie angekündigt hatte. Es war daher ein Mißgriff von seiner Seite, daß er auch diese Klasse von Leuten die Willkürlichkeiten seiner polizeilichen Regierung empfinden ließ. Die Frau von Staël wurde, nachdem er sie nur wegen ihrer Verbindung mit der vornehmen Welt von Paris noch eine Zeitlang geduldet hatte, am Schlusse des Jahres 1803 verbannt. Sie erhielt dadurch in den Augen der Welt eine größere Bedeutung, als sie verdiente, und sie verfehlte nicht, diese noch durch ein Buch über ihr Exil zu verstärken, in welchem die Verbannung einer genialen Modedame wie ein Nationalunglück dargestellt wird. Was die Demokraten und die Royalisten betrifft, so hatten beide in ihrer Verblendung für alles das, was Bonaparte Wohlthätiges schuf, weder Sinn noch Verständnis. Die einen wollten nur einen Brutus haben, der ihre utopische Freiheit herstelle; die anderen meinten, Bonaparte solle, wie einst Monk in England im Jahre 1660 gethan, sich dazu hergeben, dem im Auslande lebenden Prätendenten, der sich Ludwig XVIII.

nannte, den Weg zum Thron zu bahnen. Daß übrigens Bonaparte seine Geschäftsmänner vorzugsweise unter den Royalisten wählte, darf uns nicht wundern, weil alles um ihn her sich den Sitten, den Vorurteilen und dem glänzenden Leben der alten Zeit zuneigte. Doch nahm er andererseits auch die unruhigsten Demokraten der Schreckenszeit, einen Fouché, Cambacérès und Barère, in seine Dienste auf, wenn sie sich seinem Sinne fügten. Am liebsten waren ihm solche Männer, welche, wie sein Adjutant und Vertrauter Duroc, das Alte und Neue, Geschäft und Hofdienst miteinander zu verbinden verstanden.

Die Demokraten wie die Royalisten zettelten mehrere Verschwörungen gegen den Ersten Konsul an. Sie riefen dadurch neue Beschränkungen der Freiheit hervor und beschleunigten die Einführung jener sogenannten hohen Polizei, welche durchaus nichts anderes ist, als was in der Revolution das terroristische System der Jakobiner und im Mittelalter die Ketzergerichte gewesen waren. Die erste dieser Verschwörungen ging von fanatischen Demokraten aus, deren Führer die beiden Italiener Arena und Ceracchi und die früheren Terroristen Demerville und Topino-Lebrun waren. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß der Polizeiminister Fouché selbst diese Verschwörung hatte anstiften lassen, um unter dem Vorwande derselben eine Anzahl Jakobiner verhaften zu können. Jedenfalls ward Fouché durch den feilen Barère, welcher sein Spion war, von den Plänen der Verschworenen in Kenntnis gesetzt. Im Oktober 1800 ließ er einige dieser letzteren plötzlich verhaften und im Januar 1801 vor ein Kriminalgericht stellen: dieses verurteilte die vier soeben Genannten zum Tode, und am 31. Januar wurden dieselben hingerichtet. Fast zu gleicher Zeit hatten einige andere Terroristen, deren Führer ein gewisser Chevalier war, eine sogenannte Höllenmaschine verfertigt, um den Ersten Konsul durch eine Pulverexplosion zu vernichten. Fouché, welcher durch seine alten Freunde auch in betreff dieser Verschwörung von allem unterrichtet wurde, ließ die Verschworenen eine Zeitlang gewähren; dann wurden dieselben nebst noch anderen Jakobinern in Haft genommen.

Der mißglückte Versuch der Terroristen mit der Höllenmaschine brachte gleich nachher eine Anzahl Royalisten auf den Gedanken, dasselbe Mittel zur Ermordung Bonapartes anzuwenden. Ein emigrierter Bischof, wird erzählt, gab die erste Anregung dazu; ein anderer Royalist, Hyde de Neufville, welcher später als Minister Ludwigs XVIII. eine Rolle gespielt hat, übernahm die Leitung der Sache; Edelleute aus der Bretagne aber, wie Limoëlan und der ehemalige Seeoffizier St.-Réjant, besorgten mit dem Matrosen Carbon und anderen die Ausführung. Man ließ Pulver und Kugeln auf eine solche Weise in

ein Faß einpacken, daß dasselbe, durch einen Zündfaden in Brand gesetzt, rund herum alles zerschmettern mußte. Dieses Faß wurde am 24. Dezember 1800 auf einen Karren geladen und in einer engen Straße aufgestellt, durch welche Bonaparte am Abend dieses Tages bei der Fahrt in die Oper kommen mußte: in dem Augenblicke, als der Erste Konsul sich näherte, wurde das Faß angezündet, und es sprang mit einer so furchtbar zerstörenden Gewalt auseinander, daß acht Menschen getötet und 28 schwer verwundet wurden. Bonaparte selbst wurde jedoch durch den zufälligen Umstand gerettet, daß sein Kutscher gerade beim Einlenken in jene Straße, vielleicht weil er die Gestalt des Karrens auffällig fand und Verdacht schöpfte, die Pferde stärker angetrieben hatte. Man war anfangs über die Anstifter des Mordanschlages im unklaren, und Fouché mußte, obgleich er selbst die Royalisten als Thäter vermutete, auf Bonapartes Befehl 138 Terroristen, unter ihnen auch den gräßlichen Rossignol, verhaften lassen. Diese waren insgesamt unschuldig; sie wurden aber nichtsdestoweniger am 5. Januar 1801 ohne alles Gericht, ja sogar ohne daß man, wie dies in England oft geschah, wenigstens die gesetzgebenden Behörden vorher befragt hatte, durch einen bloßen Beschluß des Senats und des Staatsrates zur Deportation verurteilt, weil Bonaparte es sich in den Kopf gesetzt hatte, daß es die Jakobiner und die Septembriseurs gethan hätten. Doch ließ man nachher nur 71 das harte Los treffen, durch die Äquatorialhitze langsam getötet zu werden; die anderen blieben in französischen Kerkern. Erst Ende Januar 1801 wurden die eigentlichen Urheber entdeckt. Von ihnen hatten sich jedoch Hyde de Neufville, Limoëlan und andere bereits durch die Flucht gerettet; die übrigen wurden verhaftet, aber nur zwei von ihnen, St.-Réjant und Carbon, erlitten, und zwar nach Urteil und Recht, die Todesstrafe.

Das grausame Verfahren gegen die Terroristen zeigt, wie die konsularische Regierung bereits einen ganz polizeilichen Charakter angenommen hatte. Dies ging so weit, daß Bonaparte, welcher einem Manne wie Fouché mit Recht nicht traute, schon seit September 1800 noch mehrere andere Polizeiinstitute neben dem bestehenden eingerichtet hatte. Eine zweite Polizei wurde von Bonapartes Schwager Murat, dem damaligen Kommandanten der Stadt Paris, oder vielmehr von dessen Adjutanten Savary geleitet, und eine dritte stand unter Bonapartes Generaladjutanten Duroc. Außerdem beschäftigte sich auch noch der General Moncey mit Aufpassen und hatte also gewissermaßen eine vierte Polizei eingerichtet. Am 7. Februar 1801 wurde die Polizei sogar förmlich an die Stelle der Justiz gesetzt: durch ein Gesetz von diesem Tage ließ sich nämlich der Erste Konsul auf mehrere Jahre das

Recht erteilen, überall, wo es ihm nötig scheine, Specialgerichte einzusetzen, deren Mitglieder er selbst zu ernennen haben sollte.

Bald nachher begannen die Unterhandlungen mit dem Papste, die den Zweck hatten, die päpstliche Kirchengewalt und den wiederhergestellten äußerlichen Kultus zu Stützen seiner Alleinherrschaft zu machen. Durch dieses unselige Streben bereitete Bonaparte sich selbst Verlegenheiten und arbeitete, ohne es zu ahnen, den Bourbonen in die Hände. Da er aber die Gründung einer ganz absoluten Monarchie im Auge hatte, so bedurfte er freilich auch eines absoluten Stellvertreters der Gottheit, der ihn zum Herrscher weihe und ihm außerdem noch dazu behilflich sei, daß er statt der republikanischen oder konstitutionellen Bischöfe aus der Revolutionszeit und statt der bourbonisch-royalistischen Bischöfe, welche nach England geflohen waren, monarchische und bonapartistische Häupter des französischen Klerus erhalte. Zu diesem Behufe schloß er 1801 mit Papst Pius VII. ein Konkordat. Die Unterhandlungen über dasselbe wurden in Paris geführt, und Bonaparte übertrug ihre Leitung seinem Bruder Joseph, dem Staatsrat Cretet und einem der früheren Führer der Vendeer, dem Pfarrer Bernier, während von seiten des Papstes der Kardinal Consalvi, der römische Staatssekretär Spina und der Pater Caselli bevollmächtigt waren. Als die Sache nicht rasch genug ging, drohte er mit einem von Talleyrand verfaßten gallikanischen Konkordatsentwurf sowie mit dem Schreckbilde einer jansenistischen Kirche, welches das damals in Paris versammelte Nationalkonzil darbot. Auf diese Weise ward endlich das Konkordat zu stande gebracht. Sobald dasselbe am 15. Juli 1801 in Paris und am 15. August in Rom unterzeichnet worden war, mußte das Nationalkonzil am 16. August auf Bonapartes Befehl auseinander gehen. Erst im April des folgenden Jahres ließ er das Konkordat den beiden gesetzgebenden Behörden vorlegen, aus deren Mitte er kurz vorher, als — der Verfassung entsprechend — ein Fünftel der Deputierten austreten mußte, Benjamin Constant und andere Oppositionsmänner durch den Senat hatte hinausvotieren lassen. Das Konkordat wurde von beiden Behörden angenommen und am 8. April 1802 als Staatsgesetz verkündigt. Zu gleicher Zeit genehmigte die im Sinne des Gewalthabers gereinigte Gesetzgebung ein ihr vorgelegtes neues Schulsystem, nach welchem die unter die Aufsicht der Präfekten gestellten Volks- und Realschulen auf Kosten der Gemeinden unterhalten, die Lehranstalten für die vornehmeren Stände dagegen vom Staate bezahlt werden sollten. Dafür wurden aber auch die letzteren zu Werkzeugen gemacht, vermittelst deren man brauchbare Leute für die Regierungsgeschäfte bildete. Das Volk blieb also großenteils ohne Schulen, während gerade damals Bonaparte nicht nur einen unnützen

höheren Klerus schuf, sondern auch die Erlaubnis erteilte, den Bischöfen aus den Lokalkassen Zuschuß zu ihrem Gehalte zu geben oder mit anderen Worten ihnen aus dem Säckel des Volkes die Mittel zum Prunken zu gewähren.

Durch das Konkordat, dessen Inhalt im einzelnen anzugeben nicht nötig ist, wurde eine kirchliche Autokratie neben der militärischen errichtet und die frühere bourbonische Kirche in eine bonapartische umgewandelt. Die Kirche wurde zugleich von ihren alten gallikanischen Rechten und von der ganzen Vergangenheit völlig abgelöst, indem der Papst ebenso neue geistliche Departements und Präfekten schuf, wie durch die Nationalversammlung und durch Bonaparte neue weltliche geschaffen worden waren. Die seitherigen Bischöfe, die royalistischen sowohl als die konstitutionellen, mußten ihre Stellen niederlegen oder wurden, wenn sie sich dessen weigerten, was nur von wenigen geschah, vom Papste abgesetzt; und man ernannte dann nur diejenigen von ihnen, welche zu der neuen Ordnung paßten, aufs neue zu Bischöfen. Dies gewährte dem Ersten Konsul noch den besonderen Vorteil, daß die Kirche vom alten Regentenhause abgelöst wurde. Um zu zeigen, wie durch das Konkordat die Kirche und der Kultus zu politischen Werkzeugen gemacht wurden, bemerken wir noch, daß der Erste Konsul alle Rechte der alten königlichen Regierung erhielt, und daß die Geistlichen durch den Eid, den sie zu schwören hatten, eine Art von Polizeibeamten der Regierung wurden. Übrigens versäumte Bonaparte aus demselben Grunde nicht, auch die Protestanten und Juden kirchlich zu organisieren. Diese Bestimmungen enthielten die gleichzeitig mit dem Konkordat publizierten organischen Artikel, welche, ohne Rücksprache mit dem Papst entstanden, ebenso tief einschneidende als im ganzen vernünftige Anordnungen über das Verhältnis der Kirchen im Staate aufstellten.

Seit dem Jahre 1801 kehrte Bonaparte auch in anderen Dingen mit raschen Schritten zu den Einrichtungen und Sitten der alten Zeit zurück. Zu gleicher Zeit erwarb er sich jedoch große Verdienste um Staatsverwaltung und Finanzwesen, um Gewerbe und Landbau, um Wissenschaft und Kunst, wiewohl auch hierin überall die Richtung auf seine Person und sein Interesse sichtbar ist und außerdem gar manches als eine wohlthätige Wirkung der Revolution, dem er nur die letzte Form gab, angesehen werden muß. Auch darf man, um gerecht zu sein, nicht unbeachtet lassen, daß er selbst militärisch einfach blieb, sowie daß er mit einem bei Regenten seltenen Fleiße in den verschiedenen Verwaltungszweigen thätig war und mit einem ebenso seltenen Scharfblicke seine Beamten wählte und leitete. Besonders zeigt sich in den Finanzen, wie wohlthätig für Frankreich das Auftreten eines kräftigen,

verständigen, unermüdlich thätigen und dabei für seine eigene Person einfach lebenden Herrschers war. Er hielt die ganze Finanzverwaltung, auf die er selbst sich sehr gut verstand, sorgfältig unter seinen Augen, brachte sehr schnell Ordnung in den ganz zerrütteten Zustand derselben und ernannte Gaudin zum Finanzminister sowie Barbé-Marbois zum Schatzmeister, zwei Männer, welche in Hinsicht auf Geschicklichkeit und Fleiß nicht besser hätten gewählt werden können. Am 20. Brumaire 1799 hatte der ganze bare Vorrat, der sich in der Schatzkammer eines Reiches von 30 Millionen Menschen befand, nicht mehr als die armselige Summe von 167 000 Frank betragen, und doch waren seit Monaten weder die Soldaten, noch die Beamten bezahlt worden: im Jahre 1801 dagegen enthielt die Staatskasse fast 300 Millionen, und alle Zahlungen waren in ungehemmtem Gange. Im Jahre 1803 hatte Bonaparte die ganze Verwaltung des Reiches bereits so gut eingerichtet, daß die für sie erforderlichen Ausgaben mehrere Hundert Millionen Frank weniger betrugen, als später unter den Bourbonen und unter Louis Philipp. In demselben Jahre begann aber freilich auch mit der Erneuerung des alten Hofstaates und seiner Verschwendungen das Bedürfnis größerer Summen; und von dieser Zeit an kam auch in Bonapartes Reich jenes moderne Abgabensystem auf, nach welchem die Hauptbesteuerung auf die Bedürfnisse des großen Haufens gelegt und dieser bei jeder Vermehrung der Staatsausgaben, ohne daß er es merkt, höher belastet wird.

So hoch man übrigens auch seine Verdienste um Frankreich anschlagen mag, so hatten dieselben doch auch ihre Schattenseite. Er schadete dadurch, ohne es zu ahnen, nicht nur seiner Nation, sondern auch sich selbst. Dies gilt namentlich von allen jenen Rücksichten, die er nahm und, wie man behauptet, wegen des Charakters der Franzosen nehmen mußte. Er geriet durch dieselben mit den Grundsätzen, denen er seine Herrschaft verdankte, in Widerspruch und untergrub die Grundlage seiner Stellung: er mußte, wenn wirklich unter den Franzosen keine neuen Formen und Grundsätze des Lebens zu begründen waren, Gewalt und Polizei zur Hauptsache machen; er mußte Menschen, die er selbst verachtete und denen er nicht traute, als Werkzeuge gebrauchen; er mußte jeden Widerspruch oder Tadel unterdrücken und sich serviler Sophisten bedienen, um durch pomphafte Reden, durch übertriebene oder falsche Berichte die öffentliche Meinung in seinem Sinne zu leiten.

Auch den schwachen Überrest der Nationalrepräsentation mußte er noch mehr einschränken. Dies geschah schon im März 1802 durch die bereits erwähnte willkürliche Art, wie er um des Konkordats willen das Tribunat und den gesetzgebenden Körper von solchen Mitgliedern,

die ihm unbequem waren, reinigen und mit bequemeren ergänzen ließ. Gleich darauf wurde das Tribunat noch mehr herabgedrückt, indem man es in Sektionen spaltete, seine Diskussionen einschränkte und die Öffentlichkeit seiner Beratungen abschaffte. Dessenungeachtet gab es in den Gesetzgebungsbehörden auch dann noch Freunde des Fortschrittes, die sich nicht zum Schweigen bringen ließen.

Dies zeigte sich bei den weiteren Schritten, welche Bonaparte zur Erreichung seines Zieles that. Weil die Zeit zur Erschaffung eines neuen Adels noch nicht gekommen war, so suchte er einstweilen durch Zurückrufung der Emigranten und durch die Stiftung einer neuen Ritterschaft die Zahl der Anhänger des monarchischen Prinzips zu vermehren. Der aus Pfründnern der Regierung bestehende Senat mußte am 26. April 1802 die Gesetze gegen die Emigranten für aufgehoben erklären und eine allgemeine Amnestie aussprechen, von welcher nur sehr wenige ausgeschlossen wurden. Gleich darauf legte Bonaparte seinem Staatsrat den Entwurf zur Stiftung der Ehrenlegion vor, einen unmittelbar nach der Revolution höchst auffallenden Vorschlag, Männer von Verdienst durch kindischen Ordensflitter zu belohnen und sie also eitlen Gecken, vornehmen Müßiggängern und elenden Schmeichlern gleichzustellen. In einem Punkte unterschied sich dieser neue Orden doch von den bloßen Bändern, Kreuzen und Sternen, welche jetzt nicht nur von den Kaisern und Königen, sondern auch von den kleinsten Fürsten ausgeteilt werden und Abnehmer finden. Er verband mit den von ihm erteilten äußeren Abzeichen reelle Vorteile, nämlich eine jährliche Rente. Bei der Stiftung des neuen Ordens zeigte übrigens Bonaparte, wie praktisch er die Welt ansah, und wie richtig er sein Volk beurteilte. „Mit Kinderspielzeug", sagte er im Staatsrate, „muß man die Menschen gewinnen und leiten. Ich glaube nicht, daß die Franzosen wirklich Freiheit und Gleichheit lieben. Sie sind durch die zehn Revolutionsjahre keine anderen Menschen geworden, sondern sie sind noch immer das, was die alten Gallier waren, stolz und leichtsinnig. Sie haben nur ein Gefühl: sie wollen geehrt sein, sie bedürfen der Auszeichnungen. Diesem spornenden Gefühle muß man Nahrung geben". Am Schlusse seiner Rede sprach er seine eigentliche Absicht aus: er sagte, das Volk sei eine urteilslose Masse, die sich zu allem treiben lasse, man müsse ihr deshalb die Richtung geben, die sie nehmen solle, und dazu habe man Werkzeuge nötig. Übrigens ging der Vorschlag doch im gesetzgebenden Körper nur mit 166 gegen 110, im Tribunat nur mit 56 gegen 38 Stimmen durch (19. Mai 1802); die seitherige Erfahrung aber hat gezeigt, welchen richtigen Griff Bonaparte von seinem Standpunkt aus mit dieser Institution gethan hat.

Nach der Zurückrufung des alten Adels und nach der Erschaffung dieses neuen Rittertums ward ein anderer Schritt gethan, um der reinen Monarchie näher zu kommen. Lucian Bonaparte mußte nach dem Abschlusse des Friedens mit England das Tribunat, dessen Mitglied er seit April war, veranlassen, den Senat durch eine Adresse zu ersuchen, daß dem Ersten Konsul eine Nationalbelohnung zuerkannt werde. Die dabei zu Grunde liegende Absicht war, dem Ersten Konsul nicht nur die Lebenslänglichkeit, sondern auch die Erblichkeit seiner Herrschaft oder, wie man das letztere ausdrückte, das Recht der Ernennung seines Nachfolgers zu verschaffen. Der Senat blieb jedoch diesmal hinter der Erwartung Bonapartes und seiner Anhänger zurück: er dekretierte nur eine Verlängerung auf weitere zehn Jahre. Bonaparte selbst und die Sophisten in seiner Umgebung halfen sich hierauf damit, daß sie erklärten, es müsse über den Senatsbeschluß das Volk befragt werden, weil derselbe eine Veränderung der Konstitution bezwecke. Zugleich änderten sie vermittelst anderer Rabulistereien den Inhalt des Senatsbeschlusses so, daß dem Volke die Frage vorgelegt werden konnte, ob Bonaparte Konsul auf Lebenszeit sein und das Recht der Ernennung seines Nachfolgers haben solle. Diese Volksabstimmung, das Plebiszit, war natürlich eine bloße Komödie, damals wie bei allen späteren Gelegenheiten, und am 2. August 1802 konnte der Senat bekannt machen, daß durch einen fast einstimmigen Beschluß des französischen Volkes — viertehalb Millionen Bejahende gegen einige Tausend Verneinende — Napoleon Bonaparte zum lebenslänglichen Konsul ernannt sei. Bei dieser Gelegenheit wurde zum erstenmal, was schon im Januar von seiten der Repräsentanten Italiens geschehen war, offiziell in einem französischen Aktenstück der Vorname Napoleon neben seinem Familiennamen genannt.

Mit der Einführung einer neuen erblichen Monarchie war auch eine Umgestaltung der Verfassung verbunden. Schon am 4. August 1802 legte Bonaparte dem Staatsrate und dem Senat den Entwurf zu einer solchen vor, und am Tage darauf machte der Senat das neue Staatsgrundgesetz bekannt. Dieses — es war in zehn Jahren die fünfte Konstitution — erklärte die Stellen der drei Konsuln für lebenslänglich, übertrug aber aufs neue alle Macht dem Ersten Konsul; dieser sollte allein über Krieg und Frieden entscheiden, die Senatoren ernennen, das Begnadigungsrecht haben, Gesetzesvorschläge machen und seinen Nachfolger ernennen dürfen. Der Senat, welcher für die höchste Behörde erklärt wurde, erhielt das Recht, die Konsuln zu ernennen, die gesetzgebenden Gewalten aufzulösen, authentische Interpretationen der Verfassungsartikel zu erlassen und alles, was in denselben nicht bestimmt ausgesprochen war, anzuordnen sowie Urteilssprüche der Gerichts-

höfe zu kassieren, wenn dieselben ihm die Sicherheit des Staates zu gefährden schienen. Er besaß also dem Buchstaben der Verfassung nach eine sehr große Gewalt, vermochte aber in Wirklichkeit gleich dem Reichsrate des russischen Zaren gar nichts, wenn er nicht einerlei Meinung und Willen mit dem Herrscher hatte. Auch mußte der Senat, damit er nicht etwa einmal gegen den Willen des letzteren handle, schon am 30. August den Beschluß fassen, daß er sich ohne Aufforderung der Konsuln nicht versammeln dürfe. Die gesetzgebenden Behörden, Tribunat und Legislativer Körper, blieben infolge eines sehr spitzfindig ausgedachten neuen Wahlsystems, welches Wahlen auf Lebenszeit anordnete und alles von der Regierung abhängig machte, fortan nur noch des Scheines wegen bestehen. Außerdem wurde das in Sektionen zersplitterte Tribunat von 100 Mitgliedern auf 50, der gesetzgebende Körper von 300 auf 258 vermindert.

Von dieser Zeit an spielte Bonaparte, den die Franzosen selbst dazu gedrängt hatten, sowohl im Innern als nach außen die Rolle Ludwigs XIV., und alle Formen, Sitten, Willkürlichkeiten und Mißbräuche der alten Zeit kehrten rasch zurück. Das Gerichtswesen wurde wieder wie früher geordnet, die Richter erhielten die alte Amtstracht, und am 10. Oktober wurden in 14 Departements die Geschwornengerichte auf zwei Jahre suspendiert. Schon vorher (15. August) war der Geburtstag des Ersten Konsuls auf königliche Weise gefeiert worden, und später wurde dieser Tag, welcher eigentlich der Himmelfahrt der Jungfrau Maria geweiht war, zu einem Nationalfesttage erhoben. Seit dem 21. Dezember 1802 wurde in der offiziellen Zeitung, dem Moniteur, stets das Datum des christlich-monarchischen Kalenders neben das des astronomisch-republikanischen gesetzt. Als im November 1802 Bonapartes Schwager Leclerc starb, wurde die Sitte der Hoftrauer wiederhergestellt, und die offizielle Zeitung erteilte über das Befinden seiner Witwe, Pauline Bonaparte, Nachrichten in dem früheren Hofstil. Wie für die neue Ritterschaft Dotationen geschaffen worden waren, so wies er, damit die neue Monarchie und ihr Prunk überall zur Schau getragen würden, auch den Senatoren oder den Baronen des neuen Reiches Staatsgüter als Lehen (Senatoreien) an und gebot den Besitzern derselben, drei Monate des Jahres auf denselben zu residieren. Das ganze alte Hofwesen mit seiner steifen Etikette, seinen Kreisen von glänzenden Drahtpuppen, seinen schimmernden Prachtgewändern, seinen historischen Namen, seinen Hofdichtern und Hofrednern, seinen Sittenlosigkeiten und Skandalen lebte wieder auf; und der Hof ward, wie früher, der eigentliche Mittelpunkt des Lebens in Frankreich. Der hohe Klerus und die Hofgeistlichkeit fehlten ebenfalls nicht; und damit alles Alte erneuert würde, so erschienen auch

die Jesuiten wieder. Diese waren von Pius VII. gerade im Jahre der Einführung des französischen Konkordats wieder als Orden hergestellt worden, wiewohl einstweilen nur für Rußland. Sie paßten freilich keineswegs zu Bonapartes militärischem Hofe und wurden auch weder von ihm, noch von seinen Generalen und Beamten gern gesehen; sie erfreuten sich aber der Gunst des alten Adels und der Damen und schlichen sich so 1803 unter dem Namen Väter des Glaubens wieder in Frankreich ein.

6. Royalistische Verschwörung gegen Bonaparte.

Während so Bonaparte seine militärische Herrschaft in Frankreich errichtete, brach (1803) der Krieg mit England wieder aus. Dieser wurde bei dem tödlichen Hasse, welchen der Erbe der Revolution und die englische Aristokratie gegeneinander hegten, derart geführt, daß beide Teile kein Mittel, selbst das unsittlichste nicht, scheuten, weil beide dem Grundsatze huldigten, daß die Politik keine Moral kenne, was man mit weniger anstößigen Worten mit dem Satze ausdrückt, daß das oberste aller Gesetze das Staatswohl sei. Die Engländer boten vermittelst der Emigranten alles auf, um den Sturz des neuen Herrschers herbeizuführen, und dieser benutzte ihre Kabalen, um sein System des monarchischen Terrorismus weiter zu entwickeln. Die neuen Einrichtungen hatten, da sie im Heere wie im Volke Murren erregten, die Hoffnung der Emigranten neu belebt, und diese ließen sich durch die Engländer zu Schritten verleiten, welche keinen andern Erfolg haben konnten, als daß die große Mehrheit der Franzosen sich an Bonaparte anschloß und ihm alles einräumte, was er wünschen konnte, damit durch ihn wenigstens ein Teil der in der Revolution errungenen Vorteile gerettet werde.

Die Absichten der Engländer und Emigranten wurden dadurch gefördert, daß gerade im Jahre 1803 Bonapartes hohe Polizei unter zu viele Personen geteilt und also schwach geworden war. Er hatte nämlich, vielleicht weil er des ihm stets verdächtigen Fouché entbehren zu können glaubte, am 15. September 1802 das Polizeiministerium aufgehoben, Fouché selbst zum Senator ernannt und die Polizei derart mit dem Justizministerium vereinigt, daß in diesem eine besondere Abteilung für polizeiliche Zwecke eingerichtet ward, welche der Großrichter Regnier und nachher in Gemeinschaft mit ihm der Staatsrat Réal zu leiten hatte. Neben beiden Männern hatten, wie erwähnt, noch die Generale Savary, Moncey, Murat und Dubois jeder seine besondere Polizei. Diese verschiedenen Organe, deren Thätigkeiten einander durch-

kreuzten, veranlaßten natürlich Mißverständnisse und Mißgriffe und erleichterten deshalb den Emigranten die Ausführung ihrer Pläne.

Die Umtriebe, welche 1803 gegen den Ersten Konsul angezettelt wurden, gingen von einigen der französischen Prinzen und von anderen Mitgliedern der älteren Emigration aus. Mit diesen verbanden sich aber nicht nur Männer, wie Willot und Pichegru, welche vor dem 18. Fructidor 1797 großen Einfluß auf das neue Frankreich gehabt hatten, sondern es schlossen sich auch Männer republikanischer Gesinnung an sie an. Auf solche Weise entstand in England eine große Verschwörung gegen Bonaparte, deren Fäden sich bis nach Deutschland und der Schweiz hin ausbreiteten. Das Endziel der Verschwörung war die Wiederherstellung des Bourbonischen Thrones. Die Sache schien gerade wegen der von Bonaparte reaktivierten monarchischen Form der Regierung leicht ausführbar zu sein. Auch hatte dieser selbst im Anfange des Jahres 1803 den Royalisten Gelegenheit gegeben, seine eigene Autorität für den alten Satz geltend zu machen, daß der Wille des französischen Volkes kein Recht auf die Herrschaft verleihe, sondern daß diese ein Eigentum der altköniglichen Familie sei. Er hatte nämlich dem Prätendenten Ludwig XVIII. den Antrag machen lassen, seinen Ansprüchen an Frankreich gegen eine Geldentschädigung zu entsagen, wodurch dieser dann Gelegenheit erhielt, vermittelst seines veröffentlichten Antwortschreibens das Zeugnis seines Gegners für sich und seine Sache anzuführen. Im folgenden Jahre (1804) faßten zwei der Verschworenen, Pichegru und Georges Cadoudal den Entschluß, zur Erreichung ihres Zieles den kürzesten Weg einzuschlagen. Sie wollten Bonaparte in seinem eigenen Palaste ermorden lassen und dann sogleich Ludwig XVIII. als König ausrufen: dabei glaubten sie auf die Mithilfe des in Frankreich sehr populär gewordenen Generals Moreau rechnen zu können, weil dieser sich nicht gescheut hatte, öffentlich über das neue Hof- und Staatswesen zu spotten. Auch hatte Pichegru, als er heimlich nach Paris gekommen war, eine Unterredung mit Moreau gehabt; dieser wies aber die ihm gemachten Anträge zurück.

Die englischen Minister unterstützten die Pläne der Verschworenen nicht nur durch große Geldsummen, sondern auch dadurch, daß sie ihre Gesandten und Agenten in Deutschland anwiesen, sich der Sache auf jede Weise anzunehmen. Nur war bei diesen nicht von der Ermordung des Ersten Konsuls die Rede, obgleich dieselbe, wenn die Verschworenen ihren Zweck erreichen wollten, eigentlich vorausgesetzt werden mußte. Die englischen Minister fanden jedoch im Fache der geheimen Kabalen an Bonaparte ihren Meister. Dieser erlaubte sich, um die Pläne seiner Feinde zu vereiteln, alles mögliche, Gerechtes und Unge-

rechtes, und trug sogar kein Bedenken, durch seine Beamten förmliche Gaunereien treiben zu lassen: er scheute sich z. B. nicht, den englischen Gesandten in Hamburg (Rumbold) auf dem neutralen deutschen Boden verhaften zu lassen, und würde ihn sogar haben erschießen lassen, wenn nicht der preußische König, dessen er gerade damals nicht entbehren konnte, dazwischen getreten wäre. Er bediente sich ferner eines ehemaligen Terroristen, des später zum Baron erhobenen Mehée de la Touche, um durch Gaunerstreiche hinter die Pläne der Royalisten zu kommen. Ja, die französische Regierung hatte später sogar die Dreistigkeit, die Berichte dieses Spions öffentlich bekannt zu machen. Mehée de la Touche hatte sich schon 1802 nach England begeben und wußte vermittelst einer vorgespiegelten Verbindung der Republikaner mit den Royalisten diese und die englischen Minister nicht allein auszukundschaften, sondern auch um vieles Geld zu prellen. Als er im September 1803 nach Frankreich zurückkehrte, reiste er, mit Empfehlungen der betrogenen Minister und Emigranten versehen, durch Deutschland, wo er dann seine Spionenrolle zu spielen fortfuhr. Nach seiner Ankunft in Paris ward er, entweder um die Gegner zu täuschen, oder auch weil man ihm wirklich vielleicht nicht ganz traute, auf einige Zeit verhaftet. Durch ihn erfuhr jedoch die französische Regierung nicht viel. Namentlich blieb es ihr unbekannt, daß man die Absicht habe, den Ersten Konsul selbst durch mehrere Hundert handfeste Männer, welche in Paris vereinigt und in die Uniform der Konsulargarde gesteckt werden sollten, entführen oder ermorden zu lassen. Überhaupt zeigte sich damals das ganze französische Polizeiwesen unzureichend. Drei Transporte von Verschworenen wurden vom August 1803 bis zum Januar 1804 in der Normandie ans Land gesetzt und von da nach Paris befördert, ohne daß die Regierung Kenntnis davon erhielt: ebenso erfuhr dieselbe erst Mitte Februar, daß Cadoudal und Pichegru in Paris seien, obgleich der letztere bereits Mitte Januar und der erstere, ein ehemaliger Chouan, ein verschlagener und verwegener Mann von riesiger Kraft, sogar schon sechs Monate früher dahin gekommen war. Man ließ zwar den von Mehée angeknüpften Verkehr durch andere Männer, unter welchen auch der Präfekt von Straßburg, Shée, war, unterhalten; dies führte aber zu weiter nichts, als daß den englischen Agenten Geld abgelockt wurde.

Der Erste Konsul sah sich daher genötigt, selbst Polizei zu treiben. Er beschäftigte sich unablässig damit, aus den Berichten der Spione und aus den Listen der Gefangenen solche Leute ausfindig zu machen, deren Verhaftung zu weiteren Aufschlüssen führen könnte. Dies brachte endlich die Sache ans Licht. Ein gewisser Querelle, welcher mit den Emigranten in Verbindung getreten war und im Januar als Kriminal-

verbrecher hingerichtet werden sollte, rettete sich dadurch, daß er eingestand, es bestehe eine Verschwörung, und der aus dem Vendeerkampfe wohlbekannte Cadoudal befinde sich nebst einem Teile der Verschworenen in Paris. Fast zu gleicher Zeit machte ein anderer Mann, Bouvet de Lozier, welcher als Verschwörer in Haft genommen worden war, die Aussage, daß auch Pichegru sich in Paris befinde, und daß derselbe mit dem unzufriedenen Moreau eine Unterredung gehabt habe. Hierauf ward sogleich Moreau verhaftet, die Stadt Paris an allen Ecken und Enden mit Wachtposten und Patrouillen versehen, jeder Fremde in Untersuchung genommen, jeder auch nur entfernt Verdächtige gefangen gesetzt und im Moniteur eine mit Lügen ausgestattete offizielle Bekanntmachung erlassen, deren Unwahrheit schon die nächsten Tage ans Licht brachten. Alles dies führte jedoch noch immer nicht zum Ziele. Erst als man Prämien bis zum Betrage von 100 000 Frank als Lohn des Verrates ausgeschrieben hatte, boten schändliche Menschen, denen Pichegru und Cadoudal Vertrauen geschenkt hatten, ihre Mithilfe zur Gefangennahme derselben an. Am 26. Februar wurde hierauf Pichegru im Bette überfallen und verhaftet. Cadoudal fiel erst am 8. März in die Hände der Polizei.

Vierzehn Tage später erfüllte Bonaparte durch einen politischen Mord, den er an einem Gliede der alten Herrscherfamilie, dem Herzoge von Enghien, begehen ließ, ganz Europa mit Schrecken. Dieser Prinz, welcher allein von allen Bourbonen Entschlossenheit und Thatkraft besaß, lebte damals längere Zeit in dem badischen Städtchen Ettenheim, in dessen Nähe eine Prinzessin Rohan, die er liebte, sich aufhielt. Bonaparte hatte deshalb Argwohn gegen ihn geschöpft und ward durch falsche Berichte sowie durch die zustimmende Meinung der ihm stets gefälligen Sophisten seiner Umgebung, eines Talleyrand und Cambacérès, zu der Überzeugung gebracht, daß Enghien an der Spitze der Verschwörung stehe: oder vielmehr seine erhitzte Leidenschaft spiegelte ihm diese Überzeugung vor. Er faßte daher den Entschluß, sich ohne Rücksicht auf Völkerrecht und Menschenpflicht des Prinzen zu bemächtigen und ihn dann aus dem Wege räumen zu lassen. In der Nacht des 15. März ging ein Corps Soldaten über den Rhein, besetzte Ettenheim, nahm den Prinzen gefangen und brachte ihn auf die Citadelle von Straßburg. Drei Tage nachher ward er in größter Eile nach Paris geschafft, wo er am 20. März um 11 Uhr Abends vor dem Thore ankam. Von hier brachte man ihn auf Befehl des Ersten Konsuls nach Vincennes und stellte ihn dort am Abend des 31. März vor ein Kriegsgericht. Es sollte nämlich dem schon beschlossenen Morde die Form eines gerichtlichen Verfahrens verliehen werden; und doch war weder dieses Gericht dem Gesetze gemäß gebildet worden, noch gestattete man

dem Prinzen Verteidiger oder auch nur Ruhe und Bedenkzeit. Dem erhaltenen Befehle gemäß, und weil, wie der Gerichtspräsident Hulin später sich vor der Welt rechtfertigen zu können geglaubt hat, das Wohl des Staates es erheischte, wurde der Prinz um zwei Uhr Morgens zum Tode verurteilt. Der dabei anwesende Savary gab dem Todesurteil eine Form, und dieses wurde dann schon um vier Uhr morgens vollzogen: im Schloßgraben von Vincennes wurde der Prinz erschossen (22. März).

Der weibliche Teil von Bonapartes Familie war trostlos über die entsetzliche That, und alle Bewunderer seiner Größe schauderten; die Hefe der Revolution aber freute sich, daß der Gründer des neuen Reiches sich offen zu dem System bekannt hatte, welches keine Sittlichkeit und kein Recht, sondern nur die Gewalt und die Politik als oberstes Gesetz der Staaten anerkennt. Bonaparte selbst rechtfertigte sich in einem am Tage der Hinrichtung gehaltenen Kabinettsrat auf eine Weise, daß man sieht, wie wenig er selbst an die von ihm vorgebrachten Gründe glaubte. Seine ganze Umgebung hat sich nachher rein zu waschen gesucht und alle Schuld auf ihn allein gewälzt; es ist müßig zu untersuchen, wer die größere Schuld trägt, der gewissenlose Tyrann oder seine niederträchtigen Werkzeuge.

Bei dem Prozesse gegen Cadoudal, Pichegru und ihre Mitschuldigen hatte man wenigstens den Vorteil, offen verfahren zu können. Nur in betreff Moreaus erhob sich eine große Verlegenheit, weil dieser zwar eingestand, mit Pichegru zwei Zusammenkünfte gehabt zu haben, aber nicht der Teilnahme an der Verschwörung, sondern nur der Mitwissenschaft überführt werden konnte. Eine andere Verlegenheit bereitete der plötzliche Tod Pichegrus. Dieser wurde am 6. April in seinem Gefängnisse erdrosselt gefunden, und obgleich von Gerichts wegen sehr ausführlich und gründlich bewiesen wurde, daß er sich selbst umgebracht habe, so wollte doch niemand daran glauben. Die Schlußverhandlungen über den Prozeß der Verschworenen wurden erst nach der Errichtung des Kaisertums begonnen, wie wenn die Franzosen durch den neuen Pomp über die blutige Bestrafung politischer Verbrecher und über das willkürliche Verfahren gegen Freigesprochene getröstet werden sollten. Die Angeklagten wurden zwar weder vor eine Militärkommission, noch vor ein Specialgericht gestellt; man ließ aber durch ein eigenes Gesetz das verfassungsmäßige Geschwornengericht für diesen Fall beseitigen und übertrug den Prozeß dem Kriminalgerichtshofe des Seinedepartements. Ebenso wurden durch ein anderes Gesetz, welches rückwirkende Kraft erhielt, die Strafen für Cadoudals Mitschuldige festgesetzt. Auch durften die Zeitungen nur einseitige Berichte über die Prozeßverhandlungen veröffentlichen.

Bonaparte mußte jedoch bei Gelegenheit dieser Verhandlungen erfahren, daß sich in Frankreich nicht nur ein Rest von echt republikanischer Gesinnung erhalten habe, sondern daß es auch noch Rechtsgelehrte gebe, welche dieses ehrenvollen Namens würdig seien. Das Gericht verurteilte am 10. Juni 20 der Angeklagten zum Tode und fünf, unter denen auch Moreau war, zu mehrjähriger Haft; 22 sprach es ganz frei. Bonaparte und seine Umgebung hatten Moreaus Verurteilung zum Tode eifrig betrieben und, um sie durchzusetzen, im voraus die Begnadigung versprochen. Das Publikum hatte aber entschieden und selbst drohend für den Sieger von Hohenlinden Partei genommen. Fünf Richter waren geneigt gewesen, dem neuen Kaiser zu Gefallen zu handeln; die sieben anderen dagegen hatten, trotz der zugesicherten Begnadigung Moreaus, allen Kabalen mit Festigkeit widerstanden, und einer von ihnen (Clavier) hatte die schöne Antwort gegeben: „Aber wer begnadigt uns denn?“ Freilich hatten auch diese Männer, im Gedränge zwischen dem neuen Herrscher und der öffentlichen Meinung, das Recht mit der Politik vereinbaren zu müssen geglaubt: sie hatten nämlich Moreau zwar als Mitwisser der Verschwörung für schuldig erklärt, aber nicht dem Gesetze gemäß die Todesstrafe, sondern nur zweijährige Haft gegen ihn erkannt.

Da die ungeheuren Kosten des Prozesses allen Verurteilten solidarisch aufgeladen wurden und Moreau allein ein diesem Spruche erreichbares Vermögen besaß, so fiel dieser durch das über ihn gefällte Urteil der Gnade des Ersten Konsuls anheim. Moreau hatte sich schon während der Untersuchungshaft seiner selbst wenig würdig gezeigt. Er handelte auch nach seiner Verurteilung gegen die Pflichten, die er sich selbst und seiner Stellung schuldig war: denn er nahm Bonapartes Gnade an, welche seine Gattin mit seiner Zustimmung erfleht hatte. Dieser erließ ihm die Gefängnisstrafe und einen Teil der Prozeßkosten; Moreau mußte sich aber verpflichten, nach Nordamerika zu gehen und nicht wieder zurückzukehren. Von den übrigen Verurteilten ließ Bonaparte nur zwölf hinrichten. Dagegen beging er das schreiende Unrecht, die Freigesprochenen auch ferner gefangen halten zu lassen. Einer von ihnen, Sol de Grisolles, den wir früher als unparteiischen Begleiter der verbannten Prinzen erwähnt haben, blieb sogar zehn Jahre lang in harter Haft und wurde erst 1814 infolge des Sturzes Napoleons befreit. Dieser handelte also nach dem orientalischen Grundsatze, daß in Monarchieen Gesetz und Recht ganz der Willkür des Herrschers anheimgegeben seien, obgleich er bei Gelegenheit dieses Prozesses hätte einsehen können, wie unzuverlässig und unzureichend der Schutz ist, welchen Polizei, rohe Gewalt und freche Zeitungslüge einer Regierung gewähren können. In dem ganzen Verlaufe dieser traurigen Geschichte,

besonders aber in dem bei Cadoudals Prozesse und bei Enghiens Ermordung beobachteten Verfahren, kann man nur gelegentlich aus dem Benehmen der höchsten Beamten einigermaßen eine Entschuldigung herleiten, daß Bonaparte die Freiheit unter seine Vormundschaft nehmen zu müssen glaubte. Zwei von den Leuten, die sich bei Enghiens Gefangennahme und Ermordung vorzugsweise dienstfertig erwiesen hatten, die Generale Savary und Caulaincourt, wurden von Bonaparte seit dieser Zeit besonders geschätzt und rasch emporgehoben.

7. Errichtung des Kaisertums in Frankreich.

Bonaparte hatte anfangs als Diktator einer Republik geherrscht und in den Jahren 1802 und 1803 diese nach und nach in eine absolute Monarchie umgewandelt. Es fehlten jetzt nur noch die bisher in solchen Staaten gebräuchlichen Titel und Würden, welche notwendig schienen, weil die Sachen sich ihre bestimmten Formen und Namen suchen. Diese wurden denn endlich 1804 ebenfalls geschaffen. Die Errichtung einer Monarchie selbst und eines neuen Erbreiches wird jeder Verständige billigen, weil der französische Staat bei dem Charakter seiner Bürger und nach der ganzen Lage der Dinge unmöglich als eine Republik fortbestehen konnte: daß aber ein Mann, der der größte seiner Zeit hätte sein können, die neue Monarchie zu einer byzantinischen machte, daß er die Ceremonieen der Zeiten Pippins, Karls des Großen und Ludwigs XIV. erneute, ja überbot, daß er die Formen, die Sitten, die Pracht und die Verschwendung, welche den Verfall der Höfe und des Adels in Europa herbeigeführt hatten, wiederherstellte, und daß er für alles dies die elendesten Künste in Anwendung brachte, wird man durch keine Dialektik als notwendig oder als ein Glück für Frankreich und für ihn selbst zu erweisen vermögen.

Die einleitenden Schritte zur Stiftung des Kaisertums wurden von Fouché, von Fontanes, welcher seit Januar 1804 Präsident des gesetzgebenden Körpers war, und von dessen Protektor Lucian Bonaparte gemacht. Auch Joseph Bonaparte, welcher, da Napoleon keine Kinder hatte, als dessen ältester Bruder ein besonderes Interesse an der Erblichkeit der neuen Herrschergewalt hatte, half die Kabale leiten. Bonaparte selbst hatte schon im Februar 1804 in einer offiziellen Antwort, die er einer Senatsdeputation erteilte, auf einen Thron hingedeutet. Nachdem man hierauf durch Zeitungsartikel, durch Glückwunschreden und andere Mittel hinreichend vorgearbeitet hatte, bewog Fouché am 27. März den Senat, dem Ersten Konsul aus Anlaß der royalistischen Verschwörung eine Adresse zu überreichen, in welcher dieser, zum Behufe der Verewigung der Wohlthaten seiner Regierung, um

ein Gesetz über Errichtung einer Monarchie ersucht wurde. Bonaparte, der nicht selbst das erste Wort aussprechen wollte, stellte sich befremdet, verwies aber die Sache an den Staatsrat. Dieser zeigte sich jedoch nicht so dienstfertig, wie gewöhnlich. Thibaudeau und andere wirklich patriotische Männer bewirkten nämlich, daß der Staatsrat zwar die Einführung einer Monarchie billigte, zugleich aber auch die Rechte der Nation sichergestellt wissen wollte. Es wurde daher ein anderer Weg eingeschlagen: man ließ wieder Adressen und Bittschriften herstellen und im Moniteur abdrucken und drohte zu gleicher Zeit damit, daß die Pariser Garnison sich nicht länger werde abhalten lassen, den Ersten Konsul zum erblichen Kaiser auszurufen; desgleichen schrieb Soult aus dem Lager von Boulogne, die Truppen gingen damit um, den Ersten Konsul zum Kaiser von Gallien auszurufen. Hierauf mußte am 23. April ein an sich unbedeutender Mann, Curée, im Tribunat die Errichtung eines Erbkaisertums beantragen, und zwar mit dem Zusatze, daß Bonaparte zugleich das Recht erhalten solle, die Verfassung nach Gutdünken abzuändern. Zwei Tage später richtete der Erste Konsul an den Senat eine Botschaft, welche die eigentliche Antwort auf dessen Adresse vom 27. März enthielt und ihn zu einer deutlicheren Erklärung aufforderte. Der Senat beeilte sich jetzt, dem Tribunat den Vorrang der Gunst abzugewinnen und gab am 3. Mai eine den Wünschen Bonapartes entsprechende Antwort. An demselben Tage nahm auch das Tribunat Curées Antrag an. Der gesetzgebende Körper war damals nicht beisammen; sein Präsident Fontanes vereinigte aber einige in Paris anwesende Mitglieder desselben, welche dann ebenso wie das Tribunat entschieden. Nachdem hierauf mit dem Kabinett das Weitere verhandelt worden war, erklärte der Senat am 16. Mai 1804 Napoleon Bonaparte zum Erbkaiser der Franzosen. Zwei Tage später wurde auch die neue Verfassung verkündigt.

Bei allen diesen Beratungen und Beschlußnahmen handelte es sich nicht um das Wohl des Volkes, sondern nur um die rein persönlichen Bedingungen, unter welchen die beratenden Kollegien in die Hemmung aller weiteren Fortschritte des gesellschaftlichen Zustandes einwilligen wollten. Auch fehlte es dabei weder an schönrednerischen Phrasen, noch an fein ausgedachten Schmeicheleien. Zur Ehre der Franzosen muß jedoch bemerkt werden, daß mitten in dem servilen Haufen derer, welche nur sich selbst empfehlen wollten, doch auch einige Männer von Grundsatz auftraten. Von diesen Männern ist besonders Carnot zu nennen, weil er den Mut hatte, im Tribunat nicht nur mit nein zu stimmen, sondern auch in einer ausführlichen Rede seine Überzeugung rückhaltlos auszusprechen. Mit der Nation wurde eine schmähliche Posse gespielt. Bonaparte hatte nämlich am 27. März erklärt, er werde

keinen neuen Titel annehmen, ohne ihn vorher der Genehmigung des Volkes zu unterbreiten. Nichtsdestoweniger nahm er im Mai die Kaiserwürde an und führte auf ein bloßes Senatskonsult hin — ein organisches Senatskonsult nannte man das — die neue Verfassung ein, ließ aber erst nachher die Nation abstimmen und befragte sie auch dann nur über eine Nebensache, nämlich ob die Kaiserwürde in seiner Familie erblich sein solle. Die leere Förmlichkeit dieses Plebiszits dauerte bis zum Beginne des Winters. Am 9. November wurde als Ergebnis derselben bekannt gemacht, daß viertehalb Millionen Franzosen abgestimmt und sich mit Ausnahme einer ganz unbedeutenden Zahl — 2569 — bejahend ausgesprochen hätten.

Wir übergehen die glänzenden Feierlichkeiten, mit welchen Paris in den ersten sechs Monaten des Kaisertums unterhalten wurde, sowie die Reise, die der neue Kaiser und seine Gemahlin im Juli, August und September zuerst zu einem glänzenden militärischen Schauspiele bei Boulogne und dann nach den eroberten belgischen und deutschen Provinzen machten, um durch die Huldigungen, die sie überall empfingen, das getäuschte französische Volk zu entzücken: in langen Festberichten meldeten es die servilen Blätter, wie die neuen Unterthanen am Rhein, Fürsten, Adel, Bürger wetteifernd dem Nachfolger Karls des Großen den Tribut sich selbst wegwerfender Schmeichelei entgegenbrachten und auch vom jenseitigen Ufer die Fürsten, Herren und städtischen Gesandten kamen, um sich, wenn sie solcher Ehre gewürdigt wurden, vor Napoleon selbst, wenn nicht, doch wenigstens vor seinen Generalen, Ministern und Kammerherren bücken zu dürfen. Nur eine von jenen Festlichkeiten, das am 14. Juli 1804 gehaltene Fest der ersten Ordensaustheilung, muß mit einigen Worten erwähnt werden. Dieses Fest wurde am Jahrestage der Beschwörung einer konstitutionell-monarchischen Verfassung ohne Orden und ohne Adel — 14. Juli 1790 — gehalten und zeigte sowohl durch diesen Gegensatz, als auch durch das, was ihm unmittelbar vorausging und folgte, recht klar den Charakter der neuen Regierung. Vier Tage vor demselben (10. Juli) wurde nämlich neben den bereits bestehenden Polizeibureaus das Polizeiministerium unter Fouché, der durch seinen Eifer um die Errichtung des neuen Kaisertums wieder Gnade gefunden hatte, wiederhergestellt. Drei Wochen nachher aber (3. August) wurde die im Jahre 1802 über 14 Departements verhängte Suspendierung der Geschwornengerichte auf zwei weitere Jahre verlängert. An jenem 14. Juli selbst versammelte Kaiser Napoleon in der Kirche der Invaliden diejenigen Männer, welche er auf chinesische Weise durch ein äußeres Abzeichen als die verdienstvollsten bezeichnen wollte. Dabei celebrierte der Kardinallegat Caprara die Messe ebenso feierlich, wie es am 14. Juli 1790 der konstitutionelle

Bischof Talleyrand gethan hatte. Der militärische Kaiser selbst saß zwischen jenem Stellvertreter des Papstes und dem Erzbischof von Paris auf einem Throne und teilte die Orden aus. Der Naturforscher Lacépède aber hielt als Ordenskanzler die Prunkrede, in der er sich nicht scheute auszusprechen, die Freiheit und Gleichheit, welche das französische Volk am 14. Juli 1789 erobert habe, sei jetzt auf unumstößliche Gesetze gegründet und durch eine volkstümliche Regierung sichergestellt.

Die Anerkennung des neuen Kaisers erfolgte von seiten Preußens, Spaniens und Neapels schon im Anfange des Juli. Auch Österreich zögerte nicht, sie auszusprechen, weil es dadurch Gelegenheit erhielt, anstatt des deutschen Wahlkaisertums, dessen Vorteile mit dem Erlöschen der geistlichen Staaten und mit dem überwiegenden Einflusse Frankreichs auf Deutschland verschwunden waren und vielmehr sich in Lasten verwandelt hatten, ein *österreichisches Erbkaisertum* zu errichten. Die Unterhandlung, welche Napoleon wegen seiner neuen Würde mit Österreich geführt hatte, war durch politische Rücksichten gerechtfertigt. Dagegen beging er einen großen Fehler, als er sich auf den Gedanken bringen ließ, seiner Würde und seiner Person auch die *kirchliche Weihe* zu verschaffen. Pippin und Karl der Große, deren Beispiel er dabei befolgte, standen nicht nur zur Kirche, sondern auch zu ihren christlichen Völkern und zu ihren heidnischen oder mohammedanischen Nachbarn in einem ganz anderen Verhältnisse, als Napoleon zu den Franzosen und zu seinen Nachbarn. Jenen waren Papst und Pfaffen notwendigerweise befreundet, dem Kaiser Napoleon dagegen mußten sie, wie er sich auch stellen mochte, immer als Gegner und Feinde erscheinen, wie er ihnen ein solcher war, wenn sie auch, gewohnt in jede, auch die böseste Zeit sich zu schicken, eine Zeitlang ihn unterstützten. Der Papst verstand sich übrigens erst nach langwierigen Verhandlungen zur Salbung des neuen Kaisers. Ende November kam er nach Paris, und am 2. Dezember wurde von ihm in der Kathedrale dieser Stadt die Salbung des Kaisers und der Kaiserin vorgenommen: daß dabei Napoleon die Krone sich nicht durch den Papst aufsetzen ließ, sondern selbst auf sein und seiner Gemahlin Haupt setzte, wird von seinen Verehrern lächerlicherweise als ein Geniestreich geltend gemacht. Nachdem man bei einer rein politischen Angelegenheit auf die Mitwirkung des Papstes so große Bedeutung gelegt hatte, würde dieser, vorausgesetzt daß die Umstände günstig gewesen wären, aus der bloßen Salbung doch dieselben Folgerungen und Rechte abgeleitet haben, wie aus einer Krönung. Die Festlichkeiten, welche am 2. Dezember und an den folgenden Tagen stattfanden, übergehen wir als ganz unwesentliche Dinge: sie sollen nicht weniger als 85 Millionen Frank gekostet haben. Die große Masse

war, wie gewöhnlich, voll Staunen, Bewunderung und Jubel, und die Lehrmeister der modernen Staatswirtschaft verfehlten nicht zu beweisen, welch einen Aufschwung die Gewerbe durch die sogar unter einem Ludwig XIV. nicht vorgekommene Verschwendung von Geldern erhalten hätten, die doch der zur Arbeit verdammte Teil des Volkes hatte aufbringen müssen.

Die zugleich mit dem Kaisertum geschaffene neue Verfassung war dem Charakter des französischen Volkes nur in der einen Hinsicht angemessen, daß in ihr Verwaltung, Glanz und Gewalt als die wesentlichsten Dinge erschienen. Das neue Reich wurde für ein Privateigentum Napoleons erklärt, welches bei seinem Tode auf einen wirklichen oder adoptierten Sohn desselben übergehen sollte. Wenn er keinen Sohn hinterlasse, sollte ihm zuerst sein ältester Bruder, Joseph, und dessen Nachkommen, nach diesen aber der dritte Bruder, Louis, und dessen Leibeserben nachfolgen, der zweite und vierte Bruder, Lucian und Hieronymus, wurden ausgeschlossen, weil sie sich mit Frauen verheiratet hatten, welche Napoleon nach dem neuen dynastischen Recht nicht für ebenbürtig hielt. Die Glieder der kaiserlichen Familie erhielten den Titel von Prinzen und Prinzessinnen sowie bedeutende Apanagen, so daß sie gleich den Capetingern der letzten Zeit das verderbliche Beispiel von Üppigkeit und Verschwendung geben konnten. Dem Kaiser selbst wurden alle die Einkünfte zugeteilt, welche nach der Verfassung von 1791 dem Könige Ludwig XVI. zuerkannt worden waren, nämlich eine Civilliste von jährlich 25 Millionen Frank und die Nutznießung aller noch vorhandenen Domänen und königlichen Schlösser. Eine zweite Hauptbestimmung der Verfassung bestand darin, daß die unzähligen Würden des byzantinischen Hofes und des romantischen Königtums der Ritterzeit zugleich mit der Erinnerung an Karls des Großen Paladine erneuert wurden, um die beiden anderen Konsuln und alle diejenigen, die sich um Napoleon verdient gemacht hatten, belohnen zu können. Es wurden nämlich erstens unter dem Namen Großwürdenträger sechs Paladine oder repräsentierende Erzbeamte angestellt, welche der Kaiser zu ernennen hatte, und von denen jeder, wenn er nicht schon als Prinz seine Million bezog, jährlich den dritten Teil einer Million aus der Staatskasse erhielt. Napoleon ernannte seinen Bruder Joseph zum Großwahlherrn, seinen Bruder Louis zum Connetable, den Konsul Lebrun zum Erzschatzmeister, den Konsul Cambacérès zum Reichserzkanzler. Die beiden anderen Großwürden, die des Großadmirals und des Staatserzkanzlers, ließ er bis zum 1. Februar 1805 unbesetzt; dann erhielt sein Schwager Murat die erstere, sein Stiefsohn Eugen Beauharnais die andere. Auf die letztere, einigermaßen diplomatische Stelle hatte Talleyrand gerechnet. Er

glaubte sie um so mehr in Anspruch nehmen zu dürfen, als er sich kurz vorher noch das besondere Verdienst erworben hatte, daß er den alten Plunder der byzantinischen und römisch-deutschen Würdenweisheit hatte zusammensuchen lassen, mit welchem das frische und jugendliche Reich eines kräftigen Mannes behängt worden war. Er mußte sich jedoch schmollend mit einem ganz leeren Hofamte abfinden lassen. Ihm wurde nämlich die Stelle eines Großkammerherrn oder eines jener Ämter zugeteilt, deren Inhaber unter dem Titel Großoffiziere des Reiches eine dritte Rangstufe bildeten und in bürgerliche und militärische Großbeamte zerfielen. Zu den ersteren gehörten außer Talleyrand noch Duroc, als Großmarschall des Palastes, Caulaincourt als Oberstallmeister, Berthier als Oberjägermeister, Ségur als Oberceremonienmeister und andere. Auch der Stiefbruder von Napoleons Mutter, der Kardinal Fesch, war als Großalmosenier einer dieser Großoffiziere; er stand an der Spitze der Hofgeistlichkeit, welche gleichfalls mit großem Aufwande wiederhergestellt wurde. Die militärischen Großoffiziere zerfielen in zwei Klassen, in die Marschälle und in acht Generalinspektoren und Generaloberſten. Die Würde der ersteren diente zur Belohnung derjenigen Generale, welche das Kaiserreich geschaffen hatten und es aufrecht erhalten sollten, und ward zugleich gebraucht, um ehrgeizige Generale zu unglaublichen Anstrengungen anzuspornen. Darum vermehrte Napoleon später auch die Zahl der Marschälle, welche ursprünglich auf 18 beschränkt gewesen war. Diese 18 ersten waren: Augereau, Bernadotte, Berthier, Bessières, Brune, Davoust, Jourdan, Kellermann der Ältere, Lannes, Lefebvre, Masséna, Moncey, Mortier, Murat, Ney, Perignon, Serrurier und Soult. Alle die angegebenen Ernennungen wurden gleich im Mai vorgenommen: bald nachher stand schon ein ganzes Heer von andern Beamten ohne Dienst und von Figuranten ohne Würde da, und alle Vorzimmer füllten sich wieder, wie vordem, mit betitelten Lakaien, welche vom Fette des Landes lebten. Am 13. Juli wurde durch das sogenannte Ceremonieengesetz auch ganz genau bestimmt, welche Rangordnung unter allen diesen Leuten bestehen sollte, und welche Ehren dem Kaiser, den Prinzen, den Behörden u. s. w. erwiesen werden müßten.

Was aus den Rechten der Nation und ihrer Vertretung wurde, kann man an einigen wenigen Hauptpunkten der neuen Verfassung erkennen. Der Senat oder das Kollegium von 80 Pfründnern, welches bei der ganzen Kaisermacherei die Hauptrolle gespielt hatte und fortfuhr einen glänzenden Namen aus der Vergangenheit zu parodieren, ward mit Gütern und glänzenden Wohnsitzen in den Departements ausgestattet und erhielt als bloßes Werkzeug des Kaisers alle die Vorrechte, die man einem unabhängigen Körper nicht geben konnte. Ihm

wurde namentlich das wichtigste Recht der Stände und der Parlamente zugeteilt: der Senat sollte nämlich vermittelst zweier Ausschüsse über die persönliche Freiheit der Bürger und über die Preßfreiheit wachen, mit anderen Worten, dafür Sorge tragen, daß jeder Verhaftete vor seinen natürlichen Richter gestellt und jeder Schriftsteller gegen die Willkür der Regierung geschützt werde. Auf welche Weise der servile Senat diese Bewachung der Freiheit vollzog, kann man daraus entnehmen, daß nachher kein Schatten eines freien Gedankens sich zeigen durfte, und daß einige Jahre später die Gefängnisse mit Männern angefüllt waren, welche niemals vor ihren Richter gestellt wurden. Das Tribunat, welches Napoleon für den von ihm geleisteten Dienst noch drei Jahre lang mit erhöhtem Gehalte seiner Mitglieder fortbestehen ließ, wurde zu einem ganz überflüssigen Kollegium gemacht. Es wurde nämlich in drei Sektionen geteilt, welche nur insgeheim und getrennt beraten durften und ihre Ansichten dann durch zwei Mitglieder im gesetzgebenden Körper verteidigen lassen mußten. Auch der letztere mußte über die Vorschläge der Staatsräte und der Tribunen geheim beratschlagen, und der einzige Schein von Öffentlichkeit, welchen Napoleon übrig ließ, bestand darin, daß das Ergebnis dieser geheimen Beratungen in einer öffentlichen Sitzung bekannt gemacht wurde. Die noch ganz demokratische Gerichtsverfassung, welche zu den hergestellten byzantinischen Würden und Hofformen schlecht paßte, blieb bestehen. Doch erhielten die höheren Gerichte den Namen Höfe (Cours), und es wurde ihnen noch ein Staatsgerichtshof beigefügt, welcher aus den Großwürdenträgern, den Großoffizieren, den Prinzen sowie aus einer großen Zahl von Senatoren, Staatsräten und Mitgliedern des Kassationshofes bestand.

8. Umgestaltung der Batavischen, Helvetischen und Italienischen Republik.

Napoleon gab den Franzosen für die eingeführte absolute Monarchie dadurch einen Ersatz, das er ihnen das, was bei ihnen höchstes Ziel der nationalen Wünsche ist, Ruhm und Herrschaft über andere Völker, verschaffte. Zu derselben Zeit nämlich, als er die angegebenen Änderungen im Innern vornahm, benutzte er die Friedensschlüsse von Luneville und Amiens, um die benachbarten Staaten ganz unter die Herrschaft der Franzosen zu beugen und das System des Gleichgewichts und Schwankens, welches bisher auf dem Kontinent gegolten hatte, durch ein System des französischen Übergewichts und seiner eigenen Alleinherrschaft zu ersetzen. Darin liegt auch der Grund, warum die Franzosen ihn noch immer übermäßig preisen: er wars, der sie zur

sogenannten großen, zur herrschenden Nation machte und ihnen dieselbe Stellung auf dem Festlande verschaffte, welche die Engländer auf dem Meere eingenommen hatten.

Unter den Staaten, deren lose Verbindung mit Frankreich Napoleon Bonaparte unauflöslich zu machen suchte, nennen wir zuerst Holland. Dieser Staat war 1795 aus der Gewalt der Engländer in die der Franzosen übergegangen und bildete als sogenannte Batavische Republik eine Provinz des Französischen Reiches. Diese Filialrepublik hatte seit dieser Zeit zwiefaches Unglück zu erleiden. Einerseits wurden nämlich die Holländer von England her ihres Handels, ihrer Kolonieen und ihrer Kriegsflotte beraubt, und andererseits mußten sie nicht nur französische Truppen ernähren, kleiden und besolden, sondern sich zugleich auch gefallen lassen, daß jede politische Veränderung in Paris eine Umgestaltung ihrer Verfassung nach sich zog: Änderungen, die jedesmal ohne alle Rücksicht auf die wirklichen Bedürfnisse des von Frankreich so ganz verschiedenen Landes erfolgten. Auch die 1798 eingeführte Verfassung wurde, nachdem man in Frankreich das Konsulat geschaffen hatte, im Oktober 1801 wieder umgeändert. Die Holländer selbst baten damals den Ersten Konsul um eine Verbesserung derselben: dieser würde ihnen die in Frankreich eingeführte Konstitution gegeben haben, wenn nicht der frühere Advokat Schimmelpenninck, den er zu Rate zog, ihn abgehalten hätte, den Holländern eine absolute Einheit und eine monarchische Regierung aufzudrängen. Durch den Einfluß dieses Patrioten wurden 1801 die alten Provinzen unter dem Namen Departements wiederhergestellt und die Regierung nicht einem Präsidenten, sondern einer aus zwölf Personen bestehenden Behörde übertragen. Dessenungeachtet war diese Änderung nur darauf berechnet, die Holländer an monarchische Forderungen zu gewöhnen, und die Batavische Republik blieb nach wie vor ein von französischen Truppen besetzter Vasallenstaat, welcher von seinen sogenannten Bundesgenossen ausgebeutet ward.

Die Schweiz oder, wie sie seit 1798 hieß, die Helvetische Republik war zu arm geworden, um eine Monarchie bilden oder die Habsucht eines Nachbarn reizen zu können; sie war aber durch ihre Lage zwischen Frankreich und der Lombardei sowie durch die Streiter, die sie für Geld liefern konnte, dem Ersten Konsul wichtig. Sie wurde daher ebenfalls fest an Frankreich geknüpft. Dies geschah auf eine für Frankreich vorteilhafte und für die Schweizer vorerst wenigstens nicht nachteilige Weise. Auch sind alle Parteien darüber einverstanden, daß die von Bonaparte erteilte Verfassung heilsamer war, als diejenige, welche nachmals der Schweiz 1815 durch die Alliierten gegeben wurde.

Die Revolution von 1798 war, obgleich die Macht der Gewohnheit, die alten Vorurteile und die Franzosen das Land nicht zur Ordnung und Ruhe kommen ließen, die wohlthätigste Erschütterung gewesen, welche die Schweiz je erfahren hat. Denn seit derselben gab es dort vorerst wenigstens keine Unterthanen, keine Privilegien und keine herrschenden Familien mehr. Nachdem die Zwietracht bis Ende 1799 fortgedauert hatte, beschloß Bonaparte, auch die Helvetische Republik dem Französischen Reiche mehr unterzuordnen. Von den Häuptern der Helvetischen Republik war Laharpe als schwärmender Demokrat zu diesem Zwecke nicht zu gebrauchen: er wies daher auch diesen Lafayette der Schweiz, obgleich er ihn als einen redlichen Mann achten mußte, zurück und machte dagegen Leute, wie Dolder und Savary, von denen der eine verschuldet und schwelgend, der andere ein lockerer, lustiger Geselle war, zu seinen Werkzeugen. Diese bewirkten im Jahre 1800 zweimal (im Januar und im August) einen Umsturz der bestehenden Verfassung und führten eine neue centralisierende Konstitution ein, welche nach dem Muster der Konsularverfassung Frankreichs gemacht worden war. Bonaparte urteilte jedoch mit Recht, daß eine föderalistische Trennung der Schweizer und eine ihrer früheren Aristokratenherrschaft sich annähernde Regierungsform seinen Zwecken besser dienen werde, als eine junge, kräftige, durchaus freie Nationalität, die sich selbst zu schützen im stande gewesen sein würde. Er schickte daher im Mai 1801 den Schweizern den Entwurf zu einer anderen Verfassung, wobei er zugleich schon zu erkennen gab, daß er Wallis von der Schweiz abreißen und mit Frankreich vereinigen werde. Dieser Entwurf fachte die alte Zwietracht aufs neue an. Auch sorgte Bonaparte selbst dafür, daß dieselbe erhalten und genährt werde; denn da er sich im Luneviller Frieden verpflichtet hatte, den Schweizern die Ordnung ihrer Angelegenheiten zu überlassen, so mußte er, um Österreich nicht zu beleidigen, dahin arbeiten, daß die streitenden Parteien genötigt würden, Frankreichs Einmischung selbst zu fordern. Die eine dieser beiden Parteien, deren Haupt Aloys Reding war, bestand aus den Föderalisten oder den Anhängern des alten Kantonalsystems; die andere oder die sogenannten Centralisten arbeiteten unter der Leitung Dolders, Savarys, Glayres, Rengers und anderer auf eine vollständige bundesstaatliche Einheit hin. Beide Parteien wurden von der französischen Regierung insgeheim unterstützt.

Wenn wir uns auf eine Darstellung des Labyrinths von erbärmlichen Streitigkeiten der einzelnen Kantone und Parteien einlassen könnten, so würde sich leicht beweisen lassen, daß auch in der Schweiz Leidenschaft und Gewinnsucht, Eitelkeit und Neid mächtiger waren, als der Patriotismus: es würde sich zeigen, daß das Einschreiten

der französischen Regierung ebenso entschuldigt werden konnte, wie man einst die Teilung Polens entschuldigt hatte, nämlich mit dem Bedürfnis, Ruhe und Eintracht in ein von Parteien zerrissenes Land zurückzuführen. Wir wollen aber nur kurz berichten, daß, nachdem am 17. April 1802 die Föderalisten von der Regierung verdrängt worden waren, eine neue centralisierende Verfassung eingeführt wurde, die sich unhaltbar zeigte und fremder Hilfe bedurfte. Als sich nämlich verschiedene Kantone gegen die Regierung empörten und die Anhänger der alten und der neuen Verfassung die Waffen gegeneinander erhoben, zog Frankreich im August 1802 plötzlich seine Truppen aus dem ganzen Lande. Dadurch wurde dann die überall herrschende Verwirrung so sehr gesteigert, daß Bonaparte mit einem Machtwort einschreiten konnte. Er ließ im Oktober durch den General Rapp den Schweizern geradezu befehlen, daß Deputierte gewählt und nach Paris gesandt werden sollten, um dort unter seinen eigenen Augen über eine neue Verfassung zu beratschlagen, oder vielmehr um, wie sich nachher zeigte, von seiner Hand die Grundlinien einer neuen Verfassung sich vorschreiben zu lassen. Dieses Machtwort wurde durch 30- bis 40 000 Franzosen unterstützt, welche unter Neys Führung am 21. Oktober in die Schweiz einrückten und bald das ganze Land überschwemmten.

Gegen das Ende des Jahres 1802 erschienen die Schweizer Deputierten in Paris. Ihnen gegenüber zeigte Bonaparte auf glänzende Weise die beiden Eigenschaften, die ihn zum größten Regenten Europas gemacht haben würden, wenn er nicht von der unseligen Leidenschaft des Kriegführens beherrscht gewesen wäre. Diese Eigenschaften waren die unübertroffene Liebenswürdigkeit im Verkehr, durch welche er jedermann, wenn er wollte, zu bezaubern wußte, und die Leichtigkeit, mit der er ohne gelehrtes oder systematisches Studium das Wesen der Nationalitäten und Verfassungen durchschaute und dasjenige, was er sich von Sachkundigen hatte vortragen lassen, in neuer Fassung und Ausprägung als eigene Gedanken vorzubringen und anzuwenden verstand. Er versetzte durch beides die Deputierten in das höchste Erstaunen, gab sich aber dabei das Ansehen, als wenn er, um nicht befehlen zu müssen, alles aufbiete, damit die Schweizer selbst zur Entwerfung einer brauchbaren Verfassung gebracht würden. Das Ende dieser Komödie war, daß er am 11. Februar 1803 dem Schweizer Kongreß eine unter dem Namen einer Vermittelungs- oder *Mediationsakte* versteckte neue Verfassung übergeben ließ, welche gleich den Geboten absoluter Monarchen mit der Formel begann: „In Anbetracht, daß u. s. w., beschließen wir, wie folgt". Die beiden Hauptzwecke der Mediationsakte waren, daß auch in der Schweiz das Alte unter einer

neuen Form wiederhergestellt und zugleich das Land ganz von Bonaparte, der sich Vermittler oder Vormund (médiateur) der Schweiz nannte, abhängig gemacht werde. Wallis blieb von der Schweiz getrennt und bildete fortan eine besondere Republik, bis es 1810 als neues Departement mit Frankreich vereinigt wurde.

Ein am 4. Juni 1803 zwischen Frankreich und der Schweiz abgeschlossener Vertrag und eine Militärkapitulation, welche am 17. September unterzeichnet wurde, brachten dasjenige, worauf es dem Ersten Konsul vor allem anderen ankam, zur Vollendung. Die Schweizer mußten nämlich dafür, daß Bonaparte seine Truppen aus ihrem Lande zurückzog, die Verpflichtung übernehmen, 16 000 Streiter und, wenn es verlangt werde, noch 8000 Mann mehr zum französischen Heere zu liefern. Dadurch wurde also das Söldnerwesen der Schweiz aufs neue in Schwung gebracht. Es befanden sich infolgedessen gleich nachher, ohne die den Franzosen gelieferten Streiter, nicht weniger als 50- bis 60 000 Schweizer in fremden Diensten. Übrigens mußten die Schweizer seine Vermittelung teuer bezahlen; denn es waren ihnen nicht nur alle Waffen durch Ney weggenommen worden, sondern sie hatten auch im November 1802 625 000 Frank als Kriegssteuer entrichten müssen. Dessenungeachtet war, da die Franzosen wirklich abzogen und die Mediationsakte auf verständigen Prinzipien beruhte, in der nächsten Zeit die Schweiz das einzige Land, dessen Bewohner durch die Abhängigkeit von Frankreich nicht bedeutend verloren und in mancher Hinsicht sogar gewannen.

In Oberitalien trat Bonaparte ebenso, wie in der Schweiz, diktatorisch auf. Er ging sogar dort noch viel weiter, als hier, weil er entschlossen war, Oberitalien dem Französischen Reiche einzuverleiben. Er hatte, als er 1800 erobernd in Oberitalien eingedrungen war, die Cisalpinische Republik nur provisorisch wiederhergestellt und sich definitive Gestaltungen vorbehalten. Ein Jahr später (November 1801) wurden alle Notabeln dieser Republik (452 an der Zahl) nach Lyon berufen, um dort unter dem Namen einer Konsulta über eine neue Verfassung zu beraten, oder vielmehr, um Cisalpinien in eine unter Bonapartes Herrschaft stehende Monarchie umzuwandeln und dadurch zugleich die Franzosen an den neuen Erbherrn zu gewöhnen, welcher diesen selbst demnächst gegeben werden sollte. Die Sache hatte große Schwierigkeiten, weil die Italiener auf ihre Nationalität hielten und deshalb nicht einmal auch nur der Form nach französische Unterthanen werden wollten. Bonaparte überwand jedoch diese Schwierigkeiten durch zwei fein ausgedachte Mittel. Er köderte nämlich die Lombarden durch die Aussicht auf ein italienisches Nationalreich, welche während der ganzen Zeit der Fremdherrschaft die Gemüter der Italiener ebenso

entflammte, wie eine ähnliche Hoffnung die der Polen. Außerdem ersah er sich einen geborenen Italiener, der ihm, während er selbst unter dem Titel eines Präsidenten Beherrscher von Oberitalien sein wollte, als Vicepräsident zur Seite stehen sollte. Dieser Mann war der Graf Melzi. Derselbe besaß alle die Eigenschaften, welche sowohl Bonapartes Interesse, als auch das der Italiener erheischte; er war ein vollkommener Hofmann und stand zugleich bei seinen Landsleuten in großem Ansehen, da er nicht nur schon unter Maria Theresia Kammerherr gewesen war, sondern auch die Cisalpinische Republik auf dem Rastatter Kongreß vertreten hatte und überdies als Besitzer der Herrschaft Erile auch zu den Granden von Spanien gehörte.

Zur Ausführung des von Bonaparte entworfenen Planes wurden die Rollen so verteilt, daß Talleyrand und Chaptal, von denen jener Minister des Äußeren, dieser des Inneren war, die Herren der Konsulta durch die Pariser Künste der Unterhaltung und Bewirtung gewinnen sollten, daß aber Bonaparte selbst erst im Januar 1802 nach Lyon kommen wollte, um die Sache zum Schlusse zu bringen. Hier bezauberte er durch seine Persönlichkeit und seine scheinbar alles durchschauende Staatsweisheit die lombardischen Aristokraten ebenso, wie ein Jahr später die nach Paris berufenen vornehmen Schweizer. Dessenungeachtet zeigten sich die schlauen Italiener nicht geneigt, das Oberhaupt des französischen Volkes zum Präsidenten ihres Staates zu erwählen. Talleyrand nahm daher seine Zuflucht zu einem jener diplomatischen Kniffe, auf die er sich so gut verstand. Als nämlich Bonaparte am 26. Januar über die aus Ägypten zurückgekehrten Truppen Heerschau hielt und die meisten italienischen Abgeordneten diesem glänzenden Schauspiele beiwohnten, brachte Talleyrand in einer zu gleicher Zeit einberufenen Versammlung der Konsulta, welcher nicht einmal die Hälfte der Deputierten beiwohnte, den wichtigsten Punkt der ganzen Beratung zur Abstimmung und bewirkte so die Erwählung Bonapartes zum Präsidenten der Cisalpinischen Republik auf zehn Jahre. Es heißt sogar, Talleyrand habe, weil er auch in dieser kleinen Versammlung nicht durchgedrungen sein würde, seinen Zweck nur dadurch erreicht, daß er nicht durch Namensaufruf oder durch Stimmzettel, sondern durch Aufstehen und Sitzenbleiben habe abstimmen lassen.

Bonaparte, welcher sogleich den Grafen Melzi, also einen Italiener, zum Vicepräsidenten ernannte, schmeichelte den getäuschten Italienern dadurch, daß er noch überdies der Cisalpinischen Republik den Namen Italienische Republik erteilte und also die Verwirklichung des Traumes von einer Einheit Italiens in Aussicht stellte. Die der Konsulta vorgelegte und von ihr ohne weiteres angenommene neue

Verfassung wurde schon zwei Jahre später wieder völlig geändert. Überdies hat sich Bonaparte weder in Italien, noch in Frankreich jemals an eine Verfassungsbestimmung gekehrt, wenn dieselbe ihm Hindernisse in den Weg legte. Der französische Herrscher war und blieb unumschränkter Gebieter der Lombarden, und diese mußten ihm nicht nur Truppen stellen, sondern auch ein französisches Heer in ihrem Lande dulden und bezahlen. Dagegen wurden aber doch auch durch den in ihrer Konstitution aufgestellten Grundsatz einer Vertretung des Eigentums, der Industrie und der Wissenschaft die Fesseln des Mittelalters abgeworfen, es kam ein energischerer Zug in ihr ganzes politisches Leben, und der alte Schlendrian der Verwaltung wurde nebst der bisherigen Herrschaft der bloßen Gewalt beseitigt.

Auch die Ligurische Republik erhielt im Frühling 1802 eine neue Verfassung. Sie mußte dabei zugleich die erste Vorbereitung zu ihrer nachherigen Vereinigung mit Frankreich treffen, indem sie genötigt wurde, das Recht der Ernennung ihres Dogen an Bonaparte zu übertragen. Piemont, dessen Schicksal der Erste Konsul aus Rücksicht auf den Kaiser Paul lange unentschieden gelassen hatte, war schon im April 1801 für eine Militärdivision Frankreichs erklärt worden und wurde im September 1802 demselben völlig einverleibt.

9. Der Reichsdeputationshauptschluß.

Während so Bonaparte Holland, die Schweiz und Oberitalien durch sogenannte Verfassungen, die er vorschrieb, zu französischen Vasallenstaaten machte, beugte er auch das veraltete Deutsche Reich unter sein Scepter. Dies geschah dadurch, daß er Rußland noch einmal an die französische Politik zu knüpfen wußte und den Eigennutz und den Souveränitätsdünkel der deutschen Fürsten für seine Zwecke benutzte.

Zwischen Rußland und Frankreich bestand vor und nach der Zeit des Vertrages, welchen die erstere Macht im Juli 1801 mit England abgeschlossen hatte, eine Zeitlang ein gespanntes Verhältnis, obgleich der französische Gesandte in Petersburg, der gewandte und ganz für den russischen Hof geeignete Duroc, von Kaiser Alexander I. sehr freundlich behandelt wurde. Die Regierung des letzteren beharrte auf den Forderungen, welche Kaiser Paul in betreff der italienischen Staaten gestellt hatte. Nachher gestaltete sich jedoch in Italien alles so, daß Rußland zufriedengestellt wurde. Nur Piemont, welches Frankreich nicht herausgeben wollte, blieb ein streitiger Punkt. Auch in betreff dieses Landes beschränkte sich jedoch Rußland zuletzt darauf, eine Entschädigung für den König von Sardinien zu fordern. Als daher die

Friedenspräliminarien zwischen England und Frankreich abgeschlossen worden waren, kam am 8. Oktober 1801 auch ein Vertrag Rußlands mit Frankreich zu stande. Auf diesen folgte sogar drei Tage später eine geheime Übereinkunft, welche als ein Meisterstück der französischen Politik und der diplomatischen Geschicklichkeit Talleyrands zu betrachten ist; denn Rußland und Frankreich teilten sich durch dieselbe in die Herrschaft des Festlands und trafen besonders in betreff Deutschlands solche Verabredungen, daß nicht nur ein völliges Gleichgewicht zwischen Österreich und Preußen hergestellt und letzteres unter die Vormundschaft der beiden verbündeten Mächte gesetzt, sondern auch Frankreich an des deutschen Kaisers Stelle und in noch weit größerem Umfange, als dieser es bisher gewesen war, zum Gebieter und Richter in Deutschland gemacht wurde. In dem ersten Artikel der Übereinkunft beschlossen Frankreich und Rußland die längst ausgesprochene Verteilung der geistlichen Güter in Deutschland nach ihrem Willen zu lenken und auszuführen. Die folgenden fünf Artikel, welche Italien und die Türkei betrafen, setzten auf der einen Seite die Zurückziehung der französischen Truppen aus Neapel fest, enthielten aber andererseits über Sardinien eine so schlau abgefaßte Erklärung, daß man nicht sagen konnte, ob sie zum Vorteile oder zum Nachteile der Selbständigkeit dieses Staates gemacht war. Der siebente und achte Artikel enthielt eine Begünstigung für die Fürsten von Bayern und Württemberg, die sich durch ihre seitherige Politik Anspruch auf den Dank Frankreichs erworben hatten. Es ward ausgesprochen, daß die beiden Fürsten bei der Verteilung der geistlichen Güter vorzugsweise bedacht werden sollten. Für Baden wurde gleich nachher auf Verlangen Rußlands in einer besonderen Übereinkunft dasselbe ausbedungen. Der neunte Artikel verbürgte die Unabhängigkeit der Republik der Jonischen Inseln. Endlich wurde noch in einem besonderen Artikel ein gemeinschaftliches Handeln beider Staaten verabredet, um nicht nur alle Punkte des Vertrages in Ausführung zu bringen, sondern auch, wie man sich ausdrückte, den allgemeinen Frieden herzustellen und das Gleichgewicht der Mächte nebst der Freiheit der Meere aufrecht zu erhalten. Diese geheime Übereinkunft führte also den Kaiser Alexander auf den Weg seines Vaters zurück und machte ihn, ohne daß er selbst es merkte, zu einem Werkzeuge Bonapartes. Sie verschaffte zugleich in Verbindung mit dem Frieden von Amiens, welcher die deutschen Staaten und Österreich jeder Hoffnung auf englische Hilfe beraubte, dem Beherrscher von Frankreich freien Spielraum in Deutschland.

Die zwischen Rußland und Frankreich geschlossene enge Verbindung war kaum bekannt geworden, als unter den deutschen Fürsten, Reichsrittern und Reichsstädten ein schmählicher Wetteifer entstand, die Gunst

des französischen Machthabers und seiner Umgebung zu erbetteln, damit ein jeder bei den vorzunehmenden Verteilungen und Liquidationen möglichst viel gewinne. Anstatt in Wien, Berlin, London oder Petersburg Hilfe zu suchen, wandten sich die deutschen Reichsstände schmeichelnd oder bietend nach Paris, und hier wurde dann ein unerhörter Handel mit deutschem Land und deutschem Blut getrieben. Manche Fürsten und Herren gingen sogar, anstatt Gesandte zu schicken, selbst nach Paris und luden durch ihre persönliche Erniedrigung Schmach und Schande auf die Nation. Wir scheuen uns, die Scenen der Erniedrigung zu beschreiben, welche einer der deutschen Gesandten in Paris, der nassauische Bevollmächtigte von Gagern, treffend und ohne Übertreibung mit der schimpflichsten Strafe im alten deutschen Rechte, dem Hundetragen, verglichen hat. Um aber zu zeigen, welche Mittel man bei Talleyrand und seinen Kreaturen anwandte, und welche Verachtung dieses Benehmen der Regierungen im eigenen Volke erzeugte, führen wir eine Anekdote an, welche damals, mochte sie nun wahr oder erdichtet sein, in ganz Deutschland im Umlaufe war. Der preußische König soll nämlich seinen Ministern, als diese durch eine halbe Million Thaler größere Vorteile in Paris erkaufen wollten, die Antwort gegeben haben: „Was wird Europas Schicksal sein, wenn die Könige mit Ländern Wucher treiben?“ Übrigens spielte Preußen selbst, welches damals nach den Grundsätzen eines Haugwitz, Lombard und Lucchesini regiert wurde, ziemlich dieselbe Rolle, wie die anderen deutschen Staaten. Es erteilte, um sich selbst auf Kosten Deutschlands zu vergrößern, bereitwillig seine Zustimmung zu allen Usurpationen Bonapartes, bewog auch den vertriebenen Erbstatthalter von Holland zur Anerkennung der Batavischen Republik und verständigte sich, ohne auf Kaiser und Reich Rücksicht zu nehmen, durch einen am 23. Mai 1802 geschlossenen Vertrag mit Frankreich über die Entschädigungen, welche ihm selbst und dem Prinzen von Oranien zu teil werden sollten. Ja, der preußische König nahm sogar nach einer Zusammenkunft, die er im Juni mit Kaiser Alexander zu Memel gehalten hatte, und bei welcher zwischen beiden Fürsten ein Bund sentimentaler Freundschaft geschlossen worden war, ohne weiteres die Städte und Landstriche in Besitz, welche bei der großen Abrechnung für ihn und für den Prinzen von Oranien ausersehen worden waren. Österreich und Bayern machten es ihrerseits ebenso.

Da das Deutsche Reich von seinen eigenen Mitgliedern verlassen und verraten wurde, so kann es nicht auffallen, daß die fremden Mächte ganz willkürlich über seine Angelegenheiten schalteten. Am 24. August 1802 erteilte der französische und der russische Gesandte dem Regensburger Reichstage geradezu den Befehl, die Entschädigungs-

angelegenheit in mindestens zwei Monaten zu beendigen, dabei aber alles das, was Rußland und Frankreich über die einzelnen Entschädigungen miteinander verabredet hätten, ohne die geringste Änderung anzunehmen. Im September ließ sich sogar der preußische Gesandte in Paris, Lucchesini, von Bonaparte als Werkzeug gebrauchen, um die Österreicher durch Drohungen aus den von ihnen besetzten Bistümern Passau und Salzburg wieder hinauszutreiben. Lucchesini schloß und unterschrieb nämlich am 5. September, ohne vorher eine Vollmacht seines Königs einzuholen, einen Vertrag mit Frankreich, durch welchen Preußen sich verpflichtete, Österreich nötigenfalls mit Waffengewalt zur Unterwerfung unter die vereinbarten oder vielmehr durch Napoleon Bonaparte diktierten Bestimmungen zu zwingen. Dies wurde dann wieder von Talleyrand sehr schlau benutzt, um die drei bedeutendsten Staaten Deutschlands untereinander zu entzweien: dieser brachte nämlich nicht nur dem österreichischen Gesandten in Paris, Philipp Cobenzl, den Glauben bei, daß Preußen ganz allein an der Sache schuld sei, sondern er gewährte auch den Österreichern eine Entschädigung auf Kosten Bayerns. Ähnlicher Künste und Täuschungen bediente sich auch sein Herr, um Rußland zu täuschen und in der ganzen deutschen Angelegenheit nur seinen eigenen Willen geltend zu machen.

Auf dem deutschen Reichstage wurde viele Monate lang über die Entschädigungsfrage beraten, protokolliert und gestritten; und man würde noch jahrelang in dieser Weise fortgefahren haben, wenn nicht Frankreich und Rußland befehlend eingeschritten wären. Im Oktober 1801 hatte der Reichstag die Sache einem Ausschusse oder, wie man in der Kanzleisprache sich ausdrückte, einer Reichsdeputation übertragen. Dieser Ausschuß war jedoch erst im August 1802 zusammengetreten, nachdem die Fürsten ihre Sache bereits für sich allein in Paris ausgemacht hatten. Am 24. August hatten Frankreich und Rußland den oben erwähnten Befehl erteilen lassen. Obgleich beide Staaten den ganzen Entschädigungsplan längst fest bestimmt hatten und der Reichstag nur der bloßen Form wegen seine Einwilligung geben sollte und konnte, so dauerte es doch noch viele Monate lang, bis dies endlich geschah. Erst nachdem Kaiser Franz II. durch den drohenden Vertrag vom 5. September und durch die Entschädigungen, welche Frankreich und Rußland ihm im Dezember für sich und für zwei ihm verwandte Prinzen bewilligten, von seinem Widerspruch zurückgebracht worden war, kam endlich am 25. Februar 1803 die Entscheidung des Ausschusses oder der sogenannte Reichsdeputationshauptschluß zu stande. Dieser wurde am 24. März genehmigt.

Da das Deutsche Reich selbst schon drei Jahre später unterging,

so bedarf es hier nur der Erwähnung der Hauptveränderungen, welche infolge dieses Reichstagsbeschlusses von 1803 vorgenommen wurden. In betreff der Reichsverfassung ist hervorzuheben, daß zwei der geistlichen Kurfürstentümer (Köln und Trier) ganz aufgehoben und dagegen vier neue weltliche Kurfürstentümer, Salzburg, Württemberg, Baden und Hessen-Kassel, geschaffen wurden. Der Kurfürst von Mainz, Karl Joseph von Erthal, hatte den Koadjutor Karl von Dalberg zum Nachfolger gehabt, und dieser erhielt unter dem Titel eines Kurerzkanzlers anstatt der 171 □-Meilen des ehemaligen Erzstiftes Mainz ein Land von 24 □-Meilen, welches aus dem Fürstentum Aschaffenburg und aus den Reichsstädten Wetzlar und Regensburg bestand. Ob Dalberg, welcher einer der eifrigsten und salbungsvollsten Anbeter Napoleons war und blieb, diese Begünstigung seinem persönlichen Verhalten und der diplomatischen Hilfe, welche Bonaparte von ihm gegen Österreich erwartete, verdankte, lassen wir unentschieden. Einen Fürsprecher hatte er jedenfalls an seinem Neffen, dem nachherigen Napoleonischen Herzog von Dalberg, welcher damals badischer Gesandter in Paris war und als Freund Talleyrands gegen das Reich kabalieren half. Übrigens wurde außerdem noch durch päpstliche Machtvollkommenheit das Primat der deutschen Kirche, welches auf Mainz geruht hatte, neu bestätigt und Regensburg zum Sitze des Primas bestimmt. Durch die mit den Kurwürden vorgenommenen Veränderungen ward das Kurfürstenkollegium von Österreich getrennt: denn unter den zehn Mitgliedern, aus welchen dasselbe fortan bestand, waren vier (der Kurerzkanzler, Bayern, Württemberg und Baden) französisch und eines (Hessen) preußisch gesinnt.

Eingeschlachtet und verteilt wurden alle geistlichen Güter, mit Ausnahme eines Stückes vom bisherigen Erzstift Mainz sowie der Besitzungen des deutschen und des Malteserritterordens, deren Großmeister auch ihren Platz in dem sonst ganz umgestalteten Fürstenrate der Reichsversammlung behielten. Von den 51 Reichsstädten, die es damals noch gab, wurden 45 in die Entschädigungsmasse geworfen, so daß nur sechs (Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg) übrigblieben. Die wichtigsten Territorialveränderungen, welche 1803 vorgenommen wurden, sind folgende: Drei ausländische Fürsten, der Herzog von Modena, der Großherzog von Toscana und der Prinz von Oranien, wurden für den Verlust ihrer früheren Besitzungen durch deutsche Länder entschädigt, die beiden ersteren den Bestimmungen des Luneviller Friedens vom Jahre 1801 gemäß, der dritte infolge der Fürsorge Preußens. Der Herzog von Modena (Herkules III.) erhielt das bisher zu Österreich gehörende Breisgau, welches er dann seinem Schwiegersohne, dem Erzherzog Ferdinand von Österreich, einem

Sohne des Kaisers Franz I., überließ. Für den Großherzog von Toscana (Ferdinand III.), einen Bruder des Kaisers Franz II., wurde das neue Kurfürstentum Salzburg geschaffen, zu welchem auch Berchtesgaden nebst einem Teile der Bistümer Passau und Eichstätt gehörte. Der Fürst von Oranien (Wilhelm V.) erhielt für die in Holland verlorene Erbstatthalterschaft und für seine dortigen Domänen ein aus den Bistümern Fulda und Korvei, der Reichsstadt Dortmund und mehreren Abteien bestehendes Land, dessen Herrschaft er jedoch nicht selbst antrat, sondern seinem Sohne Wilhelm VI. überließ. Österreich erhielt für das von ihm abgetretene Breisgau die Bistümer Trient und Brixen. Preußen wurde für die 48 □=Meilen, die es auf dem linken Rheinufer verloren hatte, mit einem fünfmal größeren Besitze entschädigt. Dieser bestand aus Paderborn, Hildesheim, Quedlinburg, Mülhausen, Nordhausen, Goslar und einigen anderen Landstrichen. Bayern erhielt für die Pfalz und für Jülich ein um 35 □=Meilen größeres Land, welches aus den Bistümern Bamberg, Freising, Augsburg und Würzburg sowie aus vielen kleineren Stiftern und Reichsstädten gebildet worden war. Der Markgraf von Baden, dessen Gesandter in Paris (Dalberg) sich um Frankreich sehr verdient gemacht hatte und auch nachher bei dem Morde des Herzogs von Enghien eine verdächtige, mindestens klägliche Rolle spielte, gehörte zu den am meisten begünstigten Fürsten. Er erhielt so viel, daß der Umfang seines Gebietes fast verdoppelt wurde, nämlich den rechtsrheinischen Teil der Pfalz, das Bistum Konstanz und andere Landstriche. Der Herzog, nunmehr Kurfürst von Württemberg, welcher zugleich bei Frankreich und bei Rußland in großer Gunst stand, wurde für seine Besitzungen im Elsaß durch eine große Zahl von Reichsstädten, Stiftern und Abteien entschädigt. Hessen=Kassel, dessen Kurfürst aus Geiz den Franzosen nicht genug Geld geboten hatte, und Hessen=Darmstadt, das reichlicher geboten und dafür auch reichlicher bedacht wurde, erhielten mehrere kurmainzische Ämter und das Herzogtum Westfalen. Hannover ward, infolge der inzwischen eingetretenen Aussöhnung zwischen England und Frankreich, mit dem Bistum Osnabrück, der Herzog Peter von Oldenburg, ein Anverwandter des russischen Kaisers, mit zwei an seiner Grenze gelegenen Ämtern und mit dem protestantischen Bistum Lübeck bedacht.

Das Schicksal, welches Deutschland 1802 und 1803 erleiden mußte, ist ganz dasselbe, welches kurz vorher dem Polnischen Reiche bereitet worden war. Zwei fremde Mächte verteilten, im Einverständnisse mit deutschen Großen, willkürlich Gebiete des Deutschen Reiches und zwangen den Reichstag, ihre Gewaltthätigkeiten durch ein Gesetz rechtskräftig zu machen. Sie und ihre Freunde im Reiche scheuten sich dabei sogar

nicht, ihre unheilige Hand frevelnd an die zu frommen Zwecken gegründeten Stiftungen und an das Eigentum der Armen und Kranken zu legen. Es wurden nämlich durch den Reichstagsbeschluß vom 25. Februar und 24. März 1803 alle eingegangenen Güter der Klöster und Stifter nicht etwa zur Verwendung für fromme und wohlthätige Zwecke bestimmt, sondern der freien Disposition der Landesherren überlassen. Freilich hatte Deutschland von dem Gewaltstreiche der Franzosen und Russen den Vorteil, daß die zur lächerlichen und zugleich grundverderblichen Karikatur gewordene Vielherrschaft vermindert wurde, daß die Pfaffen ihre weltliche Macht verloren, daß die Pedanterie und Verkommenheit in den kleinen Reichsstädten, das Kleinliche der Duodezstaaten und mancher verjährte Mißbrauch, den man sonst noch bis ans Ende der Welt würde haben fortbestehen lassen, auf immer verschwanden. Dafür hatte aber das Reich auch die Schmach einer unerhörten Demütigung erlitten; zum Besten des Volkes selbst und zum Schutze seiner Rechte war nicht das Geringste ausbedungen worden; Österreich hatte seinen Einfluß verloren, Preußen war ein Schatten dessen geworden, was es zwei Jahrzehnte früher gewesen, und Frankreich war fortan die gebietende Macht in Deutschland.

10. Versuch, San Domingo wieder zu unterwerfen.

Die Ausbreitung der französischen Macht in Europa und die Willkür, mit welcher der französische Gewalthaber in Holland, der Schweiz, Italien und Deutschland verfuhr, machten die Erneuerung der Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich und den Wiederausbruch eines europäischen Krieges unvermeidlich. Bevor wir jedoch zur Geschichte dieses neuen Krieges übergehen, muß noch in der Kürze des mißglückten Versuchs gedacht werden, welchen Bonaparte 1802 unternahm, um den Franzosen ihre wichtigste Kolonie, San Domingo, wiederzuverschaffen.

Die Insel San Domingo enthielt eine aus drei feindlichen Elementen zusammengesetzte Bevölkerung. Dieselbe bestand aus französischen Kolonisten, welche allein berechtigte Bürger waren, aus freien Mulatten und Negern und endlich aus einer großen Zahl von Negersklaven: zwischen den beiden ersteren Klassen von Einwohnern entstand infolge der Beschlüsse, welche die erste französische Nationalversammlung gefaßt hatte, und welche zuerst die Hoffnung der Farbigen auf Gleichberechtigung mit den Weißen aufregte und dann täuschte, im August 1791 ein förmlicher Krieg. An diesem nahmen bald auch die Negersklaven teil, und nun wurde San Domingo eine Stätte der schrecklichsten Grausamkeiten. Zwar suchte die legislative Nationalversamm-

lung, welche Santhonax und zwei andere Deputierte nebst einem kleinen Heere nach San Domingo sandte, dem auf der Insel wütenden Ausrottungskriege dadurch ein Ende zu machen, daß sie den drei Klassen der Einwohner gleiche Rechte gewährte; die Weißen verweigerten aber den Gehorsam und riefen dadurch neue unerhörte Grausamkeiten hervor, durch welche die weiße Bevölkerung fast ganz ausgerottet wurde.

Unter den Negern zeichnete sich von Anfang an ein ehemaliger Sklave, welcher weder lesen noch schreiben konnte, Toussaint Louverture, aus. Dieser wußte es durch seine große Schlauheit dahin zu bringen, daß Lavaux, der Führer des französischen Heeres, an das sich auch viele Neger angeschlossen hatten, ihn als General neben sich duldete und sogar zum Vicegouverneur ernannte. Nachher (1797) bewirkte Toussaint die Entfernung dieses Generals, indem er ihn zum Deputierten in den Rat der Fünfhundert wählen ließ. Von diesem Augenblicke an war Toussaint alleiniger Gebieter im südlichen Teile von Domingo, während der Mulatte Rigaud an der Spitze eines Heeres von Mulatten den Norden der Insel beherrschte und zugleich die von den Weißen herbeigerufenen Engländer sich einiger festen Punkte des Westens bemächtigten.

Gegen die letzteren schickte das Direktorium den General Hedouville mit einem Heere; dieser erlag aber ebenso, wie Lavaux, der Hinterlist des schlauen Negers, welcher fortwährend den Franzosen Ergebenheit heuchelte. Toussaint machte den bedrängten Engländern insgeheim die vorteilhaftesten Anerbietungen für die Räumung der Insel; diese übergaben daher die von ihnen besetzten Plätze nicht den Franzosen, sondern ihm. Hedouville mußte hierauf, da er mit seinem bis auf 4000 Mann zusammengeschmolzenen Heere wenig ausrichten konnte, nach Frankreich zurückkehren. Auch Rigaud, welcher dem Mutterlande treu blieb, wurde von Toussaint immer weiter zurückgedrängt, bis er sich endlich (Juli 1800) genötigt sah, mit seinem Freunde, dem späteren Präsidenten der Mulattenrepublik Hayti, Pethion, ebenfalls nach Frankreich zu gehen. Der verschmitzte Toussaint, welcher immer noch die Miene eines Beamten der Französischen Republik annahm, war also Herr der ganzen Kolonie: er besetzte im Februar 1801 auch noch den spanischen Teil von San Domingo, welcher erst jetzt den Franzosen übergeben wurde, obgleich er schon im Baseler Frieden (1795) abgetreten worden war.

Toussaint sah dessenungeachtet wohl ein, daß er sich gegen Bonaparte auf die Dauer nicht werde halten können. Er spielte daher von diesem Augenblicke an auf San Domingo dieselbe Rolle, welche dieser in Frankreich spielte, und ahmte dabei jeden Schritt des gepriesenen französischen Helden nach. Er berief eine allgemeine Versammlung

und ließ sich nicht nur unter dem Titel Statthalter zum lebenslänglichen Gebieter von San Domingo ausrufen, sondern sich auch das Recht der Ernennung seines Nachfolgers erteilen. Als unumschränkter Beherrscher richtete er eine Verwaltung ein, welche, wenn sie bleibend gewesen wäre, der Insel den verlorenen Wohlstand wiederverschafft haben würde. Er erlaubte den entflohenen Weißen die Rückkehr, verpachtete die Plantagen der Abwesenden, besänftigte die Eifersucht der Mulatten, hielt die rohen Neger in strenger Zucht und führte, um diese zur Arbeit zu zwingen, ein gut ausgedachtes Ackerbausystem und Gemeindewesen ein. Zu seinem Stellvertreter ernannte er für den Westen der Insel den Neger Dessalines, der nachher durch seine Grausamkeiten berüchtigt geworden ist, für den Norden einen anderen seiner Stammesgenossen, Christoph, der sich vor allen anderen Negern als rechtlicher Mann auszeichnete.

Bonaparte war über seinen schwarzen Doppelgänger sehr erbittert, teils weil dieser ihn erraten hatte und ihm zuvorgekommen war, teils weil Toussaint seinen Negern erklärte, daß sie ihre Freiheit nur dann würden behaupten können, wenn sie die Waffen in der Hand behielten. Sobald daher nach dem Abschlusse der Friedenspräliminarien mit England das Meer offen war, beschloß er, San Domingo durch Waffengewalt wieder zu unterwerfen. Er rüstete zu diesem Zwecke ein Heer von 22000 Mann sowie eine Flotte von 46 Kriegsschiffen aus. Gegen eine solche Macht schien jeder Widerstand der Neger unmöglich. Bonaparte übersah aber, daß er es diesmal nicht mit Deutschen und Italienern, welche durch das Klima, durch die Civilisation oder durch die Sorge für häuslichen Wohlstand geschwächt waren, sondern mit rohen Naturmenschen zu thun habe. Außerdem verleitete ihn die reaktionäre Richtung, die er in seiner ganzen Politik eingeschlagen hatte, zu zwei großen Mißgriffen. Er übertrug nämlich die Leitung des Unternehmens einem seiner Angehörigen, dem Gatten seiner Schwester Pauline, dem General Leclerc, welcher dieser Aufgabe durchaus nicht gewachsen war, und er folgte bei den Instruktionen, die er ihm mitgab, den Angaben seines Schatzmeisters Barbé-Marbois, der sich zwar im Finanzwesen brauchbar gezeigt hatte, aber als ehemaliger Marquis und als früherer königlicher Intendant von San Domingo in den Vorurteilen der alten Zeit befangen war.

Sobald das französische Heer, welches in einzelnen Abteilungen nach San Domingo übergeschifft wurde, vollständig gelandet war (April 1802), verwandelte Toussaint in demselben Maße, als die Franzosen vorrückten, alles in Schutt und Asche. Bald nachher ließen sich jedoch Dessalines, Christoph und andere seiner Unterbefehlshaber durch die guten Bedingungen, welche Leclerc anbot, zu dem Entschlusse bewegen,

mit ganzen Scharen ihres Heeres zu den Franzosen überzugehen. Dadurch sah sich auch Toussaint genötigt, Unterhandlungen anzuknüpfen. Am 8. Mai kam ein Vertrag zu stande, nach welchem Toussaint seiner Herrschaft entsagte und sich auf sein Gut Ennery zurückzog, um fortan als Privatmann zu leben. Jetzt war Leclerc Herr der ganzen Insel; er war aber einesteils an Instruktionen gebunden, welche ganz im Interesse der alten Plantagenbesitzer abgefaßt waren, und glaubte andernteils dem treulosen Charakter der Afrikaner nicht trauen zu dürfen, zumal da er durch das Klima und durch das gelbe Fieber einen großen Teil seines Heeres verloren hatte. Toussaint, welcher von Ennery aus in engem Zusammenhange mit den schwarzen Generalen blieb, war und blieb den Franzosen verdächtig. Leclerc beschloß daher, einem Wiederausbruche der Empörung auf türkische Weise zuvorzukommen: er ließ durch einen seiner Generale am 8. Juni den gefürchteten Negerhäuptling zu sich locken und sogleich nach Frankreich bringen, wo derselbe dann von einem Gefängnisse in das andere geschleppt wurde, bis er endlich im April 1803 starb.

Zu derselben Zeit, als Toussaint durch eine abscheuliche Hinterlist in die Gewalt der Franzosen geriet, erlaubten sich diese auch gegen die Negersklaven auf Guadeloupe Lug und Trug. Dort nämlich hatte der General Richepanse den aufständischen Negern die Freiheit versprochen, nichtsdestoweniger aber nachher die Sklaverei wiederhergestellt. Die Neger aus San Domingo erkannten daraus, was sie von der französischen Herrschaft zu erwarten hätten. Sie empörten sich daher im September 1802 unter Dessalines, Christoph und anderen Generalen ihrer Farbe aufs neue. In kurzer Zeit wurden sie Herren der ganzen Insel und drängten die französischen Truppen, welche sehr zusammengeschmolzen waren, in eine Ecke derselben: hier erlag Leclerc am 2. November 1802 dem gelben Fieber; das Kommando übernahm als ältester im Dienste der General Rochambeau, welcher früher Edelmann und Plantagenbesitzer gewesen und deshalb noch mehr als Leclerc auf die Wiederherstellung der alten Verhältnisse bedacht war. Rochambeau glaubte noch dazu, alles durch Gewalt erzwingen zu können, und ließ Grausamkeiten begehen, vor denen die Menschheit schaudert. Er konnte sich jedoch, obgleich er Verstärkungen erhielt, unmöglich auf San Domingo behaupten, weil nach dem Wiederausbruche des Krieges mit England eine englische Flotte erschien und die Insel blockierte. Von den Engländern zur See, von den Negern zu Lande bedrängt, mußte sich Rochambeau, um nicht den letzteren in die Hände zu fallen, im November 1803 den ersteren ergeben, welche dann den Rest seines Heeres kriegsgefangen nach England brachten und sich der französischen Flotte bemächtigten.

Bonapartes Versuch, San Domingo wieder zu unterwerfen, hatte dem französischen Volke nicht nur sehr viele Schiffe, sondern auch 45 000 Mann Landtruppen, 12 000 Seeleute und 3000 Pflanzer gekostet. Seitdem er gescheitert war, blieb auf der Insel San Domingo, welche damals ihren alten indianischen Namen Hayti wiedererhielt, der Negerstaat bis zum heutigen Tage bestehen. Dessalines wurde zuerst als sogenannter Generalgouverneur und dann als Kaiser Beherrscher desselben. Nach seiner Ermordung im Jahre 1806 löste sich der Staat in zwei Gemeinwesen auf: in ein Kaiserreich, dessen Haupt Christoph ward, der unter dem Namen Heinrich I. die Parodie auf das bonapartistische Frankreich weiterführte, und in eine unter der Präsidentschaft Pethions stehende Republik.

11. Wiederausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich.

Der im Jahre 1802 zwischen England und Frankreich geschlossene Friede konnte nicht von Dauer sein, weil beide Teile in ihrer alten Richtung verblieben, also auch einander bald neuen Anlaß zur Feindschaft gaben. Bonaparte erregte die Eifersucht des englischen Volkes, weil er 1802 in Italien, Deutschland und der Schweiz geradezu als Gebieter auftrat und noch dazu im Herbste dieses Jahres den Obersten Sebastiani mit einer für England sehr bedenklichen Mission in die Levante beauftragte. Andererseits fühlte Bonaparte sich dadurch gekränkt, daß die Engländer gegen ihr Versprechen die Insel Malta und das Vorgebirge der guten Hoffnung nicht räumten, weil sie beide Länder als Ersatz für Bonapartes Usurpationen auf dem Kontinent ansahen, und weil sie überdies Malta nicht aus den Händen geben durften, wenn sie im Fall eines neuen Krieges die Herrschaft des Mittelländischen Meeres behaupten wollten. Außerdem schmiedeten die Häupter der Emigranten auf englischem Boden allerlei Anschläge gegen den neuen Machthaber Frankreichs, und dieser ward nicht nur in einer französischen Zeitung, welche die Emigranten dort erscheinen ließen, sondern auch in den englischen Zeitungen selbst fortwährend aufs heftigste angegriffen. Er verlangte von der englischen Regierung die Ausweisung der Verschwörer sowie die gerichtliche Verfolgung der Zeitungen. Da jedoch diese Forderung nach den Bestimmungen der englischen Verfassung nur in sehr beschränktem Umfange gewährt werden konnte, so glaubte Bonaparte, der von einer freien Presse keine Vorstellung hatte, die in England herrschende Aristokratie nehme mehr Rücksicht auf die vertriebenen französischen Prinzen und Edelleute, als auf die im Frieden von Amiens ausdrücklich von ihr anerkannten neuen Verhältnisse von Frankreich. Er half sich also selbst. Die

Zeitungen Frankreichs und seiner Vasallenstaaten mußten die ärgsten Schmähungen gegen England aufnehmen, welche er zum Teil selbst zu diktieren nicht unter seiner Würde hielt: dadurch ward dann aus dem politischen Zwiste zweier Staaten eine Art persönlichen Streits zwischen Bonaparte und der englischen Aristokratie.

Schon im November 1802 war es so weit gekommen, daß sich auf beiden Seiten die Überzeugung von der Unvermeidlichkeit eines neuen Krieges deutlich zu erkennen gab. Die englischen Minister ließen damals ihren König in der bekannten halbdunkeln Sprache der Thronreden öffentlich aussprechen, daß der Zustand von Europa bedenklich sei und bald Rüstungen nötig machen werde. Zu derselben Zeit vertauschten beide Regierungen, was gewöhnlich ein Zeichen von ernster werdenden Verwickelungen ist, ihre nützlichen Gesandtschaften mit glänzenden. England schickte seinen früheren Gesandten beim Kaiser Paul, Lord Whitworth, mit einem zahlreichen Gefolge nach Paris; Bonaparte ersetzte seinen Gesandten in London, den äußerst gewandten und wegen seines Privatcharakters in England sehr geachteten, aber zum bloßen Repräsentieren nicht gemachten Diplomaten Otto durch einen Mann von höherem Rang, den General Andréossy, welcher bei aller seiner militärischen Tüchtigkeit keine diplomatische Erfahrung hatte. Bei den mündlichen Unterhandlungen zwischen Bonaparte und Lord Whitworth leistete der erstere durch seine corsische Heftigkeit und militärische Barschheit den Absichten der englischen Aristokratie einen bedeutenden Vorschub. Bonaparte besaß nämlich nichts von jener Eiskälte, welche ein Diplomat besitzen muß, und seine Verstellungskunst wurde wenigstens zuweilen von der Leidenschaft überwältigt; er ließ sich in den Unterredungen mit Whitworth zu leidenschaftlichen Äußerungen und zu wirklichen Grobheiten hinreißen. Er beleidigte dadurch nicht nur die herrschende Klasse, sondern auch den eigentlichen Kern der englischen Nation; und infolgedessen wurden die Bestrebungen der englischen Aristokratie, der ohnedies die übrigen Klassen zu folgen gewohnt sind, eine Nationalangelegenheit. Es würde zu weit führen, die Unvorsichtigkeiten und diplomatischen Fehler, welche Bonaparte in seinen Unterredungen mit Whitworth beging, näher anzugeben, da sie nur in Bezug auf den persönlichen Charakter des Ersten Konsuls, nicht aber in politischer Hinsicht eine Bedeutung haben: die Dinge hatten damals schon eine solche Gestalt angenommen, daß der Krieg unvermeidlich geworden war. Auch galt es beiden Regierungen nur darum, den Schein zu wahren und in betreff der Verschuldung des Friedensbruches ihre Nationen zu blenden.

Am 11. Mai 1803 reiste Whitworth von Paris ab, und zehn Tage nachher ward der Krieg von beiden Seiten erklärt. Dieser Krieg

wurde, weil beide Teile in gleicher Weise konsequent handelten und sich um Recht und Moral nicht kümmerten, von dem einen wie von dem anderen mit schreienden Ungerechtigkeiten begonnen. Bonaparte eröffnete die Feindseligkeiten damit, daß er, um dem englischen Könige zu schaden, dessen Kurfürstentum Hannover besetzte; so büßten also die Deutschen ihm für das, was die Engländer gesündigt hatten. Zugleich ließ er alle Engländer zwischen 18 und 60 Jahren, die sich im Bereiche seiner Macht befanden, als Kriegsgefangene festnehmen und behandeln. Die englischen Minister dagegen unterstützten die Pläne der französischen Emigranten und stellten ihrer Gewohnheit gemäß schon vor der Kriegserklärung Kaperbriefe aus, so daß sie im Augenblicke derselben viele französische und holländische Handelsschiffe wegnehmen konnten. Bonaparte seinerseits begann wieder kolossale Rüstungen zu einer Landung in England zu machen, die er dann bis zum Herbst 1805 mit großen Kosten fortsetzte.

Das Kurfürstentum Hannover, mit dessen Besetzung die Franzosen den Krieg eröffneten, hatte als bloßes Familieneigentum des Königs Georg III. und als ein zum Deutschen Reiche gehörendes Land mit dem Zwiste zwischen England und Frankreich gar nichts zu thun. Dessenungeachtet nahm sich niemand dieses Landes gegen die schreiende Gewaltthat eines fremden Herrschers an, weil in Deutschland jede Regierung nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht war. Schon dieser Umstand zeigt, wie unglücklich das deutsche Volk war. Noch mehr aber giebt sich der jammervolle Zustand des Deutschen Reiches und die traurige Lage seiner Bürger in der Art und Weise zu erkennen, wie die hannöversche Regierung sich gegen die einbrechenden Franzosen benahm. Diese Regierung war eigentlich eine dreifache. Von London aus herrschte König Georg III., welcher jedoch nur zuweilen thätig eingriff. Ebendaselbst residierte der hannöversche Premierminister, ein Herr von Lenthe, welcher im Namen des Königs die Regierung leitete. In Hannover selbst befand sich ein aus einigen adligen Herren, von Arnswaldt, Graf Kielmannsegge und von der Decken, bestehendes Staatsministerium; dieses überließ aber die ganze Verwaltung dem Kabinettsrat Rudloff, einem Manne des alten juristischen Schlendrians. An der Spitze des Heeres stand der Feldmarschall Graf von Wallmoden-Gimborn, dem es zwar an militärischem Mute und an Erfahrung nicht fehlte, der aber weder Energie besaß, noch eines großen Entschlusses fähig war, weil er nach Art der Höflinge sich stets sorgsam hütete, Anstoß zu geben. Auch hatte er nur über etwa 15 000 Mann zu gebieten, welche noch dazu weder vollständig gerüstet, noch insgesamt im Dienste waren. Alle genannten Männer dachten, als bereits ein französisches Heer unter Mortiers Führung an der

hannöversch-holländischen Grenze aufgestellt worden war, an keine Vorbereitungen zum Schutze des Landes, obgleich Bonaparte längst mit einem Einfalle in Hannover gedroht hatte: sie verließen sich sorglos auf Schrift und Siegel der Friedensverträge und des reichsfürstlichen Rechtes. Nur König Georg war um sein Hannover besorgt und rief den Schutz Preußens an; Friedrich Wilhelm III. verweigerte aber seine Hilfe, indem er alles vermied, was den Franzosen unangenehm sein konnte: nicht der erste, aber einer der schwersten Fehler, welche die preußische Regierung in der näher und näher kommenden so verhängnisvollen Zeit beging. Erst als im April 1803 der bevorstehende Ausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich aller Welt klar vor Augen lag, ließ Lenthe dem Grafen von Wallmoden befehlen, das Heer zu rüsten; diesem ward jedoch dabei zugleich von Rudloff geboten, alles, was Aufsehen — Ombrage nannten es die vornehmen Herren — erregen könne, zu vermeiden. Man stellte sich also, dem Landesherrn zu Gefallen, wie wenn man etwas thun wollte, that aber in Wirklichkeit nichts.

Als endlich aus den Anstalten, welche Mortier traf, die Absicht desselben, in Hannover einzufallen, klar hervorging, geboten die gnädigen Herren in Hannover durch eine am 16. Mai erlassene Verordnung allen Unterthanen bei schwerer Strafe, ohne „alle zu hoffende Begnadigung" die Waffen zu ergreifen. Schon fünf Tage nachher erschraken jedoch dieselben vor den Folgen, welche dieses Gebot für ihre Behaglichkeit und ihre Güter haben könnte. Sie erklärten daher in einem neuen Ausschreiben vom 21. Mai, daß durch die frühere Verordnung kein Volksaufgebot, sondern nur die Aufstellung eines Verzeichnisses aller waffenfähigen Unterthanen behufs Ergänzung und Verstärkung des Heeres beabsichtigt sei. Wie hätte unter solchen Umständen der Befehlshaber des hannöverschen Heeres, auch wenn er der Mann dazu gewesen wäre, energisch handeln können! Wallmoden und das Heer wollten kämpfen, sie kämpften sogar, als Mortier Ende Mai über die Grenze marschiert war, in einem Scharmützel mit Mut und mit Glück; allein die Selbstsucht der privilegierten Stände und der kleinliche, jedem patriotischen und idealen Gefühle unzugängliche Geist der Beamten verschafften auch diesmal wieder dem Gemeinen das Übergewicht über das Große und Würdige. Der Kabinettsrat Rudloff ließ dem Heere gebieten, unthätig stehen zu bleiben, und schickte an Mortier zwei Kommissare, welche unter jeder Bedingung einen Kampf abwenden sollten.

Diese Kommissare schlossen am 3. Juli in Suhlingen eine Kapitulation, nach welcher alles Land bis zur Elbe den Franzosen eingeräumt, alle hannöverschen Truppen aber hinter diesen Fluß zurückge-

zogen und dadurch, daß sie sogleich Waffen, Pferde und Geschütze dem Feinde übergäben, wehrlos gemacht werden sollten: für Bekleidung, Sold und Unterhalt der Franzosen sollte das Land aufkommen. Die Kapitulation bedurfte jedoch der Bestätigung des Ersten Konsuls. Diesen Punkt verschwiegen die weisen Herren des Kabinetts ihrem Oberbefehlshaber, weil sie besorgten, Wallmoden möchte die Ausführung des Vertrages verweigern und also sie selbst und ihre Güter in Gefahr bringen. Wallmoden übergab dem Inhalte der Kapitulation gemäß die befestigte Stadt Hameln dem Feinde, erschrack aber nicht wenig, als er nachher den Artikel wegen der Ratifikation erfuhr. Bonaparte verweigerte diese, nachdem kraft dieses Vertrages doch sein Marschall das Land in Besitz genommen, und Mortier erhielt den Befehl, über die Elbe zu setzen und das hannöversche Heer kriegsgefangen zu machen. Dieser Schmach wollten Wallmoden und sein Kriegsrat sich nicht unterwerfen; sie waren vielmehr entschlossen, durch verzweifelten Kampf wenigstens die militärische Ehre zu retten. Jetzt halfen sich die Herren in Hannover damit, daß sie die Feudalstände, welche ebenso, wie sie selbst, nur an ihre Standesvorrechte dachten, dem Heere auf den Hals schickten, um demselben die Grille von Aufopferung und Nationalehre auszutreiben. Zwei Deputierte der Ritterschaft, von Lenthe und von Wangenheim, erschienen beim Heere, gerade als dasselbe im Begriffe war, den Franzosen den Übergang über die Elbe streitig zu machen. Diese Herren erklärten dem Heere, daß, wenn die Truppen sich ruhig entwaffnen ließen, die Stände für ihren Unterhalt sorgen würden, daß aber die Soldaten, wenn sie sich wehrten und dadurch, wie sich die edlen Herren ausdrückten, Unglück über das Land brächten, nichts zu erwarten hätten. Als die Armee dessenungeachtet Miene zum Kampfe machte, säte man Zwietracht unter den Soldaten aus und trieb zwei Reiterregimenter zur Aufkündigung des Gehorsams, was unter solchen Umständen allerdings nicht zu verwundern war. Jetzt fügten sich die Führer des Heeres, und am 5. Juni wurde zwischen Wallmoden und Mortier bei Artlenburg auf einem Elbboote eine neue Kapitulation geschlossen, vermöge deren die Soldaten ohne Kriegsgefangenschaft entlassen, Waffen, Pferde und Kanonen aber den Franzosen übergeben wurden. Von diesem Augenblicke an hatte Hannover von seiten der Franzosen einen systematisch organisierten Druck zu erleiden. Diese systematische Plünderung des Landes ward den Franzosen noch dadurch erleichtert, daß jeder Beamte auf seinem Posten blieb und ihnen als Gehilfe diente. Wie hart dieser Druck war, mag daraus ermessen werden, daß in der zweiten Hälfte des Jahres 1803 achtzehn Millionen Frank bar bezahlt werden mußten, daß einzelne französische Offiziere monatlich bis zu 270 *M* für ihren

Tisch erpreßten, und daß man das französische Heer, welches auf Kosten der Einwohner unterhalten wurde, bald bis auf 30 000 Mann vermehrte. Auch die Hansestädte wurden damals zu starken Geldzahlungen genötigt und ein Stück ihres Gebietes ohne weiteres besetzt.

Die Besetzung Hannovers durch die Franzosen machte der Welt auch den traurigen Zustand der preußischen Regierung aufs neue erkennbar. Der König von Preußen, an dessen Hofe der gewandte Laforest französischer Gesandter war, wollte es wie immer mit keinem der kriegführenden Teile verderben und ward in seiner schwankenden Politik von den drei Intriganten Haugwitz, Lucchesini und Lombard bestärkt, welche den Franzosen in die Hände arbeiteten. Man schickte Lombard, um den Ersten Konsul zur Räumung Hannovers zu bewegen: er ließ sich aber von Bonaparte mit der Hoffnung täuschen, daß Hannover preußisch werden könne. Dagegen bot man dem Ersten Konsul die Bürgschaft Preußens und Rußlands dafür an, daß er während seines Krieges mit England von keiner andern Macht angegriffen werden solle; Rußland betrieb aber gerade damals eine Verbindung mit Österreich, deren Zweck unter anderem die Vertreibung der Franzosen aus Hannover sein sollte. Preußen suchte ferner im Oktober 1803 einen Bund mit Frankreich zu schließen, ließ sich aber schon im November durch Rußlands Drohungen wieder von diesem Plane abschrecken. Doch kam im Dezember endlich zwischen Frankreich und Preußen eine Übereinkunft zu stande, nach welcher Bonaparte nach wie vor der Gebieter von Norddeutschland blieb, Preußen aber mit dem leeren Versprechen abgespeist wurde, daß es bei allen Unterhandlungen über das Schicksal von Hannover zu Rate gezogen werden solle; inzwischen hatten die Franzosen sich auch Kuxhavens und Ritzebüttels, also der Elbmündung, bemächtigt. Vom Reiche geschah, wie natürlich, ebensowenig, und in Wien sah man es vielleicht lieber, daß die Franzosen in Hannover waren, als daß die Preußen eingerückt wären.

Während Bonaparte und Talleyrand den König von Preußen durch das ihn beherrschende Kleeblatt in ihre Netze zogen und mit der ganzen übrigen Welt entzweiten, zwangen sie vermittelst eines ganz verächtlichen Werkzeuges auch Spanien, sich zur Bekämpfung Englands gebrauchen zu lassen. Godoy, welcher Spanien beherrschte, hatte beim Wiederausbruche des Krieges zwischen England und Frankreich sein Vaterland von der 1796 übernommenen Verpflichtung, den Franzosen Truppen und Schiffe zu stellen, loszumachen gesucht und war sogar mit England in Unterhandlung getreten. Als jedoch Bonaparte infolgedessen ein Heer an den Pyrenäen aufstellen ließ und einen in seiner Art sehr merkwürdigen Brief an den spanischen König selbst schrieb,

fügte sich Godoy in die Umstände. In jenem Brief stellte Bonaparte dem Könige mit nackten Worten die Schande seines Hauses und seiner Regierung dar und forderte drohend die Entfernung Godoys. Der letztere verstand zwar, den Brief der Kenntnis des Königs durch einen wahren Gaunerstreich zu entziehen, ohne ihm denselben geradezu vorzuenthalten: er ging aber doch, um sich zu retten, auf alles, was man forderte, ein. Im Oktober 1803 ward demnach ein neuer Vertrag geschlossen, in welchem Godoy die Kräfte Spaniens noch einmal den Franzosen zur Verfügung stellte. In diesem Vertrage wurden Spanien und Portugal zwar für neutral erklärt, ersteres übernahm aber die Verpflichtung, monatlich sechs Millionen an Frankreich zu zahlen und zugleich dafür zu sorgen, daß auch Portugal jeden Monat eine Million an Frankreich entrichte. Beide Staaten sollten also den Franzosen auf mittelbare Weise Hilfe gegen England leisten. Die Engländer ließen sich jedoch durch die scheinbare Neutralität, unter welcher diese Hilfe versteckt wurde, nicht täuschen. Sie nahmen im Oktober 1804, ohne eine Kriegserklärung erlassen zu haben, vier Schiffe der spanischen Silberflotte weg und zwangen dadurch Spanien zur unmittelbaren Teilnahme am Kriege. Im Dezember 1804 erklärte nun das spanische Kabinett den Krieg an England, und im Januar 1805 schloß es zu Aranjuez einen Bundesvertrag mit Frankreich, infolge dessen das durch die bisherigen Zahlungen bereits erschöpfte Land auch noch 30 Kriegsschiffe den Franzosen zur Verfügung stellte.

Mit dem russischen Kaiser Alexander I. zerfiel Bonaparte nicht nur wegen der Besetzung von Hannover, sondern auch wegen anderer Dinge. Alexander sah endlich ein, daß jener Vertrag, welcher zwischen ihm und Bonaparte im Oktober 1801 geschlossen worden war, und in welchem Frankreich versprochen hatte, die Angelegenheiten in Deutschland und in Italien nur im Einverständnis mit Rußland zu ordnen, diesem nur dazu gedient hatte, Rußland als Werkzeug in Deutschland zu gebrauchen. Außerdem ward er durch die Willkür beleidigt, mit welcher Bonaparte, ohne Rücksicht auf die in jenem Vertrage erteilten Versprechungen, in Italien verfuhr. Dieser schaltete dort allenthalben über Land und Leute und bedrohte noch dazu von dort aus die unter russischem Schutze stehende Republik der Jonischen Inseln. Er ließ beim Beginne des Englischen Krieges nicht nur Ancona im Kirchenstaat, Otranto und Brindisi im Neapolitanischen besetzen, sondern auch an der ganzen Küste des Königreichs Etrurien Batterieen errichten und behandelte das letztere Land, in welchem seit dem Mai 1803 der minderjährige Sohn des von ihm eingesetzten Prinzen Ludwig von Parma, Karl Ludwig, unter der Vormundschaft seiner Mutter regierte, ganz wie eine französische Provinz. Als daher durch die Besetzung von

Hannover die Hansestädte und mit ihnen der russische Handel sowie zugleich die mit Rußlands Kaiser verwandten Herzöge von Oldenburg und Mecklenburg in Gefahr kamen, trat zwischen Bonaparte und Alexander eine solche Spannung ein, daß der letztere schon im Juli 1803 mit Krieg drohte. Diese Spannung wurde durch die Leidenschaftlichkeit des Ersten Konsuls noch vergrößert. Derselbe ließ sich nämlich gegen Alexanders Gesandten in Paris, Markow, welcher Verbindungen mit den französischen Royalisten unterhielt und sich in den Salons mit großer Unvorsichtigkeit über Bonaparte aussprach, zu ähnlichen Ausbrüchen seines Zornes hinreißen, wie er früher gegen den englischen Gesandten Whitworth gethan. Infolgedessen wurde Markow im November 1803 abgerufen und durch einen bloßen Geschäftsträger, Herrn von Dubril, ersetzt.

Im Frühjahr 1804 führte endlich die Ermordung des Herzogs von Enghien den völligen Bruch herbei. Alexander, dessen weiches Gemüt von dieser That aufs heftigste getroffen wurde, legte bei der Nachricht von derselben sogleich mit seinem ganzen Hofe Trauer an, empfing den französischen Gesandten, General Hedouville, bei der nächsten Audienz in Trauer und erließ an die französische Regierung eine sehr ernste Note. Zugleich forderte er den Regensburger Reichstag auf, wegen der schreienden Verletzung des deutschen Bodens eine Genugthuung zu verlangen. Außer dem russischen Kaiser nahm sich nur der König Gustav IV. von Schweden, wiewohl freilich nach der Art eines seiner Geisteskräfte nicht mehr ganz mächtigen Mannes, des schwer beleidigten Reiches an; alle übrigen Reichsstände dagegen und der deutsche Kaiser selbst blieben stumm und hatten nur den Wunsch, den Riß mit Worten zuzustopfen und die Sache womöglich ganz einschlafen zu lassen. Talleyrand hatte daher ganz recht, als er der dem Reichstage übergebenen russischen Note die Erklärung entgegensetzte, daß der russische Kaiser in dieser deutschen Angelegenheit nicht mitzusprechen habe, solange nicht das Reich selbst sich über die Sache beklage und jene Bürgschaft deutscher Unabhängigkeit anrufe, welche Alexander von seiner Mitwirkung bei der neuen Einrichtung des Reiches herleitete. Dagegen wurde die in Paris überreichte russische Note auf ungeschickte Weise beantwortet, weil Bonaparte selbst die Antwort diktierte und auch bei dieser Gelegenheit wieder seine persönliche Leidenschaft in eine rein politische Angelegenheit mischte. Es wurde nämlich in der Erwiderungsnote nach der erwiesenermaßen falschen, ja abgeschmackten Voraussetzung, daß England bei Pauls I. Morde beteiligt gewesen sei, die Frage ausgesprochen, ob sich denn Rußland bedacht haben würde, die Anstifter jenes Mordes aufheben zu lassen, wenn dieselben sich ganz nahe an der russischen Grenze befunden haben würden. Man erinnerte also das

sehr empfindliche Gemüt Alexanders auf harte Weise an die Ermordung seines Vaters. Rußland antwortete am 21. Juli durch eine Note, in welcher die Fortdauer seiner Freundschaft mit Frankreich an die Bedingung geknüpft war, daß die Franzosen Hannover räumen, dem Könige von Sardinien eine Entschädigung für Piemont gewähren und die italienischen Angelegenheiten in Gemeinschaft mit Alexander ordnen sollten. Auf diese Note erfolgte eine Antwort, bei der sich wieder nicht verkennen ließ, daß sie vom Kaiser Napoleon selbst ausging. Jetzt hörte der Verkehr zwischen Rußland und Frankreich auf, und wenn es auch erst später zu einer Kriegserklärung kam, so geschah dies doch nur aus dem Grunde, weil Rußland mit der neuen Koalition, welche England damals betrieb, noch nicht im reinen war.

Im Deutschen Reiche hatte zwar Kaiser Franz auf Betreiben Rußlands endlich einen Schritt gethan, um die Verletzung des Reichsgebietes nicht ungeahndet zu lassen. Dies geschah jedoch nur zum Scheine und ward deshalb auch sogleich beim französischen Kabinett durch die Erklärung entschuldigt, daß man die Sache zwei Monate lang zu vertagen wissen und dadurch der Vergessenheit anheimgeben werde. Außerdem bewog Talleyrand die badische Regierung vermittelst ihres Gesandten in Paris, des Herrn von Dalberg, beim Reichstage auszusprechen, die französische Regierung habe ihr so genügende Auskunft über die Sache gegeben und sich überdies bei der deutschen Teilungsangelegenheit um das Reich so verdient gemacht, daß man der von Rußland eingereichten Note keine weitere Folge geben dürfe. Mit dieser Erklärung des zunächst beteiligten Reichsstandes erhielt die ganze Sache, welche dem Reichstage sehr fatal gewesen und alle seine Künste, mit Anstand nichts zu thun, in Anspruch genommen hatte, ihr Ende.

Unterdessen verfolgte Napoleon seinen Plan einer Landung in England, über dessen ernste Meinung später viel gestritten worden ist, mit rastloser Thätigkeit. Er ließ an der West- und Nordküste von Frankreich großartige Befestigungswerke anlegen, Tausende von Transportfahrzeugen zusammenbringen, Vorräte über Vorräte aufhäufen, alle Kriegsschiffe bereit halten, eine Heeresmasse von 200 000 Mann ausrüsten und dieselben zum Dienste auf der See einüben. Allen diesen kolossalen Anstalten lag jedoch, nach unserer Überzeugung,*) nur schein-

*) Diese Überzeugung wird wohl jetzt wenig mehr geteilt. Daß es Napoleon Ernst gewesen, geht aus der sehr ausführlichen Darstellung bei Thiers hervor, welcher zu mißtrauen kein Grund vorliegt; auch Häusser, Deutsche Geschichte, 2. Aufl. II, p. 473 ff., spricht sich ebendahin aus und führt das Zeugnis des Marschalls Marmont an, nach welchem dieser Landungsplan eine langgenährte Lebenshoffnung Napoleons gewesen. Um eine europäische Koalition, deren Operationsfeld

bar die Absicht einer Landung in England zu Grunde. Der wirkliche Zweck war ein ganz anderer. Einesteils sollten die Engländer in Schrecken gesetzt und zu Gegenanstalten genötigt werden, welche ihrem Handel und ihren Gewerben verderblich waren: andernteils aber wollte Napoleon, da er die Entstehung einer neuen Koalition voraussah, zur rechten Zeit Vorbereitungen für einen Kontinentalkrieg treffen und diese durch den Lärm seiner Rüstungen gegen England verdecken, damit er nachher ganz unerwartet über den nächsten Feind, dessen Sorglosigkeit er kannte, herfallen könne. Darum wurden auch in Holland ähnliche Maßregeln, wie an der französischen Küste ergriffen und ein kampfbereites Heer unter Marmont zusammengezogen. Die Engländer boten zwar ihrerseits alles auf, um die an der französischen Küste hergerichteten Verteidigungsanstalten nebst den gesammelten Flotten und Vorräten zu vernichten; sie konnten aber ihren Zweck nicht erreichen und bereiteten noch dazu ihrem Feinde den Triumph, daß sogar ihr gepriesener Seeheld Nelson, als er einen Angriff auf Boulogne unternahm, mit Verlust zurückgeschlagen wurde.

Die englische Oligarchie bewährte übrigens auch damals den feinen Takt, mit welchem sie ihr Interesse unter allen Umständen zu sichern weiß. Sie sah ein, daß Addington und seine Kollegen dem Diktator von Frankreich und seiner rücksichtslosen Politik nicht gewachsen seien, daß man den energischen Pitt mit seinem Franzosenhaß wieder ans Ruder berufen müsse. Im Mai 1804 mußte Addington mit seinen Kollegen zurücktreten, und Pitt wurde mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. König Georg III. hatte sich nur sehr ungern in die Notwendigkeit gefügt, den ihm durch seinen Eigensinn und seine Herrschsucht so lästig gewordenen Pitt noch einmal als Minister anzunehmen. Um so hartnäckiger verweigerte er dagegen seine Zustimmung dazu, daß wegen der Größe der drohenden Gefahr die Tories und die Whigs zu gemeinschaftlichem Handeln in einem Koalitionsministerium vereinigt werden sollten. Er gab die Bildung des neuen Ministeriums nur unter der ausdrücklichen Bedingung zu, daß der ihm tödlich verhaßte Fox, welcher dem Geiste der Zeit huldigte, in demselben keinen Platz erhalte, und daß von einer Emancipation der Katholiken keine Rede sein dürfe. Um ihn bei guter Laune zu erhalten, ließen die neuen Minister gleich anfangs durch das Parlament den Beschluß fassen, daß die Schulden des Königs zum siebentenmal aus dem Säckel des Volkes bezahlt werden sollten.

Pitt betrieb mit dem größten Eifer die Bildung einer neuen Ko-

---

an der Donau oder allenfalls am Rhein liegt, zu „überfallen", sammelt man doch keine Truppen und Schiffe in Boulogne.

alition gegen Frankreich. Als ihr Zustandekommen nicht mehr zweifelhaft war, hielt Napoleon, welcher gerade damals die Gründung des Kaiserreichs durch seine Krönung vollendet hatte, aus politischen Gründen für gut, den Schritt zu wiederholen, den er nach der Errichtung des Konsulats im Jahre 1801 gethan hatte. Er suchte nämlich bei alledem, was er zur Vergrößerung seiner Macht oder zur Erhebung seiner Familie that, sich stets den Schein zu geben, als wenn er durch die Feinde Frankreichs oder durch das Bedürfnis der Zeit dazu gedrängt worden sei. Um also auch die Schuld des neuen Krieges und seiner Ausdehnung von sich abzuwälzen, schrieb er im Januar 1805 einen eigenhändigen Brief an König Georg, in welchem er diesen dringend zum Frieden ermahnte. Die ablehnende Antwort des englischen Ministeriums war höflicher, als die im Jahre 1800 erteilte. Sie ward, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen, zugleich mit Napoleons Schreiben dem Senat übergeben, welcher dann die ganze Sache umständlich verhandeln mußte.

12. Bildung der dritten Koalition; Königreich Holland und Königreich Italien.

Während Napoleon sich durch die umfassenden Maßregeln, die er für den drohenden Kontinentalkrieg ergriff, den Sieg im voraus sicherte, vergeudete die morsche Aristokratie Europas, welche diesmal einem ungeheuren Bankrott entgegentrieb, ihre Zeit mit luftigen Projekten über das, was nach dem Siege geschehen sollte. Nur William Pitt zeigte sich auch damals allen übrigen Staatsmännern ebenso im Kabinett überlegen, wie Napoleon allen Generalen im Felde überlegen war: er ließ sich durch alle jene Pläne nicht irre leiten, that sogar, als wenn er auf sie eingehen wollte, brachte sie aber am Ende auf diejenigen Punkte zurück, welche des für eine neue Koalition auszugebenden Geldes wert schienen. Sobald Napoleon sah, daß Pitt seinen Zweck erreichen werde, nahm er im Moniteur gegen die legitimen Fürsten den höhnenden revolutionären Ton der Schreckenszeit an, um seine kriegerische Nation ebenso, wie 1793 und 1794 geschehen war, in diejenige Stimmung und Bewegung zu versetzen, die ihr jedes Opfer leicht erscheinen ließ.

Am härtesten traf sein Hohn den König Gustav IV. von Schweden, welcher bei allem seinem edlen Eifer für das Recht sich stets lächerlich machte, weil er so sehr von fixen Ideen beherrscht wurde, daß er jeder vernünftigen Vorstellung und jeder Rücksicht der Klugheit sein Ohr verschloß. Er spielte die Rolle eines politischen Don Quichotte und wurde durch die lächerliche Art, wie er seinen Haß gegen Frankreich

an den Tag legte, zum allgemeinen Gespött. Als Bonaparte ihn dafür durch einen Artikel des Moniteur höhnend zurechtwies, jagte er im September 1804 den französischen Geschäftsträger aus seinem Reiche fort, wobei er in seinem Schreiben an diesen den Beherrscher des Französischen Reiches den Herrn Bonaparte nannte. Im Frühling des folgenden Jahres schickte er dem Könige von Preußen den schwarzen Adlerorden zurück, weil dieser auch dem Kaiser Napoleon erteilt worden war. Einen wirklichen Triumph feierte er über Preußen, als er im Dezember 1804 und im Januar 1805 sich durch Verträge verpflichtet hatte, den Engländern für ein Subsidium von 80 000 Pfund Stralsund als Stapel- und Waffenplatz einzuräumen und russische Truppen in Pommern aufzunehmen. Obgleich nämlich das preußische Kabinett auf die Anzeige davon zweimal drohend erklärt hatte, daß es keine Rüstungen gegen Frankreich an seiner Grenze dulden werde, blieb es doch nachher ruhig.

Im April 1805 kam endlich die neue Koalition zwischen England, Rußland und Schweden zu stande. Die Verbündeten wollten ein großes Heer aufstellen, das England bezahlen werde, und durch welches die Franzosen aus Deutschland, Holland, der Schweiz und Italien fortgetrieben werden sollten. Zugleich hatten sie ein Teilungsprojekt verabredet, welches später in den Jahren 1814 und 1815 wieder hervorgesucht worden ist. Die Lombardei und Venedig sollten an Österreich, Belgien an Holland, Nizza, Genua und Savoyen an Sardinien kommen. Der ganze Plan setzte die Mitwirkung des österreichischen Heeres voraus. Auch war Österreich bereits mittelbar bei der Sache beteiligt. Seine Regierung hatte schon im November 1804 einen sogenannten Defensivvertrag mit Rußland geschlossen und nachher nicht nur Feldzugspläne verabredet, sondern auch Rüstungen gemacht, welche den französischen Kaiser zu mehrmaligen Anfragen bestimmten. Das österreichische Kabinett suchte auch Preußen in den Bund gegen Frankreich hineinzuziehen. Es schickte zu diesem Zwecke seinen gewandtesten Diplomaten, den Grafen Metternich, nach Berlin. Preußen schien damals endlich aus seinem Schlummer erwachen zu wollen. Ein Teil des Adels, besonders ein durch Charakter und wahrhaft patriotischen Sinn ausgezeichneter Mann, der Freiherr vom Stein, hatte sich für ein entschiedenes Handeln erhoben; die Königin Luise, sowenig sie sich bisher in die Politik gemischt hatte, hatte diese patriotische Regung unterstützt; und Haugwitz war in der Leitung der Geschäfte durch Hardenberg ersetzt worden. Dieser Wechsel der Dinge konnte jedoch bei dem ängstlichen Wesen des Königs um so weniger dauerhaft sein, als die patriotische Partei, deren Kern vorerst noch aus genialen Wüstlingen bestand, mehr Begeisterung als Ernst zeigte.

Haugwitz behielt, obgleich er sich auf seine Güter nach Schlesien begeben hatte, seinen Einfluß und wußte in Verbindung mit seinen verschmitzten Freunden den König bald wieder einzuschläfern. Preußen, in einem unheilvollen Neutralitätssystem ohne klares Wollen befangen, reifte seinem Untergange entgegen.

Gerade zu dieser Zeit, als die Hauptrepräsentanten der alten monarchischen Zeit noch einmal einen Angriff auf Napoleon rüsteten, schuf dieser eine neue Reihe von Herrschern aus seiner Familie. Der neue Kaiser kam nämlich nach seiner Krönung ganz natürlich auf den Gedanken, auch in den französischen Vasallenstaaten das System einer absoluten Monarchie einzuführen; dies gab ihm dann zugleich Gelegenheit, seine Angehörigen mit Land und Leuten zu versorgen. In Holland konnte dies, weil man seit langer Zeit an republikanische Formen gewöhnt war, nur dadurch geschehen, daß die Einwohner erst durch die monarchische Regierung eines Landsmanns auf die Herrschaft eines Franzosen vorbereitet wurden. Dazu hatte Napoleon sich den holländischen Gesandten in Paris, Schimmelpenninck, ersehen, welcher nicht nur bei ihm selbst, sondern auch in Holland sehr viel galt. Die Ausführung seines Planes begann er damit, daß er Ende 1804 die holländische Verfassung und Regierung in seinen Zeitungen schmähen ließ. Zugleich mußten seine Generale und Agenten in Holland den alten Parteizwist aufs neue anfachen, damit die Regierung in ihren Schritten gehemmt und so ein Vorwand gegeben werde, die Einführung einer Monarchie zu fordern. Dann erklärte er dem wackeren Schimmelpenninck, daß Holland, um im französischen Staatensystem einen Platz einnehmen zu können, alle Reste seiner alten Provinzial- und Föderativverfassung abschaffen und sich in eine Monarchie umwandeln müsse. Zugleich bot er diesem Manne selbst diese monarchische Gewalt in Holland an. Schimmelpenninck sah jedoch recht gut ein, daß er nur dazu dienen solle, die letzten Reste der Freiheit seines Vaterlandes zu vertilgen und die Willkürherrschaft eines Franzosen vorzubereiten. Er lehnte daher nicht nur den Antrag ab, sondern wagte auch die Sache seines Vaterlandes dem Kaiser gegenüber mit Nachdruck zu führen. Als hierauf Napoleon mit der Einverleibung Hollands in Frankreich drohte, fügte sich Schimmelpenninck zwar in die Notwendigkeit, suchte aber zu retten, was noch zu retten war. Er erlangte jedoch nichts weiter, als daß er selbst die Oberherrschaft unter dem hergebrachten und bescheidenen Titel eines Ratspensionärs übernehmen durfte. Diese Herrschaft ward ihm auf fünf Jahre verliehen, und zwar in der Weise, daß ihm ein Staatsrat von fünf bis neun Männern zur Seite stehen sollte, der gesetzgebende Rat aber, dessen Mitglieder den Titel der „Hochmögenden" erhielten, um die Hälfte

seines bisherigen Bestandes verringert wurde. Die in Paris verfertigte neue Verfassung ward dem Volke zur Bestätigung vorgelegt, und die Abstimmung desselben fiel natürlich nach Wunsch aus: um so mehr, als man auch diesmal wieder alle diejenigen, welche gar nicht stimmten, den Bejahenden zuzählte. Am 15. März 1805 wurde die neue Verfassung proklamiert. Schon ein Jahr nach ihrer Einführung aber wurde sie wieder über den Haufen geworfen und Holland mit der Herrschaft eines Napoleoniden beglückt.

Mit der Umwandlung der Italienischen Republik in eine Monarchie ging es rascher und leichter. Der Vicepräsident derselben, Melzi, wurde nebst einer Anzahl von Notabeln bei Gelegenheit der Kaiserkrönung nach Paris entboten, um dort als sogenannte Konsulta über eine neue Verfassung zu beraten. Diese Notabelnversammlung trug, obgleich sie gar keine Vollmacht zu einem solchen Schritte hatte, am 18. März 1805 dem Kaiser folgenden Beschluß vor: „Die Italienische Republik ist in eine Monarchie umgewandelt und Napoleon zum König von Italien ernannt. Dieser ist eingeladen, nach Mailand zu kommen, um sich dort krönen zu lassen und das neue Reich einzurichten. Die Krone von Italien soll jedoch bei Napoleons Tode wieder von der französischen Krone getrennt werden." Der Kaiser nahm die dargebotene Krone an und ließ sich von den Mitgliedern der Konsulta sogleich den Eid der Treue leisten. Zu seinem Stellvertreter in Italien ernannte er diesmal nicht, wie früher, einen Italiener, sondern seinen Stiefsohn, Eugen Beauharnais, der zwar noch jung und ohne alle Erfahrung war, aber auch in Italien nicht regieren, sondern nur repräsentieren sollte. Napoleon selbst leitete von Paris aus die Regierung des neuen Königreichs. Wie wenig er sich dabei an dessen Verfassung band, kann man daraus ermessen, daß er einst über die gesetzgebende Behörde Italiens äußerte, man könne auf eine Versammlung von dummen Jungen (polissons) keine Rücksicht nehmen.

Im April reiste er nach Mailand, um sich dort die eiserne Krone der Lombarden aufzusetzen, mit welcher einst die deutschen Könige gekrönt worden waren. Kurz vorher hatte Papst Pius VII., welcher nach der Krönung des Kaisers in Paris geblieben war, die Rückreise nach Rom angetreten. Er schied von Napoleon, mit dem er unterwegs in Turin noch einmal zusammentraf, sehr unzufrieden, weil dieser ihn nur für seine Zwecke gebraucht, jede Zumutung aber, den Ultramontanismus zu fördern, zurückgewiesen hatte. Napoleons ganze Reise war darauf berechnet, die Reste des Republikanismus einzuschüchtern, Enthusiasmus für seine Person zu erwecken und den gegen ihn verbündeten Mächten durch militärischen Trotz Hohn zu bieten. Dies war auch der Sinn des mit aller Pracht ausgeschmückten Siegesfestes,

welches er am 5. Mai auf dem Schlachtfelde von Marengo veranstaltete. Er erschien bei diesem Feste mit seiner Gemahlin auf einem Throne sitzend, und neben dem militärischen Glanze wurde auch das ganze orientalisch-byzantinische Gepränge von Kammerherren, Großbeamten und Ehrendamen zur Schau gestellt. In Mailand hielt er am 8. Mai seinen Einzug. Hier wurde dann am 26. Mai die Krönung ganz auf dieselbe Weise gefeiert, wie am 2. Dezember 1804 in Paris, mit der einzigen Ausnahme, daß der Papst nicht selbst anwesend war, sondern sich durch den Kardinal Caprara vertreten ließ. Bei dieser Ceremonie hatte Napoleon die Freude, die Glückwünsche aller der Mächte entgegenzunehmen, welche ihm huldigten oder um seine Gunst buhlten. Sogar der König von Preußen hatte in der Person Luccheſinis einen Repräsentanten zur Huldigung geschickt und ließ durch denselben zugleich den schwarzen und roten Adlerorden dem Kaiser überreichen. Ja, sogar die Königin Marie Karoline von Neapel hatte nach langem Zaudern sich dazu entschlossen, den Gebieter von Frankreich und Italien beglückwünschen zu lassen. Ihr Gesandter mußte sich jedoch ebenso, wie früher Whitworth und Markow, gefallen lassen, daß Napoleon mit Verletzung aller Formen der Höflichkeit ihn in Gegenwart des ganzen Hofes grob anfuhr und die heftigsten Schmähungen gegen seine Königin ausstieß.

Für das Königreich Italien wurde in Mailand ebenso, wie vorher für das französische Kaisertum, ein byzantinisches Hofwesen eingerichtet. Der seitherige republikanische Vicepräsident Italiens, Graf Melzi, ward Großkanzler, der Erzbischof von Ravenna Großalmosenier, Litta Oberkammerherr u. s. w. Auch ein Konkordat, welches Melzi glücklich abgewehrt hatte, wurde den Italienern aufgedrungen. Ebenso ward, nach dem Vorbilde des Ordens der Ehrenlegion, für Italien ein Orden der eisernen Krone gestiftet. Die Verfassung des neuen Königreichs war ebenfalls der französischen nachgebildet. Auch das Gesetzbuch des Kaiserreichs wurde nebst dem französischen Münzsystem eingeführt und das Gerichtswesen nach französischer Weise geordnet: nur das Geschworenengericht wollte Napoleon nicht eingeführt wissen, weil er, wie er sagte, den Charakter seiner früheren Landsleute zu gut kenne, um zu dem italienischen Volke und seinen Eiden dasjenige Zutrauen zu haben, welches bei Geschworenengerichten vorausgesetzt werden müsse.

Mit den Nachbarstaaten des Königreichs Italien ging Napoleon ganz auf dieselbe Weise um, wie Rußland, Österreich und Preußen einst mit Polen und er selbst soeben noch mit den deutschen Reichsstädten umgegangen war. Die Republik Genua, deren Doge der Krönung in Mailand beigewohnt hatte, mußte am 4. Juni 1805 selbst

um die Vereinigung mit Frankreich bitten, damit Napoleon den Protesten anderer Mächte die Erklärung entgegensetzen könne, er habe nur einer Bitte willfahrt. Die Vereinigung ward sogleich ausgesprochen, und der Erzschatzmeister Lebrun erhielt den Auftrag, sie zu vollziehen. Auch die Republik Lucca mußte im Juni um das bitten, was Napoleon ihr als seinen Willen kundthat. Der Kaiser ließ sich nämlich durch die in Lucca herrschenden Oligarchen ersuchen, ihren Freistaat in ein Fürstentum umzuwandeln und dasselbe seiner Schwester Elise und deren Gemahl, dem mit der Würde eines französischen Prinzen ausgestatteten Corsen Felice Pasquale Bacciocchi, zu erteilen. Dies geschah, und Bacciocchi oder vielmehr seine Gemahlin, welche einige Monate vorher bereits mit dem Fürstentum Piombino beschenkt worden war, herrschte fortan in Lucca. Im folgenden Jahre wurden noch Massa und Carrara zu diesem Fürstentum Lucca hinzugefügt. Eine andere Schwester Napoleons, Pauline, die Witwe Leclercs, war mit dem Fürsten Borghese vermählt worden, sie erhielt, wiewohl erst ein Jahr später, das Fürstentum Guastalla. Toscana wurde zwar damals noch nicht eingezogen; aber es hatte den harten Druck französischer Einquartierung zu tragen, und Napoleons Schwager Murat schaltete dort als Herrscher, während die eigentliche Regentin, des jungen Königs Mutter, ohne allen Einfluß blieb. Übrigens hatte Murat doch wenigstens militärisches Verdienst; die genannten beiden Schwestern Napoleons aber wurden sogar von den Franzosen selbst in sittlicher Hinsicht nicht geachtet, wenn auch die eine, Pauline, als sogenannte Frau von Geist und als Beschützerin der vornehmen Litteratur gepriesen ward. Zum Schlusse bemerken wir noch, daß Napoleon zu derselben Zeit, als er überall auf den morschen Trümmern des Alten neue Reiche einrichtete, auch den christlichen Kalender wieder an die Stelle des revolutionären setzte. Vom 1. Januar 1806 an wurde derselbe wieder allein in Gebrauch genommen.

13. Der dritte Koalitionskrieg bis zur Kapitulation von Ulm.

Als Napoleon im Juli 1805 aus Italien nach Paris zurückkam, war die neue Koalition geschlossen. Dieser Bund bedrohte Europa mit einer anderen Art von Willkürherrschaft, welche an die Stelle der französischen gesetzt werden sollte. Es geht nämlich aus dem oben angegebenen Teilungsprojekt sowie aus dem, was außerdem über die Abtretung Finnlands an die Russen, über eine Entschädigung Schwedens in Deutschland u. dgl. m. verabredet worden war, deutlich hervor, daß England, um sich zu retten, den Kontinent ebenso den Russen und Österreichern verkaufen wollte, wie einige Jahre früher Frankreich

in seinem Interesse deutsche Länder verkauft hatte. Wie wenig überhaupt die englischen Aristokraten und Plutokraten bei ihren Plänen auf das Schicksal der Völker Rücksicht nahmen, zeigte sich damals in Österreich, wo ihr Einfluß den unseligen General Mack, den sie aus den Stellungen, die er im Jahre 1794 und 1798 bekleidet hatte, doch hätten kennen müssen, an die Spitze des Hauptheeres brachte, weil dieser ihren Zwecken am besten diente.

Napoleon sah sich durch die Kabalen der anderen Großmächte, wie durch die Folgen seiner eigenen Gewaltthätigkeit in eine ähnliche Lage versetzt, wie die, in welche Friedrich der Große 1756 gebracht worden war. Er machte daher auch, wie dieser, die Pflicht der Selbsterhaltung zur alleinigen Richtschnur seines Handelns und sicherte sich ohne Rücksicht auf Österreich den Besitz von Italien. Österreich hatte schon längst mit den gegen Frankreich verbündeten Mächten unterhandelt: erst am 9. August aber ward es durch die Kabalen Rußlands und Englands dazu gebracht, der Koalition förmlich beizutreten. Vergebens hatte der Erzherzog Karl, welcher damals den Vorsitz im Hofkriegsrate führte, vor der Teilnahme an einem Kriege gewarnt, welcher für Österreich verderblich werden mußte, weil dieses weder Geld, noch ein ordentliches Heer und tüchtige Generale besaß. Der russische Einfluß, das englische Geld und die Einbildung von der eigenen Macht und Schlagfertigkeit waren mächtiger als der Erzherzog: dieser dankte daher schon im Mai 1805 ab, und die Engländer bewirkten hierauf, daß Mack zum Generalquartiermeister ernannt und mit dem Kommando an der wichtigsten Stelle beauftragt wurde, weil er sich demütig der österreichischen Aristokratie unterordnete und den jungen Erzherzog Ferdinand, einen Vetter des Kaisers, über sich duldete.

In Preußen war man, fortwährend ohne klare Einsicht und ohne die Fähigkeit eines bestimmten Entschlusses, noch im Frühling des Jahres 1805 auf den Gedanken gekommen, eine Vermittelung zu unternehmen. Dies wurde dann von den Verbündeten benutzt, um sowohl Napoleon über die Koalition zu täuschen, als auch Preußen so zu umgarnen, daß es gutwillig oder wider seinen Willen in den Bund hineingezogen werde. Indessen gelang ihnen weder das eine, noch das andere. Das preußische Kabinett verharrte in seinem gewohnten Schaukelsystem, und König Friedrich Wilhelm III. fuhr fort, sich von Haugwitz, Lombard und anderen zu widersprechenden Schritten verleiten zu lassen. Er nahm es der russischen Drohungen wegen ruhig hin, daß Pommern zum Sammelplatze russischer, schwedischer und englischer Truppen bestimmt wurde, welche die Franzosen in Hannover angreifen sollten. Gleich darauf ließ er sich mit den Franzosen in eine Unterhandlung ein, deren Gegenstand die Verteidigung Han-

novers gegen die Verbündeten war. Napoleon versprach dem Könige den bleibenden Besitz dieses Landes, wenn er einen Bund mit Frankreich schließen wolle. Obgleich Preußen dadurch ganz isoliert und zu einem französischen Vasallenstaate gemacht worden wäre, so ging doch Friedrich Wilhelm auf den Vorschlag ein, aber aus ehrenhaften Gründen nur mit halbem Herzen; der von Napoleon gesendete Duroc, welcher am preußischen Hofe sehr gern gesehen wurde, war nahe daran, die Sache zum Abschlusse zu bringen, als der König wieder zurückbebte und, von der patriotischen Partei in Berlin bestürmt, das Bündnis mit Frankreich ablehnte. Anstatt aber jetzt entweder entschlossen auf die andere Seite zu treten oder wenigstens in seinen fränkischen Besitzungen, Ansbach und Baireuth, ein Heer aufzustellen, um seine Neutralität gegen die Franzosen zu schützen, sammelte er ein Armeecorps in Polen, weil die Russen, von denen nichts Ernstliches zu befürchten war, Miene machten, durch das preußische Gebiet zu marschieren. Friedrich Wilhelm begnügte sich mit Napoleons Versicherung, daß die französischen Truppen den neutralen Boden nicht betreten würden.

Der Kurfürst von Hessen, Wilhelm I., welcher ein zwar kleines, aber tüchtiges Heer besaß, machte es gerade so, wie Friedrich Wilhelm III. Kurhessen und Preußen hätten damals, wenn sie, anstatt zu unterhandeln, im Felde erschienen wären, vielleicht beiden Teilen Schranken setzen, die übrigen deutschen Fürsten vom Anschlusse an Frankreich abschrecken und so Deutschland retten können. Dies geschah jedoch nicht, weil der preußische König keinen festen Entschluß zu fassen vermochte, und weil der Kurfürst von Hessen, welcher nur aufs Geldsammeln bedacht war, bei einer solchen Politik keine Schätze gewinnen konnte. Man darf es daher auch den anderen deutschen Fürsten nicht verargen, daß sie so handelten, wie nun geschah. Von Österreich war für sie keine Rettung zu erwarten, und alleinstehend würden sie untergegangen sein, ohne daß dies dem Vaterlande genützt hätte. Diejenigen von ihnen, welche schon französisch waren, ließen sich von Napoleon durch die Aussicht auf Gebietsvergrößerung zu dem geheimen Versprechen bewegen, ihm ihre Truppen zu leihen; und württembergische, badische und bayrische Truppen fochten daher im Herbst neben den Franzosen gegen die Österreicher. Von seiten des bayrischen Kabinetts wurde Napoleon, welcher schon am 24. August einen Bund mit demselben geschlossen hatte, außerdem noch dadurch unterstützt, daß die bayrischen Minister ihn von jedem Schritte der Österreicher in Kenntnis setzten, während sein eigener Kriegsplan den Feinden verborgen blieb: noch ehe aber die Feindseligkeiten begannen, hatte er der Koalition schon einen bedeutenden Sieg abgewonnen, indem er das ganze südwestliche Deutschland auf seine Seite zog.

In Italien hatten sich die Franzosen nur gegen Neapel zu decken, welches zwar teilweise von ihren Truppen besetzt war, dessen leidenschaftliche Königin aber mit Österreich, Rußland und England insgeheim verbündet war. Napoleon wollte anfangs noch vor dem Beginne des Krieges dem Bourbonenreiche in Neapel ein Ende machen. Er besann sich jedoch bald eines anderen und schloß mit Neapel am 21. September einen Vertrag, durch welchen dieses sich seinerseits zu einer vollständigen Neutralität sowie Frankreich andererseits zur Zurückziehung seiner Truppen verpflichtete. Dies gewährte dem französischen Kaiser den Vorteil, daß er die 20 000 Mann, welche unter Gouvion Saint-Cyr im Neapolitanischen standen, in Oberitalien verwenden konnte.

Die Koalition hatte einen großartigen Kriegsplan entworfen, dessen Linie die ganze Breite des Kontinents einnahm, von Tarent bis Kuxhaven. Ein wesentlicher Teil desselben war das Zusammenoperieren der Österreicher und der Russen im Centrum an der Donau: aber die Österreicher mußten den Krieg beginnen, noch ehe die Russen sich mit ihnen vereinigt hatten. Sie brachen am 9. September unter dem Erzherzog Ferdinand und dem General Mack in Bayern ein, um den Kurfürsten Max Joseph durch plötzlichen Überfall zum Anschlusse an die Koalition zu zwingen und sein Heer dem ihrigen einzuverleiben. Sie hatten sich aber vorher von dem bayrischen Kabinett durch Unterhandlungen so lange hinhalten lassen, daß sie erst dann in München einrückten, als der Kurfürst und sein Heer sich bereits durch das neutrale fränkisch-preußische Gebiet in das Würzburgische gerettet hatten. Eine österreichische Abteilung setzte den Bayern mit Verletzung des preußischen Gebietes nach, konnte sie aber nicht mehr einholen. Die Österreicher drangen nun von München nach der oberen Donau hin weiter vor und stellten sich, 60 000 Mann stark, bei Ulm auf, um die Franzosen zu erwarten, welche, wie sie meinten, über den Schwarzwald in Bayern einbrechen würden. Sie hatten sich also, anstatt die Ankunft des russischen Heeres abzuwarten, von diesem sehr weit entfernt und standen völlig isoliert. Von den Russen war damals erst die eine Abteilung unter Kutusow in Mähren angekommen, aber nicht so zahlreich, wie vorausgesetzt worden war; die andere unter Buxhöwden befand sich noch in Polen. Das eigentliche Hauptheer der Österreicher stand an der Etsch. Es war 100 000 Mann stark und wurde vom Erzherzog Karl befehligt, welcher den ganzen in Wien entworfenen Feldzugsplan, besonders aber das Vordringen des Erzherzogs Ferdinand und Macks sehr mißbilligte. Die Verbindung zwischen ihm und den Truppen bei Ulm sollte Erzherzog Johann unterhalten, welcher mit etwa 25 000 Mann in Tirol stand. Die Alliierten hatten

außerdem noch 14 000 Russen und 6000 Engländer, welche in Unteritalien landen sollten, auf Korfu und Malta stehen. Endlich sollte noch ein aus Engländern, Russen und Schweden zusammengesetztes Heer in Hannover einbrechen; dieses sammelte sich aber erst im November an der Weser und Elbe.

Napoleon hatte unter dem Schein einer beabsichtigten Landung in England ein wohlgeübtes Heer von fast 200 000 Mann auf die Beine gebracht und zugleich in Holland und Hannover alles vorbereitet, um, wenn der rechte Augenblick gekommen sei, mit Blitzesschnelle in Deutschland einzubrechen. Sein Plan war, sich plötzlich mit seinem Hauptheer auf Mack zu werfen, diesen zu erdrücken und dann in Eilmärschen gegen Kutusow zu ziehen, noch ehe Buxhöwden zu demselben gestoßen wäre. Am 1. September brach das Hauptheer der Franzosen nach dem Rhein auf. Es umfaßte fünf Armeecorps; außerdem stand noch ein sechstes unter Marmont in Holland und ein siebentes unter Bernadotte in Hannover. Die beiden letzteren Corps hatten schon am 23. August den Befehl erhalten, nach Franken zu ziehen, um, nachdem sie sich dort miteinander vereinigt und die badischen sowie die bayrischen Truppen an sich gezogen hätten, in Bayern einzufallen. Beide hatten zugleich den Befehl, ohne Rücksicht auf Preußens Neutralität, durch dessen Gebiet in Franken zu marschieren, damit Mack getäuscht und von der Verbindung mit Österreich völlig abgeschnitten werde. Übrigens stand noch ein achtes Armeecorps unter Masséna, welches später durch die aus Neapel abziehenden Truppen Gouvion Saint-Cyrs verstärkt wurde, in Oberitalien dem Erzherzog Karl gegenüber. Die gesamte französische Kriegsmacht war ihren Gegnern insofern an Zahl weit überlegen, als diese weit voneinander entfernt standen und Napoleon in Bayern, wo im ganzen nur etwa 80 000 Österreicher standen, schon Anfang Oktober durch einen bewundernswürdig ausgedachten und vortrefflich ausgeführten Plan 220 000 Mann französischer Truppen zusammengebracht hatte. Nachher stießen noch 10 000 Württemberger zu dem französischen Heere.

Ehe Napoleon selbst an den Rhein abreiste, um den Oberbefehl zu übernehmen, ließ er durch den Senat einen Gewaltstreich ausführen, durch welchen alle Kräfte Frankreichs gegen dessen Feinde vereinigt wurden, der aber zugleich zeigt, daß der neue Kaiser sich für berechtigt hielt, die Freiheit seines Volkes der militärischen Eitelkeit desselben und seiner eigenen Herrschsucht aufzuopfern. Der Senat mußte nämlich am 23. September 1805 durch ein Dekret, zu dessen Erlassung er nicht einmal nach der damaligen ultramonarchischen Verfassung berechtigt war, 80 000 Konskribierte des nächsten Jahres sowie außerdem noch alle Dienstpflichtigen, welche in den

Jahren 1801 bis 1805 nicht ausgehoben worden waren, zum Dienste einberufen.

Am 25. September begann Napoleons Hauptheer, dem er den Namen der Großen Armee gegeben hatte, den Übergang über den Rhein und den Marsch nach der oberen Donau. Zu gleicher Zeit zogen Marmont und Bernadotte, jener am Main herauf, dieser von Hessen her, nach Franken und von da ohne Anfrage und Umschweif durch das preußische Gebiet auf München los. Jetzt hätte Mack sein Heer schnell nach Böhmen oder nach dem Inn zurückführen oder sich, was zuletzt noch allein möglich war, dem Erzherzog Johann in Tirol nähern sollen. Er blieb aber in der Gegend von Ulm stehen, weil er zu unfähig und zu eingebildet war, um die ihm drohende Gefahr zu merken. Er glaubte sogar, als die ungeheure Übermacht der Franzosen gegen ihn heranzog, es nur mit zwei Armeecorps derselben zu thun zu haben, und ließ sich deshalb in Gefechte ein, die er hätte vermeiden sollen, ja er ließ sich, während sein eigenes Verderben schon besiegelt war, durch elend ersonnene Märchen von einer in Paris ausgebrochenen Revolution und ähnlichem berücken. Es blieb ihm daher sehr bald nichts anderes mehr übrig, als sich mit seinem ganzen Heere in Ulm einzuschließen, wo die Festungswerke verfallen und durchaus keine Anstalten getroffen waren, um so viele Menschen auch nur wenige Wochen hindurch ernähren zu können. Die einzelnen Gefechte, welche zwischen den Österreichern und den Franzosen in der Gegend von Ulm geliefert wurden, könnten uns dazu dienen, um einerseits die unmäßig übertreibende Rhetorik der Napoleonischen Bülletins und andererseits die bis zum Unbegreiflichen schlechte Leitung der braven österreichischen Soldaten anschaulich zu machen: schon am 13. Oktober war Ulm rundum von den Franzosen eingeschlossen. Jetzt hätte Mack, wenn er eines heroischen Entschlusses fähig gewesen wäre, und wenn er zugleich als ein Mann ohne Geburt einen solchen Entschluß bei den vornehmen Herren seiner Generalität hätte durchsetzen können, sich mit seiner gesamten Macht durchschlagen und wenigstens die Ehre seiner Armee retten sollen. Statt dessen ließ er, nur um den Erzherzog Ferdinand zu retten, 24 000 Mann unter General Werneck mit diesem nach Böhmen abziehen. Eine solche Macht war zu schwach, um sich durchschlagen zu können, stückweise ward dieses Corps aufgerieben oder kapitulierte. Nur wenige Tausend Mann brachte der Erzherzog nach Böhmen.

An demselben Tage, an welchem Ferdinand aus Ulm abzog (14. Oktober), um in Gewaltmärschen mit den Trümmern des Heeres sich zu retten, hatte General Laudon, einer der besseren Oberoffiziere des österreichischen Heeres, bei Elchingen ein unglückliches Gefecht mit

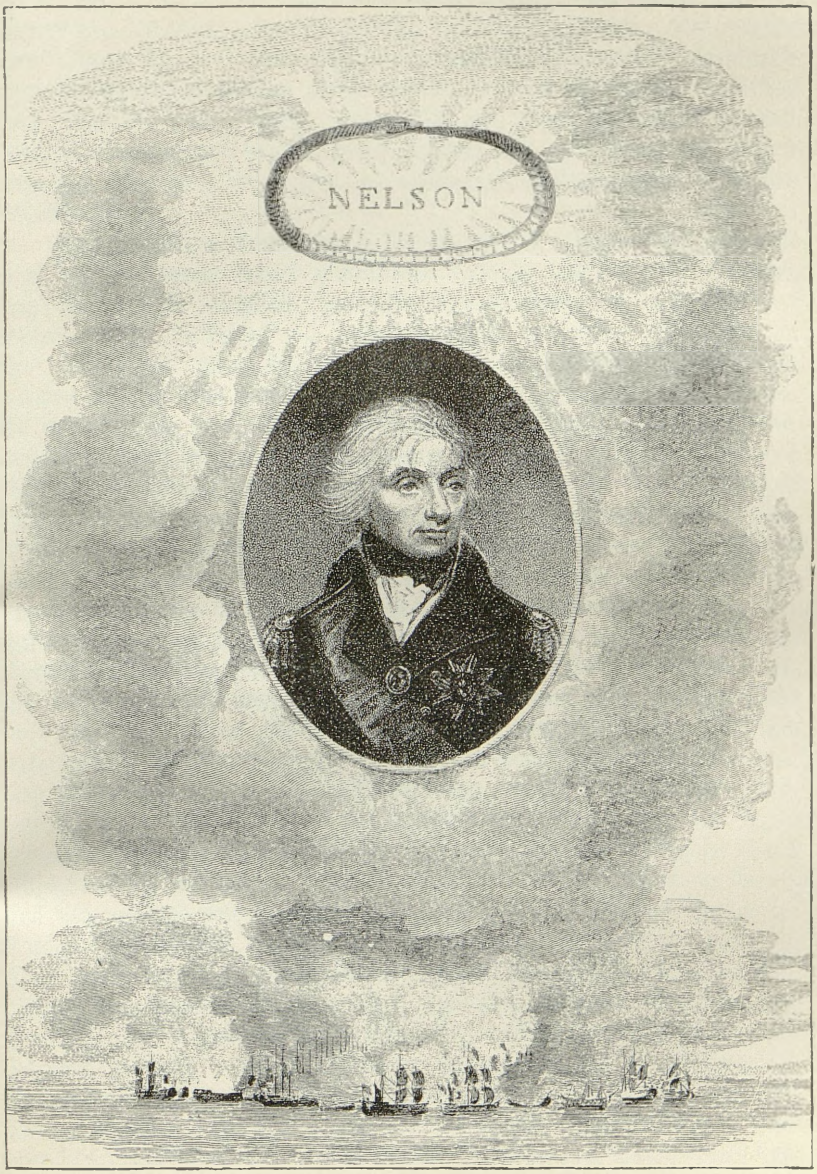
dem Marschall Ney, welches für die Eroberung von Ulm so entscheidend war, daß Napoleon dem Marschall Ney später den Titel eines Herzogs von Elchingen verliehen hat. Am folgenden Tage ließ Napoleon den General Mack zur Übergabe der Stadt Ulm auffordern. Für die Franzosen war damals jeder Tag äußerst kostbar; denn Kutusow eilte in starken Märschen aus Mähren herbei, Erzherzog Karl hatte 30 Bataillone seines Heeres nach Bayern abgeschickt, und Erzherzog Johann konnte in Tirol nicht eher angegriffen werden, als bis Ulm erobert war. Napoleon mußte also alles aufbieten, damit Ulm so bald als möglich in seine Hände falle. Dies war nicht schwer zu erreichen, da der Oberbefehlshaber der Österreicher den beschränkten Geist eines Unteroffiziers und den schwachen Sinn eines Mannes ohne Selbstbewußtsein besaß. Am Abend des 15. Oktober schickte Napoleon einen Obersten von Adel und von vornehmen Manieren nach Ulm, welcher sowohl mit den hochadligen Herren der Garnison auf die rechte Weise zu sprechen, als auch dem Oberfeldherrn halb durch drohende und prahlende, halb durch freundliche Worte beizukommen wußte. Mack ließ sich in der That durch denselben täuschen und einschüchtern: an Bestechung und Verrat war bei ihm nicht zu denken. Er schickte einen der vornehmsten Offiziere seines Heeres, den Fürsten Moritz von Liechtenstein, ins französische Hauptquartier. Diesem wußte Napoleon die Meinung beizubringen, daß er nur aus Teilnahme an dem Schicksale der braven österreichischen Truppen eine schnelle Kapitulation wünsche, während für das fernere Schicksal des Krieges es von Wichtigkeit gewesen wäre, Napoleon wenigstens so lange als möglich vor Ulm festzuhalten. Als sich hierauf Mack sträubte, die von Liechtenstein überbrachten Bedingungen anzunehmen, ließ Napoleon ihm drohen, daß er die Stadt und das ganze österreichische Heer vernichten werde. Obgleich dies nicht so leicht möglich war, obgleich das Schicksal der Österreichischen Monarchie selbst auf dem Spiele stand, obgleich ein Aufschub von einigen wenigen Tagen durch den Untergang einer einzigen Stadt und den Tod einiger Tausend Soldaten nicht zu teuer erkauft worden wäre, so ließ sich doch Mack ängstigen und schloß eine Kapitulation ab.

Nach dieser Kapitulation vom 17. Oktober sollten die Offiziere auf Ehrenwort entlassen werden und, wenn bis zum 25. Oktober Entsatz komme, auch die Gemeinen freien Abzug haben. Am 19. ließ sich jedoch Mack dadurch, daß man ihm die Fortdauer der Leiden und Entbehrungen seines Heeres als ganz nutzlos darstellte, zu dem Entschlusse bewegen, die Stadt schon am folgenden Tage zu übergeben, vorausgesetzt, was Napoleon zu verweigern keinen Grund hatte, daß ein französisches Corps von gleicher Stärke bis zum 25. bei Ulm stehen bliebe.

Dieser unbegreifliche Fehler, welcher den Franzosen die Möglichkeit gewährte, um fünf Tage früher weiter gegen Osten aufzubrechen, war daher auch die wichtigste der Beschuldigungen, wegen deren man nachher Mack vor ein Kriegsgericht stellte. Am 20. Oktober hatten die Franzosen das Schauspiel eines Triumphes, der für sie ein mächtiger Sporn bei den weiteren Kriegsunternehmungen war: 23 000 Österreicher, unter ihnen 18 Generale, legten vor Napoleon ihre Waffen und 40 Fahnen nieder und überlieferten ihm 60 bespannte Geschütze. Mack wurde nachher von dem Kriegsgerichte aller seiner Ehren, Würden und Dienstvorteile verlustig erklärt und lebte bis 1815, wo er begnadigt wurde, in Dunkel und Dürftigkeit; diejenigen, welche die Thorheit gehabt, ihn an die Stelle zu setzen, der er nicht gewachsen war, erreichte kein Gericht.

14. Weiterer Verlauf des dritten Koalitionskrieges.

In demselben Augenblicke, als Napoleon zu Lande den glänzendsten Triumph feierte, nahmen die Bemühungen, welche er mit großen Kosten dem Seewesen zugewandt hatte, einen für Frankreich schimpflichen Ausgang. Eine große französische Flotte unter Villeneuve war glücklich nach Westindien gelangt, verlor aber, als sie nach Europa zurückkehrte, zuerst im Juli 1805 beim Kap Finisterre im Kampfe mit den Engländern zwei Schiffe und lief dann, anstatt dem erhaltenen Befehle gemäß das von den Feinden blockierte Brest zu entsetzen, in Ferrol ein. Napoleon war sehr erzürnt über Villeneuve, dem er schon die 1798 bei Abukir erlittene Niederlage schuld gegeben hatte. Er gebot ihm, nach Brest zu segeln, und als Villeneuve dies nicht zu thun wagte, wollte Napoleon ihm das Kommando nehmen. Auf diese Nachricht ging Villeneuve, um noch vor der Ankunft seines Nachfolgers etwas zu unternehmen, zur unglücklichen Stunde in See. Er stieß beim Kap Trafalgar an der Westküste von Andalusien auf Nelson, und es kam dort am 21. Oktober zu einer Schlacht, welche zwar dem englischen Admiral das Leben kostete, aber mit einer furchtbaren Niederlage der Franzosen endigte. Neunzehn Linienschiffe der vereinigten spanisch-französischen Flotte wurden in einem fünfstündigen Kampfe, vier andere nach demselben genommen, Villeneuve selbst geriet in Gefangenschaft. England erhielt also durch die gemachte Beute und durch die Befestigung seiner Seeherrschaft reichlichen Ersatz für die Millionen, mit denen es zum drittenmal einen Krieg auf dem Kontinent unterhielt. Es zog auch in diesem Kriege das große Los der Schicksalslotterie; den armen Deutschen dagegen fielen, wie immer, die Nieten



XV. 374. (Reproduktion des Stiches von E. Scriven aus dem Jahre 1805.)

zu*). Napoleon wurde nämlich dadurch, daß er sich fortan auf sein eigentliches Element, den Landkrieg, beschränken mußte, viel stärker und konnte mit den Generalen und Ministern Österreichs, Rußlands und Preußens weit leichter fertig werden, als mit den Pitts, Cannings und Nelsons. Er schickte gleich nach der Einnahme von Ulm den Marschall Ney gegen den Erzherzog Johann und eilte selbst den Russen entgegen, ohne auf den Sturm zu achten, der sich gegen ihn in Berlin erhoben hatte.

Der preußische König war, als er am 14. Oktober die Nachricht von der Verletzung seines fränkischen Gebietes erhielt und erkannte, daß ihn die so ängstlich bewahrte Neutralitätspolitik doch nicht vor dieser groben Beschimpfung bewahrt hatte, in großen Zorn geraten, und jedermann hielt sich überzeugt, daß er sogleich mit Frankreich brechen werde, und seiner Stimmung entsprach die des ganzen Volks. Er erklärte dem französischen Kaiser in einer feindselig abgefaßten Note, daß er Maßregeln zur Sicherung seiner Unterthanen, also mit anderen Worten, Maßregeln gegen Frankreich ergreifen müsse. Am 26. Oktober ließ er seine Truppen in Hannover einrücken. Er gestattete den Russen, gegen welche er vorher 100 000 Mann aufgestellt hatte, den Marsch durch seine Provinz Schlesien und durch das Lauenburgische und erneuerte mit Kaiser Alexander, welcher auf die Nachricht von dieser veränderten Stimmung selbst nach Berlin eilte, den im Jahre 1802 in Memel geschlossenen Freundschaftsbund. Beide Fürsten verkehrten mehr als acht Tage aufs freundschaftlichste miteinander. Die Königin Luise von Preußen suchte mit weiblichem Eifer ihren Gemahl für ihre patriotischen Gefühle zu begeistern und von den Banden der Lombards und Lucchesinis loszumachen. Hardenberg, welcher den Franzosen abgeneigt war, erhielt wieder überwiegenden Einfluß. Der von Wien gesandte Erzherzog Anton bemühte sich ebenfalls, den König zu einem entscheidenden Schritte zu drängen. Die patriotische Partei in Berlin ließ sich, geleitet von dem Prinzen Louis Ferdinand, einem Vetter des Königs, und seiner bacchantisch schwärmenden Umgebung, sogar zu einer ganz unnützen Demonstration gegen den Kaiser Napoleon hinreißen: dem Freunde der Franzosen, Haugwitz, wurden die Fenster eingeworfen und seinem Gegner Hardenberg, welcher zum Kriege riet, ein Lebehoch gebracht. Am 3. November that endlich der König einen entscheidenden Schritt. Er schloß mit Rußland und Österreich einen geheimen Vertrag, der ihm die Pflicht auferlegte, eine bewaffnete Vermittelung zwischen den kriegführenden Mächten zu übernehmen und,

*) Die Tage, wo ihnen die großen Treffer zufielen, hat Schlosser nicht mehr erlebt.

wenn Napoleon die ihm zu stellenden Forderungen bis zum 15. Dezember nicht gewähre, seine Heeresmacht gegen die Franzosen ins Feld zu schicken. Unmittelbar nach der Unterzeichnung dieses Vertrages veranlaßte der schwärmerisch-mystische Charakter Alexanders eine Scene, welche, verbunden mit der damaligen patriotischen Aufwallung des preußischen Hofes, in Napoleon einen unauslöschlichen Groll gegen Preußen erzeugte. Alexander begab sich in der Nacht vor seiner Abreise mit Friedrich Wilhelm und seiner Gemahlin nach der Gruft Friedrichs des Großen in der Garnisonkirche zu Potsdam, und beide Fürsten reichten sich über dem Sarge dieses Königs die Hand zum ewigen Freundschaftsbunde.

Der Bruch zwischen Preußen und Frankreich schien nach allen diesen Vorgängen unvermeidlich. Es ging aber auch jetzt wieder, wie früher: Friedrich Wilhelm machte, nachdem er der Koalition einen Schritt entgegengegangen war, erschrocken zwei Schritte rückwärts. Die drohenden Worte der Note, welche Friedrich Wilhelm den beiden französischen Gesandten in Berlin, Laforest und Duroc, hatte einhändigen lassen, blieben ohne wirklichen Nachdruck, obgleich sie den Kaiser Napoleon tödlich beleidigen mußten. Haugwitz behielt seinen Einfluß neben Hardenberg. Er ward sogar dazu auserkoren, die im Vertrage vom 3. November beschlossene Erklärung an Napoleon zu überbringen. Als Duroc im Beginne des Novembers von Berlin abreiste, wurde er vom Könige sehr freundlich entlassen, weil dieser noch immer glaubte, daß er mit beiden Teilen werde befreundet bleiben können. Das in Hannover eingerückte preußische Heer durfte die Franzosen, die sich in Hameln zusammengezogen hatten, nicht angreifen, sondern mußte ihnen sogar die nötigen Lebensmittel zukommen lassen. Auch gegen die Russen, Schweden und Engländer, welche im November von Norden her in Hannover einrückten und am 1. Dezember vor Hameln erschienen, zeigten sich die Preußen weder feindlich, noch freundlich. Nun aber änderte der Ausgang des Krieges in Österreich den ganzen Zustand der Dinge.

Nach der Einnahme von Ulm drang Napoleon mit dem Hauptheere rasch nach Österreich vor, und auch Masséna marschierte von Italien aus geradeswegs auf Wien los. Dieser letztere war, seitdem Erzherzog Karl 30 Bataillone nach dem Inn hatte absenden müssen, seinem Gegner an Zahl der Truppen gleich. Er drang daher angreifend vor, während Erzherzog Karl sich zurückzog, um der von zwei Seiten her bedrohten Stadt Wien Hilfe zu bringen. Bei Caldiero, östlich von Verona, kam es am 29. Oktober zu einem dreitägigen blutigen Gefechte, welches unentschieden blieb, obgleich der Erzherzog das Schlachtfeld behauptete. Hierauf setzte dieser, von Masséna ver-

folgt, seinen Marsch nach Wien fort, indem er zugleich die Reste vom Heere des Erzherzogs Johann an sich zog, welches von Augereau, Ney und den Bayern mit solchem Erfolge angegriffen worden war, daß zwei Abteilungen desselben das Gewehr hatten strecken müssen. Karl selbst litt auf seinem Rückzuge bedeutende Verluste und würde in große Verlegenheit geraten sein, wenn nicht Masséna plötzlich von seiner Verfolgung hätte abstehen müssen, weil er die Nachricht erhielt, daß Neapel sich den Alliierten angeschlossen habe: der Erzherzog konnte daher mit seinem Bruder Johann den Marsch nach der Donau weiter fortsetzen. Dessenungeachtet kam er zu spät, um die Hauptstadt retten zu können.

Das französische Hauptheer nämlich hatte, als es von Ulm her vordrang, weder durch den in Bayern stehenden Rest der Österreicher, noch auch durch Kutosow, welcher mittlerweile, während die große Entscheidung bei Ulm fiel, bis zum Inn vorgerückt war, aufgehalten werden können. Kutusow mußte vielmehr nach Mähren zurückweichen, um sich mit der zweiten russischen Armee unter Buxhöwden zu vereinigen. Auf diesem Rückzuge erhielt er jedoch durch Mortiers Unvorsichtigkeit Gelegenheit, seinen Gegnern einen bedeutenden Schlag zu versetzen. Mortier griff nämlich am 11. November die Russen bei Dürrenstein an, ohne zu ahnen, daß er es mit einem weit überlegenen Feinde zu thun habe. Er ward mit furchtbarem Verluste zurückgeschlagen, und seine Division würde sogar aufgerieben worden sein, wenn nicht Dupont, welcher zu gleicher Zeit bei Stein einen schweren Kampf mit den Österreichern zu bestehen gehabt hatte, sich glücklich durchgeschlagen hätte und seinen Landsleuten zu Hilfe gekommen wäre. Auch bei Gelegenheit dieser beiden Treffen schämten sich die Franzosen nicht, in ihren Bülletins eine schwere Niederlage in einen Sieg umzukehren, und ihre Geschichtschreiber tragen noch immer kein Bedenken, diese Lüge zu wiederholen. An demselben Tage, an welchem die Franzosen unglücklich gekämpft hatten, erschien Murat in der Nähe von Wien. Schon am 13. November überreichten ihm die Bürger von Wien demütig bittend die Schlüssel ihrer Stadt; denn von seiten des Volkes fanden die Franzosen damals nirgends Widerstand. Dies war die Folge jenes unseligen Regierungssystems, welches den Staat in eine bloße Maschine umgewandelt und jeden Bürger daran gewöhnt hatte, nur an seinen eigenen Vorteil zu denken. Erst in Spanien empfand nachher Napoleon, was es heiße, gegen eine Nation zu kämpfen. In Wien bemächtigten sich die Franzosen einer Masse von Kriegsvorräten aller Art. Sie schrieben außerdem dort und im ganzen Erzherzogtume starke Kontributionen aus. Zu gleicher Zeit trug Napoleon kein Bedenken, den Krieg auch durch Zeitungen zu führen und die in der Revolution erfundene Kunst anzuwenden, vermöge deren man durch

gedungene Sophisten eine öffentliche Meinung schafft. Er befahl dem zum Gouverneur von Wien ernannten General Clarke, Leute von Einfluß zu gewinnen, welche in Zeitungen und Journalen so schreiben könnten, wie er wünschte, daß das Volk die Dinge auffasse.

Von Wien aus konnte Murat die nach Znaim zurückweichenden Russen von der Vereinigung mit Buxhöwden abhalten, wenn er Herr der großen Donaubrücke an der Spitz wurde. Diese sollte zwar nach den ganz bestimmten Befehlen, welche der Fürst Auersperg erhalten hatte, sogleich in die Luft gesprengt werden, sobald die Franzosen sichtbar würden; Auersperg war aber ein zweiter Mack. Obgleich alles zur Ausführung des Befehles so weit vorbereitet war, daß es nur seines Kommandowortes bedurft hätte, so ließ er sich doch von Murat, Lannes und anderen französischen Generalen durch die Vorspiegelung eines bereits abgeschlossenen Waffenstillstandes auf ganz unbegreifliche Weise täuschen. Anstatt daher die genannten Generale nebst 1800 Mann, welche bereits ganz in seiner Gewalt waren, gefangen zu nehmen und die Brücke sprengen zu lassen, übergab er diese, durch eine List der plumpsten Art überrumpelt und verblüfft, vor den Augen seiner gerüstet dastehenden Division, welche dann kriegsgefangen ward. Man verurteilte ihn dafür nachher zum Verluste seiner Ehren und zu einjährigem Festungsarrest. Murat, Lannes und Soult marschierten, als sie sich der Brücke bemächtigt hatten, sogleich auf Znaim los, um dem herbeieilenden Kutusow zuvorzukommen, während Bernadotte, welcher die bisher von Mortier befehligte Abteilung an sich gezogen hatte, ihn im Rücken zu beunruhigen suchte.

Am 15. November ereilte der Vortrab der Franzosen unter Belliards Führung den General Kutusow bei Hollabrunn. Hier ließ sich dann General Nostitz, welcher eine österreichische Kolonne führte, durch denselben Betrug, den man dem Fürsten Auersperg gespielt hatte, bewegen, dem Kampfe der Russen und Franzosen unthätig zuzusehen. Um sich übrigens dieses Verfahren österreichischer Generale einigermaßen erklären zu können, muß man wissen, daß nicht nur Eifersucht und Zwietracht zwischen den Österreichern und Russen bestand, sondern daß auch Kaiser Franz, dem die Franzosenfreunde in seiner Umgebung vor den Russen bange machten, stets auf den Abschluß eines Friedens bedacht war und dadurch seine Generale irre leitete. Kutusow wäre infolge der Treulosigkeit des Generals Nostitz verloren gewesen, wenn nicht der bei ihm anwesende General Winzingerode, welcher von Alexander zu den letzten diplomatisch-militärischen Unterhandlungen in Wien gebraucht worden war, die Franzosen mit ihrer eigenen Münze bezahlt hätte. Winzingerode schloß nämlich mit Murat einen Vertrag ab, nach welchem die russische Armee Deutschland räumen sollte, und

da vermöge desselben bis zum Eintreffen der Ratifikation Napoleons die Waffen ruhen sollten, so erhielt Kutusow Zeit, insgeheim aufzubrechen und unverfolgt nach Znaim zu ziehen. Er mußte, um den Feind täuschen zu können, 7- bis 8000 Mann unter Bagration zurücklassen, und diese wurden hierauf sogleich von dem aus 30 000 Mann bestehenden französischen Heere angegriffen; allein Bagration schlug sich nach einem dreitägigen ruhmvollen Kampfe, der ihm seine Kanonen und ein Drittel seiner Leute kostete, glücklich zum Hauptheer durch. Jetzt standen in Mähren die beiden miteinander vereinigten russischen Heere, bei denen Kaiser Alexander selbst sich befand, und noch außerdem etwa 20 000 Mann Österreicher. Ein drittes russisches Heer unter Graf Bennigsen war von Polen, der Erzherzog Karl von Steiermark her in Anmarsch. Zugleich hatte Erzherzog Ferdinand die nach Böhmen geretteten Trümmer seines Heeres wieder auf 20 000 Mann gebracht. Außerdem standen nicht allein in Norddeutschland die Russen, Engländer und Schweden kampfgerüstet da, sondern auch das preußische Kabinett, dessen Gesandter Haugwitz bisher von Napoleon unter allerlei Vorwänden hingehalten worden war, mußte endlich zu einer entscheidenden Erklärung kommen, und diese konnte, wenn sie vor einer Hauptschlacht gegeben ward, nur zu Gunsten der Alliierten ausfallen. Auf seiten der Franzosen dagegen wurden Masséna und Gouvion Saint-Cyr in Italien zurückgehalten, ihr Hauptheer aber, welches außer Ungarn, Böhmen und Oberschlesien fast das ganze österreichische Gebiet besetzt hatte, war auf einen weiten Raum verteilt. Napoleon befand sich also in einer sehr bedenklichen Lage, aus der nur eine entscheidende Schlacht ihn retten konnte, welche demnach zu vermeiden die Verbündeten alle Ursache hatten. Daß er sich nicht allein aus seiner Verlegenheit zog, sondern noch dazu einen glänzenden Sieg erfocht, verdankte er nicht nur seinem Feldherrntalent und der Tapferkeit seiner Truppen, sondern noch weit mehr der kaum begreiflichen Unbesonnenheit der Russen, der Zaghaftigkeit des preußischen Kabinetts und dem Kleinmut des Kaisers Franz.

Für die Alliierten lag alles daran, daß Zeit gewonnen und jeder entscheidende Schritt vermieden werde. Sie mußten sich also aus Mähren entweder nach Ungarn, wo in kurzer Zeit ein sogenanntes Insurrektionsheer auf die Beine gebracht werden konnte, oder nach Oberschlesien, wohin Bennigsens Marsch gerichtet war, zurückziehen. Statt dessen blieben sie nicht nur in Mähren stehen, sondern sie ließen sich auch durch Napoleon verlocken, eine Schlacht zu liefern. Dieser hatte, um den Charakter der Leute, welche den russischen Kaiser umgaben, kennen zu lernen, zum Scheine Unterhandlungen angeknüpft und seinen gewandten Polizeidirektor Savary in das russische Hauptquartier

gesandt. Er erfuhr, daß in Alexanders Rat einige hitzige junge Leute das Übergewicht hätten, und auf diesen Umstand gründete er seinen Plan, die Alliierten zu einem Treffen zu bringen. Er ließ, als wenn er dem Kampfe ausweichen wolle, mehrmals rückgängige Bewegungen machen und bewirkte dadurch, daß die Russen am 2. Dezember, um ihn anzugreifen, die Höhen bei Austerlitz, die sie innegehabt, räumten: diese bildeten den Schlüssel des Schlachtfeldes, das Napoleon sich ausersehen. Er ließ diese Höhen rasch durch Soult besetzen, und nun erlitten die Russen trotz ihres tapferen Kampfes eine vollständige Niederlage. Schon um ein Uhr nachmittags war das Schicksal der Schlacht, welche mit Tagesanbruch begonnen hatte, entschieden und das russische Heer in vollem Rückzuge begriffen. Kutusow verlor den größten Teil seines Heeres und gegen 200 Kanonen. Die Zahl der Russen, welche getötet wurden, läßt sich nicht angeben, da die französischen Berichte dieselbe auf ebenso lächerliche Weise vergrößern, als die russischen sie verkleinern. Der Rest des geschlagenen Heeres zog sich nach Ungarn hin zurück.

15. Nächste Folgen der Schlacht bei Austerlitz.

Durch die Schlacht bei Austerlitz war indes der Ausgang des Krieges selbst noch keineswegs entschieden. Allein Kaiser Franz ließ sich durch den Fürsten Johann von Liechtenstein und durch andere Leute, denen die Verbindung mit Rußland ein Dorn im Auge war, dazu bringen, daß er die Lage der Dinge ebenso ansah, wie sie in Napoleons Bülletins dargestellt war. Er suchte daher schnell Frieden zu schließen, und unglücklicherweise bewog man ihn, mitten in seinem Schrecken sich persönlich zu Napoleon zu begeben, welcher dann dem deutschen Kaiser die erbetene Waffenruhe als eine Gnade zugestand und ihn zugleich ebenso zum Werkzeuge für seine weiteren Pläne machte, wie er sich nach den ersten Siegen des Jahres 1796 des Königs von Sardinien bedient hatte. Freilich war das Kriegswesen des österreichischen Staates damals im traurigsten Zustande, so daß Erzherzog Karl, welcher bald nachher zum Generalissimus ernannt wurde, sich zu den ausgedehntesten Reformen genötigt sah. Schon in der Nacht vom 2. zum 3. Dezember ließ Kaiser Franz durch den Fürsten von Liechtenstein Napoleon um eine persönliche Zusammenkunft ersuchen: sie wurde ihm am 4. Dezember gewährt, und zwar absichtlich nicht im französischen Hauptquartier, sondern in einem Biwak. Sie hat den Franzosen Gelegenheit gegeben, ihren Helden und seine Generale im glänzendsten Kontrast mit dem österreichischen Kaiser und seiner Umgebung darzustellen und allerlei Anekdoten in

Plutarchs Art zu erfinden. Wir bleiben bei den nackten Thatsachen stehen und bemerken nur, daß Kaiser Franz diese Zusammenkunft nicht vergaß, sondern ihr Andenken in rachsüchtigem Geist bewahrte, auch als Napoleon sein Schwiegersohn geworden war.

Der österreichische Kaiser bat um einen Waffenstillstand, während dessen dann über einen Frieden unterhandelt werden sollte. Napoleon bewilligte denselben unter der Bedingung, daß die Russen in der kürzesten Zeit auf vorgeschriebener Straße das österreichische Gebiet räumten. Nachdem Kaiser Alexander seinem Bundesgenossen zu Gefallen sich hierzu bereit erklärt hatte, wurde der Waffenstillstand am 6. Dezember abgeschlossen. Da die Franzosen während desselben etwa ein Drittel der Österreichischen Monarchie besetzt halten und aussaugen durften, so willigte Franz gern in jede Friedensbedingung, damit nur sein Land recht bald vom Feinde geräumt werde. Andererseits wünschte auch Napoleon, um freie Hand gegen Preußen zu erhalten, einen baldigen definitiven Abschluß. Schon am 26. Dezember wurde daher zu Preßburg der Frieden unterzeichnet. Durch diesen Preßburger Frieden verlor Österreich 1000 Quadratmeilen Land mit drei Millionen Einwohnern: Kaiser Franz mußte die venezianischen Besitzungen, die er wenige Jahre zuvor erworben, an das Königreich Italien, Tirol, Vorarlberg und andere Landstriche an Bayern, das Breisgau nebst verschiedenen Städten und Herrschaften an Württemberg und Baden abtreten. Dafür erhielt er das ganze Land des kaum erst geschaffenen Kurfürsten von Salzburg, welcher durch das von Bayern abgetretene Bistum Würzburg, dem man den Titel eines Kurfürstentums gab, entschädigt wurde. Außerdem wurden alle Güter und Rechte des deutschen Ritterordens einem österreichischen Prinzen erblich verliehen, und dem Erzherzog Ferdinand für das Breisgau eine Entschädigung in Deutschland versprochen. Die Kurfürsten von Bayern und Württemberg erhielten den Königstitel, und Kaiser Franz verpflichtete sich nicht nur, sie und den Kurfürsten von Baden als unumschränkte Herrscher anzuerkennen, sondern es ward auch die bevorstehende Auflösung des Deutschen Reiches und die Gründung eines an Frankreich geknüpften neuen Reiches dadurch angekündigt, daß man in dem Friedensvertrage den unbestimmten Ausdruck hinzufügte, die genannten drei Fürsten sollten Glieder eines deutschen Staatenbundes (confédération germanique) bleiben. Übrigens wurde dem Könige von Württemberg noch die Grafschaft Bonndorf, dem Könige von Bayern die Reichsstadt Augsburg zugeteilt.

Noch weit härter, als der große Verlust von Land und Leuten, waren für Österreich die unmittelbaren politischen Folgen dieses Friedens. Kaiser Franz mußte fortan alle Usurpationen und Erpressungen

anerkennen, die sich Napoleon und seine Kreaturen erlaubten. Seit dem Abschlusse des Preßburger Friedens begann nämlich Napoleon nicht mehr bloß auf die Fürsten und ihre Diener, sondern auch auf die Völker mit Verachtung herabzusehen und deshalb über das Schicksal derselben nur mit Rücksicht auf seine persönlichen Zwecke zu verfügen. Er hatte die Grundlagen zu einem Reiche gelegt, welches lediglich auf der Gewalt und dem Glück der Waffen beruhte. In diesem Reiche herrschte die Willkür eines Mannes, welcher zu Gunsten seiner Pläne oder zum Vorteile seiner Familie und derjenigen Franzosen, die er belohnen und versorgen wollte, immer wieder neue Umgestaltungen vornahm und sich gleich den alten Römern gegen die sogenannten Bundesgenossen alles erlaubte: Königreiche wurden gleich Kartenhäusern aufgestellt und wieder umgestoßen, Fürsten von einem Gebiete in das andere versetzt, wie man Offiziere ihre Regimenter wechseln läßt, und die Völker mitten im Frieden den Erpressungen habgieriger Diener der Gewalt preisgegeben.

Gleich nach dem Preßburger Friedensschlusse mußte Kaiser Franz den herrischen Sinn des Übermächtigen empfinden. Napoleon sprach dem österreichischen Kabinett offiziell seinen Unwillen darüber aus, daß der auf sein Verlangen entfernte Vicekanzler Ludwig Cobenzl durch den Stifter der Koalition, den Grafen Stadion, ersetzt wurde, und daß Erzherzog Karl, welchem Kaiser Franz die Leitung des Kriegswesens übertragen hatte, umfassende Reformen vornahm, deren Notwendigkeit im Kriege klar erkannt worden war. Ebenso duldete Napoleon nicht, daß der bisherige Kurfürst Ferdinand von Salzburg, welcher mit österreichischen Truppen in Würzburg eingezogen war, diese bei sich behielt. Einen anderen Anlaß zu willkürlichem Verfahren gaben die Angelegenheiten Dalmatiens. Dieses Land sollte nach dem Friedensvertrage ebenso, wie alle übrigen venezianischen Besitzungen, an Napoleon abgetreten werden: noch ehe aber die französischen Truppen dort ankamen, hatten die Russen von Neapel aus einige dalmatische Städte besetzt. Dies gebrauchte dann Napoleon unter anderem als Vorwand, um seine Truppen diesseit des Rheins stehen zu lassen und die Stadt Braunau, gegen die Bestimmungen des Preßburger Friedens, auch fernerhin besetzt zu halten. Ein großer Gewinn war es damals für Österreich, daß Graf Metternich, welcher als Gesandter nach Paris geschickt wurde, einen bedeutenden Einfluß auf die Geschäfte erhielt; denn dieser gehörte zu den wenigen Staatsmännern, welche dem verschlagenen Talleyrand einigermaßen gewachsen waren.

Die Willkür, mit welcher seit dem Beginne des Jahres 1806 die Völker behandelt wurden, mußten zuerst die Holländer empfinden. Schon im Februar 1806 ließ Napoleon dem Ratspensionär Schimmelpenninck

anzeigen, daß die 1805 in Holland eingeführte Verfassung ganz umgestaltet werden müsse. Sechs Wochen später forderte er die Holländer gewissermaßen befehlend auf, sich seinen Bruder Louis zum Könige zu erbitten, weil er sich bei der gegen Holland beschlossenen Gewaltthat ebenso, wie früher bei der Einziehung von Genua und Lucca, den fremden Mächten gegenüber die Ausflucht verschaffen wollte, daß er dem ausgesprochenen Wunsche des Volkes selbst gemäß handle: eine Spiegelfechterei, welche bekanntlich in unserm Jahrhundert weiter ausgebeutet worden ist und eine große und verhängnisvolle Rolle gespielt hat. Die Holländer welche an Schimmelpenninck einen ebenso gewandten, als patriotischen Leiter hatten, widersetzten sich zwar der unvermeidlichen Unterwerfung unter einen fremden Herrscher nicht, wohl aber der Zumutung, daß sie selbst um einen solchen bitten sollten. Ihre Weigerung scheiterte jedoch an dem unbeugsamen Willen des Kaisers. Sie mußten sich im Juni 1806 doch dazu bequemen, Louis Bonaparte zu ihrem erblichen Könige zu wählen und unter der Form eines mit Napoleon geschlossenen Vertrages eine monarchische Verfassung anzunehmen. Vergebens bot Schimmelpenninck alles auf, um die Bestätigung dieser Verfassung durch die Generalstaaten zu verhindern: als ihm dies nicht gelang, wahrte er wenigstens seine eigene Ehre, indem er, um für seine Person nicht einwilligen zu müssen, in den Privatstand zurücktrat und alle Ehren und Geschenke, welche der neue Herrscher ihm anbot, ausschlug. Den Holländern war in der neuen Verfassung zugestanden worden, daß ihre Staatsschuld anerkannt, ihre Sprache in allen öffentlichen Akten gebraucht und die Staatsämter nur mit Eingebornen besetzt werden sollten. Dies half ihnen jedoch wenig, weil die Hofämter doch zum Teil an Fremde übertragen werden mußten, die Armee aber den Franzosen angehörte. Auch blieb der neue König erblicher Connetable von Frankreich, und Napoleon hatte ihm überdies förmlich verboten, ein Holländer zu werden: „Hören Sie nicht auf, Franzose zu sein; vor allem erinnern Sie Sich, daß Sie Franzose sind!" war die Maxime, welche diesem neuen Herrscher mitgegeben wurde.

Auch in Deutschland wurde 1806 zum erstenmal ein Glied der Napoleonischen Familie als Herrscher eingesetzt, ohne daß jedoch, wie in Holland, die künftigen Unterthanen desselben vorher auch nur der Form nach befragt worden wären. Nachdem Preußen im Februar 1806, wie wir weiterhin sehen werden, Kleve und Wesel an Napoleon hatte abtreten müssen, wurden diese Landstriche mit dem von Bayern eingetauschten Herzogtum Berg vereinigt und im März als Großherzogtum Berg dem Schwager des Kaisers, Joachim Murat, geschenkt. Dieser blieb, da er die Würde eines Großadmirals von Frankreich erblich behielt, ebenfalls Franzose. Seine Unterthanen hatten aber

doch wenigstens den Vorteil, daß sie von dem Drucke des römischen und deutschen Rechtes befreit und, ohne eine Ablösungssumme zahlen zu müssen, der Feudallasten entledigt wurden. Auch schaffte der Franzose wenigstens nicht, wie die neuen Könige von Bayern und Württemberg, die Stände des Landes ab.

Von den beiden zuletzt genannten Fürsten wurde der eine nebst dem Kurfürsten von Baden schon im Jahre 1806, der andere ein Jahr später der Familie Napoleons zugesellt. Im Januar 1806 nämlich ward Napoleons Stiefsohn, Eugen Beauharnais, welchen der Kaiser damals adoptierte, mit der ältesten Tochter des Königs von Bayern, im April 1806 der Kurprinz von Baden mit der von Napoleon adoptierten Nichte der Kaiserin Josephine, Stephanie Beauharnais, im August 1807 aber Napoleons jüngster Bruder, Hieronymus, dessen frühere Ehe mit einer Kaufmannstochter gelöst wurde, mit einer württembergischen Prinzessin vermählt. Bald nachher mußten die Thronfolger von Bayern und Baden nach Paris kommen, um in die französische Regierungsweisheit eingeweiht zu werden: hier wohnten sie eine Zeitlang den Sitzungen des Staatsrates bei, und Napoleon scheute sich nicht, den Sprößlingen alter deutscher Herrschergeschlechter einen Platz unter dem Erzkanzler Cambacérès und dem Erzschatzmeister Lebrun, also unter zweien seiner Eintagsgeschöpfe, anzuweisen.

Die drei neuen Vasallen Napoleons in Deutschland machten sogleich ihre Souveränität gegen ihre Unterthanen geltend. Doch thaten Karl Friedrich von Baden und Maximilian I. von Bayern auch vieles zur Verbesserung der Zustände in ihren Ländern. In Bayern ward durch den Minister Montgelas das Pfaffenregiment gründlich beseitigt, wiewohl freilich nur um einer Militär- und Polizeiregierung Platz zu machen. Dagegen wurde das württembergische Volk von seinem König Friedrich I. auf ganz orientalische Weise behandelt. Dieser Fürst gebrauchte die erlangte Souveränität vom ersten Augenblicke an zum Verderben seiner Unterthanen; und sein despotisches Regiment ward für dieselben doppelt drückend, weil er von Hause aus ein energischer und kalt berechnender Mann war. Er schwelgte, prunkte und verschwendete mitten im größten Jammer und verfuhr mit seinem Volke gerade so, als wenn dasselbe nur ein Anhängsel seines Hofes wäre. Um als glänzender Herrscher zu erscheinen, schuf er aus Begünstigten einen hohen und niederen Adel und richtete für ein Land, welches vorher von einem Kanzler und einigen Räten ganz leicht regiert worden war, großartige Ministerien mit Departements ein. Zur Sicherung und Durchführung seines tyrannischen Regiments ordnete er eine so vollkommene Beamtenhierarchie und Polizeiverwaltung an, daß gewissermaßen jeder Schritt der Beamten und der Unterthanen vorge-

schrieben und die frohherzigen, biederen Alemannen gleich einem Regiment Soldaten kommandiert, im Leben und Wandel jeden Augenblick durch die Sultanslaunen ihres neuen Königs gehindert und beschränkt wurden. Dabei war er jedoch unter allen deutschen Fürsten der einzige, welcher seine Würde auch gegen Napoleon und dessen Generale zu behaupten suchte: freilich that auch er dies nur mit geringem Glück, weil jeder französische Offizier die deutschen Fürsten wie willenlose Diener seines Kaisers behandelte und dieser ihnen darin recht gab.

Ein anderer deutscher Vasall Napoleons, der Erzkanzler und Primas des alten Reiches, gab sich dazu her, einen Fremden zum deutschen Fürsten und zum Oberhaupte der katholischen Geistlichkeit Deutschlands zu machen. Derselbe Karl von Dalberg, welcher noch im November 1805 einen patriotischen Aufruf an die deutsche Nation erlassen und sie zur Bewahrung ihrer Einheit und ihrer Verfassung ermahnt hatte, erklärte am 27. Mai 1806 dem Regensburger Reichstage, daß er den Stiefoheim Napoleons, den Kardinal Fesch, zu seinem Koadjutor und Nachfolger ernannt habe, „dessen Geschlechtsvorfahren", wie er herausgebracht, „sich schon zeitig im 15. und 16. Jahrhundert in öffentlichen Diensten deutscher Lande ausgezeichnet haben". Vergebens protestierte Kaiser Franz, welchen Dalberg gar nicht gefragt hatte, gegen ein solches Verfahren: Fesch war und blieb der Erbe des deutschen Primats und der deutschen Fürstentümer Regensburg und Aschaffenburg, die er freilich niemals antreten sollte.

Das südliche und westliche Deutschland hatte damals viel zu leiden, weil Napoleon vorgeblich wegen seines Zwistes mit Österreich über Dalmatien, in Wahrheit aber um Preußen zu bedrohen, seine Truppen diesseit des Rheins hatte stehen lassen. Die unaufhörlichen Einquartierungen und Durchzüge von Truppen und das Treiben der französischen Kommissare und Lieferanten steigerten die Not so, daß in einem Getreidelande, wie Bayern, Korn eingeführt werden mußte und Napoleon selbst eine Million Frank zur Verteilung unter die leidende Bevölkerung Schwabens und Bayerns anwies. Beschwerden halfen nichts, Drohungen hatten nur Demütigungen zur Folge.

Für Preußen war selbst nach dem Preßburger Frieden noch einige Hoffnung auf Rettung vorhanden, da Rußland und England ihm ihre Hilfe anboten. Allein König Friedrich Wilhelm III. war, wie immer, zu keinem Wagestück zu bewegen und ließ sich deshalb von Napoleon alles bieten. Friedrich Wilhelm hatte zu seinem Unglücke den treulosen Haugwitz, von dessen Schlauheit man alles erwartete, an Napoleon geschickt, um diesem die im Vertrage vom 3. November 1805 ausgemachten Forderungen vorzulegen. Obgleich es dabei auf Eile ankam, so ließ sich doch Haugwitz schon unterwegs von Bernadotte, welchem

Napoleon deshalb Weisungen gegeben hatte, aufhalten: man sagte ihm zu Iglau, daß der Kaiser jeden Augenblick erwartet werde, und jener ließ sich durch diese unverschämte Lüge in der That zwei Tage in diesem mährischen Grenzorte festhalten. Als er endlich am 28. November in Napoleons Hauptquartier eingetroffen war, verschob dieser die Audienz bis nach der Schlacht bei Austerlitz. Erst am 7. Dezember wurde der preußische Abgesandte endlich vorgelassen, und nun bot er, anstatt die ihm aufgetragenen Forderungen vorzulegen, Preußens Vermittelung an. Napoleon ging auf dieses Anerbieten ein, machte aber zwei Bedingungen, wegen deren Haugwitz erst in Berlin anfragen mußte. Hier hatte unterdessen die Nachricht vom Siege der Franzosen den Hof wieder in die Gewalt der französischen Partei gebracht, und Napoleon erhielt von seinem dortigen Gesandten Laforest die Nachricht daß das preußische Kabinett nicht nur den Beistand der Russen und Engländer abgelehnt, sondern auch bei ihm den am 3. November geschlossenen Vertrag auf eine Weise entschuldigt habe, welche die größte Angst verrate. Als daher Haugwitz am 13. Dezember in Schönbrunn die zweite Audienz hatte, nahm Napoleon einen ganz anderen Ton an, erklärte mit barschen Worten, daß er an Preußen wegen der vielen Verrätereien, die es gegen ihn geübt habe, furchtbare Rache nehmen könne, daß er aber großmütig alles verzeihen und vergessen wolle, wenn Friedrich Wilhelm sich durch unauflösliche Bande mit ihm verbünden und als Unterpfand dieses Bundes Hannover gegen preußische Landstriche eintauschen wolle. Zugleich suchte er nach seiner gewohnten Art den von ihm tief verachteten Haugwitz teils durch Schmeicheleien, teils durch drohende Vorstellungen in seine Schlinge zu ziehen. Der armselige Intrigant ließ sich täuschen und unterzeichnete, ohne dazu bevollmächtigt zu sein, am 15. Dezember einen Vertrag, der ihm als ein unabänderliches Gebot vorgelegt war.

Kraft dieses Vertrages von Schönbrunn sollte das Kurfürstentum Hannover an Preußen abgetreten werden, obgleich dasselbe kein rechtliches Besitztum des französischen Kaisers war und gar kein Zweifel darüber waltete, daß England diese Beraubung seiner Königsfamilie nie und nimmer anerkennen werde. Dagegen sollte Preußen Neufchatel und das Herzogtum Kleve mit Wesel an Frankreich, das Fürstentum Ansbach an Bayern abtreten. Um diesen Preis sollte Preußen ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich eingehen, und die beiden Staaten verbürgten sich dann gegenseitig ihre Gebiete, wie sie aus den Unterhandlungen hervorgehen würden. Das Schlimmste aber war, daß dem Staate Friedrichs des Großen nach diesem Vertrage keine andere Wahl blieb, als entweder die Annahme von Hannover aus Napoleons Hand oder der Krieg.

In Berlin hatte man während dessen wieder mit England und Rußland angeknüpft und nach Maßgabe der Vorschläge, welche Napoleon am 7. Dezember gemacht hatte, neue Verhaltungsbefehle an Haugwitz geschickt. Diese kamen jedoch zu spät: der Gesandte hatte seiner Regierung weder durch einen Kurier, noch durch einen Brief von dem Geschehenen Mitteilung gemacht, und erst als er selbst am 25. Dezember in Berlin wieder ankam, wurde der von ihm geschlossene Vertrag dem König bekannt. Friedrich Wilhelm geriet in den größten Schrecken: anstatt aber den Vertrag entweder unbedingt zu bestätigen, oder nach dem Rate der kühneren patriotischen Mitglieder des Ministeriums unbedingt zu verwerfen und dann mit England, Schweden und Rußland verbunden den Drohungen Napoleons zu trotzen, entschloß er sich wieder nur zu einer halben Maßregel. Er ratifizierte nämlich den Vertrag unter dem Vorbehalte, daß er Hannover nur provisorisch in Besitz zu nehmen und Ansbach, Kleve, Wesel und Neufchatel nicht eher zu räumen brauche, als bis ihm Hannover von seinem rechtmäßigen Besitzer abgetreten werde. Mit dieser Erklärung wurde Haugwitz nunmehr nach Paris geschickt. Ohne jedoch abzuwarten, ob Napoleon die ihm gestellte Bedingung auch annehmen werde, teilte man dieselbe den Engländern und der hannöverschen Regierung als eine ausgemachte Sache mit, forderte die Alliierten zur Räumung Hannovers auf und zog die preußischen Truppen aus Franken zurück, während die französischen dort und in Süddeutschland stehen blieben.

In Paris ward Haugwitz wieder wie der Gesandte einer Macht empfangen, gegen die man sich alles erlauben könne. Napoleon erklärte den Vertrag vom 15. Dezember, weil derselbe nicht in der festgesetzten Zeit ratifiziert worden sei, für erloschen, legte dem Grafen einen neuen Vertrag vor und forderte die augenblickliche Unterzeichnung desselben, widrigenfalls die französischen Truppen sich sogleich gegen Preußen in Bewegung setzen würden. Haugwitz gehorchte diesem Gebote und unterzeichnete am 15. Februar 1806 den ihm vorgelegten neuen Vertrag; Napoleon dagegen ließ, noch ehe derselbe in Berlin ratifiziert worden war, Ansbach in Besitz nehmen. Durch diesen Vertrag wurden die Bestimmungen des früheren bestätigt, außerdem aber noch dem Könige von Preußen die Verpflichtung auferlegt, nicht allein Hannover ohne irgend welchen Vorbehalt in Besitz zu nehmen, sondern auch dadurch, daß er seine Häfen den Engländern verschließe, feindselig gegen diese Macht aufzutreten. Daß Napoleon das ihm von Preußen abgetretene Kleve und Wesel seinem Schwager Murat schenkte, ist bereits erwähnt; Ansbach erhielt der König von Bayern als Ersatz für Berg, welches zu Murats Großherzogtum geschlagen wurde. Neufchatel gab Napoleon zugleich mit dem Fürstentitel seinem Marschall Berthier.

Auch nachdem der neue Vertrag abgeschlossen und am 3. März ratifiziert worden war, vermochte Friedrich Wilhelm nicht, auf einem und demselben Wege zu bleiben. Er suchte sich die Freundschaft mit Rußland und England zu erhalten und gab dies öffentlich dadurch zu erkennen, daß er wenige Tage früher, als er den Pariser Vertrag bestätigte, nach Stettin reiste, um die heimkehrenden Russen vor sich vorüber ziehen zu lassen. Andererseits ließ er sich, als Hardenberg im Moniteur als ein von England Bestochener aufs gröbste angegriffen wurde und im heftigsten Tone darauf antwortete, durch die französische Partei in Berlin bewegen, seinen Minister der Besorgnis vor einem Kriege zu opfern. Hardenberg erhielt im April 1806 seinen Abschied, und Haugwitz wurde nun der alleinige Leiter der Geschäfte, zum großen Ärger der Patrioten, welche laut ihren Haß gegen ihn aussprachen. Hannover wurde durch ein Manifest vom 1. April für preußisches Besitztum erklärt, das man von Napoleon, welcher durch Eroberung rechtmäßiger Besitzer desselben geworden sei, eingetauscht habe. Dies gab dann sogar dem Könige von Schweden Gelegenheit, Preußen zu beschimpfen. Gustav IV. hatte schon im Januar dem Regensburger Reichstage erklären lassen, daß er nicht länger an den Beratungen desselben teilnehmen könne, da diese Versammlung unter dem Einflusse eines Usurpators stehe, und da einzelne Reichsstände sich Ungesetzlichkeiten gegen die Reichsverfassung erlaubten. Nachher zog er zwar seine Truppen über die Elbe zurück, hielt aber das zu Hannover gehörende Herzogtum Lauenburg besetzt und räumte dasselbe nicht eher, als bis preußische Truppen ihn zurückdrängten. Er nahm hierauf gegen Preußen eine entschieden feindliche Stellung an, belegte preußische Schiffe mit Beschlag und blockierte die preußischen Häfen, während Friedrich Wilhelm keine ernste Maßregel gegen Schweden zu ergreifen wagte. Das Verhalten beider Staaten gegeneinander war um so schimpflicher für Preußen, je mehr Beweise von zunehmendem Irresein Gustav IV. gerade damals gab. Dieser machte sich nicht nur durch die Art, wie er bei jeder Gelegenheit seinen Haß gegen Napoleon äußerte, lächerlich, sondern er vernichtete auch die von ihm verbürgte ständische Verfassung Pommerns, obgleich er selbst der größte Eiferer gegen Usurpationen gewesen war.

Der von Preußen teuer erkaufte Besitz des Kurfürstentums Hannover ward sogleich höchst unsicher, weil Napoleon schon im April Friedensunterhandlungen mit England anknüpfte und dabei nicht die mindeste Rücksicht auf Preußen nahm. Dort war am 23. Januar 1806 Pitt gestorben, und sein Tod hatte die Bildung eines neuen Ministeriums zur Folge gehabt, welches so zusammengesetzt war, daß die Wiederherstellung des Friedens möglich schien. König Georg III.

hatte niemand gefunden, der ein Ministerium hätte zusammenhalten können, als Pitts ehemaligen Genossen, Lord Grenville, der sich zwei Jahre früher von diesem getrennt und als Mitglied der Opposition in Gemeinschaft mit Fox Anträge auf die Emancipation der Katholiken gestellt hatte. Der borniert-anglikanische König hatte daher notgedrungen die Bildung des neuen Ministeriums dem Lord Grenville übertragen; und da der letztere unbedingt auf dem Eintritte von Fox bestand, so hatte Georg auch diesen ihm tödlich verhaßten Anhänger revolutionärer Grundsätze als Minister der auswärtigen Angelegenheiten annehmen müssen (Februar 1806). Fox und seine Freunde hatten Pitts bitteren Haß gegen Frankreich und gegen die Revolution nie geteilt und waren allein von allen englischen Staatsmännern in Bonapartes Zeitungen immer gelobt worden: sie konnten daher auch leicht Unterhandlungen über einen Frieden mit Frankreich anknüpfen. Schon im März benutzte Fox einen zufälligen Anlaß, um mit Talleyrand in Briefwechsel zu treten. Dies führte dann zu Unterhandlungen, welche im Juni schon so weit gediehen waren, daß keine anderen Schwierigkeiten mehr bestanden, als in betreff des Schicksals von Hannover und Sizilien. Da Napoleon England an sich zu ziehen und dagegen mit Preußen zu brechen wünschte, so ließ er im Juni der englischen Regierung erklären, daß die Frage über den Besitz von Hannover kein Hindernis für den Abschluß eines Friedens sein solle. In dieser Erklärung lag, daß Preußen zur Zurückgabe Hannovers allenfalls gezwungen werden könne und solle. Zum Abschlusse eines Friedens mit England kam es jedoch, wie wir später sehen werden, gleichwohl nicht.

In Italien schaltete Napoleon nach der Beendigung des dritten Koalitionskrieges mit fast noch größerer Willkür, als in Deutschland. Dort bedachte er nicht nur seine Schwestern Elise und Pauline mit einträglichen Besitztümern, sondern er schuf auch im Gebiete des Königreiches zwölf Herzogtümer, welche für erbliche französische Reichslehen erklärt und später an Leute verteilt wurden, die sich um seine Person und sein Reich verdient gemacht hatten. Mit dem Besitze dieser Lehen waren sehr bedeutende Einkünfte verknüpft, welche größtenteils aus den Erträgen der Domänen des Königreichs Italien bestritten wurden: außerdem mußte das Königreich nicht nur jeden Monat drittehalb Millionen Frank zur Unterhaltung der französischen Besatzungstruppen, sondern auch noch eine jährliche Rente von 1 200 000 Frank für Generale, Offiziere und Soldaten der Napoleonischen Armee bezahlen.

In Unteritalien gab die Königin Marie Karoline durch ihr Verfahren dem Kaiser gewissermaßen ein Recht, zu Gunsten seiner Zwecke

über ihr Land zu verfügen. Am 20. November 1805 waren 19 000 Russen und Engländer bei Neapel gelandet, und Marie Karoline hatte ihre Truppen mit denselben nach Oberitalien aufbrechen lassen. Sie hatte sich also offen den Feinden Napoleons angeschlossen. Dafür mußte sie nach der Schlacht bei Austerlitz des Kaisers Rache empfinden. Napoleon, welcher entschlossen war, seinen Bruder Joseph zum Könige von Neapel zu machen, ließ ein Heer unter Masséna gegen dieses Land aufbrechen und kündigte am 26. Dezember der Welt seine Absicht mit einer Redensart an, die ihm von der Zeit an geläufig wurde. „Die neapolitanische Dynastie", hieß es in seinem Manifest, „hat aufgehört zu regieren; ihre Existenz ist mit der Ruhe von Europa und mit der Ehre meiner Krone unverträglich". Als das französische Heer gegen Neapel heranzog, schifften sich die russischen Truppen, welche von ihrem Kaiser abberufen worden waren, nach Korfu ein; die Engländer aber setzten nach Sizilien über, um, wie sie sagten, diese Insel zu schützen. Marie Karoline hoffte zuerst durch Demütigung einen Frieden zu erlangen; aber ihr Unterhändler, der berüchtigte Kardinal und Bandenführer Ruffo, wurde gar nicht über die französische Grenze gelassen. Sie faßte daher, während ihr Gemahl schon am 13. Januar 1806 nach Sizilien entflohen war, ihrem männlichen Charakter gemäß, den Entschluß, die Lazzaroni und die Kalabresen unter die Waffen zu rufen und mit diesen und ihrem kleinen Heere sich den Franzosen entgegenzustellen. Als jedoch diese herannahten, leistete man ihnen fast nirgends Widerstand; die Königin mußte daher ihrem Gemahl nach Sizilien folgen, und am 15. Februar zog Joseph Bonaparte und Masséna in die Stadt Neapel ein. Vier Wochen später wurde auch Kalabrien, welches der neapolitanische Kronprinz verteidigte, erobert und auch dieser zur Flucht nach Sizilien genötigt.

Am 1. April wurde Joseph, welcher bereits die Verwaltung des Landes neu organisiert hatte, von seinem Bruder zum Könige beider Sizilien ernannt, von denen ihm jedoch zunächst nur das eine, das Land diesseit der Meerenge, zugänglich war. Der gebildete Teil des neapolitanischen Volkes war mit dem Wechsel der Herrschaft nicht unzufrieden, da trotz aller Opfer, welche mit demselben verbunden waren, sich doch endlich die Aussicht auf bessere Zeiten und auf ein vernünftigeres Regiment eröffnete. Napoleon verwandelte auch das Königreich Neapel in einen Vasallenstaat des Französischen Reichs; er erklärte dasselbe nicht nur für ein bloßes Mannslehen von Frankreich, sondern er machte auch den Beherrscher von Neapel dadurch zu einem französischen Unterthanen, daß er die neapolitanische Krone mit der erblichen Würde eines Großwahlherrn von Frankreich unzertrennlich ver-

band. Außerdem mußte Neapel ebenso, wie das Königreich Italien, das Seinige beitragen, um die Männer, welche Napoleons Reich stützten, zu belohnen. Der Kaiser verlieh das im Neapolitanischen Reiche gelegene päpstliche Fürstentum Ponte Corvo dem General Bernadotte und das ebenfalls dem Papste gehörende Fürstentum Benevent seinem Minister Talleyrand als Erblehen; auch wurden noch sechs andere Lehen im Neapolitanischen errichtet und als Herzogtümer an Franzosen verschenkt. Außerdem mußte das Königreich Neapel noch jährlich eine Million Frank zahlen, welche an Generale, Offiziere und Soldaten des französischen Heeres verteilt werden sollten. Unwürdig, aber kaum mehr auffallend war es, daß Napoleon an der Königin Marie Karoline auch noch nach ihrem Sturze seinen Zorn in schmähenden Worten ausließ.

II. Europa vom Preßburger Frieden

bis zum Ende des Österreichischen Krieges.

1. Politische Lage vor Beginn des Krieges zwischen Preußen und Frankreich.

Nach dem Preßburger Frieden blieben die französischen Truppen nicht nur im südlichen Deutschland verteilt, sondern sie hielten auch die österreichische Stadt Braunau besetzt. Den Vorwand dazu nahm Napoleon aus dem Umstand, daß die Russen sich weigerten, die von ihnen besetzten dalmatischen Plätze, namentlich Cattaro, zu räumen. Österreich und Preußen waren also zu gleicher Zeit von den Franzosen bedroht; jedoch ging aus allen Umständen klar und deutlich hervor, daß Napoleon es zunächst auf die Demütigung Preußens abgesehen habe. Für das Schicksal dieses Staates kam jetzt alles darauf an, ob die Friedensunterhandlungen, welche Rußland und England mit Frankreich angeknüpft hatten, einen Erfolg haben würden oder nicht. Der Kaiser Alexander und sein Minister des Auswärtigen, der Fürst Georg Adam Czartoryski, waren zum Frieden geneigt, weil sie auf die Moldau und Walachei Absichten hatten. Sie schickten daher im Anfange des Juli 1806 ihren früheren Geschäftsträger in Frankreich, Oubril, wieder nach Paris, wo sich damals bereits Lord Yarmouth als englischer Bevollmächtigter befand. Am Ende war es jedoch weder den Russen und Engländern, noch auch dem Kaiser Napoleon Ernst mit dem Frieden. Dieser hatte bei den Unterhandlungen wahrscheinlich keine andere Absicht als die, Rußland von England abzuziehen und eine Annäherung des letzteren an Preußen zu verhindern. Der russische Bevollmächtigte schloß zwar, um Österreich und Preußen aus der drohenden Gefahr zu reißen, schon am 20. Juli einen besonderen Friedensvertrag mit Frankreich; allein mittlerweile hatte Baron Budberg, welcher von ganz anderen Ansichten ausging als Czartoryski, im Rate Alexanders das Übergewicht erlangt, und dieser bewirkte die Verwerfung des schon ge-

schlossenen Vertrages. Im englischen Ministerium endlich, welches aus den verschiedenen Parteien zusammengesetzt war, saßen neben Fox und seinen Freunden auch wütende Franzosenfeinde. Diese legten dem Abschlusse eines Friedens alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg; und wenn auch die Unterhandlungen selbst dann noch fortgesetzt wurden, als Fox am 13. September 1806 gestorben war, so war doch an keinen Frieden zu denken.

Während der Zeit dieser Unterhandlungen lastete ein harter Druck auf Deutschland, und Fürsten wie Unterthanen wurden von den Franzosen mit gleicher Rücksichtslosigkeit und Brutalität behandelt. Napoleon erklärte ohne weiteres Wesel für eine Festung des Französischen Reiches. Sein Schwager Murat nahm drei zu Preußen gehörende Abteien in Besitz. In Schwaben, Bayern, Franken und am Rhein verfuhren Davoust, Soult, Berthier mit den Deutschen ebenso, wie während der Schreckenszeit die Leiter der Dinge in Frankreich selbst verfahren waren. Patriotisch gesinnte Männer wurden verfolgt. Zwei Buchhändler wurden durch französische Soldaten verhaftet, weil sie Schriften, welche gegen Frankreichs Übermacht gerichtet waren, verbreitet haben sollten. Der eine von ihnen, Schoderer, erhielt nur auf dringendes Bitten des Königs von Bayern Gnade; der andere, Johann Philipp Palm aus Nürnberg, dem nicht einmal bewiesen werden konnte, daß er vom Inhalt der Flugschrift Kenntnis gehabt, wurde von Berthier nach Braunau geschleppt, dort durch ein französisches Kriegsgericht am 25. August 1806 zum Tode verurteilt und dann am 26. erschossen. Alles dies fanden und finden noch jetzt die Franzosen ganz in der Ordnung, weil es sich dabei um ihren Götzen und um die Ehre der Großen Nation handelt. Sogar einer der wackersten und verständigsten Berichterstatter der Napoleonischen Zeit, Thibaudeau, scheut sich nicht, den an Palm verübten politischen Mord durch die Erklärung zu rechtfertigen, daß es lächerlich wäre, ein Unrecht in einem Richterspruche zu finden, der von sieben französischen Obersten gefällt worden sei.

Im Juli 1806 wurde endlich das Deutsche Reich selbst vollends über den Haufen geworfen und an seine Stelle ein mit dem Namen Rheinbund bezeichneter Staatenverein gesetzt, welcher dazu dienen sollte, die Kräfte Deutschlands für Frankreich besser und leichter als bisher nutzbar zu machen. Napoleon hatte seine Absicht, das Deutsche Reich umzugestalten, wie wir sahen, schon im Preßburger Frieden angedeutet. Im April 1806 beauftragte er Talleyrand, ihm Vorschläge über die Ausführung des Planes zu machen, den er in betreff des Deutschen Reiches entworfen hatte. Dieser Plan bestand darin, daß neben dem aus Deutschland verdrängten österreichischen Staate und

neben dem nördlichen Deutschland, welches bei Preußens Ohnmacht ganz schutzlos war, ein französisches Deutschland gebildet werden sollte. Sobald die Sache anfing ruchbar zu werden, wiederholte sich jener schmähliche Handel um Land und Leute, welcher nach dem Luneviller Frieden stattgefunden hatte; ja, derselbe ward sogar auf eine womöglich noch empörendere Weise getrieben. Der Napoleonische Staatsrat Thibaudeau sagt geradezu, er wisse nicht zu sagen, wer im Mai, Juni und Juli 1806 niederträchtiger gehandelt habe, ob die deutschen Fürsten und die sie umgebenden Leute der alten Adelszeit oder die seit 1799 vornehm gewordenen Franzosen ohne Ahnen. Deutsche Fürsten bettelten und schacherten wieder bei den Pariser Machthabern, und diese nahmen die Gelegenheit wahr, um sich durch Bestechlichkeit unermeßliche Reichtümer zu verschaffen. Das Hauptwerkzeug, dessen sich Talleyrand damals bei der Gründung des neuen Französisch-Deutschen Reiches bediente, war der erste Kurfürst des alten Reiches, der Erzkanzler und Primas Karl von Dalberg. Zum Danke für seine Dienstfertigkeit wurde er nicht nur selbst mit dem neuen Titel Fürst Primas zum Vorsitzenden der Versammlungen des Rheinbundes ernannt, sondern man machte auch seinen Schwestersohn, den Grafen von der Leyen, zum souveränen Fürsten, während der mit dem Könige von Preußen verschwägerte Fürst von Thurn und Taxis seiner Selbständigkeit beraubt ward.

Im Juli 1806 wurde die Akte des Rheinbunds den in Paris befindlichen Gesandten der einzelnen Bundesglieder zur Unterschrift vorgelegt, jedoch so, daß jeder nur die seinen Herrn betreffenden Artikel lesen durfte. Nachdem hierauf am 17. Juli die Urkunde unterzeichnet und jedem beteiligten Fürsten ein Exemplar zugefertigt worden war, übergab am 1. August der französische Geschäftsträger in Regensburg dieselbe dem Reichstage, und die Mitglieder des Bundes kündigten dieser Versammlung ihren Austritt aus dem Deutschen Reiche an. Infolge dieses Schrittes legte Kaiser Franz am 6. August die deutsche Krone nieder, und das tausendjährige Reich löste sich auf.

Der Rheinbund oder das neue französische Deutschland, ein Gebiet von etwa 2400 Quadratmeilen und acht Millionen Einwohnern, dessen Gebieter Napoleon unter dem Titel eines Protektors war, bestand aus den Königen von Bayern und Württemberg, aus den Fürsten von Baden und Hessen-Darmstadt, die sich fortan Großherzöge nannten, aus dem Fürsten Primas, aus dem Großherzoge von Berg, aus den Fürsten von Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg, welche den Herzogstitel annahmen, und aus mehreren kleineren Herren, denen die Gunst des französischen Kaisers und seiner Leute diesen Vorzug gewährte. Alle übrigen im Bereiche des Bundes begüterten Herren wurden

mediatisiert, d. h. jeder von ihnen ward der Hoheit desjenigen Rheinbundsfürsten unterworfen, von dessen Land sein Gebiet umgeben war. Auf dieselbe Weise verloren auch die Reichsritter, denen schon zuvor die mächtigeren der mit Napoleon verbündeten Fürsten hart zugesetzt hatten, sowie die beiden noch übrigen Reichsstädte in Süddeutschland, Frankfurt und Nürnberg, ihre Selbständigkeit. Von diesen beiden wurde die erstere dem Fürsten Primas, die andere dem König von Bayern übergeben. Die Zahl der Mitglieder des Bundes wurde von Zeit zu Zeit erhöht, da man jeden, der an der Unterdrückung seines Vaterlandes teilnehmen wollte, in denselben aufnahm. Zur Beschützung des Bundes und seiner Glieder versprach Napoleon, so oft es nötig sei, 200 000 Mann zu schicken: dagegen mußten aber auch alle Bundesfürsten ihre Truppen stets zum Dienste Frankreichs bereit halten, und ihr hoher Protektor selbst bestimmte die Stärke der einzelnen Kontingente.

Die Stiftung des Rheinbunds und die Auflösung des Deutschen Reichs hatten die unmittelbare Folge, daß Preußen isoliert und seine Rettung von der Gnade des Zaren der Slawen abhängig gemacht wurde. Damit Friedrich Wilhelm diese Gnade nicht eher anrufe, als bis Napoleon den Krieg gegen ihn völlig gerüstet habe, warf man den Leitern des preußischen Kabinetts einen neuen Köder hin. Der französische Gesandte in Berlin gab mündlich den Wink, daß man ja auch einen Norddeutschen Bund unter Preußens Protektorat schaffen könne. Dieser Gedanke, der eine neue Henkersfrist zu gewähren schien, ward von Haugwitz mit hastiger Begierde ergriffen: als man ihn aber in Ausführung bringen wollte und deshalb mit Sachsen und Kurhessen Unterhandlungen anknüpfte, wurde durch französische Einflüsterungen alles hintertrieben. Den Hansestädten verbot Napoleon sogar geradezu, sich mit Preußen einzulassen. Bald nachher erfuhr man in Berlin, daß Frankreich bei den Friedensverhandlungen mit England die Zurückgabe Hannovers an König Georg III. angeboten habe. Dadurch geriet der König von Preußen so sehr in Schrecken, daß er am 10. August Befehl gab, das Heer mobil zu machen. Zu einem festen Entschlusse konnte er jedoch auch da nicht kommen, weil er seiner Natur nach vor jedem entscheidenden Schritte zurückbebte und fortwährend von Männern umlagert war, welche entweder wie Haugwitz, Lombard und Beyme es nicht ehrlich meinten, oder wie Köckeritz allem thatkräftigen Handeln abgeneigt waren. Dieses Zagen und Zaudern hatte für Preußen verderbliche Folgen: auf der einen Seite erhielt Napoleon, der mit gewohnter Schlauheit alle seine Schritte auf den Charakter des Königs berechnete, Zeit, seine Streitkräfte an allen entscheidenden Punkten so aufzustellen, daß nachher Preußen schon beim ersten Beginne des

Krieges unrettbar verloren war; auf der andern aber brachte sich Preußen durch sein Benehmen um die Hilfe der Engländer. Diese trauten, obgleich sie am 25. September die Blockade der norddeutschen Flüsse aufhoben, sogar noch beim Ausbruche des Krieges einem von Haugwitz und ähnlichen Männern geleiteten Kabinett nicht. Dagegen sagte der russische Kaiser im Herbst 1806 seine Hilfe zu, die aber bis zum Augenblicke der Entscheidung unmöglich eintreffen konnte.

Gegen Ende August schickte das preußische Kabinett den für eine Verbindung mit Frankreich eifernden General von Knobelsdorff nach Paris, wo bis dahin der Italiener Lucchesini die Interessen Preußens schlecht genug vertreten hatte. Die Unterhandlungen, welche durch Knobelsdorff in Paris noch einmal angeknüpft wurden, dienten dem schlauen Talleyrand dazu, das preußische Kabinett sogar dann noch zu täuschen und einzuschläfern, als Napoleon schon im Begriffe stand, zur Armee abzureisen. Am 25. September begab sich Napoleon nach Deutschland, und erst jetzt, als es zu spät war, faßte man in Berlin einen kühnen Entschluß: man ging aber dann nach der Natur furchtsamer Gemüter von Verzagtheit zu Übereilung und Trotz über. Friedrich Wilhelm ließ nämlich dem französischen Kabinett eine von Gentz und Lombard abgefaßte Note überreichen, in welchem die Fortdauer des Friedens an beleidigende Bedingungen geknüpft und bis spätestens zum 8. Oktober eine Antwort gefordert wurde. Man verlangte in diesem Ultimatum, daß alle französischen Truppen über den Rhein zurückgezogen würden, daß Preußen das ganze nördliche Deutschland in einen Bund vereinigen dürfe, daß Wesel wieder von Frankreich getrennt und die von Murat besetzten preußischen Abteien herausgegeben würden. Dieses Schreiben, welches Napoleon am 7. Oktober in Bamberg erhielt, würde nach allem, was vorausgegangen, allein schon den Ausbruch des Krieges herbeigeführt haben, wenn auch nicht bereits der Befehl zum Beginne der Feindseligkeiten gegeben worden wäre.

Mit den Anstalten, welche unterdessen in Preußen für den Krieg getroffen worden waren, sah es traurig aus. Die hohe Generalität bestand aus Männern, welche nicht nur der alten Schule angehörten, sondern auch fast insgesamt schon ihren Lebensjahren nach nicht geeignet waren, einen Kampf auf Leben und Tod zu leiten, der das Feuer und die Begeisterung der Jugend verlangte. Von 13 der vornehmsten Generale stand der älteste, Möllendorf, im 82., der zweitälteste, Ferdinand von Braunschweig, im 71. Lebensjahre; der jüngste, Prinz Louis Friedrich Christian, gewöhnlich Louis Ferdinand genannt, war freilich erst 34 Jahre alt, der zweitjüngste aber, Rüchel, 52. Auch war nur einer von ihnen, Blücher, im stande, sich mit Napoleons

Generalen zu messen. Rüchel und Prinz Louis Ferdinand gehörten, wie Blücher, zu den erklärten Franzosenfeinden: allein Rüchel war ganz in dem alten System mechanischen Kriegsdienstes befangen und also nicht im stande, den Volksgeist zu beleben und zu leiten, ohne dessen Mitwirkung der Sieg unmöglich zu erlangen war; und Louis Ferdinand zeichnete sich nur durch eine Tollkühnheit aus, welche mehr für einen Husarenoffizier, als für einen Heerführer paßte. Zum obersten Befehlshaber ward Herzog Ferdinand von Braunschweig ernannt, obgleich derselbe im Revolutionskriege seine Unfähigkeit, dem neuen System der Franzosen zu widerstehen, bewiesen hatte und deshalb zum Gespött geworden war. Schlimmer noch war, daß im Volk und namentlich im Heer jener Hochmut, der vor dem Falle kommt, sehr weit verbreitet war. „Generale wie der Herr von Bonaparte" hörte man einen der Höchstkommandierenden auf der Parade zu Potsdam sagen, „hat die Armee Sr. Majestät mehrere aufzuweisen".

Bundesgenossen fand Preußen nicht einmal unter den deutschen Fürsten. Nur der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August III., verstand sich notgedrungen zur Teilnahme am Kriege. Friedrich August kannte den Zustand der preußischen Angelegenheiten zu gut, um sich mit Friedrich Wilhelm freiwillig zu einem Kampfe zu verbinden, dessen glücklicher Ausgang mehr als zweifelhaft war: er widersetzte sich daher den ihm gemachten Zumutungen, und als er endlich im Oktober einen Bundesvertrag mit Preußen abschließen mußte, that er es nicht allein unter beschränkenden Bedingungen, sondern er suchte auch daneben die Verbindung mit Frankreich zu unterhalten. Kurfürst Wilhelm I. von Hessen, den man von seiten Preußens ebenfalls in den Krieg hineinzuziehen versuchte, ließ sich durchaus nicht gewinnen, weil er damals wie immer nur auf die Erhaltung und Vergrößerung seines Privatvermögens bedacht war. Er setzte zwar sein Heer auf den Kriegsfuß, um sich, wenn die Preußen siegten, an diese anzuschließen, gestattete aber andererseits auch den Franzosen den Durchzug durch sein Land. Da er trotz der Neutralität, die er sich von den Franzosen hatte zugestehen lassen, sein Heer in ihrem Rücken beisammenhielt, so verstrickte er sich nachher in seinen eigenen Netzen. Mit dem unglücklichen Gustav IV. von Schweden hatte Preußen sich zwar im August endlich dahin verständigt, daß derselbe Lauenburg besetzt halten dürfe; allein von einer Hilfeleistung war auch bei ihm keine Rede.

Als der Ausbruch des Krieges nicht mehr zweifelhaft war, faßte man in Berlin, ermuntert durch die patriotische Königin, durch Blücher, Scharnhorst, Rüchel und andere Männer, endlich einen Entschluß, welcher, so verzweifelt er auch war, doch unter den obwaltenden Umständen allein Aussicht auf Erfolg hatte. Man wollte, um den Fran-

zosen zuvorzukommen, geradeswegs auf die nach Franken ziehenden feindlichen Truppen fallen und das tüchtige hessische Heer, welches schlagfertig bei Hanau stand, mit sich fortreißen. Dieser kühne Entschluß mußte aber sogleich wieder aufgegeben werden, weil er zur systematischen Pedanterie des preußischen Oberbefehlshabers durchaus nicht paßte. Der Herzog von Braunschweig ließ sich durch des Italieners Lucchesini Versicherung täuschen, daß Napoleon nicht angreifen, sondern den Angriff abwarten werde. Er hatte daher sogar dann noch keinen festen Plan entworfen, als er Ende September die einzelnen Armeecorps in Thüringen zusammenzog, obgleich Napoleon bereits den Oberbefehl über sein Heer übernommen hatte und im Begriffe stand, die Feindseligkeiten zu beginnen. Zu diesem unseligen Schwanken und Zagen kam noch, daß im preußischen Heere weder Ordnung und Zusammenhang bestand, noch auch für Verpflegung der Truppen gesorgt war: geschweige daß man den Geist der neuen Kriegskunst, wie sie die französische Revolution auf- und Napoleon zur Vollendung gebracht, in seiner Bedeutung erkannt hätte. Man traf nicht einmal Anstalten, um die Absichten des Feindes auszukundschaften, während dieser alles erfuhr, was im Lager der Preußen vorging. Dagegen fehlte es um so weniger an jenem übermütigen Junkergeiste, welcher Preußen den Franzosen gegenüber schon einmal ins Unglück gestürzt hatte: jeder hielt das preußische Heer für unüberwindlich, jeder wollte befehlen, weil jeder alles am besten zu verstehen glaubte. Allerdings fehlte es nicht an einzelnen, welche die volle Einsicht in die Gefährlichkeit der Lage hatten, und eine Denkschrift des Freiherrn vom Stein (April 1806) enthüllte namentlich die Erbärmlichkeit der leitenden Kabinettsminister schonungslos; aber zu einer gründlichen Änderung war es jetzt zu spät, selbst wenn jene Einsicht allgemeiner gewesen wäre und der König selbst sie geteilt hätte.

Den schneidendsten Gegensatz gegen die Planlosigkeit der preußischen Generale und gegen die in ihrem Heere herrschende Verwirrung bildete der Zustand des französischen Heeres: in diesem war alles aufs beste geordnet, und Napoleon leitete das Ganze mit kräftiger Hand. Er hatte eine furchtbare Macht in Franken aufgestellt, während er zugleich vom Rhein und von Holland her Ostfriesland, Oldenburg und Westfalen bedrohen ließ und sich gegen die Österreicher, trotz der von ihnen zugesagten Neutralität, durch die Festungen Braunau, Passau und Kufstein und durch das bayrische Heer gedeckt hatte. In Franken hatte er schon am 25. September den Kurfürsten Ferdinand von Würzburg, einen Bruder des Kaisers Franz, genötigt, mit dem neuen Titel eines Großherzogs dem Rheinbunde beizutreten und sein Land wie seine Truppen den Franzosen preiszugeben. Am 6. Oktober kündigte er

seinen Soldaten den Beginn des Krieges durch ein Manifest an, welches in dem gewohnten Tone theatralischer Rhetorik abgefaßt war, gerade deshalb aber bei französischen Soldaten die beabsichtigte Wirkung that. Am Tage danach erließ auch der König von Preußen ein Manifest, welches von Lombard verfaßt und von Gentz glücklicherweise korrigiert worden war. Dieses Manifest war gut, aber nichts weniger als klug geschrieben: es enthielt die heftigsten Ausfälle, welche einen an Macht überlegenen Feind unnötigerweise erbittern mußten, und war ebendeshalb zugleich eine Klageschrift gegen Preußen selbst, das ja jahrelang nicht nur allen Unbilden der Franzosen ruhig zugesehen, sondern auch den Raub mit ihnen geteilt hatte.

2. Krieg Napoleons gegen Preußen bis zur Teilnahme der Russen am Kampfe.

Das Centrum der in Thüringen stehenden preußischen Armee, bei welchem auch der König sich befand, wurde von dem Oberbefehlshaber, Herzog Ferdinand von Braunschweig, kommandiert. Den aus Westfalen und Hannover heranziehenden rechten Flügel befehligte Rüchel, zu dessen Abteilung auch Blücher gehörte. Der linke Flügel stand unter dem Kommando des Fürsten von Hohenlohe: die Vorhut desselben hatte man dem Prinzen Louis Ferdinand untergeben, der bei seiner patriotischen Kriegslust die Eröffnung der Feindseligkeiten kaum erwarten konnte. Dieser marschierte, als die Franzosen über Hof und Schleiz heranzogen, ihnen bis Saalfeld entgegen, obgleich er den Befehl erhalten hatte, nicht über Rudolstadt hinauszugehen. Bei Saalfeld ließ er sich am 10. Oktober gegen den Rat aller erfahrenen Offiziere in ein Gefecht ein. Er bezahlte seine Tollkühnheit mit dem Leben; sein Corps aber wurde mit Verlust der Kanonen und der Kriegskasse zersprengt. Diese Niederlage entmutigte gleich beim Beginn des Krieges die Preußen und bestärkte andererseits die Franzosen im Gefühle ihrer Überlegenheit. Diese drangen nach dem Treffen bei Saalfeld so rasch vor, daß schon drei Tage nachher das preußische Heer umgangen und der Möglichkeit, sich hinter die Elbe zurückzuziehen, beraubt war. Den Schrecken, welchen diese rasche Wendung des Krieges verbreitete, suchte Napoleon zu benutzen, um den König von Preußen zu neuen Mißgriffen zu verleiten. Er schickte ihm nämlich einen Brief, welcher darauf berechnet war, den König durch den Schein der Großmut in seinen Entschlüssen wankend zu machen. Friedrich Wilhelm erhielt jedoch dieses Schreiben zu spät.

Im preußischen Hauptquartier faßte man, als der Rückzug über die Elbe abgeschnitten war, den unglücklichen Entschluß, das Heer in

drei Teile zu teilen. Mit der Hauptarmee setzte sich der Herzog von Braunschweig in Marsch, um über Naumburg und Auerstädt nach Freiburg an der Unstrut zu ziehen; der zweite Teil, bei dem sich auch die sächsischen Truppen befanden, blieb unter Hohenlohes Führung bei Jena stehen, um den Rückzug zu decken; mit einem anderen Corps sollte Rüchel von Weimar her die Verbindung zwischen beiden Teilen aufrecht erhalten. Kaum hatte sich jedoch der Herzog mit dem Hauptheere in Marsch gesetzt, als Napoleon, um so bald wie möglich eine entscheidende Schlacht herbeizuführen, am 14. Oktober alle drei Teile des preußischen Heeres zu gleicher Zeit angreifen ließ. Er selbst warf sich bei Jena auf Hohenlohes Abteilung, nachdem er vorher die Hauptpunkte der Umgegend besetzt hatte. Zu gleicher Zeit griff Davoust die ihm an Zahl doppelt überlegene Hauptarmee der Preußen, welche noch auf dem Marsche nach Freiburg begriffen war, bei Auerstädt an. In kurzer Zeit hatte Napoleon Hohenlohes Heer in die Flucht getrieben und zersprengt. Auch Rüchel, welcher herbeigeeilt, aber zu spät angekommen war, wurde, als er den Kampf wiederherstellen wollte, völlig geschlagen. Davoust erfocht unterdessen einen noch weit rühmlicheren Sieg über den Herzog Ferdinand von Braunschweig. In beiden Schlachten ward ein Drittel der preußischen Heeresmacht getötet oder gefangen genommen. An Tapferkeit hatte es weder bei den Soldaten noch bei den Führern des preußischen Heeres gefehlt; der König selbst war nur mit Mühe dem Kampfgetümmel entzogen worden, und von seinen Generalen waren drei, der Herzog von Braunschweig selbst, Schmettau und Möllendorf, auf den Tod verwundet worden.

Niemand verstand besser als Napoleon, errungene Vorteile schnell zu benutzen: dies zeigte sich auch nach den Schlachten bei Jena und Auerstädt. Schon am 16. Oktober nahm Murat die Stadt Erfurt, in welche Rüchel sich gezogen hatte, durch Kapitulation in Besitz und machte bei dieser Gelegenheit 14 000 Preußen zu Kriegsgefangenen. Dann eilte er dem Fürsten von Hohenlohe nach. Diesem hatte Friedrich Wilhelm, während er selbst nach der Oder hin entfloh, in Sondershausen den Befehl erteilt, alle zerstreuten Truppen an sich zu ziehen und bei Magdeburg zu sammeln. Der Fürst Hohenlohe schien jedoch die Besinnung verloren zu haben und erleichterte durch seine Ungeschicklichkeit den Feinden die Verfolgung und Ausbeutung ihres Sieges. Ebendasselbe war der Fall mit fast allen anderen Generalen des preußischen Heeres. Diese erhielten noch dazu, weil für den Zusammenhang zwischen den einzelnen Heerabteilungen keine Fürsorge getroffen worden war, immer zu spät Nachricht voneinander. Am 17. Oktober ließ sich der Herzog Eugen von Württemberg, der mit der Reserve bei Halle stand, auf eine fast unbegreifliche Weise von

Bernadotte schlagen, welcher infolgedessen 4000 Mann gefangen nahm und 22 Kanonen nebst bedeutenden Vorräten eroberte. Als endlich Hohenlohe die Trümmer des preußischen Heeres bei Magdeburg sammelte, nahm der Kommandant dieser Festung, der alte, bloß zum Gamaschendienst brauchbare Herr von Kleist, nicht nur keine Befehle von ihm an, sondern er weigerte sich sogar, die Truppen des Fürsten mit Munition und Proviant aus den Vorräten der Festung zu versorgen.

Während die Trümmer des preußischen Heeres nach allen Seiten hin verfolgt wurden und die Auflösung überhandnahm, leitete Napoleon den Abfall des sächsischen Kurfürsten ein, dessen Minister fortwährend mit Frankreich in Verbindung geblieben waren und den Unternehmungen der Preußen manches Hindernis bereitet hatten. Er entließ gleich nach dem Siege die gefangenen sächsischen Soldaten mit freundlichen Worten und sandte einen Boten nach Dresden, um Sachsen von Preußen zu trennen. Von dort aus erschien dann schon am 18. Oktober der Rittmeister von Thielemann bei Napoleon, und dieser konnte von ihm um so leichter als Werkzeug für seine Absichten gebraucht werden, als Thielemann sich gleich anfangs ohne allen Auftrag zum Friedensstifter aufwarf. Schon am 23. Oktober waren die Unterhandlungen so weit vorgerückt, daß der Kurfürst seine Truppen zurückrief. Napoleon nahm zugleich schlauerweise die Verwendung desselben für die anderen sächsischen Herzöge an, um auch diese von seinen Feinden abzuziehen. Der förmliche Abschluß eines Friedens mit Sachsen verzögerte sich zwar noch bis in den Dezember hinein; die Franzosen erhielten aber dadurch den Vorteil, daß sie Sachsen vorher erst ausplündern konnten. Der Anfang dazu wurde schon vier Tage nach der verhängnisvollen Doppelschlacht mit Leipzig gemacht, wo man alle englischen Waren aufspürte und zum Besten der französischen Armee konfiszierte. Dies geschah um so leichter, als in Sachsen und Thüringen ebenso, wie früher in Hannover und nachher in Preußen, die Verwaltung in ihrem gewohnten Gange blieb, und die Beamten sich als Maschinen für den systematisch von den Franzosen geübten Druck gebrauchen ließen. Der am 11. Dezember 1806 mit dem Kurfürsten von Sachsen abgeschlossene Friede verschaffte diesem den Königstitel, machte ihn durch seine Aufnahme in den Rheinbund zum französischen Vasallen und verpflichtete ihn zur Teilnahme am Kriege gegen Preußen. Auch die sächsischen Herzogtümer, welche am 15. Dezember einen Vertrag mit Napoleon schlossen, wurden in den Rheinbund aufgenommen und mußten den Franzosen ihre Truppen zum Kampfe gegen Preußen leihen, welches damals noch der einzige Repräsentant des deutschen Vaterlandes war. Mit dem Kurfürsten

Wilhelm I. von Hessen machte Napoleon durchaus keine Umstände; und man muß gestehen, daß diesmal das barsche Verfahren des Kaisers einen Mann traf, der kein besseres Los verdient hatte. Der Kurfürst hatte ein doppeltes Spiel gespielt: er hatte sich, was zur Kenntnis Napoleons kam, noch am 12. Oktober in einem an Haugwitz gerichteten Briefe auf eine Weise ausgesprochen, welche mit seiner neutralen Stellung im Widerspruche stand. Als jedoch nach der Schlacht bei Jena Mortier gegen ihn abgeschickt wurde, erbot er sich, Napoleons Bundesgenosse zu werden und ihm sein Heer zur Verfügung zu stellen. Napoleon hatte aber, da jetzt kein Grund für ihn mehr vorlag, den Fürsten zu schonen, bereits in seinen Bülletins öffentlich erklärt, daß er den Kurfürsten nicht länger als Herrscher dulden werde. Dieser ergriff daher schnell die Flucht nach Dänemark. Napoleon ließ sein Land besetzen, das Heer entwaffnen und alle vorhandenen Kriegsmaterialien nach Mainz bringen, indem er zugleich der Welt verkündete, daß fortan alle Fürsten, welche ihre Waffen gegen Frankreich richteten, mit der Entthronung bestraft werden würden. Auch Fulda wurde von Mortier besetzt und sein Regent, der Fürst von Oranien, für abgesetzt erklärt. Das gleiche Schicksal hatte der Herzog von Braunschweig, General Braunschweig, wie Napoleon in niedriger Rachsucht ihn zu nennen beliebte: dieser verlor nicht nur sein Herzogtum, sondern es ward ihm auch nicht einmal gestattet, in seiner Residenz die Genesung von seiner Wunde abzuwarten. Er mußte, um nicht Gefangener zu werden, unter Schmerzen und Leiden von einem Orte zum anderen fliehen, bis er am 6. November in Ottensen bei Altona seiner Wunde erlag. Mit Mühe wurde das Schicksal der Absetzung von dem Herzoge von Weimar abgewandt, der seine Pflichten erfüllte, solange irgend noch Hoffnung war.

Was die zersprengten Reste des preußischen Heeres betrifft, so herrschte unter den Führern derselben die größte Verwirrung und Zwietracht. Mit den bei Magdeburg gesammelten Truppen suchte Fürst Hohenlohe die Oder zu erreichen: er setzte sich aber zwei Tage später, als er gefollt hätte, in Marsch und machte es dadurch dem ihn verfolgenden Feinde möglich, ihn so sehr in die Enge zu treiben, daß er am 28. Oktober in Prenzlau eine schimpfliche Kapitulation abschließen zu müssen glaubte. Diese Kapitulation, die er auf den Rat seines Leiters, des Obersten von Massenbach, einging, machte abermals 10 000 Preußen zu Kriegsgefangenen; Hohenlohe selbst und die anderen Offiziere wurden auf Ehrenwort entlassen; von dem ganzen Corps des Fürsten entging damals nur die von Blücher befehligte Nachhut der Gefangenschaft. Hohenlohe und Massenbach hatten sich zu der schmählichen Kapitulation entschlossen, weil sie über die Stärke

der sie umgebenden Feinde, teils durch ihre eigene Kopflosigkeit, teils durch Murats Versicherung, dem es wenig kostete, wieder und wieder sein Ehrenwort zu geben, daß sie von 100 000 Franzosen eingeschlossen seien, getäuscht worden waren, und weil es ihren entmutigten Truppen sowohl an Lebensmitteln und Munition, als namentlich an Ordnung fehlte. Nichtsdestoweniger hätten sie durch verzweifelten Kampf wenigstens die Ehre Preußens und Deutschlands retten sollen, anstatt durch ihre Kapitulation den Hohn und Spott der Feinde über ihr Volk zu bringen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Massenbach, welcher stets den Franzosen gewogen gewesen war, den Fürsten Hohenlohe absichtlich habe täuschen lassen.

Die hochmütigen adligen Herren im preußischen Heere, welche stets mit Friedrich dem Großen und dem Siebenjährigen Kriege geprahlt hatten, benahmen sich nicht besser, als sie stets zu thun pflegen, wenn es nur das Recht, das Vaterland und die Freiheit gilt. Sie übergaben, um sich und ihre Güter zu retten, die ihnen anvertrauten Festungen auf schimpfliche Weise dem Feinde. Vor allen zeichneten sich Romberg, Ingersleben und Kleist durch Feigheit und Niederträchtigkeit aus. Der einundachtzigjährige General von Romberg übergab am 29. Oktober das befestigte Stettin einem von Murat vorausgeschickten Corps leichter Kavallerie auf die erste Aufforderung, obgleich die Stadt 5000 Mann Besatzung, 150 Kanonen und genügende Vorräte hatte. Napoleon selbst geriet über diese Feigheit so sehr in Verwunderung, daß er seinem Schwager spottend schrieb, er werde am Ende noch sein schweres Geschütz einschmelzen lassen, da man in Preußen Festungen mit Husaren erobern könne. Drei Tage nach dem Falle von Stettin (1. November) übergab der Oberst von Ingersleben das ebenfalls im besten Verteidigungszustande befindliche und noch dazu durch Moräste geschützte Küstrin einem feindlichen General, welcher nicht einmal Schiffe hatte, um über die an der Festung vorbeifließende Oder zu setzen: der adlige Herr Kommandant schickte den Franzosen seine eigenen Schiffe, um sie zum Einzuge in die Festung herüberzuholen. Magdeburg, die Hauptfestung des preußischen Landes, deren Kommandant der General Franz Kasimir von Kleist war, hatte nahe an 4000 Mann Besatzung, 800 Kanonen, Lebensmittel für mehrere Monate; nichtsdestoweniger öffnete Kleist, ein Überbleibsel des Siebenjährigen Krieges, am 8. November die Thore der Stadt dem Marschall Ney, welcher nicht halb so viel Truppen und durchaus kein Material zur Belagerung einer solchen Festung zur Verfügung hatte. Auf ebenso unbegreifliche Weise kapitulierten die Befehlshaber anderer Festungen.

Neben diesen und ähnlichen Niederträchtigkeiten erscheint Blüchers Versuch, sich mit den von ihm gesammelten Truppen nach der Ostsee

hin durchzuschlagen, wie ein Stern in dunkler Nacht. So sehr man Blücher wegen des Unglücks, das er bei diesem Versuche über die Stadt Lübeck brachte, getadelt hat — man fand es höchst empörend, daß er eigenmächtig in die freie Reichsstadt eingedrungen —, so rettete er doch durch seinen Zug nicht nur die deutsche Ehre, sondern er zog auch einen großen Teil des französischen Heeres von der Oder hinweg an die Elbe, und dieser Gewinn war mehr wert, als die Schonung einer Stadt. Die Spanier, die Griechen, die Tscherkessen haben größere Opfer gebracht: wo der Sieg unmöglich ist, müssen einzelne Scharen durch ruhmvollen Untergang die Seelen der Überlebenden stählen. Blücher sammelte 20- bis 25 000 Mann und suchte diese seinem Könige dadurch zu erhalten, daß er sie nach der Ostseeküste führe und dort nach Kolberg und Danzig einschiffe. Er hatte übrigens, da er selbst von dem wissenschaftlichen Teile des Kriegswesens wenig verstand, bei diesem Unternehmen den Vorteil, daß ihm ein eben hierin sehr ausgezeichneter Mann, Scharnhorst, mit seinem Rate zur Seite stand. Unmittelbar nach dem Abschlusse der Kapitulation von Prenzlau brach Blücher mit seinem Corps nach Mecklenburg hin auf. Unterwegs zog er noch andere Abteilungen an sich. Er konnte zwar, da er von weit überlegenen Truppenmassen unter Soult, Bernadotte und Murat verfolgt wurde, sein Vorhaben nicht ausführen, wies aber die Bedingungen, welche diese ihm mehrmals anboten, zurück und wandte sich, als die Franzosen ihm zuvorkamen, nach Lübeck. In dieser Stadt, durch welche am 4. November bereits 1500 Schweden unter dem Grafen Mörner von Lauenburg her geflohen waren, kam er am Abend des folgenden Tages an. Schon am nächsten Morgen erstürmten die Franzosen ein Thor der Stadt und drangen, da Blüchers Befehle nicht pünktlich befolgt wurden, in dieselbe ein. Es kam in den Straßen selbst zu einem förmlichen und blutigen Treffen. Blücher sah sich zuletzt genötigt, der Übermacht zu weichen. Er zog sich in der Richtung nach Eutin hin zurück, mußte aber, da er weder den nötigen Bedarf an Lebensmitteln und Munition besaß, noch das neutrale dänische Gebiet betreten durfte, schon am 7. November eine Kapitulation abschließen, welche ihn und die 9500 Mann, die er noch übrig hatte, zu Kriegsgefangenen machte. Auch die 1500 Schweden des Grafen Mörner mußen bis auf 400 Mann, die sich durchschlugen, das Gewehr strecken.

In Lübeck hatten unterdessen die über den Widerstand der Preußen erbitterten Feinde alle die Greuelthaten verübt, denen eine erstürmte Stadt preisgegeben zu sein pflegt. Fünftausend Leichen lagen in den Straßen, und selbst, als Blücher kapituliert hatte, nahm das Morden und Rauben kein Ende. Blücher ist wegen seines mit so großen

Opfern verbundenen Unternehmens heftig angeschuldigt worden, besonders von Massenbach; er ward aber nicht nur von einem Kriegsgericht, welches auf sein Verlangen eingesetzt wurde, von aller Schuld freigesprochen, sondern er rechtfertigte sich auch vor der Welt in einer besonderen Schrift in einer Weise, daß jeder vaterlandsliebende Deutsche sich freute, unter den Generalen seiner Nation doch wenigstens noch einen Patrioten zu sehen. Die übrigen preußischen Kommandanten wetteiferten mit einem Hohenlohe, Kleist, Ingersleben und Romberg: am 22. November kapitulierte z. B. der Generalmajor von Schöler in Hameln, am 26. von Strachwitz in Nienburg, an demselben Tage der Generalmajor von Uttenhofen in der Plassenburg bei Kulmbach ohne die geringste Gegenwehr. Diese Männer wurden selbst von den Franzosen tief verachtet, weil sie, was auch in Magdeburg geschehen war, sich im voraus Gnadengehalte von dem künftigen Herrn ihrer Festungen ausbedingen wollten. Schöler hatte sogar, als er kapitulierte, gegen seine besser gesinnten Soldaten französische Hilfe angerufen, die ihm jedoch Savary mit Unwillen versagte.

So ward in sechs Wochen alles Land bis zur Oder nebst den Festungen dem französischen Kaiser unterworfen; denn auch Ostfriesland, Westfalen, Hannover, die Hansestädte und Mecklenburg waren Ende November von Napoleons Truppen vollständig besetzt. Auch nach Schlesien waren diese im November vorgedrungen: die Festung Glogau fiel im Anfange des Dezembers ebenfalls auf schimpfliche Weise in ihre Hände. Obgleich sie mit allem Nötigen reichlich versehen war, wurde sie nach einer Belagerung von kaum 14 Tagen übergeben.

Die Hauptstadt des Reiches selbst war schon seit dem 25. Oktober von den Franzosen besetzt worden, nachdem auf die erste Nachricht von dem Unglück bei Jena und Auerstädt viele Beamte, unter ihnen auch der Gouverneur von Berlin, von Schulenburg, mit Sack und Pack davongelaufen waren, nachdem er in einem berühmt gewordenen Plakate „Ruhe als die erste Bürgerpflicht" empfohlen hatte. Der Gouverneur, welcher zugleich Minister war, hatte sogar vergessen, das gefüllte Zeughaus leeren zu lassen. Am 25. Oktober zog Davoust, zwei Tage später Napoleon selbst in Berlin ein. Auch hier wurden die deutschen Beamten, welchen der Kaiser zwei Franzosen, Clarke und Daru, vorsetzte, zum systematischen Ausplündern benutzt und schwere Kontributionen ausgeschrieben. Auch in Berlin kamen wieder die gewohnten Scenen serviler Schmeichelei gegen den Sieger vor. Trauriger aber, als diese gewohnten Erscheinungen, war, daß ein Mann, wie Napoleon, sich in seinen Bülletins, Reden und Handlungen zum Pariser Komödiantentum herabließ, um seine Franzosen durch Prahlen

und Lügen zu bezaubern, was er für erlaubte Staatsklugheit hielt und später in den Briefen an seinen Bruder Joseph diesem als Weisheit empfahl. Sogar ein französischer Schriftsteller, welcher freilich zu den aufrichtigsten Geschichtschreibern seiner Nation gehört (Lefebvre), kann sich nicht enthalten, starken Tadel über diese eines großen Mannes unwürdigen Dinge auszusprechen. Eine Komödie war es auch, daß Napoleon die auf dem Brandenburger Thor stehende Siegesgöttin herabnehmen und als Throphäe in Paris aufstellen ließ; daß er sich zu Potsdam in die Gruft Friedrichs des Großen begab und aus den Zimmern desselben die Reliquien des großen Königs, Degen, Schärpe, Ringkragen und Ordensband, wegnahm, um sie in Paris auf einem Triumphwagen und unter Geschützdonner in das Invalidenhaus bringen zu lassen; und daß er endlich den Fürsten von Hatzfeld, der als Franzosenfreund bekannt war, weil er sieben Stunden vor dem Einrücken der Franzosen in Berlin dem königlichen Hauptquartier Nachrichten über die französischen Truppen überschickt hatte, zuerst gegen die Vorstellungen seiner Generale durch ein Kriegsgericht mit dem Tode bedrohen ließ und dann der um Gnade flehenden Gattin desselben den aufgefangenen Brief gab, um ihn ins Feuer zu werfen: es war eine Großmutsscene für die Schmeichler, Hofgeschichtsschreiber und die urteilslose Menge. Unwürdig war es ferner, daß er den Gesandten des sterbenden Herzogs von Braunschweig barsch zurückwies und deklamatorisch an das bekannte Manifest desselben von 1792 erinnerte, wiewohl er damit nur die schon beschlossene Einziehung des Herzogtums Braunschweig beschönigen wollte. Auffallend war es endlich, daß er sich, was nach der Besiegung Österreichs nicht geschehen war, von allen preußischen Beamten den Huldigungseid leisten ließ, wozu ihm freilich manche, und die Vornehmsten darunter, eine Art Recht zu geben schienen, da sie mit einem gewissen Eifer sich in die neue Knechtschaft fanden. Mehr als alles andere unwürdig aber und für jeden, der wahre Größe zu beurteilen weiß, tief betrübend sind die im Tone eines groben Feldwebels geschriebenen Schmähungen, die sich Napoleon in Bülletins und Zeitungen gegen die unglückliche, höchst liebenswürdige und wahrhaft edle Königin Luise von Preußen erlaubte.

Während Napoleon in Berlin verweilte, war es nahe daran, daß die feigen Seelen, welche den über die Oder entflohenen König von Preußen in ihrer Gewalt hatten, diesen ebenso unverständig und treulos von England und Rußland getrennt und mit gebundenen Händen den Franzosen überliefert hätten, wie er durch die Schwäche und Niederträchtigkeit der Kommandanten fast aller seiner Festungen beraubt wurde. Lucchesini, Lombard, Haugwitz, Zastrow und Konsorten hielten trotz des schweren Unglückes, das sie über Preußen herbeigezogen

hatten, den König so sehr umstrickt, daß weder der Freiherr vom Stein, noch die edle und patriotische Königin etwas über seine zagende Seele vermochte. Auf ihren Rat hatte Friedrich Wilhelm schon am 17. Oktober Lucchesini abgeschickt, um von Napoleon einen Waffenstillstand zu erbetteln; bald nachher ward dem treulosen Italiener ein ebenso unzuverlässiger Mann, der General von Zastrow, zugesellt. Napoleon wollte anfangs auf nichts eingehen, bevollmächtigte aber gleich darauf den in solchen Missionen erprobten Duroc, den Antrag zu benutzen, um den preußischen König vermittelst seiner Unterhändler in eine Falle zu locken. Duroc stellte, als er am 22. Oktober mit dem preußischen Unterhändler zusammentraf, die härtesten Bedingungen: die Elbe als Grenze, 100 Millionen Frank Kriegssteuern, Verzicht auf jede politische Verbindung mit dem übrigen Deutschland. Der König verstand sich wirklich dazu, diese anzunehmen; er hatte aber mittlerweile (25. Oktober) einen eigenhändigen Brief an Napoleon geschrieben, welcher von solcher Verzagtheit zeugte, daß man glauben mußte, er werde sich selbst zu noch Härterem entschließen. Man hielt daher seine Abgesandten in Berlin so lange mit der Antwort hin, bis die Umstände und seine eigene Ängstlichkeit ihn zwingen würden, sich das Härteste gefallen zu lassen. Dieser Zeitpunkt trat ein, als die treulosen Generale und Festungskommandanten ihren König wehrlos zu machen begannen, und als zu gleicher Zeit in Polen, von Dombrowski aufgerufen, ein Heer gegen Preußen sich zu sammeln begann. Der gebeugte König, der sich am 7. November durch einen zweiten Brief dem übermütigen Sieger geradezu zu Füßen geworfen hatte, war damals noch immer von England verlassen und folglich ganz allein auf die Russen angewiesen, deren erstes Heer in der Mitte des November an der Weichsel ankam. Jetzt nahm daher der französische Kaiser seine früheren Forderungen wieder zurück und ließ den beiden Gesandten Friedrich Wilhelms einen Waffenstillstandsvertrag vorlegen, welcher die ausschweifendsten Bedingungen enthielt. Talleyrand mußte sogar noch ausdrücklich hinzufügen, daß dieser Vertrag keine Einleitung zu einem Frieden mit Preußen sein solle, weil Frankreich nur mit Rußland, England und Preußen zugleich Frieden schließen werde, Lucchesini und Zastrow scheuten sich nicht, den ihnen vorgelegten Vertrag am 16. November in Charlottenburg zu unterschreiben, und Duroc reiste hierauf zum Könige, um dessen Bestätigung zu holen. Diese würde auch erteilt worden sein, wenn nicht glücklicherweise andere Einflüsse auf den König augenblicklich stärker gewesen wären, als der Rat eines Haugwitz und ähnlicher Leute. Am 22. November verweigerte Friedrich Wilhelm dem französischen Abgesandten seine Unterschrift zu dem Charlottenburger Vertrage, und an demselben Tage erklärte er dem

russischen Gesandten, daß er das großmütige Anerbieten des Kaisers Alexander, ihm mit seiner ganzen Macht zu Hilfe zu eilen, annehme.

Von diesem Augenblicke an verwandelte sich Napoleons Krieg mit Preußen in einen Krieg mit Rußland. Ehe wir jedoch den Verlauf desselben darstellen, muß der ganz neuen Art und Weise gedacht werden, wie der französische Kaiser seit seinem Aufenthalte in Berlin England demütigen zu können glaubte. Am 21. November 1806 erließ er gegen England das berüchtigte Dekret von Berlin: er begann die Ausführung seiner sogenannten Kontinentalsperre, deren Strenge er nachher immer mehr steigerte, welche aber zuletzt doch nur ihm selbst Verlegenheiten bereitete, während sie dagegen den Engländern die erwünschte Gelegenheit verschaffte, sich des Welthandels und der Kolonieen der übrigen mit Napoleon verbündeten und von ihm unterjochten Völker Europas zu bemächtigen. Durch dieses Dekret wurden die britischen Inseln in Blockadezustand erklärt und den Einwohnern der mit Frankreich verbündeten Staaten aller Handel, ja sogar der Briefwechsel mit England bei schwerer Strafe verboten. Jedes Eigentum eines Engländers sowie alle aus England oder deren Kolonieen stammenden Waren sollten überall, wo sie sich fänden, konfisziert, jeder englische Unterthan als Kriegsgefangener behandelt, jeder Verkehr mit Engländern als politisches Verbrechen bestraft werden. Die Ausführung dieses unsinnig-unerhörten Gebotes hatte die größten Bedrückungen und Plackereien zur Folge, demoralisierte durch den alsbald entstehenden Schmuggel die Grenzlande und Küstenstriche von Deutschland und Holland und machte, während der ehrliche Mann zu Grunde ging, jeden Kaufmann reich, welcher die französischen Beamten bestach und Meineide schwur. Die Engländer beantworteten das Dekret durch ein am 7. Januar 1807 erlassenes Edikt, vermöge dessen allen Schiffen, welche aus einem Hafen Frankreichs oder seiner Bundesgenossen kämen, das Einlaufen in englische Häfen untersagt wurde.

Ein Militärdespot und ein Krämervolk machten somit in Europa ihren absoluten Willen als Gesetz und Recht auf gleiche Weise geltend. Dabei hatten dann die Engländer wenigstens die Freude, in ihrem Parlamente eine Art von Volksvertretung zu besitzen. Das französische Volk dagegen mußte Blut und Leben opfern, ohne auch nur der Form nach gefragt zu werden, — es hatte dafür die Freude, sich selber von seinem Ruhme vorzureden, so oft und so schön es wollte. Schon für 1806, wie für 1807, wurde die Konskription, ohne daß man den gesetzgebenden Körper befragte, nur vom Senate dekretiert. Derselbe knechtische Senat faßte im Dezember 1806 den Beschluß, daß 80 000 Rekruten, welche gesetzlich erst im September 1807 einberufen werden

durften, sogleich zur Verfügung des Kaisers gestellt werden sollten: außerdem bildete man aus der Nationalgarde, in welche alle Franzosen, mit Ausnahme der Beamten, sich einschreiben lassen mußten, eine förmliche Reservearmee mit militärischer Disciplin. Sogar die Familien des alten französischen Adels wurden jetzt für den bonapartistischen Kriegsdienst in Anspruch genommen. Dies geschah dadurch, daß man zwei Adelskompanieen errichtete. Die jungen Edelleute drängten sich zur Aufnahme in dieselben, und zwei Sprößlinge der ältesten Familien, welche später Hauptstützen des auf den Trümmern des Napoleonischen Reichs errichteten Thrones der Bourbonen wurden, ein Montmorency und ein Laval, übernahmen die Führung dieser Kompanieen. Übrigens bildete man 1806 auch aus gefangenen preußischen Truppen sowie aus Soldaten des aufgelösten hessischen Heeres französische Regimenter und fand einen deutschen Fürsten (Isenburg), der sich dabei gebrauchen ließ.

3. Weiterer Verlauf des Krieges mit Preußen und Rußland.

Als Friedrich Wilhelm den von Napoleon angebotenen Waffenstillstandsvertrag zurückgewiesen und sich den Russen in die Arme geworfen hatte, wurde er zwar bewogen, sich von Haugwitz zu trennen: er stellte aber nicht, wie der Freiherr vom Stein ihm riet, den Grafen Hardenberg an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten und gewährte noch immer einem Lucchesini, Zastrow, Köckeritz, Beyme und Lombard, welche ihm Stein in seiner Denkschrift nach ihrem wahren Wert und Charakter geschildert hatte, Einfluß auf seine Entschlüsse. Unter diesen Umständen konnten weder die Engländer, die man um Subsidien anging, dem preußischen Kabinett vertrauen, noch waren die Befehlshaber des verbündeten russischen Heeres sicher, daß ihre Pläne nicht verraten würden. Nur das eine setzten die Patrioten durch, daß die Generale und Festungskommandanten, welche aus Feigheit oder aus Schwäche ihre Pflicht verletzt hatten, bestraft wurden. Von dem alten Heere waren nur 25 000 Mann übriggeblieben, deren Führung der General Lestocq erhielt. Man bildete zwar eine neue Armee; aber Rüchel verfuhr bei der Einübung der Truppen in Königsberg ganz im Geiste des alten Gamaschendienstes: außerdem geriet man von Anfang an mit den russischen Generalen in Zwietracht, während diese zugleich untereinander selbst uneinig waren. In Napoleons Heer dagegen waltete nur ein einziger Wille, und alle Anordnungen wurden mit Energie und Pünktlichkeit ausgeführt.

Kaiser Napoleon hatte seit dem Anfange des November 1806 vier Corps unter Davoust, Augereau, Lannes und Murat nach Polen ge-

schickt. Am 26. November reiste er selbst dahin ab, vollendete dort in Posen die Zurüstungen zu dem bevorstehenden Winterfeldzug und nahm die Huldigungen der Polen und die Unterwerfung einiger deutschen Fürsten entgegen, an deren Spitze der Kurfürst von Sachsen, der voll Dankbarkeit war, daß ihm Napoleon seine Allianz mit Preußen verziehen hatte. Um bei dem bevorstehenden Kriege mit den Russen von der Seite Österreichs her sicher zu sein, nahm er gegen den Kaiser Franz eine freundliche Miene an, zog seine Truppen aus dem bisher besetzt gehaltenen Braunau zurück und gab in betreff einiger streitigen Punkte der italienischen Grenze den Wünschen Österreichs nach. Auch verfuhr er aus Rücksicht auf das österreichische Kabinett sehr vorsichtig mit den Polen, die er durch Dombrowski und andere zu den Waffen hatte rufen lassen. Er hatte schon im vorhergehenden Jahre, als der Adel im preußischen Polen ihm ein Insurrektionsheer angeboten hatte, demselben geraten, vorerst ruhig zu bleiben. Als nachher die preußischen Festungen an der Oder gefallen waren, hatte er zwar mit einer neuen Deputation polnischer Edelleute einen allgemeinen Aufstand ihres Volkes verabreden lassen; er hatte aber dabei nur in unbestimmter Weise Aussicht auf die Wiederherstellung ihres Reiches eröffnet. Hierauf hatte Dombrowski, ein ehemaliger Genosse Kosciuszkos durch eine Proklamation seine Landsleute zur Empörung gegen Preußen und zur Bildung eines Heeres, an dessen Spitze er selbst trat, aufgerufen. Kosciuszko, welcher damals in Paris lebte, war vergebens um seine Mitwirkung angegangen worden. Dessenungeachtet ließ Napoleon in der an die Polen gerichteten Proklamation die Zustimmung und das baldige Erscheinen Kosciuszkos verkündigen. Dieser mußte sich den Mißbrauch seines Namens gefallen lassen, weil damals keine Zeitung des Festlandes wagen durfte, eine Gegenerklärung von ihm aufzunehmen. Die mit hochtönenden Phrasen ausgeschmückte Proklamation hatte den beabsichtigten Erfolg: sobald Davoust in Posen angekommen war, erhob sich der Adel, bewaffnete seine Bauern, übermannte die wenigen preußischen Truppen im Lande und begann ein Heer zu bilden, welches an der Seite der Franzosen gegen die Russen und Preußen fechten sollte.

In Polen standen, als die Franzosen dort erschienen, an der untern Weichsel die von Lestocq befehligten preußischen Truppen, weiter aufwärts zwei russische Heere unter Bennigsen und Buxhöwden. Ein drittes unter Michael Kamensky, welcher den Oberbefehl über die ganze Armee führen sollte, war im Anzuge. Der Kampf begann auf eine Weise, welche für den Ausgang desselben von übler Vorbedeutung war: Bennigsens Eigensinn vereitelte nämlich gleich anfangs den Erfolg der wohlberechneten Maßregeln des preußischen Feldherrn, und nötigte diesen, sich von der unteren Weichsel zu entfernen, während zu-

gleich alle Unternehmungen der Russen durch die zwischen Bennigsen und Buxhöwden bestehende Eifersucht vereitelt wurden. Im Dezember erteilte deshalb der 80jährige Oberfeldherr Graf Michael Kamensky den Russen sogar den Befehl, sich bis an die russische Grenze zurückzuziehen: dieser Befehl konnte der Wege und des Wetters wegen nicht ausgeführt werden, wenn die Russen nicht ihr ganzes Gepäck und alle ihre Artillerie im Stiche lassen wollten; Bennigsen entschloß sich daher, bei Pultusk den Angriff Napoleons zu erwarten, welcher unter den größten Schwierigkeiten mit seiner ganzen Macht vorgedrungen, und zwischen dem 22. und 25. Dezember über den Bug und die Wkra gesetzt war. Bei Pultusk kam es am 26. Dezember zu einem blutigen Treffen, welches auf aufgeweichtem Boden und bei unaufhörlichem Schneefalle geliefert ward. In diesem Treffen verloren die von Lannes befehligten Franzosen viele Leute, ohne sich des Sieges rühmen zu können. An demselben Tage erlitt ein anderes französisches Corps, Augereau und Davoust, welches die Russen unter Buxhöwden angriff, bei Golymin nach langem Kampf schwere Verluste, und die Russen konnten ungestört ihren Rückzug vollenden, den sie übrigens wie überall durch niederträchtige Barbareien schändeten. Dann machten Wetter und Jahreszeit die Fortsetzung des Kampfes einige Wochen lang unmöglich.

Ende Januar 1807 ward Ostpreußen, in welches das preußische Heer sich vor Ney und Bernadotte hatte zurückziehen müssen, der Hauptschauplatz des Kampfes, weil der nunmehr zum Oberbefehlshaber ernannte Bennigsen den Plan entworfen hatte, über Graudenz nach Bromberg zu ziehen und den Krieg also in den äußersten Westen Polens zu versetzen. Er war wegen des Treffens bei Pultusk, das er als einen großen Sieg darstellte, an die Spitze gestellt und noch dazu durch die gleichzeitige Abberufung Buxhöwdens von einem lästigen Kampfgenossen befreit worden. Bennigsen hatte sich mit seiner Hauptmacht kaum in Marsch gesetzt, als Napoleon herbeieilte, um die linke Flanke der Russen mit überlegener Macht anzugreifen. Sein Plan mißlang jedoch, weil er durch eine aufgefangene Depesche dem russischen Feldherrn verraten wurde. Dagegen kam es zwischen den in der Richtung von Königsberg zurückweichenden Russen und dem Hauptheere Napoleons am 8. Februar bei Preußisch-Eylau zu einer der blutigsten Schlachten dieses Jahrhunderts. Der Ausgang derselben wird zwar von beiden Teilen als ein Sieg in Anspruch genommen; aber sogar Savary, welcher am Kampfe teilnahm, gesteht dem feindlichen Heere den Vorzug zu. Freilich wurden die Russen in den Augen der Welt dadurch um den Ruhm des Sieges gebracht, daß Bennigsen seinen Gegnern das Schlachtfeld überließ und damit zugleich den ganzen Vorteil des

Kampfes aufgab. Die Zahl der bei Eylau Gebliebenen war auf beiden Seiten ungeheuer: denn man kämpfte mit solcher Wut, daß ganze Bataillone aufgerieben wurden, und außerdem erlagen auch Tausende der Kälte, dem Mangel und den übermäßigen Anstrengungen. Gefangene wurden nur wenige gemacht, weil man fast nur mit dem Bajonett kämpfte. Übrigens erwarben sich in dieser Schlacht die von Lestocq geführten preußischen Truppen das Verdienst, daß sie durch tapferen Kampf den einen Flügel der Russen vor völliger Niederlage bewahrten und die Schlacht im bedenklichsten Augenblick wiederherstellten.

Auch Napoleon, welcher in den letzten Wochen nicht weniger als 30000 Mann eingebüßt hatte, zog sich bald wieder zurück. Von beiden Teilen ward in den folgenden Monaten nichts Bedeutendes unternommen. Napoleon traf aber während dieser Zeit die nötigen Vorbereitungen, um durch einen neuen Schlag entweder seine beiden Gegner oder doch wenigstens den einen derselben niederzuwerfen. Er ließ die noch übrigen preußischen Festungen belagern, brachte bis zum Anfange des Juni, wo der Feldzug wieder begann, sein Heer auf 150 000 Mann und suchte durch diplomatische Künste den preußischen König von einer engeren Verbindung mit England und Rußland abzuhalten. Schon am 2. Dezember 1806 war Glogau in Schlesien gefallen. Im nächsten Monat wurden Breslau und Brieg von den Franzosen besetzt; und wenn auch Schweidnitz sich bis zum 16. Februar sowie Neisse, Kosel, Glatz und Silberberg bis in den Sommer hinein hielten, so war doch das offene Land in der Gewalt der Franzosen, und General Vandamme, eine der gemeinsten Kreaturen der Schreckenszeit, konnte dort die ärgsten Erpressungen verüben. In Westpreußen ward Danzig von dem Grafen Kalckreuth zwei Monate lang tapfer gegen Lefebvre verteidigt; Mangel an Munition nötigte auch ihn aber am 26. Mai zur Kapitulation. Dagegen behauptete sich Graudenz, in welchem der wackere 73jährige General l'Homme de Courbière kommandierte, bis zum Abschlusse des Friedens. Dasselbe war der Fall mit der pommerschen Festung Kolberg, welche Gneisenau, unterstützt von den patriotischen Bürgern der Stadt, vor allem von dem alten wackeren Joachim Nettelbeck, verteidigte.

Friedrich Wilhelm, welcher von Königsberg nach Memel geflohen war, befand sich während des Winters von 1806 zu 1807 in einer traurigen Lage. Er war mit seiner Gemahlin ganz in der Gewalt der Russen, von denen ihr eigener Kaiser behauptete, daß er trotz seiner Allmacht nicht im stande sei, ihre Roheit und Raubsucht zu zügeln. In seinen Entschlüssen schwankte Friedrich Wilhelm: Hardenberg und seine Freunde trieben ihn an, einen entscheidenden Entschluß zu fassen;

Zastrow und die anderen Minister wollten diplomatisiert haben. Die letzteren waren einer Verbindung mit Frankreich oder richtiger der Unterwerfung unter Napoleons Willen zugeneigt; sie würden daher schon Ende Januar bewirkt haben, daß ein Separatfriede mit Frankreich eingeleitet worden wäre, wenn nicht glücklicherweise Hardenberg dazwischen getreten wäre. Die Engländer, welche bisher nur eine schwache Geldunterstützung geleistet hatten, zeigten sich erst dann bereit, mehr zu thun, als Hardenberg wieder Einfluß erhielt. Am 26. Februar schrieb Napoleon an den König einen eigenhändigen Brief, welcher ganz auf den Charakter desselben und seines Ministers Zastrow berechnet war. Dieser Brief enthielt im freundlichsten Tone allerlei scheinbar gut gemeinte Vorschläge, sprach von Rückführung des Königs in seine Staaten, Rückgabe des Preußen gebührenden Ranges unter den Mächten Europas, hatte aber keinen anderen Zweck, als Preußen von Rußland zu trennen. Man bewog den König, die Anträge Napoleons abzulehnen; zu einem festen Entschlusse kam derselbe jedoch immer noch nicht. Er wechselte damals sogar oft von einem Tage zum anderen seine Meinung, je nachdem er die französisch gesinnten Minister von Zastrow, von Voß und von Schrötter oder Hardenberg, den Minister von Schladen, den General Rüchel, die Königin und andere Patrioten oder den Minister Beyme, welcher damals zur Partei der letzteren übertrat, angehört hatte.

Im April trat endlich eine Wendung zum Bessern ein. Am zweiten Tage dieses Monats erschien der russische Kaiser in Memel und bewirkte in Verbindung mit dem englischen Gesandten Hutchinson, daß Hardenberg den Haupteinfluß erhielt. Dieser wurde auch anstatt Zastrows mitgenommen, als Friedrich Wilhelm den Kaiser bis an die russische Grenze begleitete, und brachte seinen König endlich dahin, daß er durch einen Vertrag, welcher am 26. April zu Bartenstein geschlossen ward und nichts Geringeres bezweckte, als energische Fortführung des Krieges bis zu einer Neugestaltung Europas in einem den maßlosen Ehrgeiz Napoleons wirksam beschränkenden Sinne, sich noch enger mit Rußland verband. Hardenberg gesellte sich, als er die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten wieder übernahm, tüchtige und ehrlich gesinnte Männer, wie Altenstein, Niebuhr, Schön und Stegemann, zu. Zu gleicher Zeit begannen zwei ebenso wackere Generale, Scharnhorst und Gneisenau, die Laufbahn, welche für die neu zu bildende preußische Armee später so heilbringend geworden ist. Außerdem wollte ein glücklicher Zufall, daß im Januar Marschall Victor in Pommern gefangen genommen und dann gegen Blücher ausgetauscht worden war. Der letztere wurde alsbald dazu ausersehen, 15 000 Preußen nach Pommern zu führen, um sich dort nach einem

Übereinkommen, welches mit den Engländern getroffen worden war, an ein englisches Heer von 25000 Mann sowie an die Schweden anzuschließen und dann die Franzosen von der Seite und im Rücken anzugreifen, während Bennigsen mit dem Hauptheere von Osten her gegen sie ziehe. Unglücklicherweise verzögerten jedoch die Engländer die Absendung ihrer Truppen, bis es zu spät war, weil sie dem König Gustav IV., mit welchem nichts anzufangen war, auf sein Verlangen den Oberbefehl hatten zugestehen müssen.

Im Anfange des Juni 1807 ward der Feldzug damit eröffnet, daß Bennigsen, welcher mittlerweile bedeutende Verstärkungen an sich gezogen hatte, gegen die Passarge hin vorrückte. Dieser Feldherr war jedoch Napoleon nicht entfernt gewachsen. Überdies vermochte er nicht, aus seinem eigenen Heere jenen Mangel an Zucht und Ordnung zu verbannen, welcher zugleich mit Raubsucht, Roheit und unaufhörlichen Unterschleifen eine notwendige Folge der russischen Staatseinrichtung war. Das Vorrücken Bennigsens hatte vom 5. Juni an mehrere mörderische Gefechte von ähnlicher Art zur Folge, wie sie der Schlacht bei Eylau vorausgegangen waren: am 9. Juni standen sich von beiden Seiten die Hauptmassen, 60000 Franzosen gegen 100000 Russen und wenige preußische Abteilungen, bei Heilsberg an der Alle gegenüber. Am 10. suchten die Franzosen vergebens und unter großem Verlust, den sie selbst zu 7000 Mann angeben, das russische Heer aus seiner festen Stellung zu verdrängen. Am folgenden Tage zog sich Bennigsen freiwillig zurück, weil er einerseits besorgte, daß man ihn von Königsberg abschneiden möchte, und weil er andererseits sich mit einem dort stehenden Corps zu vereinigen suchte, noch ehe die Reserven bei Napoleon eingetroffen wären. Bei Wehlau wandte er sich jedoch am 13. wieder zum Angriffe um und nahm dann bei Friedland eine Stellung, die ihm im Falle einer Niederlage verderblich werden mußte, weil er einen Fluß im Rücken und einen Sumpf zur Seite hatte. Sein großer Gegner benutzte sogleich diesen Fehler und traf seine Anordnungen so, daß er des Sieges im voraus gewiß war. Am 14. Juni abends fünf Uhr begann Napoleon mit seinem ganzen Heere den Angriff und nach kurzem, aber auf beiden Seiten sehr tapferen Kampfe waren die Russen völlig geschlagen. Von den letzteren, welche etwa 55000 Mann stark in die Schlacht geführt worden waren, wurden 17000 getötet oder verwundet; Bennigsen zog sich unmittelbar nach der erlittenen Niederlage über die russische Grenze zurück; Lestocq mußte mit den preußischen Truppen nach Memel eilen; und Königsberg mit seinen bedeutenden Magazinen ward schon am 16. Juni von den Franzosen besetzt.

Durch Napoleons Sieg bei Friedland war Preußen vollständig

überwältigt. Der Rest des Staates ward infolge der Schlacht bei Friedland eine Beute der Franzosen, da die zwei einzigen Festungen, welche im Norden noch übrig waren, Kolberg und Graudenz, sich nicht länger als wenige Tage oder Wochen zu halten vermochten, und ein Subsidienvertrag, welchen der preußische Gesandte in London am 17. Juni abschloß, jetzt nichts mehr nützen konnte. Hardenberg, Stein, Schladen und einige andere Männer in Friedrich Wilhelms Umgebung rieten zwar, trotz dieser bedenklichen Lage der Dinge, zur Ausdauer; sie fanden aber niemand, auf den sie hätten rechnen können. Ebensowenig, wie Friedrich Wilhelm, war der russische Kaiser seinem Charakter nach im stande, dem Drange der Umstände zu widerstehen: im Heer selbst war man gegen die Fortdauer des Krieges, den man nur wegen der persönlichen Freundschaft Alexanders für den preußischen König fortsetzen würde. Überdies hatte Alexander alles Vertrauen zu England verloren und glaubte sich noch dazu nicht einmal der bloßen Neutralität der Österreicher versichert halten zu dürfen, weil er überzeugt war, daß diese darauf bedacht seien, im trüben zu fischen. Er beschloß also, dem Kriege seinerseits ein Ende zu machen: zu diesem Zwecke trug er schon am 18. Juni auf einen Waffenstillstand an, machte aber doch dabei die Bedingung, daß auch Preußen einen Waffenstillstand erlange. Am 21. ward hierauf mit Rußland, am 25. mit Preußen der Waffenstillstand derart abgeschlossen, daß unmittelbar nachher über einen Frieden unterhandelt werden sollte.

4. Der Friede von Tilsit.

Diese Friedensverhandlungen begannen am 25. Juni zu Tilsit. Sie wurden zwischen den beiden Kaisern und dem preußischen Könige persönlich geführt, und zwar auf einem Floße, welches eigens zu diesem Zwecke auf dem Niemenfluß gebaut worden war. Doch war Friedrich Wilhelm erst von der zweiten Zusammenkunft an, welche am 26. stattfand, zugegen. Mit dem russischen Kaiser hatte Napoleon, der überdies Rußland gegenüber in der That gute Gründe für einen Frieden geltend machen konnte, dessen Kosten nicht Rußland zu bezahlen brauchte, damals ein noch leichteres Spiel, als anderthalb Jahre früher mit Kaiser Franz von Österreich; denn während dieser von Natur sehr nüchtern war und weder Phantasie, noch Empfänglichkeit für Ideen besaß, war dagegen Alexander schwärmerisch, mystisch, romantisch und, wie alle Leute dieser Art, leicht zu enthusiasmieren. Schon bei der ersten Zusammenkunft war der russische Kaiser von Napoleon so sehr entzückt, daß er von diesem Augenblicke an ihn als Helden und Regenten verehrte. Den König von Preußen dagegen, welcher bei den Verhand-

lungen eine Nebenrolle spielte, ließ Napoleon nicht nur durch die ganze Art seines Benehmens den Groll, den er schon längst gegen ihn hegte, empfinden, sondern dieser Groll wurde auch offiziell und, wie man behauptet, auf Napoleons eigenen Befehl zur Kenntnis des Publikums gebracht. Napoleon kränkte den unglücklichen König sogar in der Person seiner Gemahlin. Diese hatte man trotz der Warnung des russischen Ministers Budberg veranlaßt, ebenfalls nach Tilsit zu kommen, um den Sieger zu rühren; die edle Fürstin konnte aber, was bei Napoleons Charakter vorauszusehen gewesen wäre, nichts erlangen, und ihre persönliche Einmischung in die Politik diente dem französischen Kaiser nur dazu, sie selbst durch herbe Worte und sogar unter der Form der Galanterie zu kränken.

Kaiser Alexander, in dessen weichem und gefühlvollem Herzen die Moral keine festen Wurzeln geschlagen hatte, ließ sich durch die ihm eröffnete Aussicht auf Gebietserweiterung gleich anfangs von seinem bisherigen Freunde abziehen, ja, er bereicherte sich sogar auf Unkosten desselben. Er schloß mit Napoleon am 7. Juli 1807 einen besonderen Friedensvertrag, an dessen Beratung Friedrich Wilhelm und seine Minister nicht teilgenommen hatten, der aber nichtsdestoweniger bereits das Wesentlichste von dem enthielt, was Napoleon nachher dem preußischen Kabinett vorschrieb. Neben diesem Hauptvertrage trafen Alexander und Napoleon noch verschiedene geheime Verabredungen, welche zum Teil nicht einmal niedergeschrieben, insgesamt aber nie bekannt gemacht und später von der einen oder der andern Seite teilweise abgeleugnet worden sind. Beide Kaiser opferten mit gleicher Rücksichtslosigkeit ihre bisherigen Bundesgenossen einander auf. Alexander gab seinen Freund, den König von Preußen, der Willkür Napoleons preis, und dieser verabredete, wie er wenigstens selbst später öffentlich erklärt hat, mit Alexander die Entthronung des Königs von Spanien und seiner Familie. Über diesen Punkt urteilt ein vornehmer diplomatischer Franzose, Lefebvre, ebenso streng, als man vom plebejisch-moralischen Standpunkte aus nur immer urteilen könnte. „Niemals," sagt Lefebvre, „wurden die Interessen der bloßen äußeren Gewalt mit größerer Kühnheit gegen die Grundsätze des Rechtes und der Billigkeit geltend gemacht: niemals hat man mit größerer Willkür über die Geschicke der Völker geschaltet und mit ärgerem Cynismus jenes Gebot der Moral verletzt, welches uns verbietet, einen Freund zu opfern, der sich uns hingegeben und unsere Eide empfangen hat. Das Herz empört sich beim Anblicke der beiden mächtigsten Monarchen, welche gestern noch die erbittertsten Feinde waren, heute aber sich auf eine solche Weise miteinander aussöhnen, daß sie den Undank und die Treulosigkeit zum Kitt ihres Bundes machen und, wie einst die Triumvirn Roms, einander die eigenen Freunde aufopfern, die sie gewaltsam

mit in den Kampf geschleppt hatten; ein neuer und schrecklicher Beweis, um welch hohen Preis Eroberungen und kriegerische Größe erworben werden."

Der öffentliche Vertrag zwischen Rußland und Frankreich enthält gleich anfangs die Erklärung, daß Napoleon aus Gefälligkeit gegen Alexander, aus Achtung für den Kaiser aller Reußen, wie es in der Urkunde hieß — sich darauf beschränke, dem preußischen Könige nur die Hälfte seines Reiches zu entreißen. Dieser sollte nämlich nicht nur Hannover und alle seine übrigen, älteren, westlich von der Elbe gelegenen Besitzungen, sondern auch die bei den zwei letzten Teilungen Polens erworbenen Länder nebst dem südlichen Teile von Westpreußen verlieren. Ein großer Teil der Besitzungen westlich von der Elbe sollte zugleich mit Braunschweig, Kurhessen und anderem vereinigt und unter dem Namen eines Königreichs Westfalen dem jüngsten Bruder Napoleons, Hieronymus (Jerome), gegeben werden. Die östlichen Abtretungen sollten unter dem Namen des Herzogtums Warschau dem Könige von Sachsen zufallen, jedoch mit Ausnahme der Stadt Danzig und eines Landstrichs um Bialystok. Den letzteren erhielt Alexander als seinen Anteil am Raube seines bisherigen Bundesgenossen; Danzig aber wurde für eine freie Stadt erklärt, welche unter dem Schutze des französischen Kaisers und des Königs von Sachsen stehen und eine französische Besatzung erhalten solle. Das neugeschaffene Herzogtum Warschau war und blieb nur ein vorgeschobener Posten gegen Rußland und Österreich. Auch wurde es noch dazu durch vorbehaltene Dotationen und Domänen für französische Soldaten, Hofleute und Diplomaten ausgesogen. Den König von Preußen ließ man sogar im eigenen Lande nicht Herr bleiben; denn es ward in dem russisch-französischen Vertrage ausgesprochen, daß derselbe dem Könige von Sachsen eine Militärstraße durch Schlesien nach Warschau einräumen müsse. Was die übrigen Bestimmungen des zwischen den beiden Kaisern geschlossenen Vertrages betrifft, so wurde Oldenburg, Mecklenburg und Sachsen-Koburg ihren früheren Herren zurückgegeben; die Herrschaft Jever aber, welche Alexanders Großmutter, Katharina II., von ihrem Bruder, dem letzten Fürsten von Anhalt-Zerbst und Jever, geerbt hatte, wurde nebst dem bisher preußischen Ostfriesland an Holland abgetreten. Außerdem erkannte Alexander nicht nur das Königtum der Brüder Napoleons, sondern auch die von diesem angeordneten Territorialveränderungen an; er gab also alles das auf, was Rußland seit 1803 in Hinsicht auf Oranien, Fulda, Piemont und Neapel gefordert hatte. Um diesen Preis tauschte er die Ehre ein, sich neben Napoleon als Diktator und Schiedsrichter in den europäischen Angelegenheiten betrachten zu können.

Durch die geheimen Verabredungen, die in ihrem Wortlaut noch nicht veröffentlicht worden sind, wurden die Artikel des öffentlichen Vertrages zum Teil geradezu wieder aufgehoben. Dies war z. B. mit den die Türkei betreffenden Artikeln der Fall, durch welche Österreich getäuscht werden sollte. Napoleon gab die Türkei sowie Schweden dem Kaiser von Rußland, dieser dagegen Portugal, Spanien, Malta und die nordafrikanische Küste den Franzosen preis. Außerdem versprach Alexander seinen Beitritt zur Kontinentalsperre sowie die Überlassung der Jonischen Inseln an Frankreich. Die anderen geheimen Verabredungen enthielten zum Teil so durchaus abenteuerliche Dinge, daß sie unmöglich ernst gemeint gewesen sein konnten. Dahin rechnen wir unter andern die Verabredung eines Zuges, welchen Frankreich und Rußland gemeinschaftlich gegen das englische Indien unternehmen wollten. Übrigens wußten die Engländer sich durch große Summen genaue Kenntnis von allen diesen Dingen zu verschaffen, da Talleyrand selbst, wenn auch nur durch Mittelspersonen, der Bestechung zugänglich war. Talleyrand mußte dafür im August das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten an Champagny abgeben: gegen einen Prozeß von seiten des Kaisers war er ebenso, wie Fouché, sichergestellt, weil beide in Geheimnisse eingeweiht waren, die kein anderer kannte.

Der Vertrag zwischen Preußen und Frankreich ward am 9. Juli 1807 geschlossen. Er würde, wenn auch Alexander seinen Freund und Bundesgenossen nicht aufgeopfert hätte, für Preußen schon aus dem Grunde höchst verderblich ausgefallen sein, weil Friedrich Wilhelm mit den Unterhandlungen den Grafen Kalckreuth beauftragt hatte, welchen der Herr von Schladen einen leichtsinnigen, alten Schwätzer nennt. Auch hatte Napoleon, damit dieser Mann und seinesgleichen allein eine Stimme am preußischen Hofe hätten, am 4. Juli dem König Friedrich Wilhelm förmlich befohlen, den Grafen von Hardenberg aus seinem Dienste zu entlassen. Der Vertrag enthielt alle bereits oben angegebenen Punkte, welche auf Preußen Bezug hatten: außerdem mußte Friedrich Wilhelm nicht allein, wie Alexander, die drei Brüder Napoleons und den Kurfürsten von Sachsen als Könige anerkennen und den Engländern jeden Handel und Verkehr mit seinen Unterthanen verbieten, sondern auch im voraus alles billigen, was Napoleon in Deutschland oder in Polen noch weiter verfügen werde. In einer besonderen geheimen Übereinkunft mußte er überdies noch den Plänen Rußlands und Frankreichs gegen Schweden seine Zustimmung gewähren und zugleich versprechen, daß er, wenn Frankreich und Rußland an England den Krieg erklärten, dasselbe thun wolle. Der Abzug der fremden Truppen aus den noch übrig gelassenen preußischen Ländern wurde an die Bedingung geknüpft, daß vorher

alle noch rückständigen Kriegskontributionen bezahlt würden. Für diese Angelegenheit ward eine besondere Behörde in Berlin eingesetzt, an deren Spitze der harte französische Intendant Daru stand. Dieser steigerte dadurch, daß er stets das Brennusschwert in die Wagschale warf, die Forderungen auf eine ungeheure Summe: der Vertrag war ein Blatt Papier, aus dem die Franzosen alles herauslasen, um Preußen dauernd im Zustande der Abhängigkeit zu halten und sich selbst die Tasche zu füllen.

Friedrich Wilhelm verlor durch den Tilsiter Frieden von 5570 Quadratmeilen und 9 744 000 Einwohnern die Hälfte, er behielt noch 2877 Quadratmeilen mit 4 938 000 Einwohnern und 14 Millionen Thalern Einkünften. Aber auch die ihm noch übrig gelassene Hälfte seines Reiches büßte ihre Selbständigkeit ein; denn es ward nicht nur für die sächsischen und polnischen Truppen eine Straße durch das preußische Gebiet ausbedungen, sondern der König mußte später auch in einem am 8. September 1808 geschlossenen Vertrage, welcher nach langen Quälereien die streitigen Punkte ordnete, noch andere harte Bedingungen eingehen. Die Franzosen sollten nämlich, bis die noch rückständigen 140 Millionen Frank bezahlt wären, Glogau, Küstrin und Stettin besetzt halten, ihre dortigen Besatzungen sollten auf Kosten Preußens verpflegt, und sieben Militärstraßen sollten ihnen und den polnisch-sächsischen Truppen gewährt werden. Zugleich mußte Preußen versprechen, die Zahl seiner Truppen in den nächsten zehn Jahren nicht über 42 000 Mann zu erhöhen. Endlich erzwangen die Franzosen von Friedrich Wilhelm sogar noch einige weitere Abtretungen für Warschau, Westfalen und Danzig.

Außer der Schöpfung zweier neuen Staaten, des Königreiches Westfalen, welches in den Rheinbund aufgenommen ward, und des Herzogtums Warschau, führte der Tilsiter Friede noch folgende Territorialveränderungen herbei. Holland mußte für das von Rußland und Preußen erworbene Jever und Ostfriesland die Festungen Vlissingen, Bergen op Zoom, Breda, Herzogenbusch und Gertruydenburg sowie einen Teil von Seeland und einen Landstrich längs der Maas an Frankreich abtreten. Münster, Tecklenburg, Lingen, die Grafschaft Mark, Essen, Elten und Verden gab Napoleon im Mai 1808 seinem Schwager Murat. Ein beträchtlicher Teil von Hannover blieb ebenso, wie Erfurt, Baireuth, Hanau und Fulda, unter unmittelbarer französischer Verwaltung; erst später, als diese Länder und Städte ausgesogen worden waren, verteilte Napoleon einen Teil derselben an deutsche Fürsten.

5. Schweden und Dänemark nach dem Tilsiter Frieden.

Nach den Verabredungen, welche Napoleon und Alexander in Tilsit getroffen hatten, sollten Schweden und Dänemark gezwungen werden, dem Bunde gegen England beizutreten und die Kontinentalsperre anzunehmen. Außerdem hatte Napoleon nicht nur dem russischen Kaiser den Besitz von Finnland zugestanden, sondern es war auch beschlossen worden, Dänemark dadurch von England zu trennen, daß man es bei der Beraubung Schwedens beteilige. Alle diese gegen Schweden gerichteten Beschlüsse würden jedoch schwerlich in Ausführung gebracht worden sein, wenn nicht Gustav IV. fortgefahren hätte, sich gegen seinen Schwager Alexander und gegen den französischen Kaiser wie ein Wahnsinniger zu benehmen. Napoleon hatte während des Krieges alles übersehen, was Gustav in seinem Zorn gegen ihn und die Franzosen gethan hatte. Seine Generale hatten den strengen Befehl gehabt, gegen die Schweden so freundlich als möglich zu verfahren und sie nicht sowohl zu befehden, als vielmehr nur zu beobachten. Auch hatte infolgedessen Bernadotte, als er im November 1806, wie oben erwähnt, Mörners Corps gefangen nahm, diesen General und seine Truppen mit solcher Freundlichkeit behandelt, daß dadurch seine spätere Erwählung zum schwedischen Könige vorbereitet wurde. Gustav IV. stürzte sich aber infolge seiner Verstandesverwirrung selbst ins Verderben.

Nach der Gefangennahme des Mörnerschen Corps hatten die Schweden von Stralsund aus sehr tapfer gegen die Franzosen unter Mortier gekämpft. Im März und April 1807 war es ihnen sogar gelungen, bis über die Peene hinaus vorzudringen, weil Mortier seine Hauptmacht gegen die Festung Kolberg hatte richten müssen, bei deren Belagerung die französischen Truppen in Bedrängnis geraten waren. In Kolberg hatte nämlich der aus der Schlacht bei Auerstädt entronnene Dragonerlieutenant Ferdinand von Schill ein Freicorps gebildet, und dieses hatte so glückliche Streifzüge gemacht, daß Schill in einer Zeit, wo man nur von Flucht, Verrat und Feigheit hörte, durch an und für sich unbedeutende Unternehmungen berühmt wurde. Zu gleicher Zeit hatten sich viele Bürger von Kolberg, unter ihnen besonders der wackere Nettelbeck, zur Verteidigung ihrer Stadt bewaffnet und den Kommandanten Loucadou gehindert, dem Feinde die Thore zu öffnen. Mortier hatte sich deswegen genötigt gesehen, selbst nach Kolberg aufzubrechen. Im April zog er jedoch von dort wieder gegen die Schweden zu Felde, und jetzt erst gelang es ihm, diese zurückzutreiben. Sie mußten infolgedessen am 18. April zu Schlatkow einen Waffenstillstand eingehen, der sie verpflichtete, keine fremden Truppen



XV. 420.

Joachim Nettelbeck.

(Reproduktion des nach der Natur und auf Stein gez. Bildes von L. Heine.)

in Pommern zuzulassen und nichts zur Unterstützung der in Kolberg und Danzig belagerten Preußen zu unternehmen. Mortier wandte sich hierauf sogleich wieder gegen Kolberg. Dort erschien aber fast zu gleicher Zeit einer der tüchtigsten Offiziere des preußischen Heeres, der Oberst Neidhart von Gneisenau, um an Loucadous Stelle das Kommando zu übernehmen; dieser leitete, unterstützt von Schill, von Nettelbeck und der Bürgerschaft sowie von einer schwedischen Fregatte, welche trotz des Waffenstillstandes Hilfe leistete, die Verteidigung mit solchem Erfolg, daß sich Kolberg gegen ein Belagerungsheer von 18 000 Mann selbst dann hielt, als bereits die Außenwerke genommen waren. Am 2. Juli ließ Mortier einen allgemeinen Sturm unternehmen: seine Kolonnen fanden aber überall die hartnäckigste Gegenwehr, und Nachmittags um drei Uhr überbrachte ein Kurier die Nachricht von dem am 25. Juni abgeschlossenen Waffenstillstande, nach welchem die wenigen noch nicht eroberten Festungen in preußischem Besitz verbleiben sollten.

Jetzt fiel die ganze Last des Krieges auf den König von Schweden. Dieser hatte den Schlatkower Waffenstillstand gleich anfangs mißbilligt und war am 12. Mai nach Stralsund gekommen, um den Oberbefehl über die Preußen und Engländer zu übernehmen, welche der getroffenen Übereinkunft gemäß von Pommern aus die Franzosen angreifen sollten. Aber auch Napoleon hatte bereits die nötigen Anordnungen getroffen, um den Krieg gegen die Schweden und Engländer mit allem Nachdrucke führen zu können. Im Juni zog er zwischen der Ems und Oder aus Franzosen, Spaniern, Italienern und Holländern ein starkes Heer zusammen. Der Anführer desselben, Marschall Brune, hatte am 4. Juni eine Unterredung mit dem schwedischen Könige, bei welcher sich aufs deutlichste zeigte, daß Gustav durch seine fixe Idee von einem göttlichen Rechte der Herrscher dem Wahnsinne nahe sei: derselbe stellte dem Marschall Brune, der ein Kind der Revolution und als Republikaner bekannt war, den lächerlichen Antrag, die siegreichen Fahnen eines Mannes, welcher ebenfalls der Revolution seine Größe verdankte, zu verlassen und sich dagegen an den Prätendenten Ludwig XVIII. anzuschließen. Noch einmal legte Gustav seinen Wahnsinn an den Tag, indem er trotz der Nachricht von dem zwischen Rußland, Preußen und Frankreich abgeschlossenen Waffenstillstand, trotz der dringend mahnenden Briefe des Königs von Preußen, und obgleich die Engländer nach langem Zögern endlich ein Corps von nur 8000 Mann auf der Insel Rügen ausgeschifft hatten, den Waffenstillstand von Schlatkow kündigte. Er wurde damals auch noch von den Engländern verlassen, welche ihre 8000 Mann wieder einschifften, um einen Raubzug gegen Dänemark zu unternehmen.

Marschall Brune drängte den König sogleich bis Stralsund zurück und belagerte ihn dort. Am 19. August verließ Gustav diese Festung, nachdem die Einwohner ihn lange vergebens gebeten hatten, ihre Stadt nicht nutzlos dem Untergange preiszugeben. Gleich darauf rückten die Franzosen in dieselbe ein. Napoleon hatte damals dem Marschall Brune schon längst die Weisung gegeben, nicht mit dem schwedischen Könige, den er öffentlich für einen Narren erklärte, sondern nur mit dessen Generalen zu unterhandeln. Als daher Gustav, welcher nach Rügen übergesetzt war, am 26. August um einen Waffenstillstand bat, ward ihm dieser abgeschlagen. Er schien hierauf gesonnen, auch auf Rügen die Soldaten seinem Eigensinne zu opfern, sah sich aber durch das Murren derselben bald veranlaßt, für seine Person nach Schweden zurückzukehren. Hierauf wurde am 9. September zwischen Brune und dem schwedischen Befehlshaber von Toll eine Übereinkunft geschlossen, infolge deren die Truppen des letzteren sich nach Schweden einschifften. Diese Übereinkunft ward, weil Napoleon und Gustav einander nicht als Herrscher anerkannt hatten, in der Weise abgeschlossen, daß Toll sich den Befehlshaber der schwedischen Truppen und Brune sich ebenfalls mit Weglassung des Namens seines Regenten den Anführer der Armee des Kaisers der Franzosen nannte. Napoleon wurde darüber gegen Brune erbittert, dem er ohnedies grollte, weil Brune nach dem Berichte, welchen die Schweden über seine Unterhaltung mit Gustav veröffentlichten, sich zwar über Napoleons Person sehr rühmend, über sein Kaisertum und dessen Bestand aber zweifelhaft ausgesprochen hatte. Dazu kam, daß Brune, welcher damals zugleich Gouverneur der Hansestädte war, ebenso wie der französische Minister in Hamburg, Bourienne, zur Bereicherung seiner Privatkasse einer Anzahl von Kaufleuten den Schmuggelhandel gestattet hatte. Napoleon bestrafte ihn mit dem Verluste seines Kommandos und seiner Statthalterschaft.

Mittlerweile hatten die Engländer einen in der Geschichte der civilisierten Welt unerhörten Raubzug gegen Dänemark unternommen. Dieses Reich war unter der weisen Leitung des Kronprinzen Friedrich, der im Namen seines unglücklichen Vaters regierte, und des früher erwähnten Grafen Peter von Bernstorff, welchem, nachdem er 1797 gestorben war, 1800 sein Sohn Christian als Minister des Auswärtigen nachfolgte, vom Anfange der Revolution an zugleich mit England im Frieden geblieben. Als sich jedoch Rußland an das französische System anschloß, fürchteten die englischen Minister nicht ohne Grund, daß Dänemark werde genötigt werden, seine Flotte gegen Schweden gebrauchen zu lassen. Sie behaupteten sogar gleich nachher öffentlich, es sei in Tilsit beschlossen worden, die dänische Flotte für Frankreich in

Besitz zu nehmen und den Dänen dafür die Hansestädte zu geben: zu einer Landung in England und Irland hätte diese Flotte benutzt werden sollen. Dies ist von den Franzosen und Russen stets abgeleugnet worden; auch wäre ein solches Projekt zu abenteuerlich gewesen, als daß die Engländer von demselben wenigstens vorerst etwas zu besorgen gehabt hätten. Allein es galt den Schutz und die Erweiterung der englischen Macht, es galt die Beseitigung der Furcht vor einer Sperrung des Sunds gegen englische Schiffahrt, und in einem solchen Falle pflegte ein englisches Ministerium alles für erlaubt zu halten.

Im englischen Ministerium hatten sich, als Fox gestorben war, die Whigs unter Grenvilles Leitung noch eine Zeitlang behauptet: sie waren aber in der auswärtigen Politik nicht energisch genug aufgetreten und hatten sich zuletzt über der Frage der Katholikenemancipation auch mit dem Könige entzweit. Sie hatten daher im März 1807 einem aus entschiedenen Franzosenfeinden bestehenden Toryministerium Platz gemacht, welches dem Namen nach unter der Leitung des Herzogs von Portland stand, und zu dessen Mitgliedern Canning, Lord Eldon, Spencer Percival, Lord Mulgrave, Robert Dundas (Lord Melville), Lord Hawkesbury (Lord Liverpool) und Lord Castlereagh gehörten: Männer, von denen die meisten nunmehr auf lange Zeit das Steuer führen sollten. George Canning (geb. 1770) war von Pitt als der einzige anerkannt worden, der ihn ersetzen könne, und erhielt damals als Mann von 37 Jahren die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten nicht nur wegen seiner Talente, sondern auch wegen seiner antifranzösischen Gesinnung. Lord Eldon, welcher Kanzler ward, hat sich einerseits durch seine Orthodoxie und konservative Borniertheit berühmt gemacht und ist andererseits als Meister in juristischen Chikanen das Ideal der in Spitzfindigkeiten unübertrefflichen englischen Rechtsgelehrten geworden. Dundas, welcher die Leitung der indischen Angelegenheiten übernahm, war kurz vorher wegen großer Unterschleife angeklagt, aber von seinen Standesgenossen im Oberhause freigesprochen worden, obgleich seine Betrügereien erwiesen worden waren. Castlereagh, welcher Staatssekretär der Kolonieen und des Krieges ward, geriet 1809 wegen seiner schlechten Leitung dieser Ämter mit Canning in Zwist, duellierte sich deshalb mit diesem und machte, wie wir sehen werden, nach langer politischer Laufbahn im Jahre 1822 seinem Leben durch Selbstmord ein Ende.

Die englischen Minister hatten unter dem Vorwande, dem Könige von Schweden Hilfe zu leisten, ein Heer von 33 000 Mann und eine der größten Flotten, welche jemals einen englischen Hafen verlassen hat, gerüstet. Ein Teil des Heeres war auf der Insel Rügen ge-

landet worden, angeblich um den Schweden zu helfen, in Wirklichkeit aber, um dort so lange zu verweilen, bis die Flotte und der übrige Teil der Truppen in Dänemark angekommen wären. Die dänische Regierung sollte nämlich durch plötzlichen Angriff mit einer weit überlegenen Kriegsmacht gezwungen werden, entweder einen engen Bund mit England zu schließen, oder ihre ganze Flotte als Unterpfand dafür, daß sie nicht am Bunde gegen England teilnehmen werde, auszuliefern; nach erfolgtem Frieden werde man sie zurückgeben. Man hatte die dänische Regierung vorher durch die Erklärung sicher gemacht, daß ihre Neutralität nicht werde verletzt werden; es waren daher, als die Engländer am 2. August 1807 im Sund erschienen, weder Verteidigungsanstalten getroffen, noch auch war die in Holstein liegende größere Hälfte des Heeres herbeigezogen worden. Nach Ankunft der Flotte überbrachte der englische Gesandte Jackson dem Kronprinzen, der sich im Lager bei Kiel befand, die Forderung Englands. Er sprach zugleich die Drohung aus, daß man, wenn diese Forderung nicht sogleich erfüllt werde, die Flotte mit Gewalt wegnehmen und Kopenhagen bombardieren werde. Der Prinz verwies den englischen Gesandten an die Minister in Kopenhagen und eilte sogleich selbst dahin. Er kam noch vor Jackson dort an, traf schnell alle möglichen Anstalten zur Verteidigung und forderte, ehe er wieder nach Holstein zurückkehrte, in einem Manifest alle Dänen zum kräftigsten Widerstande auf. Am 12. kam Jackson in Kopenhagen an: seine Forderung wurde von Bernstorff mit der Bemerkung abgewiesen, daß Dänemark weder von Frankreich, noch von Rußland irgend eine drohende Erklärung erhalten habe. Hierauf schiffte der englische Admiral Gambier das Landheer, welches von Lord William Cathcart befehligt ward, und bei dem sich auch der nachher als Lord Wellington berühmt gewordene Sir Arthur Wellesley befand, am 16. August auf der Insel Seeland aus. Die Engländer trieben das eilig gesammelte und bewaffnete Landvolk auseinander und errichteten dann rund um Kopenhagen Batterieen zur Beschießung der Stadt.

Die Dänen entschlossen sich diesmal ebenso, wie im Jahre 1801, lieber im vergeblichen Kampfe mit der Übermacht ruhmvoll zu erliegen, als schimpflich zu kapitulieren. Sie hatten ihre Hauptstadt schnell in Verteidigungszustand gesetzt, und Tausende von Bürgern und Studenten hatten sich bewaffnet, um die nur aus 5000 Mann bestehende Garnison zu verstärken. Am 1. September begannen die Engländer das Bombardement. Dieses ward bis zum 5. September Tag und Nacht fortgesetzt, so daß 28 Straßen eingeäschert und 2000 Menschen getötet wurden. Am 6. September bat der Oberbefehlshaber in Kopenhagen, Peymann, um einen Waffenstillstand, und am folgenden Tage fügte er

sich, dem Geschrei der Reichen nachgebend, in die Forderung der Engländer, obgleich der Kronprinz ihm streng befohlen hatte, die Stadt bis aufs äußerste zu verteidigen und unter keiner Bedingung die Flotte auszuliefern. Anstatt die letztere auf eigene Verantwortung und in derselben Weise zu verbrennen, wie später Moskau von den Russen verbrannt wurde, übergab Peymann sie infolge einer am 7. September geschlossenen Kapitulation den Engländern. Diese erhielten gegen das Versprechen, binnen sechs Wochen wieder abzuziehen, das Recht, nicht nur alle Schiffe und Seegerätschaften nach England zu bringen, sondern auch alles das, was nicht mitgenommen werden könne, zu zerstören. Nachdem das letztere geschehen war, kehrten die Engländer mit ihrem Raube nach Hause zurück. Sie nahmen 18 Linienschiffe, 15 Fregatten, 6 Briggs und 25 Kanonenboote der Dänen mit.

Ganz Europa empörte dieser Frevel, neben welchem die Napoleonischen, an die man gewöhnt war, zu verschwinden schienen. In Dänemark selbst war jeder einzelne über die Räuber aufs heftigste erbittert, und dieses Reich schloß sich jetzt nicht nur unzertrennlich an Frankreich an, sondern es brachte auch die feindseligen Beschlüsse Napoleons gegen den englischen Handel und gegen die Personen der Engländer sogleich in Ausführung. Die Engländer stellten sich dessenungeachtet immer noch, als wenn sie mit Dänemark im Frieden wären. Sie machten sogar dem dänischen Kronprinzen drohend das Anerbieten eines engen Bundes: dieser erklärte ihnen aber, daß er sich ebenso über ihre Anerbietungen, wie über ihre Drohungen empört fühle: es ward Tod gesetzt auf Korrespondenz mit England. Hierauf erfolgte dann am 4. November 1807 die englische Kriegserklärung.

Als die englische Flotte mit ihrem Raube heimkehrte, kränkte Gustav IV. von Schweden die Dänen und ihren Kronprinz-Regenten dadurch, daß er am 21. und 22. Oktober die englischen Anführer in Helsingborg festlich bewirtete. Noch unvorsichtiger benahm er sich gegen seinen Schwager, den Kaiser von Rußland, den er schon seit 1802 durch seine grillenhafte Laune mehrmals gekränkt hatte. Obgleich dieser nämlich, sogar noch nach den in Tilsit getroffenen Verabredungen, nicht geneigt schien, die Schweden zu bekriegen, so fuhr doch Gustav auch in Beziehung auf ihn fort, alle Rücksichten der Klugheit hintanzusetzen. Er hatte sich in die Jung-Stillingischen Deutungen der Offenbarung Johannis vertieft, glaubte die Zahl, mit welcher dort das große Tier bezeichnet ist, in Napoleons Namen zu finden, und hielt jede Verständigung mit dem französischen Kaiser für eine Sünde gegen die Gottheit. Alexander forderte in der Zeit vom Oktober bis zum Januar seinen Schwager mehrere Male auf, den Engländern seine Häfen zu

verschließen; Gustav weigerte sich aber nicht nur, dem Bunde mit ihnen zu entsagen, sondern schloß auch am 8. Februar 1808 mit England einen neuen Vertrag, nach welchem er monatlich 100 000 Pfund Subsidien erhalten sollte. Dabei traf er jedoch trotz der Rüstungen, welche auf der einen Seite Rußland, auf der anderen Dänemark machte, durchaus keine Verteidigungsanstalten. Als daher am 21. Februar 1808 die Russen in Finnland einrückten und bald nachher auch Dänemark den Krieg erklärte, stand Schweden fast wehrlos da.

Die Ereignisse dieses Nebenkrieges, welcher vielen Menschen das Leben kostete, können hier übergangen werden, weil bei der Übermacht der Russen und bei dem Mangel aller Vorkehrungen von seiten Schwedens der Ausgang desselben im voraus klar war. Erst Ende April und Anfang Mai, als die Russen ganz Finnland besetzt und für eine Provinz ihres Reiches erklärt hatten, erschien das schwedische Heer unter den Generalen Klingspor und Adlerkreutz, von einer Flotte unterstützt, im Felde. Auch der Angriff, den die Schweden unter Armfeld auf Norwegen unternahmen, scheiterte gänzlich. Von England wurde den Schweden zwar General Moore mit 12 000 Mann zu Hilfe geschickt; Gustav beleidigte aber durch sein Benehmen gegen den englischen Gesandten auch noch den einzigen Bundesgenossen, den er hatte, und die Engländer selbst glaubten schon im Juli ihre Truppen auf der Pyrenäischen Halbinsel besser verwenden zu können.

Der unglückliche Gang des Krieges führte in Verbindung mit dem ganzen Benehmen eines Königs, welcher in allen seinen Handlungen die Spuren des Irrsinns zeigte, in Schweden eine Katastrophe herbei. Der Adel glaubte nämlich, daß eine Verschwörung gegen die Person des Königs notwendig sei, um das Reich zu retten und dem unsinnigen Kriege ein Ende zu machen, der dem Reiche schon Pommern und Finnland gekostet hatte. Diese Verschwörung nahm jedoch nicht, wie die gegen Gustav III., einen blutigen Ausgang, weil der unglückliche König gleich anfangs von jedermann aufgegeben wurde. Schon im Dezember 1808 verabredete eine Anzahl schwedischer Offiziere und anderer Edelleute seinen Sturz. Diese Verschwörung breitete sich bald über alle im Felde stehenden Heeresabteilungen aus und konnte schon im März 1809, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen ward, in Ausführung gebracht werden. An der Spitze stand der Baron Adlersparre, Oberstlieutenant in dem gegen die Dänen ausgesandten, von Cedarström befehligten Heere. Adlersparre nahm im Anfange des März seinen General, dem man nicht traute, gefangen und brach dann mit etwa 4000 Mann nach Stockholm auf, nachdem er sich vorher von den Dänen das Versprechen hatte geben lassen, daß die Entfernung jener Truppen nicht zu einem Angriffe werde benutzt werden. Das kleine Heer der

Unzufriedenen wuchs auf dem Marsche bedeutend an. Der König aber, der sich auf dem Schlosse Haga befand, erhielt von der ganzen Sache erst am 12. März Nachricht, als Adlersparre nur noch etwa 15 Meilen von Stockholm entfernt war. Er eilte zwar sogleich in die Hauptstadt, traf aber dort nur verkehrte Maßregeln gegen die Verschworenen. Schon am Morgen des folgenden Tages (13. März) wurde er daher von dem General Adlerkreutz, dem Feldmarschall Klingspor, dem Obersten Silbersparre und mehreren anderen Offizieren ohne die geringste Schwierigkeit verhaftet. Diese Offiziere baten hierauf sogleich seinen Oheim, den Herzog Karl von Südermanland, noch einmal die Rolle zu spielen, welche er bei Gustavs III. Tode gespielt hatte, und die Regierung als Reichsvorsteher zu übernehmen. Karl folgte ihrer Aufforderung, übernahm am 14. März die Regierung und schrieb sogleich einen Reichstag auf den 1. Mai aus. Noch ehe dieser zusammengetreten war, unterzeichnete der König, den man nach Drottingholm und von da nach Gripsholm gebracht hatte, am 29. März eine Urkunde, in welcher er der Regierung entsagte.

In ganz Schweden nahm sich kein Mensch des Königs an. Die versammelten Reichsstände aber dankten dem Herzog Karl, dem Oberstlieutenant Adlersparre und den Generalen Klingspor und Adlerkreutz als Rettern des Vaterlandes und erklärten am 10. Mai nicht nur den König, sondern auch seine Nachkommen aller Ansprüche auf den schwedischen Thron verlustig. Hierauf wurden mit der Reichsverfassung einige Änderungen vorgenommen, deren bedeutendste darin bestand, daß der König zwar die ausübende Macht allein behalten solle, daß aber die wichtigsten Angelegenheiten in einem Staatsrate von neun Mitgliedern entschieden werden müßten, und daß dieser Staatsrat der Nation verantwortlich bleibe. Am 6. Juni 1809 wurde der bisherige Regent vom Reichstage zum Könige ausgerufen und am 29. als Karl XIII. gekrönt. Dem abgesetzten Herrscher ward nicht nur sein Privatvermögen gelassen, sondern der Reichstag setzte auch für ihn und seine Familie besondere Summen aus; Gustav wies aber diese zurück und lebte nachher mit Vorsatz dürftig. Er verließ noch vor dem Schlusse des Jahres 1809 Schweden, nannte sich fortan Oberst Gustavson und trieb sich bis zu seinem 1837 erfolgten Tode größtenteils in Süddeutschland und der Schweiz umher. Sein Sohn nahm den Namen eines Prinzen Wasa an.

6. Türkische Angelegenheiten.

Die Türkei würde noch früher als Polen eine Beute ihrer christlichen Nachbarstaaten geworden sein, wenn nicht England es in seinem Interesse gefunden hätte, sie zu beschützen. Dadurch ist der türkische

Staat freilich bis zum gegenwärtigen Augenblicke erhalten worden; er ist aber dessenungeachtet seit den Zeiten der Kaiserin Katharina II. stets mit der Gefahr des Unterganges bedroht geblieben, weil er, wie einst Polen, der russischen Übermacht nicht gewachsen ist und zugleich durch ewige innere Unruhen infolge seiner Zusammensetzung, Entstehung und seines barbarischen, eines wirklichen Fortschreitens unfähigen Charakters geschwächt wird. Als Napoleon im Jahre 1806 den Krieg mit Preußen und Rußland begann, verfuhren drei Paschas, Paswan Oglu in Widdin, Ali Pascha in Albanien und Djezzar Pascha in Syrien, als unabhängige Herrscher, von denen der Sultan nur dem Namen nach noch als Oberherr anerkannt wurde. Auch Ägypten war nach dem Abzuge der Franzosen wieder unter die Herrschaft der Mamelucken-Beis gekommen, welche ebenfalls nichts nach dem Sultan fragten. Nachher machte zwar Mehemed Ali, welcher 1805 zum Pascha von Ägypten ernannt wurde, des Sultans Herrscherrechte gegen die Mameluckten geltend; später warf sich aber auch er in diesem Lande, dessen natürliche Bedingungen die Aufrichtung einer unabhängigen Herrschaft so sehr erleichtern, zum unabhängigen Gebieter auf. In Arabien hatte um dieselbe Zeit die fanatische Sekte der Wechabiten, welche sich nach einem beduinischen Stammhäuptlinge, Abdul Wahab, nannte, die heiligen Städte besetzt und bedrohte nicht nur ganz Arabien, sondern auch die angrenzenden Provinzen mit Ketzerei und Verheerung. In Serbien widersetzte sich die slawische Bevölkerung, seitdem sie im Anfange unseres Jahrhunderts unter Georg Czernys Führung die Fahne der Empörung aufgesteckt hatte, ohne Unterbrechung der türkischen Herrschaft. In der Moldau und Walachei, welche schon seit dem Frieden von Kutschuk-Kainardsche (1774), unter dem Schutze des russischen Kaisers standen, waren auf Befehl desselben zwei russisch gesinnte Griechen, Konstantin Ypsilanti und Morusi, zu Hospodaren ernannt worden, und diese sahen nicht den Sultan, sondern den russischen Zaren als ihren Herrn an.

Mit Frankreich war schon 1802 die alte Freundschaft durch einen Friedensvertrag wiederhergestellt worden, und Napoleon hatte im Januar 1803 den General Brune als Gesandten nach Konstantinopel geschickt. Dieser verstand jedoch nicht mit den Türken und ihrem Hofe umzugehen und erleichterte dadurch den Russen ihr Bemühen, die Wiederherstellung des französischen Einflusses in Konstantinopel zu hintertreiben. Später erwachte indessen bei den Türken wieder der alte Argwohn gegen Rußland. Der Sultan Selim III. neigte sich daher aufs neue zu Frankreich und schickte im Frühling des Jahres 1806 einen Gesandten nach Paris, um Napoleon als Kaiser zu beglückwünschen und zugleich eine enge Verbindung mit ihm anzuknüpfen.

Napoleon war damals schon entschlossen, Preußen anzugreifen, und weil dies auch den Krieg mit Rußland bedeutete, so schickte er den General Sebastiani als außerordentlichen Gesandten nach Konstantinopel (August 1806). Dieser brachte ein ganzes Heer von Offizieren, Ingenieurs und Artilleristen mit, welche die türkische Kriegsmacht organisieren und leiten sollten, weil Rußland wegen der erneuten Freundschaft zwischen Frankreich und der Türkei ein Heer an der türkischen Grenze aufgestellt hatte. Sebastiani wußte schnell bedeutenden Einfluß zu gewinnen und bewirkte schon im September, daß die russischen Kreaturen Ypsilanti und Morusi abgesetzt und an ihrer Stelle Suzzo und Kallimachi zu Hospodaren der Donaufürstentümer ernannt wurden. Dies hatte das Einrücken der russischen Truppen in die Moldau zur Folge. Der Sultan setzte zwar, durch die Drohungen des englischen Gesandten erschreckt, die entlassenen Hospodare wieder ein; die Russen stellten aber dessenungeachtet die Feindseligkeiten nicht ein und gaben außerdem ihre eigentlichen Absichten dadurch deutlich genug zu erkennen, daß sie Georg Czerny, der sich zum Fürsten von Serbien aufgeworfen hatte, mit einem russischen Generalpatent ausgestattet und Einverständnisse mit anderen Rebellen und Unzufriedenen in der Türkei angeknüpft hatten. Sultan Selim suchte also aufs neue Rat und Hilfe bei Sebastiani.

Dieser ermutigte ihn in seinem Widerstande, und nach der Schlacht bei Jena ließ auch Napoleon selbst den Sultan von Berlin aus benachrichtigen, daß er sich seiner gegen Rußland annehmen werde. Nachdem hierauf der russische General Michelson, ohne daß eine Kriegserklärung vorausgegangen war, die türkischen Truppen angegriffen und zurückgeschlagen hatte und am 27. Dezember in Bukarest, der Hauptstadt der Walachei, eingerückt war, erklärte der Sultan am 30. Dezember den Krieg an Rußland und ließ eine zahlreiche Streitmacht an der Donau zusammenziehen. Auch Napoleon ging damals mit dem Gedanken um, 25 000 Franzosen von Dalmatien aus dem Sultan zu Hilfe zu schicken. Auf seiten der Russen dagegen mußte der dritte Teil von Michelsons Truppen nach Polen aufbrechen, wo man ihrer gegen die Franzosen bedurfte. Dies bewog dann den englischen Gesandten in Konstantinopel, Arbuthnot, die Türken dadurch zum Frieden zu zwingen, daß er ihnen drohte, die vor den Dardanellen liegende englische Flotte zur Beschießung ihrer Hauptstadt herbeizurufen. Er erklärte dem Sultan, daß dies nur dann unterbleiben werde, wenn man den französischen Gesandten aus der Stadt weise und ein Bündnis mit Rußland und England schließe. Als die Antwort des Sultans verneinend ausfiel, begab sich Arbuthnot sogleich zu der von Duckworth befehligten englischen Flotte.

Die Türken hatten die auf beiden Seiten der Dardanellen befindlichen Batterieen, durch welche diese Straße beherrscht wird, nach ihrer Art in Verfall geraten lassen; und da sie überdies die Ratschläge, welche Sebastiani und seine Offiziere ihnen erteilten, nicht befolgten, so gelang es dem englischen Admiral am 19. Februar 1807, seine Flotte ohne bedeutende Beschädigung durch die Dardanellen hindurchzuführen. Als er vor Konstantinopel angekommen war, drohte er die Stadt einzuäschern, und nun wurde dem Sultan so bange, daß er Sebastiani bat, abzureisen. Dieser sprach ihm jedoch wieder Mut ein und setzte, während durch angeknüpfte Unterhandlungen Zeit gewonnen wurde, nicht nur Konstantinopel rasch in Verteidigungszustand, sondern er ließ auch durch die Generale Haxo und Foy die Batterieen der Dardanellen wiederherstellen. Duckworth mußte daher befürchten, innerhalb des Marmara-Meeres eingeschlossen zu werden; und da er erkannte, daß Konstantinopel von der Seeseite her nicht ohne Gefahr angegriffen werden könne, so trat er schnell die Rückfahrt durch die Dardanellen an. Es gelang ihm zwar am 2. März durch die Meerenge hindurchzukommen; seine Fahrt wurde aber diesmal nicht ohne Schaden vollbracht.

Duckworth segelte hierauf nach Ägypten und setzte dort Truppen ans Land, welche in Verbindung mit einem aus Sizilien herübergebrachten englischen Heere von 5000 Mann die Mameluken-Beis gegen den Stellvertreter des Sultans, Mehemed Ali, unterstützen sollten. Der letztere wußte aber die Absichten der Engländer zu vereiteln und befestigte die türkische Herrschaft in Ägypten aufs neue. Mittlerweile war der russische Admiral Siniawin, welcher bisher die Franzosen in Dalmatien beunruhigt hatte, im Ägeischen Meere erschienen. Er schlug am 4. April die türkische Flotte, besetzte einige Inseln und blockierte die Dardanellen.

Endlich halfen die Engländer und Russen sich damit, daß sie in Konstantinopel einen Volksaufstand erregten. Selim III. hatte schon längst seinen Thron und sein Reich durch Reformen zu sichern gesucht und dadurch die Ulemas oder theologischen Rechtsgelehrten mit dem Verluste des Einflusses bedroht, den sie als gesetzmäßige Beisitzer des Staatsrates (Diwans) ausübten. Diese waren daher seine geschworenen Feinde und sehnten sich nach einer Gelegenheit, gegen ihn loszubrechen. Auch den Janitscharen war Selim tödlich verhaßt, weil er eine beträchtliche Zahl von Truppen auf europäische Weise hatte organisieren und einüben lassen, was die Janitscharen in Gefahr brachte, ihre privilegierte Stellung und ihren entscheidenden Einfluß zu verlieren. Beide Klassen von Unzufriedenen ließen sich leicht zu einem Aufstande treiben. Dieser brach zu einer Zeit aus, als Sebastiani sich auf kurze

Zeit aus Konstantinopel entfernt hatte und damit der Sultan seines gewohnten Ratgebers beraubt war. Am 28. Mai 1807 besetzten plötzlich 15 000 Rebellen die Vorstadt Pera und bemächtigten sich des Geschützes. Vergebens bot ihnen der Sultan in seiner Angst die Abschaffung der neuen Militäreinrichtungen an; die Ulemas und ihr Oberhaupt, der Mufti, erklärten ihn für einen Ketzer und für unwürdig, länger der Nachfolger des Propheten zu sein. Sie ließen ihn dann, während die Janitscharen alle Minister ermordeten, in denjenigen Teil des Harems bringen, in welchem alle Prinzen, die dem regierenden Sultan gefährlich schienen, gefangen gehalten zu werden pflegten. Dagegen zogen sie einen der dort eingesperrten beiden Söhne von Selims Vorgänger und Oheim hervor und riefen ihn feierlich zum Herrscher aus (29. Mai).

Der neue Sultan, Mustafa IV., der sich sogleich gegen alle Neuerungen seines Vorgängers aussprach, setzte zwar den Krieg mit Rußland und England fort, war aber noch weniger als Selim im stande, den Verfall des Reiches aufzuhalten. Die türkische Flotte erlitt am 1. Juli bei Lemnos eine neue Niederlage durch Siniawin, der sich freilich gleich nachher entfernen mußte, um seine schlechten Schiffe ausbessern zu lassen. In Arabien behaupteten sich die Wechabiten im Besitze der heiligen Städte. In Ägypten setzte sich Mehemed Ali fest. Die Moldau und Walachei waren in der Gewalt der Russen. Der von diesen unterstützte Georg Czerny mußte von den Türken selbst in dem Vertrage, den sie im Juli mit ihm schlossen, als Fürst von Serbien anerkannt werden. Sogar Napoleon und sein Talleyrand, welche vorher den Türken die glänzendsten Versprechungen gemacht hatten, suchten den Sultan in eine Falle zu locken. Sie wollten zwar einen engen Bund mit ihm schließen und versprachen sogar, ihm nicht nur die Donaufürstentümer, sondern auch Bessarabien und die Krim wiederzuverschaffen, forderten aber dagegen, daß der Sultan die Unterhandlungen mit den Russen ganz und gar den Franzosen überlasse, d. h. mit andern Worten, daß er das Schicksal seines Reiches in die Hände Napoleons lege. Die Türken waren jedoch gleich allen Asiaten zu sehr in den Künsten des Truges bewandert, als daß sie die ihnen gelegte Schlinge nicht gesehen hätten. Sie wiesen die von Napoleon gemachten Vorschläge zurück, und als später die geheimen Artikel des Tilsiter Vertrages bekannt wurden, zeigte es sich, wie klug sie gehandelt hatten. Nachdem der Friede von Tilsit geschlossen worden war, schickte Napoleon den General Guilleminot in die Türkei: dieser sollte den öffentlichen Artikeln des Tilsiter Vertrages gemäß einen Waffenstillstand und den Abzug der Russen aus der Moldau und Walachei bewirken, er hatte aber daneben geheime Instruktionen, nach welchen er den

französischen Einfluß zu Gunsten der Russen gebrauchen sollte. Es war daher auch nur ein diplomatisches Gaukelspiel, als Guilleminot am 24. August 1807 zu Slobosia einen Waffenstillstandsvertrag zwischen den Türken und Russen zu stande brachte und bei dieser Gelegenheit den letzteren das Versprechen abnötigte, die Donaufürstentümer binnen sieben Wochen zu räumen. Er wußte recht gut, daß der Zar diesen Vertrag nicht bestätigen werde.

Napoleon und Alexander I. hatten zu Tilsit sich insgeheim darüber verständigt, der Türkei dasselbe Schicksal zu bereiten, welches früher Polen erlitten hatte. Dazu würde es auch gekommen sein, wenn Österreich den vielen leisen Andeutungen, sich dem Bund der beiden Kaiser anzuschließen, Folge geleistet hätte. Die Vorbereitungen zu einer Teilung der Türkei wurden gleich nach dem Abschlusse des Tilsiter Vertrages begonnen. Alexander übergab im August die festen Plätze Dalmatiens dem französischen Kaiser, trat demselben auch sein Schutzrecht über die Republik der Jonischen Inseln ab und ließ die türkischen Donauprovinzen, welche zu Rußland geschlagen werden sollten, durch seine Truppen besetzt halten, während Napoleon den Führer seines Heeres in Dalmatien, Marmont, beauftragte, einen Marsch nach Albanien und Makedonien vorzubereiten. Die Unterhandlungen über die Teilung des Türkischen Reiches wurden in Petersburg fortgesetzt, wohin Napoleon den Hauptmann seiner Sbirren, Savary, geschickt hatte. Der jetzt gedruckte Bericht, welchen dieser über den Gang der Unterhandlungen an Napoleon erstattete, mußte jedermann in Erstaunen setzen; denn er zeigt uns, daß der fromme Alexander und sein Minister des Auswärtigen, Rumjanzow, in der Verachtung der Moral, des Rechtes und der öffentlichen Meinung mit einem Manne wetteiferten, dessen Hände mit dem Blute des Herzogs von Enghien befleckt waren. Sogar einer der Bewunderer Napoleons, Thibaudeau, kann nicht umhin, sich über Savarys Unterredungen mit Alexander und Rumjanzow folgendermaßen auszusprechen: „Jede diplomatische Form beiseite setzend, unterhandelten dieselben rückhaltlos miteinander wie Räuberhauptleute über die Verteilung der Beute."

Während Rußland mit Frankreich über das Türkische Reich miteinander das Los warfen, drohte dieses in sich selbst zusammenzubrechen. Konstantinopel war der Willkür der Janitscharen preisgegeben, und diese erlaubten sich jeglichen Unfug. Im Juli 1808 faßte daher der Pascha Mustafa Bairaktar, einer der eifrigsten Anhänger von Selims III. Reformen, welcher mit 20- bis 30 000 Mann an der Donau stand, den Entschluß, nach Konstantinopel aufzubrechen und nicht nur der dort herrschenden Anarchie ein Ende zu machen, sondern auch den eingekerkerten Selim wieder auf den Thron zu erheben.

Er bewog den Großwesir, der an der Spitze eines anderen Heeres bei Adrianopel stand, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, verschwieg ihm aber dabei sein Vorhaben, den Sultan selbst zu stürzen. Als beide in Konstantinopel eingerückt waren, schloß sich der Großwesir an die Partei der Ulemas und an den Janitscharen-Aga an; Bairaktar aber verstärkte sein Heer durch einige Tausend Matrosen und traf, während er den Sultan und den Großwesir zu täuschen wußte, seine Maßregeln für den von ihm beabsichtigten Hauptschlag. Als alles gehörig vorbereitet war, trat er mit seiner eigentlichen Absicht hervor. Er zwang den Sultan, ihn zum Generalissimus zu ernennen, erklärte dann den Großwesir für abgesetzt und stellte sich am 28. Juli mit seiner Heeresmacht vor dem Serail auf, indem er dem Sultan befehlen ließ, die Herrschermacht an Selim III. zurückzugeben. Als Mustafas Antwort zu lange ausblieb, drang er stürmend gegen das Serail vor. In diesem Augenblicke wurde ihm aber der Kopf des auf Mustafas Befehl ermordeten Selim über die Mauer herab entgegengeworfen. Er erstürmte hierauf das Serail, setzte Mustafa einstweilen gefangen, rief dessen jüngeren Bruder als Sultan aus und ließ alle diejenigen, welche unter Mustafa an der Regierung Anteil gehabt hatten, ums Leben bringen.

Der neue Sultan, Mahmud II., war zunächst eine bloße Kreatur Bairaktars, welcher zugleich zum Großwesir ernannt wurde. Dieser ließ Selims Heereseinrichtungen wiederherstellen und vereinigte bei Konstantinopel eine sehr bedeutende Kriegsmacht, ohne daß jemand erfuhr, zu welchem Zwecke dieselbe bestimmt sei. Er konnte sich jedoch nicht lange behaupten, weil die Neuerungen im Heerwesen sowohl den Janitscharen, als dem ganzen altgläubigen Pöbel der Hauptstadt ein Greuel waren. Schon am 14. November erhob sich die erbitterte Menge zu einem allgemeinen Aufstande, und Bairaktar entging dem Tode nur dadurch, daß er in ein Haus, das zur Aufbewahrung von Pulvervorräten diente, floh: als er in diesem angegriffen wurde und trotz der hartnäckigen Gegenwehr sich nicht länger zu verteidigen vermochte, ließ er den abgesetzten Sultan Mustafa umbringen und sprengte sich dann zugleich mit seinen Verfolgern in die Luft. Die Janitscharen und der Pöbel hausten nachher noch mehrere Tage lang mit Raub und Mord in der Stadt. Sie würden auch den Sultan Mahmud getötet haben, wenn dieser nicht der einzige übriggebliebene Prinz vom Hause Osmans gewesen wäre: Mahmud durfte jedoch nur solche Leute, welche die Gunst der Ulemas und der Janitscharen besaßen, zu Ministern annehmen und mußte in einer Proklamation die Jesuiten des Islams und die mordenden Janitscharen für die alleinigen Stützen des Reiches erklären.

7. Frankreich und die Napoleonischen Vasallenstaaten nach dem Tilsiter Frieden.

Durch den Frieden von Tilsit hatte Napoleon den Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes erreicht. Von dieser Zeit an zeigte sich aber auch immer deutlicher, daß ihn der Schwindel der Größe ergriffen habe, daß er also auf dem Weg sei, sich selbst zu stürzen. Männer wie Canning, Stein, Schladen und Gentz hatten schon vorher erkannt, daß Napoleon nicht stillstehen könne, sondern erobernd, schaffend und zerstörend nicht ruhen werde, bis er in den Abgrund gestürzt sei, den er sich selbst gegraben habe. Napoleon hätte von seinen Feinden Rat annehmen können; er ward aber seit der Gründung des Kaisertums durch eine falsche Vorstellung von Karl dem Großen, den er stets vor Augen hatte, irre geleitet, und die von äußerem Glanze geblendete Welt, besonders das französische Volk und des Kaisers eigene Familie, bestärkten ihn in dieser Selbsttäuschung und Selbstvergötterung. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß Napoleon sich von einem Kriege zum anderen, von einer übereilten Neuschöpfung zur anderen forttreiben ließ, daß er in allen von ihm beherrschten Ländern die Freiheit und das Recht immer mehr seinen autokratischen Zwecken zum Opfer brachte.

Alles, was Napoleon nach seiner Rückkehr von Tilsit in Frankreich that, lief darauf hinaus, die von ihm wiederhergestellte absolute Monarchie fester zu gründen. Er fuhr nicht allein fort, die alten Formen wiederherzustellen, sondern er fügte auch zu den Übeln der zurückgeführten alten Zeit neue hinzu und warf alles dasjenige über den Haufen, was seinen persönlichen Herrscherzwecken irgend hinderlich war oder es später werden konnte. Die erste in diesem Sinne vorgenommene Veränderung betraf das Bürgerliche Gesetzbuch (Code civil), welches zur Zeit des Konsulats ausgearbeitet und im März 1804 eingeführt worden war. Mit diesem aus der Revolution hervorgegangenen Gesetzbuche, welches fortan Code Napoléon hieß und in der That vielleicht das verdienstlichste aller Napoleonischen Werke war, wurde auf seinen Befehl ebenso verfahren, wie einst Tribonianus dem Kaiser Justinian zu Gefallen mit dem alten römischen Rechte verfahren war. Die Ausdrücke Republik, Nation und Bürger mußten den Wörtern Kaisertum, Staat und Unterthanen Platz machen: und es war nur eine Ironie, wenn die Münzen noch immer auf der einen Seite das Wort Republique Française, auf der anderen des Kaisers Bild und Überschrift zeigten. Die Auslegung jedes Gesetzes, über welches der Kassationshof in Zweifel war, wurde nicht der gesetzgebenden Behörde überlassen, sondern nach alter Weise an den Staatsrat gewiesen. Die

vorher verbotene Substitution (Ernennung eines Nacherben) wurde allen denen, welche kaiserliche Lehen hatten, eingeräumt. Der Artikel über die Majorate wurde so eingerichtet, daß er auf die Stiftung eines neuen Erbadels vorbereitete. Ganz denselben Zweck hatten die Änderungen, welche Napoleon mit den Richtern und mit den gesetzgebenden Behörden vornahm. Die Richter wurden seit 1807 vom Staatsoberhaupte willkürlich ernannt, statt daß sie vorher aus den ihm vorgelegten Nationallisten hatten gewählt werden müssen. Auch ihre Unabsetzbarkeit wurde vermittelst der sophistischen Art, mit der man jetzt immer mehr bei der Regierung und Verwaltung verfuhr, dem Scheine nach erhalten, in Wirklichkeit aber beseitigt. Seit 1807 konnte nämlich nicht nur jeder Richter während der ersten fünf Jahre seiner Amtsführung ohne weiteres entlassen werden, sondern es wurden auch für die älteren Richter so viele Gebrechen, welche ihre Entlassung möglich machten, im Gesetze angegeben, daß man sich jedes mißliebigen unter ihnen ohne viel Schwierigkeit entledigen konnte. Von den beiden gesetzgebenden Behörden wurde das Tribunat am 19. August 1807 ganz aufgehoben; den gesetzgebenden Körper aber, für dessen Mitglieder fernerhin das geringste Lebensalter nicht mehr das 30., sondern das 40. Lebensjahr war, schränkte man so sehr ein, daß seine Verhandlungen eine leere Komödie wurden. Nichtsdestoweniger war der damalige Präsident dieser Behörde, Fontanes, niederträchtig genug, öffentlich auszusprechen, der gesetzgebende Körper habe durch die Abschaffung des Tribunats die Majestät der Nationalversammlung wiedererlangt. Um an einem noch auffallenderen Beispiele zu zeigen, wie sehr die Sophisten der Revolution durch unerhörte Schmeicheleien den großen Mann verderben halfen, wollen wir noch hinzufügen, daß auch der Präsident des Senats, Lacépède, sich bei Napoleons Rückkehr von Tilsit nicht geschämt hatte, ihn mit Aussprüchen von folgender Art zu begrüßen: man könne den Kaiser nicht mehr gebührend preisen; sein Ruhm sei zu erhaben; nur wenn es möglich wäre, in der weiten Entfernung der Zukunft einen Standpunkt einzunehmen, würde man die unermeßliche Höhe, zu der Napoleon sich erhoben habe, auffinden können; auch während seiner Abwesenheit aus Frankreich habe er allein die Verwaltung des Staates geleitet, und zwar nicht nur im ganzen und allgemeinen, sondern auch in betreff ihrer einzelnsten Teile.

Wie Napoleon die Einrichtungen zertrümmerte, durch welche seit 1789 der Nation ein Anteil an der gesetzgebenden Gewalt gesichert worden war, so verhalf er auch dem in der Revolution untergegangenen Ritter- und Herrenstande, den er seit 1802 wiederherzustellen begonnen hatte, wieder zu seiner alten Stellung und Bedeutung. Im März 1808 erschuf er nämlich, neuen Wein in alte Schläuche fassend, einen

mit Lehnsgütern, feudalen Titeln und Wappen ausgestatteten Erbadel und erneuerte in Frankreich den Unterschied zwischen adligem und bürgerlichem Stand und Recht. Die höchste Rangstufe wurde den Großwürdenträgern zugeteilt. Diese erhielten den Titel Fürsten und mußten durchlauchtigste Hoheit (Altesse sérénissime) angeredet werden; ihre ältesten Söhne hießen, wenn der Vater für sie ein Majorat von 200 000 Frank jährlicher Einkünfte stiftete, Herzöge, ihre jüngeren Söhne bei entsprechenden Majoraten Grafen, Barone und Ritter. Die zweite Adelsklasse bestand aus den Ministern, Senatoren, Staatsräten, Präsidenten des gesetzgebenden Körpers und Erzbischöfen. Diese waren vermöge ihrer Stellen Grafen, und ihr Titel ging nach dem Rechte der Erstgeburt auf ihre Söhne über, wenn sie für dieselben ein Majorat von 30 000 Frank Einkünften stifteten. Den Präsidenten der Wahlkollegien und der höheren Gerichtshöfe, den Generalprokuratoren der letzteren, den Bischöfen und den Maires von 37 Städten wurde der Titel Baron verliehen, welcher auf ihre Erstgeborenen forterbte, falls für sie ein Majorat von 15 000 Frank geschaffen wurde. Auf die Barone folgten die Mitglieder der Ehrenlegion, welche den Titel Ritter erhielten und denselben vermittelst der Stiftung eines Majorats von 3000 Frank vererben konnten. Die alten Titel Vikomte und Marquis wandte Napoleon nicht an, weil sie abgenutzt waren, und weil besonders an dem letzteren eine Art Lächerlichkeit klebte. Wohl aber wurden die Titel aller derer, welche vor 1789 zum französischen Adel gehört hatten, förmlich anerkannt.

Für einen Lehnsbesitz des Napoleonischen Adels war schon früher dadurch gesorgt worden, daß man den Mitgliedern desselben in den besiegten Ländern Domänen und Herrschaften geschenkt hatte. Eine besondere Verordnung gestattete ihnen, solche Besitzungen zu verkaufen und sich dafür ähnliche Lehnsgüter in Frankreich einzurichten. Die Zahl der neugeschaffenen Edelleute wurde bald Legion. Schon ehe das Adelsdekret von 1808 erschienen war, bestimmt „den Kaiserthron mit der gebührenden Würde zu umgeben und künftigen Geschlechtern das Bild der Belohnungen des Verdienstes unter einer gerechten Regierung gegenwärtig zu halten", hatte Napoleon zwei ehemalige Feldwebel, von denen der eine mit einer Wäscherin, der andere mit einem Weibe, das nachher im Hospital gestorben ist, vermählt war, auf die höchste Stufe des neuen französischen Adels erhoben: Lefebvre war nämlich wegen der Eroberung der Festung Danzig zum Herzoge von Danzig, Junot wegen der Eroberung von Portugal zum Herzog von Abrantes ernannt worden. Auch die Litteratur und die Presse ordnete Napoleon den Bedürfnissen seiner despotischen Regierung unter. Seit seiner Rückkehr von Tilsit suchte er nicht nur die geistige Bewegung

in Frankreich immer mehr durch polizeiliche Maßregeln zu ersticken, sondern er gab sich auch jenem unseligen Gedanken hin, daß eine bloße Gewohnheits- und Ceremonieenreligion politisch vorteilhaft, daß Hierarchie und Aberglaube unentbehrliche Stützen einer absoluten Regierung seien. Die Volksschulen wurden den Mönchen überlassen, die Trappisten nicht allein geduldet, sondern gehegt, das Missionswesen oder mit anderen Worten das Eifern unwissender Geistlichen gegen jede vernünftige Religionsübung begünstigt. Napoleon geriet durch alles dies in einen ähnlichen Widerspruch mit sich selbst, wie beim Ordens- und Adelswesen, und entfernte zu seinem eigenen Nachteile die Freunde der Revolution von sich, ohne doch ihre Gegner zu gewinnen. Freilich verfuhr er auch gegen die Pfaffen militärisch, sobald sie ihm in den Weg traten. Auch das höhere Unterrichtswesen wurde von Napoleon ganz seinen autokratischen Zwecken angepaßt. Er errichtete im März 1808 die sogenannte Kaiserliche Universität oder mit anderen Worten eine Art von chinesischer Gelehrtenkommission, welche das ganze Unterrichtswesen in die Gewalt der Regierungspolizei brachte. An die Spitze derselben wurde der Meister rhetorischer Schmeichelkunst, der glattzüngige Fontanes, gestellt und aller Unterricht, selbst der im Lesen, Schreiben und Rechnen, von der Erlaubnis dieser „Universität" abhängig gemacht.

Die Franzosen ließen sich das alles gefallen, weil Napoleon sie durch Ruhm und Glanz für den Verlust der Freiheit entschädigte, weil sein diktatorisches Walten in Europa ihrer Nationaleitelkeit schmeichelte, weil er Franzosen an die Verwaltung und Regierung anderer Länder brachte und mit dem Raube derselben bereicherte.

Diese Länder hatten in doppeltem Maße den furchtbaren Druck eines Gebieters zu erdulden, welcher seine Ansicht von Staatsverfassung und Völkerrecht mit militärischer Gewalt geltend machte. Sie waren und blieben noch dazu der Willkür aller der Franzosen preisgegeben, die ihnen Napoleon als Generale, als Diplomaten und als Oberbeamte zusandte. Dagegen erlangten sie andererseits durch Napoleon freilich auch einen Anteil an den unschätzbaren Vorteilen der Revolution, der ihnen nimmer zu teil geworden sein würde, wenn nicht Napoleon, ohne sich dabei an irgend eine Rücksicht zu kehren, den Boden für den neuen Bau geebnet hätte. Am verderblichsten wurden ihnen zwei politische Fehler, welche der Gewaltherrscher beging. Der eine dieser Fehler war die fortwährende Umgestaltung der von ihm kaum erst geschaffenen Verhältnisse, das ewige Vergrößern oder Verkleinern der neugebildeten Staaten; der andere bestand darin, daß es dem französischen Kaiser bei allen seinen Einrichtungen fremder Staaten nur um den Nutzen, welchen er und Frankreich von denselben erlangen

konnten, und, wenn überhaupt, erst in zweiter Linie um das Wohl dieser Staaten selbst galt. Das letztere zeigte sich sogleich bei dem Herzogtum Warschau, dessen Gründung scheinbar der Anfang einer Wiederherstellung Polens war, das aber nichts anderes als ein französischer Vorposten gegen Rußland und Österreich sein sollte. Darum blieb auch ein großer Teil der im Kriege gebrauchten französischen, polnischen und sächsischen Truppen in dem neuen Herzogtume stehen, und dieses mußte außerdem noch die Verpflichtung übernehmen, neben der einzuführenden Nationalgarde ein Heer von 30 000 Mann aufzustellen. Dieses Land wurde sogar noch durch eine dritte Last, welche Napoleon ihm aufbürdete, genötigt, fremden Zwecken zu dienen. Er beschenkte nämlich eine Anzahl Franzosen mit den einträglichsten Gütern desselben. Da diese Güter von allen Abgaben befreit blieben, so wurde dadurch zugleich eine härtere Besteuerung der übrigen Grundstücke herbeigeführt. Ebenso, wie mit dem Herzogtum Warschau, verhielt es sich mit der Republik Danzig. Sie hatte ein ganzes französisches Heer zur Besatzung, und Rapp, der Befehlshaber desselben, verfuhr wie ein unumschränkter Gebieter. Er trieb z. B. nicht nur alle rückständigen Kontributionen ein, sondern erhob auch noch dazu ein gezwungenes Anlehen von drittehalb Millionen Frank.

Das Königreich Westfalen enthielt bis zum Jahre 1810, wo auch noch der Rest von Hannover mit ihm vereinigt wurde, zwei Millionen Einwohner. Diese wurden durch die französische Herrschaft endlich von den Übeln der Feudalität, der Bureaukratie und der Hierarchie befreit; sie waren aber zu sehr an Beamtenwillkür und an die Abhängigkeit von gewissen Familien gewöhnt, um sich des Fortschrittes zum Besseren erfreuen zu können, zumal da mit diesem Fortschritte noch längere Zeit hindurch vielfache Leiden verbunden waren. Cambacérès und andere Pariser Konstitutionsfabrikanten arbeiteten für das neue Königreich eine Verfassung aus, und eine Anzahl von Deputierten wurde nach Paris beordert, um dort, wie man lügnerisch bekannt machte, als freiwillig gesandte Vertreter des Volkes diese Verfassung in dessen Namen anzunehmen. Französische Beamte behandelten als Mitglieder der zur Einführung der Konstitution eingesetzten Regentschaft, als Intendanten und als Statthalter das Land so, wie türkische Paschaliks behandelt zu werden pflegen. Franzosen waren es auch größtenteils, welche nachher des neuen Königs Oberbeamte bildeten. Auch der Thukydides der Schweizer Aristokraten, Johannes von Müller, wurde auf Marets Empfehlung als Staatssekretär in das neue Königreich geschickt; er hatte aber weder Sinn noch Geschick für das Geschäftsleben und nahm daher bald wieder seine Entlassung. Außer den vielen Franzosen, welche als Beamte im Königreich Westfalen ver-

sorgt wurden, mußte dieses auch noch ein halb aus Franzosen bestehendes Heer von 25 000 Mann besolden und kleiden. Von den Domänen behielt Napoleon die Hälfte für sich, um mit denselben die neuen Großen seines Reiches auszustatten. Infolgedessen gingen jährlich drittehalb Millionen Frank außer Landes. Außerdem wurden aber auch noch systematische Erpressungen, wie man sie gegen Preußen geübt hatte, über das neue Königreich verhängt. Sogar der Peiniger des letzteren Landes, Daru, wurde nach Westfalen geschickt, wo er dann die rückständigen Kriegssteuern bis auf den letzten Pfennig eintrieb. Zum Beherrscher des neuen Königreichs hatte Napoleon seinen jüngsten Bruder, Hieronymus, ernannt, welcher noch vor seinem Regierungsantritte mit einer Enkelin des beraubten Herzogs von Braunschweig, der Prinzessin Katharina von Württemberg, vermählt wurde. Dieser König Jerome, damals erst 23 Jahre alt, war ausschweifend, vergnügungssüchtig, verschwenderisch und kindisch; aber er besaß doch dabei Großmut, Milde und einen gewissen Gerechtigkeitssinn, bemühte sich, das Regieren zu erlernen, suchte alles, was öffentlichen Anstoß gab, zu vermeiden und gestattete keiner seiner vielen Mätressen Einfluß auf die Regierung. Selbst seine guten Eigenschaften konnten indessen dem Lande nicht nützlich werden, weil er das Interesse seiner Unterthanen der Rücksicht auf die Zwecke Napoleons und auf den Vorteil Frankreichs nachsetzen mußte. Nicht einmal die Sprache des Landes verstand der König. Dasselbe war bei seinen französischen Ministern der Fall: es mußten daher auch alle Berichte und Vorträge an ihn sowie die gegenseitigen Mitteilungen der höchsten Beamten in französischer Sprache abgefaßt werden, und die Verordnungen wurden französisch mit beigesetzter deutscher Übersetzung bekannt gemacht.

Bayern, Baden, Württemberg und die anderen französischen Vasallenstaaten in Deutschland hatten von der Fremdherrschaft dieselben Vorteile und Nachteile, wie das Königreich Westfalen. Auch sie wurden von den verbrieften Rechten und Lasten des Mittelalters, von vielen alten Pergamenten befreit; sie mußten aber dafür ihre Kräfte dem französischen Kaiser zu Gebote stellen, und die Fortdauer des besseren Zustandes, den die eingeführten neuen Prinzipien ihnen gebracht hatten, war an den persönlichen Charakter ihrer Regenten geknüpft. Außerdem waren sie jeden Augenblick der Laune eines Herrschers preisgegeben, welcher durch einen ewigen Wechsel seiner Pläne und Einrichtungen die Völker zur Verzweiflung brachte. Napoleon ließ sich durch keine Rücksicht, kein gegebenes Versprechen abhalten, zu thun, was ihm vorteilhaft und nötig schien. Er hatte im Jahre 1807 wiederholt die Versicherung ausgesprochen, daß er keinen Fuß breit Landes auf dem rechten Rheinufer an sich reißen wolle; nichtsdesto-

weniger vereinigte er im Januar 1808 Wesel, Kastel bei Mainz und Kehl mit Frankreich. Die Hansestädte behielten damals noch ihre Selbständigkeit, aber nur, weil König Louis von Holland Napoleons Anerbieten, sie gegen Brabant und Seeland einzutauschen, abgelehnt hatte. Dagegen blieben sie von französischen Truppen besetzt und wurden von diesen und ihren Führern ausgesogen.

Was von Deutschland gesagt worden ist, gilt auch von Italien, wiewohl die Bewohner dieses Landes mehr Ursache hatten, mit Napoleons Herrschaft zufrieden zu sein, als die Deutschen. Die erste Veränderung, welche nach dem Tilsiter Frieden in Italien vorgenommen wurde, war die Entfernung des dort allein noch in seinem Besitze unberührt gelassenen Zweiges der Bourbonen, welcher zuerst im Herzogtum Parma geherrscht hatte, durch Napoleon selbst nach Toscana oder Etrurien versetzt worden war und später von 1847 bis 1859 wieder in Parma herrschte. Der Grund dieser Änderung war nicht, wie die Franzosen in ihren romantischen Geschichtsbüchern uns vorspiegeln, die Herstellung einer besseren und rein nationalen Regierung: sie ging vielmehr teils aus den Absichten hervor, welche Napoleon damals schon in betreff des Papstes hatte, teils sollten durch sie die Einkünfte und der Glanz zweier Schwestern des Kaisers vermehrt werden. Napoleon war nämlich entschlossen, der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende zu machen: er konnte also auch in Etrurien nicht länger eine Regentin dulden, welche aus Bigotterie und Geistesarmut dem Papste mit abergläubischer Verehrung ergeben war. Seine in Italien bereits versorgten Schwestern aber, Pauline Borghese und Elise Bacciocchi, wollten und sollten größeren fürstlichen Glanz erhalten. An der Vertreibung der Beherrscherin von Etrurien und ihres minderjährigen Sohnes mußte sogar deren Vater, der elende Karl IV. von Spanien, teilnehmen. Am 22. November 1807 wurde der vormundschaftlichen Regentin von Etrurien, Marie Luise, ganz unerwartet durch den spanischen und französischen Gesandten erklärt, Karl IV. habe das Land seines Enkels an Frankreich abgetreten, und dieser solle dafür, was jedoch nie geschah, in Portugal entschädigt werden. Hierauf ward Etrurien sogleich als französische Provinz eingerichtet und der bisherige Generalgouverneur der französischen Besitzungen jenseit der Alpen, Menou, zum Statthalter von Toscana gemacht, um dem Gemahl von Napoleons Schwester Pauline, dem Prinzen Borghese, Platz zu machen, welcher dann in Turin eine glänzende Hofhaltung einrichtete. Auch die andere in Italien bereits versorgte Schwester Napoleons, Elise Bacciocchi, ruhte nicht, bis sie zu königlichem Ansehen und Glanze kam. Im März 1809 erhielt sie als Großherzogin von

Toscana das Generalgouvernement über die französischen Departements, welche aus Toscana gebildet worden waren.

Auch im Königreich Italien wurden die kaum erst getroffenen Einrichtungen wieder umgeändert. Die Veranlassung dazu ward, wie kurz vorher in betreff Westfalens geschehen war, dem angeblichen Wunsche der Einwohner entnommen. Eine Deputation mußte dem Kaiser zu seinen neuen Siegen Glück wünschen und ihn zugleich bitten, Italien mit seinem Besuche zu beehren. Im November 1807 reiste er demnach nach Mailand. Von dort begab er sich zunächst nach Venedig, um eine Zusammenkunft mit seinen Brüdern Joseph und Lucian zu halten, die er zu Königen machen wollte. Lucian setzte den Absichten, welche Napoleon mit ihm hatte, entschiedenen Widerstand entgegen. Er hatte sich gegen den Willen seines Bruders mit der Witwe Jouberthon vermählt oder, wie Napoleon sich ausdrückte, eine Karnevalsheirat geschlossen. Napoleon verlangte jetzt unbedingt, daß er diese Ehe auflöse, obgleich Lucians Gattin seit ihrer Verheiratung weit weniger Anstoß durch ihren Wandel gab, als die schöne Pauline oder als Elise, die man die italienische Semiramis nannte. Lucian war jedoch nicht zu bewegen, der Größe seines Bruders sein häusliches Glück zu opfern. Dies nahm ihm Napoleon sehr übel, und beide Brüder zerfielen für immer miteinander.

Nach der Hauptstadt des Königreichs Italien zurückgekehrt, erließ Napoleon am 17. Dezember 1807 das berüchtigte Dekret von Mailand, durch welches zu den im Berliner Dekret enthaltenen Beschränkungen des Seehandels neue hinzugefügt wurden, um seine Kontinentalsperre mit noch größerem Nachdrucke in Ausführung zu bringen. Hervorgerufen wurde das Mailänder Dekret durch die Verordnung des englischen Ministeriums, daß alle Häfen, von welchen die britische Flagge ausgeschlossen sei, für blockiert gelten und alle dahin bestimmten Schiffe nicht nur visitiert, sondern auch zur Fahrt nach einem britischen Hafen und zur Zahlung einer Abgabe gezwungen werden sollten. Das Dekret von Mailand erklärte jedes Schiff, das sich diesem Gebote unterwerfe, für denationalisiert und verordnete, daß solche Schiffe als englisches Eigentum und als gute Prise angesehen werden sollten.

In Bezug auf das Königreich Italien erließ der Kaiser eine Anzahl neuer Verordnungen, durch welche im Geiste der modernen Politik das Zurückschreiten in Hinsicht auf ideale Güter und auf bürgerliche Freiheit hinter wirklicher oder scheinbarer Pflege der materiellen Interessen versteckt wurde. Außerdem verordnete er auch im Königreich Italien willkürliche Änderungen, wie die Umstände oder die Launen des Augenblicks sie hervorriefen. Er hatte z. B. 1805 feierlich versprochen, daß die Krone Italiens von der französischen künftig wieder

getrennt werden solle. Dessenungeachtet wurde schon zu Ende des Jahres 1807 gerade das Gegenteil verordnet. Er ernannte nämlich seinen Adoptivsohn Eugen Beauharnais zum Erben der italienischen Krone, vorausgesetzt, daß er selbst nicht noch einen Sohn erhalte. Damit war also ausgesprochen, daß Italien niemals von Frankreich getrennt werden solle. Melzi, dessen sich Napoleon früher zu seinen Zwecken bedient hatte, wurde jetzt gleich anderen Kreaturen in den Hintergrund geschoben, zur Entschädigung dafür erhielt er den Titel eines Herzogs von Lodi.

Mit Papst Pius VII. dagegen, der sich ebenfalls den Geboten Frankreichs unbedingt unterwerfen sollte, hatte Napoleon einen sehr schweren Stand. Dieser selbst war es gewesen, der in Frankreich den Papismus ins Leben zurückgerufen und die weltliche Herrschaft des Papstes wiederhergestellt hatte: jetzt wollte er dagegen den Papst nicht nur in weltlichen Dingen als seinen Vasallen behandeln, sondern auch in geistlichen Angelegenheiten zum Gehorsam gegen seine Gebote zwingen. Der Papst gebrauchte aber dieselbe Gewalt der Meinung, um derentwillen Napoleon ihn früher zu gewinnen gesucht hatte. Dies verwickelte den Kaiser in einen heftigen Streit mit dem Papste und bereitete ihm große Verlegenheiten. Napoleon konnte nämlich, wenn er nicht alle Vorteile der abgeschlossenen Konkordate verlieren wollte, des Papstes auch dann nicht entbehren, als er mit ihm in einen offenen Zwist geraten war: Pius setzte aber allen seinen Forderungen den hartnäckigsten Widerstand entgegen, und als ihn dieser zuletzt seiner weltlichen Macht gewaltsam beraubte, wurde der Papst durch die Verfolgung nur stärker und mächtiger.

Napoleon hatte vor dem Ausbruche des Krieges von 1805 den Papst aufgefordert, seine Neutralität aufzugeben, und als Pius sich nicht dazu verstehen wollte, Ancona besetzen lassen. Dies war der Anfang eines Zwistes, welcher nachher immer heftiger wurde. Schon im Januar 1806 nahm Napoleon dem Papste gegenüber sogar die Rechte Karls des Großen in Anspruch. Er sprach in einem Schreiben, welches er damals nach Rom schickte, geradezu aus, der Papst sei zwar Herr von Rom, er selbst aber römischer Kaiser. Der Streit drehte sich sehr bald nicht mehr nur um die politische Stellung des Papstes, sondern auch um einzelne Punkte des Konkordats und um die Bestimmungen des Napoleonischen Gesetzbuches über die Ehe, also um Dinge, welche nach den Anschauungen der Römischen Kurie geistlich gerichtet sein wollten. Dazu kam nachher noch, daß Pius bei Gelegenheit der Erhebung Joseph Bonapartes zum Beherrscher von Neapel die schon im elften Jahrhundert und nachher immer wieder geltend gemachte päpstliche Lehnshoheit über das Neapolitanische Reich in An-



XV. 443. Pius VII.

spruch nahm und zugleich mit Elise Bacciocchi in Streit geriet, weil diese das französische Konkordat in ihrem Fürstentum Lucca einführte. Napoleon hatte, um den Papst zu ängstigen, den barschen und heftigen Alquier zu seinem Gesandten in Rom ernannt. Als aber Pius sich nicht einschüchtern ließ, schritt Napoleon zu offener Feindseligkeit. Er ließ ohne weiteres einige Teile des Kirchenstaates militärisch besetzen, nachdem er vorher schon zwei päpstliche Fürstentümer, Benevent und Pontecorvo, an Franzosen verschenkt hatte. Endlich sah er jedoch ein, welch großen Fehler er begangen habe, als er die bischöflichen Rechte den päpstlichen geopfert hatte, da infolgedessen Pius seinen Widerstand auf Napoleons eigene Zugeständnisse von 1802 gründen konnte. Der Kaiser suchte daher, als der Ausbruch des Krieges mit Preußen bevorstand, einzulenken. Er ließ dem Papste Anträge zu einer Verständigung machen, dieser ging jedoch auf dieselben nicht ein. Dadurch kam es dann von der zweiten Hälfte des Jahres 1807 an zum völligen Bruch.

Schon im November 1807 wurden mehrere Legationen, d. h. Provinzen des Kirchenstaates, von französischen Truppen besetzt. Im Januar 1808 rückten diese unter dem General Miollis bis in die Nähe von Rom vor, und am 2. Februar drangen sie in die Stadt selbst ein, besetzten sogar die Engelsburg und behandelten den Papst als Gefangenen. Pius protestierte gegen die ihm angethane Gewalt und wies alles zurück, was Miollis in Napoleons Namen als Grundlage einer zu schließenden Übereinkunft forderte. Vergebens suchte ihn Napoleon dadurch zu beugen, daß er im März 14 Kardinäle aus Rom fortführen ließ und dann vier der Legationen mit dem Königreich Italien vereinigte. Der Papst blieb unerschütterlich fest und setzte den weltlichen Waffen Napoleons geistliche entgegen, indem er ihm mit dem Bannfluche drohte. Dabei war er um so mehr ganz in seinem Rechte, als ja Napoleon selbst ihn im Konkordat als gebietendes Oberhaupt der Kirche anerkannt hatte, und wir können nicht gleich den Franzosen seine Drohung lächerlich finden, weil ja von keinem Banne des Mittelalters, d. h. nicht von einer bürgerlichen, sondern von einer rein kirchlichen Maßregel, der Ausstoßung aus der Kirche, die Rede war, wozu den Gläubigen oder Gläubig-scheinen-wollenden gegenüber der Papst das Recht und unter Umständen die Pflicht hat. Ohne Rücksicht auf diese päpstliche Drohung ließ Napoleon immer härtere Maßregeln gegen Pius und die Kardinäle ergreifen; dieser aber brachte ihn dadurch in Verlegenheit, daß er deutsche und französische Bistümer unbesetzt ließ und neu ernannten Bischöfen die Bestätigung versagte. So dauerten die gegenseitigen Feindseligkeiten fort, bis Napoleon im Mai 1809 zum zweitenmal die Hauptstadt desjenigen Kaisers eroberte, dem er die

Krone Karls des Großen entrissen hatte. Die Franzosen waren kaum in Wien eingerückt, als Napoleon die Rechte Karls des Großen in ihrem ganzen Umfange gegen den Papst geltend zu machen suchte: am 17. Mai erließ er von Schönbrunn aus ein förmliches Absetzungsdekret gegen diesen. Die demselben beigefügten Rechtsgründe stützten sich besonders auf den Satz, daß einst Karl der Große den Päpsten Land und Leute als Lehen seiner Krone geschenkt habe, obgleich das von diesem Kaiser hergeleitete Recht mit allem dem, was Napoleon früher zugestanden hatte, im Widerspruch stand. Einen anderen Entscheidungsgrund glaubte Napoleon aus dem Treiben der sogenannten Karbonari in Italien hernehmen zu dürfen. Wir müssen daher die Entstehung dieser vielgenannten Partei erzählen.

Der erste Anfang des mit dem Namen Karbonarismus bezeichneten Treibens, dem noch eine weitere Zukunft vorbehalten war, fällt noch in das Ende des vorigen Jahrhunderts. Damals hatten sich, unterstützt von den Engländern und der Königin Marie Karoline von Neapel, in Kalabrien und Apulien geheime Gesellschaften gebildet, welche gegen die Franzosen gerichtet waren. Sie bestanden aus fanatischen Anhängern der alten Regierung, aus den Köhlern der Gebirge und aus anderen Leuten des rohesten Haufens, welche am Pfaffentum und Absolutismus hingen. Nach der letzteren Klasse ihrer Mitglieder nannte man die Verbundenen Karbonari oder Köhler. Diese waren anfangs im Grunde nur eine Art von Räuberbande: in den Jahren 1808 und 1809 änderte sich jedoch der Charakter des Karbonarismus, als nach der Einsetzung Joseph Bonapartes in Neapel Leute aller Stände in die Verbindung eintraten, nach Art der Freimaurer gewisse Erkennungszeichen annahmen und den Karbonarismus zu einer republikanischen Sache umzugestalten suchten. Der Haß des Volkes gegen die französische Herrschaft war dem Streben der Karbonari sehr förderlich, und ihre Verbindung breitete sich mit reißender Schnelligkeit nicht nur im Neapolitanischen, sondern auch im Kirchenstaate aus. Dieser Umstand wurde dann in Verbindung mit den ewigen Aufreizungen des Volkes durch die Priester von Napoleon benutzt, um seine gewaltsamen Schritte gegen den Papst und den Kirchenstaat zu rechtfertigen. Er behauptete nämlich, der römische Staat müsse aufgelöst werden, weil Rom und die Romagna Zufluchtsstätten für Verschwörer und Räuber geworden seien.

Durch das Dekret vom 17. Mai 1809 wurde demnach der Kirchenstaat dem Französischen Reiche einverleibt und dem Papste eine jährliche Rente zum Unterhalte ausgeworfen. Pius beantwortete dasselbe durch die Bekanntmachung der längst vorbereiteten Bannbulle, welche die Exkommunikation nicht nur gegen Napoleon aussprach, sondern zu-

gleich auch gegen alle diejenigen, welche bei der Besetzung des Kirchenstaates thätig gewesen waren, und gegen alle Bischöfe, die sich in Rücksicht der Eidesleistung und der kirchlichen Feierlichkeiten nicht nach den päpstlichen Geboten verhalten würden. Von diesem Augenblicke an hielt Pius sich im Quirinal eingeschlossen, dessen Zugänge bis auf einen einzigen vermauert wurden, damit man nur durch offene Gewalt zu ihm gelangen könne. Jetzt führte General Miollis die Befehle aus, die ihm für den Fall, daß der Papst nicht freiwillig der weltlichen Herrschaft entsage, erteilt worden waren. In der Nacht vom 5. zum 6. Juli 1809 ließ er durch zusammengebrachtes Gesindel die Mauern des Quirinals erklettern und alle Thüren aufbrechen. Dann begab sich General Radet mit Gendarmen in das Zimmer des Papstes, bei dem sich der Kardinal Pacca befand, und forderte ihn noch einmal auf, Napoleons Geboten zu gehorchen. Als Pius sich hartnäckig weigerte, ward er gewaltsam fortgeführt, in einen bereit gehaltenen Wagen gesetzt und dann unter Gendarmeriebegleitung in aller Eile aus Rom weggebracht. Man schleppte ihn zuerst nach Florenz, brachte ihn von dort über das Meer nach Genua und führte ihn dann in größter Eile über Susa und den Mont Cenis nach Grenoble, wo er am 21. Juli ankam. Von dort wurde er bald nachher, auf Napoleons ausdrücklichen Befehl, nach Savona gebracht, um hier gefangen gehalten zu werden. Den Kardinal Pacca, welcher ebenfalls fortgeschleppt worden war, ließ Napoleon in Fenestrelles gefangen halten. Der Kirchenstaat selbst wurde durch ein kaiserliches Dekret vom 17. Februar 1810 mit Frankreich vereinigt und in die Departements von Rom und vom Trasimen eingeteilt.

Napoleons Behandlung des Papstes war nicht nur wegen der Art, wie dabei verfahren ward, sondern auch an und für sich selbst ein großer Fehler; denn Pius wurde durch dasselbe zum Märtyrer gemacht, und nicht nur jesuitische Papisten, sondern auch Protestanten und Ungläubige nahmen für den mißhandelten alten Mann Partei: alle Opfer des Napoleonischen Despotismus begannen eine stille Verbrüderung zu bilden, deren Wirksamkeit sich dem Gewaltherrscher bald fühlbar machen sollte.

8. Beginnende Wiederbelebung des nationalen Sinns in Deutschland; Napoleons Verhältnis zu Alexander I. im Jahre 1808.

Gerade zu der Zeit, als Napoleon den Gipfel seiner Macht erstiegen hatte und alles anbetend vor ihm niederkniete, entstand in den Völkern eine Reaktion gegen seinen immer härter werdenden Despotismus. Zu gleicher Zeit zeigten sich sogar im französischen Heere

Symptome der Unzufriedenheit, und Napoleon mußte, als er seinen Krieg in Spanien begonnen hatte, mehrere Male Generale entfernen, weil sie im Vertrauen auf die Mißstimmung, welche in einem Teile der Armee herrschte, mit dem Feinde unterhandelt hatten. Die Bewegungen im deutschen, italienischen und spanischen Volke rief Napoleon selbst durch sein Verfahren hervor, und sie mußten, verbunden mit seinem rastlosen Streben nach immer größerer Macht und Herrschaft, über kurz oder lang seinen Sturz herbeiführen. Die launenhafte Willkür, mit der er seine Vasallenstaaten immer aufs neue umgestaltete, die Inkonsequenz, vermöge deren er bald im liberalen Sinn, bald ganz despotisch verfuhr, der schnöde Egoismus, mit dem er das Los der Völker nicht in deren eigenem Interesse, sondern nur mit Rücksicht auf seine eigene Person und Frankreich bestimmte, alles dies reizte und erbitterte nicht nur die unterworfenen Nationen, sondern sogar Napoleons eigene Brüder und seinen Schwager, die er zu Königen gemacht hatte. Die Völker wurden damals durch den allem Nationalen feindseligen Geist, den sie über sich walten sahen, zu ihren alten Gewohnheiten und dadurch zugleich in die Arme der reaktionären Partei getrieben, welche jetzt die nationale wurde. Zur reaktionären Partei gehörten freilich auch wahrhaft patriotische Männer: die Früchte der im Volke erweckten nationalen Bewegung sollten aber auch diesmal wieder die schlauen Anhänger des Alten und Veralteten ernten, welche das Streben der Besseren benutzten, um ihre früheren Vorrechte wiederzugewinnen. Nichtsdestoweniger hatte Preußen und mit ihm das übrige Deutschland auch einen bleibenden Gewinn von dem vorübergehenden Drucke der französischen Herrschaft. Man kam nämlich in den höchsten Kreisen endlich zu der Erkenntnis, daß eine Befreiung nur dann möglich sei, wenn man einen guten Teil des Alten aufgebe und den Geist des Volkes ebenso in Thätigkeit setze, wie Napoleon seine Nation für sich zu entflammen gewußt hatte.

Preußen war durch den Krieg von 1806 auf die Hälfte seines Umfanges herabgebracht worden. Wollte man die andere Hälfte einst wiedergewinnen, oder auch nur das, was übriggeblieben war, gegen die alles zerstörende Gewalt Napoleons sicherstellen, so mußte man durchaus die innere Organisation der Monarchie völlig umgestalten und ebenso ein neues Preußen schaffen, wie durch die Revolution und durch ihren Erben ein neues Frankreich geschaffen worden war. Dies sah der sonst am Herkommen klebende, aber redliche König Friedrich Wilhelm III. ein. Er vertraute sich daher endlich Männern an, welche nicht nur Mut, Kraft und praktische Tüchtigkeit, sondern auch Ehrlichkeit und wahrhaft nationalen Sinn besaßen. Solche Männer waren der Freiherr vom Stein, die Generale Scharnhorst, Gneisenau, Schladen



XV. 447. **General Graf Neithardt von Gneisenau.**
(Reproduktion des Stiches von B. Smith: nach A. W. Devis, Paris 1815.)



General Gerhard von Scharnhorst.
(Reproduktion des Stiches von Bollinger: nach Bury.)

und andere. Diese, besonders die beiden ersteren, erwarben sich seit dem Jahre 1807 unsterbliche Verdienste um Preußen sowie dadurch mittelbar um ganz Deutschland. Friedrich Wilhelm hatte gleich nach der Unterzeichnung des Tilsiter Friedens seine alten Minister verabschiedet und die Geschäfte einer in Memel ernannten Immediatkommission übertragen. An die Spitze dieser Behörde stellte er im Oktober 1807 den Freiherrn vom Stein, einen zwar barschen, eigensinnigen, despotischen und steif orthodoxen, aber auch ehrlichen, geschäftskundigen, furchtlosen, uneigennützigen und national-gesinnten Mann. Für die Wiederherstellung und Reorganisation des Kriegswesens wurde eine andere Kommission eingesetzt, in welcher die Generale Scharnhorst, der nachher Kriegsminister ward, Gneisenau und Grolman, unterstützt von Stein, eine völlige Umbildung des Heeres zu stande zu bringen wußten. Die damals in dem Gemeindewesen und in allen Zweigen der Staatsgeschäfte vorgenommenen Verbesserungen, welche bei der allgemein herrschenden Schlaffheit gerade ein Mann von so starrem, heftigem, stolzem Sinne, wie Stein war, am besten durchzuführen vermochte, erhielten erst später Festigkeit und Bestand, als Hardenberg im Juni 1810 mit Napoleons Erlaubnis wieder an die Spitze des Ministeriums treten durfte. Wir werden daher auch die Verbesserungen, welche Preußens innere Verwaltung diesen beiden Männern verdankt, erst weiter unten andeuten.

Das Kriegswesen wurde bald nach dem Tilsiter Frieden von Scharnhorst, Gneisenau und Grolman fest und bleibend geordnet. Das bisherige Werbesystem wurde abgeschafft und die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Dem Adel ward sein ausschließliches Anrecht auf die höheren Offizierstellen entzogen. Die schimpflichen Strafen, denen bis dahin der gemeine Soldat unterworfen gewesen war, wurden beseitigt. Die Mißbräuche, die sich seit langer Zeit in der Heereseinrichtung, der Verpflegung, Kleidung und Leitung der Truppen eingeschlichen hatten, wurden ausgerottet, ein ganz neuer Geist und Ton kündigte sich in diesen Verordnungen vom August 1808 an, welche allenthalben gegenüber der bloßen Geschäftsroutine die sittlichen Kräfte aufriefen und ein lebendiges und wahres Ehrgefühl an die Stelle der bloß eingebildeten und Standesehre setzten. Die Zahl der Truppen würde man, auch wenn der mit Napoleon geschlossene Vertrag es gestattet hätte, schon der Finanzen wegen nicht wohl über 42 000 haben bringen können; Scharnhorst wußte aber auch in dieser Beziehung zu helfen. Es wurden nämlich die ausgehobenen Soldaten, sobald sie eingeübt waren, immer wieder entlassen und durch neue Rekruten ersetzt. Dadurch schuf man im Volke eine so ansehnliche kampfbereite Wehrkraft, daß schon im Jahre 1811 100 000 oder, wie andere behaupten, gar

120- bis 150000 Soldaten hätten aufgestellt werden können. Da man über kurz oder lang eines Kampfes auf Leben und Tod gewärtig sein mußte, so wurde auch für neues Feldgeschütz und für einen solchen Vorrat von Gewehren gesorgt, daß eintretenden Falls alle kampffähigen Bürger schnell bewaffnet werden konnten. Das unsterbliche Verdienst, das sich Scharnhorst und seine Freunde vermittelst aller dieser Einrichtungen um Preußen und Deutschland erworben haben, trat erst in den Jahren 1813 und 1814*) zu Tage. Die im Volke erwachte nationale Begeisterung allein würde den Deutschen ebensowenig, wie den Spaniern, die Besiegung der Napoleonischen Truppen möglich gemacht haben; beide Völker bedurften dazu durchaus der Mitwirkung tüchtiger Heere und einer wohlgeordneten kräftigen militärischen Leitung und Verwaltung. Beides ward ihnen in Spanien durch englische, in Deutschland durch preußische und russische Heere und Generale gewährt. Daher legte auch ein Mann wie Gneisenau nur wenig Bedeutung auf das Treiben des sogenannten Tugendbundes, dessen wir zunächst gedenken müssen.

Das schwere Unglück, welches Preußen erlitten hatte, erweckte dort, wie in einem großen Teile des übrigen Deutschlands, das Streben, durch gemeinschaftliche Anstrengungen die Nationalität zu retten. Einer besonderen Verbindung der patriotisch gesinnten Bürger bedurfte es dabei eigentlich nicht, weil der Druck der Fremdherrschaft und der Abscheu vor den Feiglingen, Egoisten und Verrätern, die das Vaterland an den Rand des Abgrundes gebracht hatten, alle echt deutschen Naturen durch ein inneres Band aneinander knüpfte. Doch entstanden seit 1807 geheime Verbindungen gegen Frankreich, von denen der in Königsberg unter dem Namen Tugendbund gestiftete „sittlich-wissenschaftliche Verein" sich am weitesten ausbreitete und den Franzosen am meisten bange machte. Die Stifter und Mitglieder dieses Bundes waren Männer der ersten Klasse, hohe Staatsbeamte und allgemein geachtete Gelehrte. Sie wollten keine Konspiration im gewöhnlichen Sinne des Wortes machen, sondern den abgestorbenen Nationalgeist ins Leben zurückrufen und das Volk, das man bisher immer einzuschläfern und niederzudrücken gesucht hatte, zum Selbstbewußtsein wecken. Auch gehörten dem Bunde nicht alle die Männer an, welche für die Erweckung des Nationalgeistes thätig waren und deshalb als Mitglieder der Verbindung bezeichnet wurden. Unter denen, welche in dem Tugendbunde oder außerhalb desselben auf die angedeutete Weise wirkten, befanden sich einesteiles Gelehrte, wie

*) Noch mehr in den Jahren 1866 und 1870, welche Schlosser nicht mehr erlebt hat.

Arndt, Fichte und Schleiermacher, und Staatsmänner oder militärische Genies, wie Stein, Hardenberg, Schladen, Gneisenau und Scharnhorst, andernteils aber auch Abenteurer, wie Schill, und gelehrte Pedanten englischer Art, wie Niebuhr, oder hochmütige Aristokraten, wie der hannöversche Graf Münster*). Überhaupt verfolgten damals die wahren Patrioten und der bessere Teil der Aristokratie ein und dasselbe Ziel mit allen denen, deren persönliche Interessen verletzt oder bedroht waren. Die letzteren, welche die Mehrzahl der geheimen Leiter des Bundes bildeten, sahen ein, daß die Wiederherstellung der feudalen Vorrechte nur durch die Kraft eines für Freiheit und Vaterland begeisterten Volkes erlangt werden könne. Sie suchten also im Volke und in der Jugend einen nationalen Enthusiasmus zu erwecken, um vermittelst desselben nicht nur die Franzosen, sondern auch die nach Deutschland herübergedrungenen Prinzipien und Neuerungen der Revolution zu verdrängen. Dies gelang ihnen auch in der That. Die Sache hatte sogar noch eine andere traurige Wirkung. Durch die geheimen Verbindungen, durch den aufgestachelten Haß gegen die vom Feinde gebrachten Neuerungen und durch die Verherrlichung des Alten und Nationalen wurden zugleich Romantik, Mystik und Spielerei mit dem Mittelalter in Deutschland eingeführt. Selbst Stein und seine Freunde hielten ein nach Stand und Beschäftigung gespaltenes Bürgertum sowie das Rittertum, das Pfaffenwesen und den blinden Glauben mittelalterlicher Zeiten für nützlicher und schöner, als alles das, was die französische Revolution zur Verbesserung menschlicher Zustände geschaffen hatte. Doch darf man dabei nicht verkennen, daß die damals in die Religion und Poesie gebrachte Romantik auch einen zwiefachen Nutzen hatte. Erstens wurde nämlich das Volk durch unklare Gefühle und durch eine poetische Anschauung der Vergangenheit weit mehr in Bewegung gesetzt und zum kräftigen Handeln getrieben, als historisch wahre Erkenntnisse und ganz deutliche Begriffe dies zu thun vermocht haben würden. Zweitens machte aber auch die im Volke erweckte Begeisterung, verbunden mit dem harten Druck der französischen Herrschaft, die Jugend von der servilen Gesinnung frei, welche ihr vorher als Mittel zum Fortkommen eingeprägt worden war. Neue Begriffe drangen in die auf Universitäten gebildeten Klassen ein, der Schlendrian, mit dem man seither die Brotwissenschaften getrieben hatte, begann zu schwinden, und die schlummernden Gemüter wurden durch Poesie und

*) Diese Schlosserschen Urteile müssen stehen bleiben, wie sie sind, weil sie eben in ihrer schroffen Unumwundenheit Schlossers Art charakterisieren: seine Geschichtschreibung dieser Zeit ist vielleicht dadurch besonders bemerkenswert, daß sie sich um so strenger nüchtern hält, je mehr anderen Geschichtschreibern gerade hier die patriotische Empfindung die Darstellung beeinflußte.

Philosophie, die ihrerseits eine nicht minder durchgreifende Umgestaltung erfahren hatten, als die staatlichen Dinge, für das Vaterland und für geistige Interessen belebt.

Der in Deutschland erwachende Geist machte gleich anfangs die Franzosen besorgt und trieb sie zum Spionieren und Verfolgen, wodurch dann dieser Geist nur neue Nahrung erhielt. Napoleon und seine Diener haßten als militärische, zu gutem Teil darf man sagen gemeine, Naturen alles Ideale; sie waren daher auch schon von dieser Seite her über den in Deutschland auflebenden Patriotismus erbittert und suchten ihn durch Polizeimaßregeln und militärische Gewalt zu unterdrücken. Dabei wurde dann Napoleon von einem Savary, einem Davoust und anderen Leuten, die ihm für Geld, Güter, Orden und Würden knechtisch dienten, ebenso zu seinem Nachteile getäuscht, wie die deutschen Fürsten nachher so oft von ihren Schmeichlern betrogen worden sind. Diese Leute hüteten sich wohl, ihrem Kaiser zu sagen, daß die geheimen Umtriebe in Deutschland die notwendige Folge seiner Politik und des Verfahrens seiner Generale und Diplomaten seien, weil der Geist der Zeit Willkür und Ungesetzlichkeiten nicht vertrage. Dies würde ja ihrem Kaiser mißfallen haben: sie erklärten daher umgekehrt, nach einer dem Despotismus und seinen Werkzeugen geläufigen Täuschung, die Umtriebe für die Ursache der Unzufriedenheit, und infolgedessen wütete dann Napoleons Militärpolizei gegen die edelsten Deutschen als Konspiranten und Unruhestifter. Schon im August 1808 war er höchst unwillig über die Verzweigung der von Stein geschützten und begünstigten patriotischen Verbindung, die sich über ganz Deutschland hin erstreckte, am meisten aber über die aus volkstümlichen Elementen gebildete neue preußische Armee und ihren Geist sowie über die im preußischen Staate eingeführten Reformen, durch welche die von ihm überall eingerichteten Staatsmaschinen in den Schatten gestellt wurden. Er wußte zu gut, daß seine eigene Macht auf der Begeisterung eines zum Gefühle seiner Kraft gelangten Volkes aufgebaut worden sei, um zuzugeben, daß auch in Preußen das Volk sich schließlich seiner Kraft und seiner Ehre bewußt werde.

Nicht mit Unrecht hielt Napoleon den neuen preußischen Premierminister für die Seele der antifranzösischen Bewegung in Deutschland. Es war ihm daher sehr erwünscht, als der Herzog von Auerstädt, Davoust, der die französischen Truppen in Deutschland kommandierte, im August 1808 durch die Unvorsichtigkeit einiger jüngeren Mitglieder des Tugendbundes den Vorwand erhielt, im Preußischen Verhaftungen vornehmen zu lassen. Zu derselben Zeit fiel der französischen Polizei ein Schreiben des Freiherrn vom Stein in die Hände, dessen Inhalt man als Verschwörung deuten konnte. Der Brief,

welcher von der in Deutschland täglich zunehmenden Erbitterung und der Notwendigkeit sich zu rächen sprach, ward in französischen Regierungsblättern mit einer den preußischen Staat selbst bedrohenden Anmerkung abgedruckt. Weil aber Napoleon gerade damals dem russischen Kaiser gegenüber vorsichtig verfahren mußte und seine Truppen in Spanien nötig hatte, so ward nicht nur die Verfolgung der deutschen Patrioten wieder aufgegeben, sondern Napoleon ließ sogar den oben erwähnten Endvertrag über den Abmarsch der französischen Truppen aus Preußen und über die Berichtigung der preußischen Schuld an Frankreich abschließen.

Mit Alexander I. von Rußland stand Napoleon damals schon nicht mehr in dem innigen Verhältnisse, welches ein Jahr früher in Tilsit angeknüpft worden war. Dies hatte seinen Grund teils in dem persönlichen Charakter beider Kaiser, teils in den veränderten Umständen. Napoleon und Alexander strebten beide nach der Oberherrschaft über Europa. Beide erlaubten sich bei diesem Streben die Anwendung von Mitteln, welche mit ihren Worten, mit der früheren Entwickelung ihres Wesens und mit ihren, wie man behauptete, an und für sich guten Absichten in Widerspruch standen. Napoleon war ein Geschöpf der Revolution, er hatte die Ideen derselben in sich aufgenommen, und seine Natur war nach der Versicherung seiner Familienglieder und Verehrer immer freundlich, wenn nicht die Politik und die Herrschsucht im Spiele waren. Alexander war ein Zögling des schweizerischen Republikaners Laharpe, er hatte ein weiches Gemüt und besaß von Hause aus einen gesunden Verstand; dessenungeachtet hatte er einen der rohesten Männer seines Volkes, den General Araktschejew, bis an dessen Tod zum vertrautesten Freunde, affektierte eine sklavische Ehrfurcht gegen die unwissenden Mönche seiner Kirche und blieb, trotz seines scheinbar so innigen Verhältnisses zu Napoleon, nicht nur mit dem preußischen Könige, sondern insgeheim sogar auch mit England verbunden. Auf einen solchen Mann einen Einfluß zu erlangen, war den englischen Aristokraten und den Mitgliedern des ritterschaftlichen Bundes in Deutschland nicht schwer, zumal Rußland durch das System der Kontinentalsperre sehr litt und die russischen Großen sowie die Mutter ihres Kaisers dem Beherrscher der Franzosen abgeneigt waren. Napoleon konnte sich, obgleich Alexander die Kunst der Verstellung meisterhaft verstand, über das veränderte Verhältnis Rußlands zu Frankreich um so weniger täuschen, als das gelegentliche Benehmen russischer Gesandten und Admirale ihm deutlich zeigte, daß die Freundschaftsbezeigungen Alexanders mit der russischen Politik nicht immer übereinstimmten. Er hielt es daher, als er sich nach Spanien begeben wollte, für ratsam, seine Freundschaft mit Alexander durch eine neue

Zusammenkunft zu befestigen. Dies schien ihm namentlich auch deshalb nötig, weil Österreich offenbar mit dem Gedanken umging, die in Deutschland herrschende Stimmung zu benutzen, um Frankreichs und Rußlands Pläne auf die Türkei zu vereiteln. Einer mächtigen persönlichen Einwirkung auf das fast weiblich bestimmbare Gemüt Alexanders glaubte aber Napoleon sicher zu sein, da er aus Erfahrung wußte, daß der Zauber seines Wesens, wo er es darauf anlegte zu gewinnen, unwiderstehlich war.

Die beabsichtigte Zusammenkunft fand im Herbst 1808 zu Erfurt statt. Sie erregte schon im voraus bei den englischen und preußischen Aristokraten und Patrioten so große Besorgnisse, daß einer der letzteren (Schladen) dem russischen Kaiser eine besondere Denkschrift übersandte, in welcher er ihn vor „den Sophismen, Lügen und Fallstricken, die seiner in Erfurt warteten", zu warnen suchte. Alexander traf am 27. September in Erfurt ein, von wo Napoleon ihm zwei Stunden weit entgegengereist war. Dieser bot dort alles auf, um den russischen Kaiser aufs neue zu fesseln; Alexander war aber ein größerer Meister in der Verstellungskunst als Napoleon und blieb trotz der freundschaftlichen Gesinnung, die er gegen Napoleon zu hegen schien, und mit deren Äußerungen er nicht kargte, vor wie nach mißtrauisch. In Erfurt waren nicht nur 24 Staatsminister und 30 Marschälle und Generale erschienen, sondern Napoleon hatte auch seine 4 deutschen Vasallenkönige, von Bayern, Württemberg, Sachsen und Westfalen, sowie 34 andere Fürsten und Prinzen des Rheinbundes dahin beschieden. Ebenso wie diese als bloße Figuranten zu seiner Verherrlichung dienen sollten, hatte er auch den berühmten Talma nebst anderen Pariser Schauspielern nach Erfurt kommen lassen, um dort, wie er zu ihnen auf gut französisch sagte, vor einem Parterre von Königen zu spielen. Noch weit besser aber, als der von Kaisern und Königen beklatschte Talma, spielte dort Alexander seine Rolle, wenn anders die Anekdote von der Schmeichelei, die er einst im Theater dem französischen Kaiser sagte, wahr ist. Als nämlich auf der Bühne der Vers: L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux ausgesprochen wurde, ergriff Alexander Napoleons Hand und sprach: „Das habe ich nie tiefer gefühlt, als in diesem Augenblicke". Die vielen Festlichkeiten in Erfurt übergehen wir ebenso, wie wir nicht näher berichten, daß deutsche Fürsten und Große sich dort vor Napoleons Generalen und Hofleuten beugten, und daß selbst die französischen Grenadiere sich in ihrem nationalen und militärischen Selbstgefühle über sie erhaben dünkten: nebenbei versuchte Napoleon auf seine wohlfeile Weise dem deutschen Volk, dessen litterarische Liebhaberei er kannte, eine Artigkeit zu erweisen, indem er mit einigen ihrer litterarischen Größen, Goethe und

Wieland, Gespräche führte. Übrigens waren die Scenen des Erfurter Kongresses, welcher vom 27. September bis zum 14. Oktober dauerte, besonders aber das Gepränge mit der russischen Freundschaft auch mit auf die französische Nation berechnet, welche dem, was damals in Spanien vorging, unwillig zusah, und deren Augen deshalb geblendet werden sollten.

In betreff der eigentlichen Unterhandlungen zu Erfurt ist zunächst hervorzuheben, daß Napoleon, um dem russischen Kaiser zu schmeicheln, die Miene annahm, als wenn er auf dessen Verwenden die Bedrückung Preußens mildern und mit England, von welchem alles Unglück ausgehe, Frieden schließen wolle. Kaiser Franz von Österreich, welcher zu dem Kongreß nicht eingeladen worden war, hatte den Obersten Vincent mit einem Briefe voll Friedensversicherungen gesandt. Gegen diesen stellte sich Napoleon, weil er einen neuen Krieg mit Österreich befürchtete, sehr erzürnt. In einer Note, welche nachher in Wien überreicht wurde, ließ er sogar förmliche Drohungen für den Fall aussprechen, daß Österreich seine Rüstungen nicht einstelle. Mit dem russischen Kaiser traf Napoleon allerlei Verabredungen, welche keiner von beiden zu halten willens war. Dagegen schlossen aber doch ihre Minister des Auswärtigen, Champagny und Rumjanzow, welche kurz vorher an Talleyrands und Budbergs Stelle getreten waren, am 12. Oktober auch einen schriftlichen Bundesvertrag. Durch diesen Vertrag, welcher schon auf den bevorstehenden Krieg mit Österreich berechnet war, wurde nicht nur eine engere Verbindung beider Herrscher gegen England beschlossen, sondern auch den Russen neben Finnland der Besitz der Donaufürstentümer zuerkannt und eine weitere Beraubung der Türkei eingeleitet, wogegen die neue Ordnung der Dinge in Spanien, die wir sofort kennen lernen werden, als Grundlage des europäischen status quo anerkannt wurde. Zu den Resultaten des Erfurter Kongresses gehörte auch die Aufnahme des mit Rußland nahe verwandten Herzogs von Oldenburg in den Rheinbund. Da sechs Monate früher auch die beiden Mecklenburg diesem Bunde beigetreten waren, so umfaßte derselbe jetzt das ganze nicht österreichische und nicht preußische Deutschland, mit alleiniger Ausnahme der unter unmittelbarer französischer Herrschaft stehenden Landstriche.

Napoleon begab sich, sobald er von Erfurt nach Paris zurückgekehrt war, zu seiner Armee nach Spanien. Er wurde in der nächsten Zeit durch die Berichte sehr erbittert, die ihm seine Späher über die Bewegungen in Deutschland, über den Verkehr des Freiherrn vom Stein mit dem österreichischen Kabinett, über eine Verbindung des letzteren und der preußischen Patrioten mit Spanien und sogar über geheime Beziehungen Rußlands zu Spanien abstatteten. Sein ganzer Grimm

fiel, da man die furchtbare Verzweigung dieser geheimen Verschwörung selbst nicht aufdecken konnte und durfte, auf den Freiherrn vom Stein. Dieser wurde am 26. November 1808 genötigt, seine Entlassung zu nehmen, und Napoleon erließ am 15. Dezember von Madrid aus sogar eine förmliche Achtserklärung gegen ihn, in welcher der bisherige Erste Minister des preußischen Königs mit dem Ausdruck „ein gewisser Stein" (le nommé Stein) bezeichnet und für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärt wurde. Alle Welt ersah daraus, daß es schlimm um das Napoleonische Reich stehen müsse, weil sogar Männer wie Stein Verschwörungen anzettelten, und weil Napoleon solche Maßregeln zu seinem Schutze nötig fand. Der Geächtete flüchtete sich nach Österreich, fuhr aber von dort aus fort, in seiner bisherigen Weise gegen die Fremdherrschaft zu arbeiten. Seine Ideen und Regierungsgrundsätze hatte er noch in einem Circular vom 24. November zusammengefaßt: Beseitigung der Reste der Erbunterthänigkeit, allgemeine Nationalrepräsentation, natürlichere Stellung des Adels, allgemeine Wehrpflicht, Belebung des religiösen Sinnes im Volke. Im Mai 1812 begab er sich nach Petersburg und leitete von diesem Augenblicke an, ohne in russische Dienste zu treten, den Kaiser Alexander, auf dessen Politik er schon vorher großen Einfluß gehabt hatte. König Friedrich Wilhelm III. aber mußte sich gleich nach Steins Entfernung dazu hergeben, ein Diener der französischen Polizei zu werden. Friedrich Wilhelm sah sich nämlich genötigt, nicht nur das Verbot geheimer Verbindungen wieder einzuschärfen, sondern auch seinen Offizieren das Besprechen politischer Gegenstände zu verbieten.

9. Spanien und Portugal bis zum Rückzuge des englischen Hilfsheeres aus Spanien im Januar 1809.

Spanien war durch Vermittelung des Friedensfürsten Godoy, der den König Karl IV. beherrschte, schon längst ebenso zu einer französischen Provinz gemacht worden, wie Portugal eine englische Provinz geworden war. Dieser verächtliche Mensch hatte, wie wir oben gesehen, als Diener Napoleons Geld, Flotte und Land den Franzosen preisgegeben. Beim Ausbruche des Preußischen Krieges (1806) kam jedoch Godoy auf den Gedanken, sein Land der französischen Herrschaft wieder zu entziehen. Er unterhandelte insgeheim über einen Bund mit England, Rußland und Portugal, erließ einen verdächtigen Aufruf an die Spanier und traf Vorbereitungen zu einer allgemeinen Volksbewaffnung. Die Nachricht von der Schlacht bei Jena machte diesem Treiben schnell ein Ende. Godoy stellte sich hierauf, als wenn er alles, was geschehen war, im Interesse Frankreichs gethan habe. Seine

wirkliche Absicht war jedoch dem französischen Kaiser durch aufgefangene Depeschen und durch eine Mitteilung der elenden portugiesischen Regierung verraten worden. Dieser ließ zwar damals den Friedensfürsten unbestraft, sicherte sich aber gegen eine nochmalige Treulosigkeit Godoys dadurch, daß er ihn zwang, 14 000 spanische Soldaten unter la Romana an die Elbe zu schicken und sechs spanische Linienschiffe mit der Flotte Frankreichs zu vereinigen. Auch wurde Spanien zur Aufnahme und Ernährung von 20 000 gefangenen Preußen genötigt.

Als auf solche Weise Spanien eines Teiles seiner Kriegsmacht beraubt worden war, faßte Napoleon den Entschluß, die spanische und die portugiesische Königsfamilie zu verjagen. Die Ausführung dieses Planes wurde durch höchst schmähliche Vorfälle, welche im Herbst 1807 am spanischen Hofe eintraten, sehr erleichtert. Karls Sohn und künftiger Thronfolger, der nachherige König Ferdinand VII., geriet damals mit seinen Eltern und mit dem Friedensfürsten in offene Feindschaft und rief dadurch die Einmischung Frankreichs hervor. Godoy, den der Kronprinz schon längst tödlich haßte, hatte kurz vorher zu seinen vielen Würden noch die eines Großadmirals und das in Spanien unerhörte Prädikat Erlauchte Hoheit erhalten. Es verbreitete sich sogar das Gerücht, er werde nächstens zum Regenten ernannt werden. Außerdem sollte Ferdinand, welcher im Mai 1806 seine erste Gemahlin verloren hatte, mit einer Schwester von Godoys Gattin, einer Prinzessin des Königshauses, verheiratet werden. Das letztere bewog den Kronprinzen, welcher von den sehr wenigen guten Eigenschaften seines Vaters auch nicht eine einzige besaß, zu einem für das Schicksal Spaniens bedenklichen Schritte. Er schrieb am 11. Oktober 1807 auf den Rat seines Erziehers, des verschmitzten Domherrn Escoiquiz, einen mit gemeinen Schmeicheleien angefüllten Brief, in welchem er den französischen Kaiser bat, ihn mit einer Gemahlin seiner Wahl und seiner Familie zu beglücken. Napoleon würdigte diesen Brief keiner Antwort und fuhr dagegen fort, vermittelst des Friedensfürsten seinen Plan, die Vertreibung der Bourbonen aus Spanien, zu verfolgen.

Zu derselben Zeit, als Ferdinand seinen Brief an Napoleon schrieb, zettelte er mit den Herzögen von Infantado und San Carlos und mit anderen Großen eine Verschwörung zum Sturze Godoys an. Dieser erhielt jedoch Kenntnis von der Sache und kam dem Prinzen zuvor. Dabei trug sogar die Königin, welche ihren Sohn gleich einer Furie verfolgte, kein Bedenken, den schwachen König das Amt eines Polizeikommissars versehen zu lassen. Dieser mußte am 29. Oktober mit Soldaten im Zimmer des Prinzen erscheinen, ihm den Degen abnehmen und ihn dann als Gefangenen der Wache übergeben. Am

folgenden Tage wurde der Nation in einer Proklamation kundgethan, daß der Prinz seinem Vater nach dem Leben getrachtet habe. Ferdinand wurde vor ein Kriegsgericht gestellt. Er benahm sich aufs feigste, verriet seine Ratgeber und Freunde, schob alle Schuld auf diese, schrieb eine von Godoy diktierte schimpfliche Erklärung und bat in zwei Briefen seine Eltern flehentlich um Gnade, die ihm dann auch gewährt wurde. Da Godoy diese Briefe sogleich in den Zeitungen abdrucken ließ, so war der Thronfolger in den Augen der Nation um alles Ansehen gebracht. Dagegen konnte Godoy seine Absicht, die Freunde desselben zu verderben, nicht erreichen: diese wurden, als man ihnen den Prozeß machen wollte, freigesprochen, weil die von Haß gegen Godoy erfüllten Richter sich weigerten, Mitschuldige zu verurteilen, während der Hauptverbrecher straflos bleibe. Doch wurden die Angeklagten durch den König in die Provinzen verbannt.

Unterdessen waren in Fontainebleau zwischen Spanien und Frankreich Unterhandlungen geführt und zum Abschluß gebracht worden, durch welche Napoleon den eiteln Friedensfürsten in seine Netze lockte, um unter dem Scheine einer zu Gunsten Frankreichs, Spaniens und des Friedensfürsten selbst vorzunehmenden Teilung Portugals und seiner Kolonieen die Ausführung seiner Pläne gegen Spanien einzuleiten. Diese Unterhandlungen wurden französischerseits von Napoleon selbst geleitet, der sich dabei des mit einem spanischen Großen verschwägerten Großmarschalls Duroc als Gehilfen bediente. Mit Unrecht haben manche den hinterlistigen Plan, welcher damals gegen Godoy und seinen König in Fontainebleau ausgeheckt wurde, ganz allein dem Fürsten Talleyrand zugeschrieben, bei dem es freilich auf eine schmutzige Intrigue mehr oder weniger nicht ankäme: nur soviel ist als gewiß anzunehmen, daß diesem, obgleich er im August aus dem Ministerium hatte treten müssen, die Sache nicht fremd geblieben war, da er vor seiner Entlassung die vorbereitenden Maßregeln getroffen hatte, und da es ihm zu sehr Bedürfnis war, in solchen Dingen die Hände mit im Spiel zu haben. Spanischerseits machte nicht der Gesandte dieses Staates, sondern eine Kreatur Godoys, Izquierdo, den Unterhändler. Am 27. Oktober 1807 wurde zwischen diesem und dem Marschall Duroc der geheime Vertrag von Fontainebleau geschlossen. Nach den Bestimmungen desselben sollten spanische und französische Truppen Portugal erobern, dann aber sollte dieses Land so geteilt werden, daß Frankreich die mittleren Provinzen, Godoy ein souveränes Gebiet im Süden erhalte und die Königin von Etrurien, eine Tochter des spanischen Königs, für die Abtretung ihres Reiches an Napoleon durch den Norden von Portugal entschädigt werde. Unmittelbar nach der Unterzeichnung des Vertrages setzten sich die französischen Truppen, welche

schon am 17. Oktober in Spanien eingerückt waren, gegen Portugal in Marsch, und noch ehe sie in diesem Lande angekommen waren, erklärte ein Artikel des Moniteur vom 13. November, daß das Haus Braganza aufgehört habe zu regieren.

Das gegen Portugal abgeschickte französische Heer mußte seinen Marsch so sehr als möglich beschleunigen, um die portugiesische Regierung zu überraschen, deren Leiter, der Prinzregent Johann, durch diplomatische Künste getäuscht, gar keine Anstalten zur Gegenwehr oder auch nur zur Rettung seiner eigenen Person getroffen hatte. Auch marschierten die von Junot kommandierten französischen Truppen mit solcher Schnelligkeit, daß sie schon am 23. November in der Stadt Abrantes ankamen, welche nur noch 20 Stunden von Lissabon entfernt ist. Johann wäre daher mit seiner Familie in die Hände der Franzosen gefallen, wenn ihm nicht am 25. November ein schnell segelndes englisches Schiff das oben erwähnte Blatt des Moniteur überbracht hätte. Er erhielt dadurch Zeit, auf der englischen Flotte, die im Hafen von Lissabon lag, Schutz zu suchen. Dagegen fielen die reich ausgestatteten Arsenale und Magazine von Lissabon in die Hände der Franzosen, deren Vorhut, nur 1500 Mann, am 30. November in Lissabon einrückte. Diese bemächtigten sich zugleich einiger Kriegsschiffe, welche durch widrigen Wind im Bereiche ihrer Kanonen zurückgehalten worden waren. Dagegen hatten die Schwierigkeiten des schnellen Marsches, auf welchem es mitunter an Lebensmitteln fehlte, einer sehr bedeutenden Zahl von Junots Soldaten das Leben gekostet. Dieser Menschenverlust wurde freilich so wenig in Anschlag gebracht, daß Napoleon den Marschall Junot nur wegen der Schnelligkeit seines Zuges mit dem Titel eines Herzogs von Abrantes schmückte. Erst am Tage vor der Ankunft der Franzosen in Lissabon hatten die Engländer mit der königlichen Familie absegeln können. Sie brachten dieselbe nach Brasilien, dessen Hauptstadt Rio de Janeiro hierauf viele Jahre lang der Sitz der portugiesischen Regierung blieb. Der Adel und die Beamten in Portugal benahmen sich ebenso, wie die Aristokratie und die Bureaukratie sich in Deutschland benommen hatte. Sogar die vom Prinzregenten eingesetzte provisorische Regierungsbehörde drängte sich huldigend und schmeichelnd an Junot heran. Das ganze Land, in welches auch ein spanisches Corps eingerückt war, wurde daher fast ohne allen Widerstand unterworfen. Junot, welcher schon im Dezember 100 Millionen Frank von allem Privateigentum erheben ließ, wurde von Napoleon unter dem Titel Generalgouverneur zum einstweiligen Beherrscher des Landes ernannt.

Bald nachdem Portugal von den Franzosen besetzt worden war, erfuhr die Welt, daß auch Spanien selbst mitten im Frieden in Besitz

genommen werden sollte, daß also an nichts weniger zu denken sei, als an die Ausführung der Artikel des Vertrages von Fontainebleau. Schon im Dezember 1807 und Januar 1808 zogen zwei französische Heere unter Dupont und Moncey, im Februar und März zwei andere unter Duhesme und Bessières über die Pyrenäen. Sie besetzten ohne weiteres den ganzen Landstrich von Barcelona an bis nach Valladolid und San Sebastian und bemächtigten sich auf hinterlistige Weise einer Festung nach der anderen. Im März erschien Murat, um den Oberbefehl über alle nach Spanien geschickten Truppen, deren Zahl auf 100 000 Mann angegeben wird, zu übernehmen. Hierauf rückten die Franzosen immer weiter in das Innere von Spanien vor und nahmen allenthalben die Artillerie und die Munition weg. Diesem allem sah Godoy sorglos zu, ja er selbst hatte dem Kommandanten von San Sebastian, welcher die Franzosen nicht einlassen wollte, den Befehl erteilt, die Festung ihnen zu übergeben. Bald erhielt er jedoch von seinem vertrauten Freunde Izquierdo, der sich noch immer in Paris befand, Nachrichten, die ihn aus seinem Schlummer aufrüttelten. Er erfuhr von diesem, daß er nicht nur Napoleons Gunst verloren habe, sondern daß auch am 24. März 1808 dem spanischen Geschäftsträger Vorschläge zu einem neuen Vertrage gemacht worden seien, welche von den Bestimmungen des im Oktober 1807 geschlossenen Vertrages ganz verschieden waren, und deren Annahme sogleich und unbedingt verlangt würde. Nach diesen Vorschlägen sollte Spanien die im Norden des Ebros gelegenen Provinzen an Frankreich abtreten und dafür Portugal erhalten. Außerdem befanden sich aber in dem Vertragsentwurfe auch noch die bedenklichen Worte, daß die spanische Thronfolge definitiv geordnet werden solle. Izquierdo schickte sogleich einen Kurier nach Madrid; als dieser aber dort ankam, war König Karl IV. nicht mehr auf dem Thron und Godoy nicht mehr an der Spitze der Geschäfte.

Godoy nämlich hatte bei dem unaufhaltsamen Vordringen der französischen Truppen den Entschluß gefaßt, nach dem Beispiele des portugiesischen Kabinetts den Sitz der Regierung nach Amerika zu verlegen und deshalb die königliche Familie, die sich damals in Aranjuez befand, zunächst nach Sevilla zu bringen. Dieser Entschluß erregte jedoch große Unzufriedenheit im Volke und rief einen Sturm gegen den allmächtigen Gebieter des Reiches hervor. Von allen Seiten her strömten bewaffnete Haufen nach Aranjuez: und diese umzingelten am 17. März 1808 den königlichen Palast mit dem Rufe: „Es lebe der König! Godoy aber muß sterben!“ Dies benutzte Prinz Ferdinand zu einem neuen Versuche, den Friedensfürsten zu stürzen. Er forderte in der Nacht vom 17. zum 18. März die Soldaten der Leibgarde zur Empörung auf, indem er ihnen sagte, Godoy sei ein Verräter und

wolle den König wegführen, sie möchten ihn daran hindern. Die Soldaten folgten seiner Aufforderung und drangen noch in derselben Nacht mit dem Volke vereinigt in Godoys Palast ein. In diesem zertrümmerte die tobende Menge alles, was sie fand, und der Friedensfürst selbst würde ermordet worden sein, wenn er sich nicht zu verstecken gewußt hätte. Der König suchte ihn dadurch zu retten, daß er ihn am 18. März aller seiner Stellen entsetzte. Das Volk fuhr jedoch fort, den aufs tiefste verhaßten Mann aufzuspüren, und als er am 19. März gefunden worden war, ließ sich die wütende Menge nur dadurch abhalten ihn zu töten, daß der Kronprinz, welcher auf die dringenden Bitten seines Vaters herbeigeeilt war, ihn gefangen setzte und das Versprechen erteilte, Godoy solle vor Gericht gestellt werden. Da sich auch in anderen Städten, besonders in Madrid, das Volk drohend gegen das Regiment des Günstlings erhob, so geriet der erbärmliche König und seine verworfene Gemahlin in einen solchen Schrecken, daß sie sich, nur um Godoy zu retten, sogar zu ihrer eigenen Abdankung entschlossen. Vermittelst einer am 19. März erlassenen Entsagungsakte, welche sogleich öffentlich bekannt gemacht wurde, legte Karl IV. die Krone zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand nieder. Am folgenden Tage wurde Ferdinand VII. unter dem Jubel des Volkes als König ausgerufen. Seine ersten Regentenhandlungen bestanden darin, daß er in einem demütigen Schreiben dem französischen Kaiser seine Thronbesteigung anzeigte, sowie daß er den gefangenen Godoy aller seiner Ehren verlustig erklärte, dessen Güter einziehen ließ und ihn vor Gericht zu stellen befahl.

Am 24. März begab sich der neue König nach Madrid. Hier war am Tage vorher bereits Murat angekommen, welcher auf die Nachricht von den Vorfällen in Aranjuez mit Truppen herbeigeeilt war. Mit ihm knüpfte die Königin zu Gunsten ihres Liebhabers einen Briefwechsel an, welchen bald nachher Napoleon im Moniteur bekannt machen ließ, weil in demselben die ganze Verworfenheit der königlichen Familie auf eine schaudererregende Weise an den Tag trat. Murat nahm sich der Königin und ihres Gemahls an, hintertrieb Ferdinands Absicht, beide nach Badajoz zu schicken, und bewirkte auch, daß Godoy aus seinem Kerker in ein Schloß gebracht wurde. Den neuen König erkannte Murat, welcher selbst Beherrscher von Spanien zu werden wünschte, nicht an. Karl IV. mußte vielmehr durch eine Urkunde, welche am 23. März geschrieben, aber vom 21. datiert wurde, seine Abdankung widerrufen. Gleich darauf erschien in Madrid der Herzog von Rovigo, Savary, welcher von Napoleon dahin gesandt worden war, um unter dem Schein einer schiedsrichterlichen Entscheidung sowohl den alten, als den jungen König aus dem Reiche zu locken und dann die Herrschaft Spaniens an Napoleons Familie zu bringen. Savary vollzog

den ihm erteilten Auftrag ganz so, wie man es von dem Leiter der geheimen Polizei in Frankreich hatte erwarten können. Er versagte dem Prinzen Ferdinand nicht, wie Murat und der französische Gesandte in Madrid, Franz von Beauharnais, ein Schwager der Großherzogin Stephanie von Baden, gethan hatten, die Anerkennung und den Titel Majestät, ließ sich ihm aber nur als Privatmann vorstellen. Er erklärte ihm, daß Napoleon am 2. April von Paris nach Spanien abgereist sei, daß also Ferdinand, da er sich König nenne, dem französischen Kaiser bei seiner Ankunft in Spanien schicklicherweise entgegenreisen müsse. Er ließ sogar das Gerücht ausstreuen, Napoleon sei schon in Burgos eingetroffen. Der verblendete Ferdinand erblickte den ihm gelegten Fallstrick nicht und entschloß sich zur Abreise, obgleich er von jedermann gewarnt wurde, und obgleich Napoleon nicht ihn, sondern seinen Vater als König anerkannte. Ferdinand nahm, als er am 10. April mit seinem jüngeren Bruder Don Karlos von Madrid abreiste, sogar die Begleitung eines Mannes an, welcher die furchtbare Miliz der Häscher von Frankreich befehligte. Dieser hatte auf dem ganzen Wege bis nach Bayonne französische Truppen unter dem Vorwande zusammengezogen, daß sie dem König Ferdinand als Ehrenbegleitung dienen sollten. Ferdinand reiste mit ihm nach Burgos, ließ sich, als er den Kaiser dort nicht antraf, auch nach Vittoria locken, obgleich er fortwährend gewarnt wurde und in Burgos sogar das Volk selbst ihn hatte zurückhalten wollen. In Vittoria erhielt er ein Schreiben Napoleons, welcher bereits in Bayonne eingetroffen war. Dieses Schreiben lautete ganz zu Gunsten Godoys und des alten Königs; nur am Schlusse desselben sprach sich Napoleon, um den Prinzen sicher zu machen, über Ferdinands Wunsch, eine französische Prinzessin zu heiraten, sehr beifällig aus. Jeder andere würde schon durch den Umstand, daß das Schreiben an ihn nur als einen Prinzen und nicht als einen König gerichtet war, von der weiteren Reise abgeschreckt worden sein: Ferdinand ließ sich aber täuschen und kam zum Erstaunen Napoleons selbst am 20. April in Bayonne an.

Hier sprach der Kaiser gegen Ferdinands Vertrauten, Escoiquiz, sogleich offen seine Absicht aus, das Spanische Reich den Bourbonen zu entreißen. Er ließ dann dem betrogenen Prinzen durch Savary das Großherzogtum Toscana als Entschädigung anbieten; und als Ferdinand diesen Vorschlag ablehnte, verbot ihm Napoleon die Rückreise nach Spanien. Das Festhalten des Prinzen würde jedoch den Kaiser in Verlegenheit gebracht haben, wenn nicht am 30. April auch König Karl und seine Gemahlin in Bayonne angekommen wären. Murat hatte am 16. April der von Ferdinand bestellten Junta oder interimistischen Regierungsbehörde erklärt, daß sein Kaiser nur Karl IV.

als König von Spanien anerkenne. Dieselbe Erklärung hatte der ehemalige französische Gesandte in Berlin, Laforest, abgegeben, welcher an Beauharnais Stelle nach Madrid geschickt worden war. Es war aber zugleich der Junta angezeigt worden, daß in Bayonne, wohin sich der König alsbald begeben werde, alles werde geordnet werden. Zur Freilassung Godoys hatte Murat die Junta am 21. April gezwungen, und dieser wurde dann ebenfalls nach Bayonne geschickt, wo er am 26. ankam. Als jedoch die beiden Infanten, Antonio Pascal, Karls IV. Bruder, welcher Präsident der Junta gewesen war, und Franz de Paula, Karls jüngster Sohn, am 2. Mai ebenfalls nach Bayonne abreisen sollten, brach in Madrid ein blutiger Volksaufstand aus. Die erbitterte Menge fiel über die französischen Soldaten her, und Murat wurde nur dadurch wieder Herr der Stadt, daß er auf das Volk einhauen und feuern ließ. Zum abschreckenden Beispiele wurden noch am Abend desselben Tages 85 Gefangene zum Tode verurteilt und erschossen. Über die Zahl der Franzosen und Spanier, welche in dem Gemetzel des 2. Mai das Leben verloren, lauten die Angaben verschieden: die Hauptbedeutung dieses Aufstandes lag, wie auch Napoleon selbst fühlte, in dem Umstande, daß durch das Madrider Blutbad Napoleon für immer mit der rachsüchtigen spanischen Nation entzweit wurde, und daß er zu der Erkenntnis kam, er werde es in Spanien nicht, wie in Deutschland, nur mit der herrschenden Kaste, sondern mit dem Volke selbst zu thun haben. Es verdient bemerkt zu werden, daß Napoleon in seinen Instruktionen an Murat eine vollkommen klare Erkenntnis von den Gefahren eines Kampfes in Spanien zeigte und nichtsdestoweniger seine Politik gegen dieses Land fortsetzte, von der Talleyrand jenes oft erwähnte frivole Wort gebraucht haben soll, daß sie *mehr als ein Verbrechen*, daß sie ein Fehler sei. Am 3. Mai reiste Franz, am 5. Antonio Pascal nach Bayonne ab.

Napoleon war oder stellte sich bei der Nachricht von dem Madrider Aufstande am meisten über Ferdinand aufgebracht, weil dieser, wie aus aufgefangenen Briefen hervorging, von Bayonne aus die Junta förmlich zu Feindseligkeiten gegen die Franzosen aufgefordert und, damit alles gehörig organisiert werden könne, mit königlicher Machtvollkommenheit bekleidet hatte. Sogar die unnatürlichen Eltern machten in Bayonne ihrem verhaßten Sohne Vorwürfe, gemischt mit den gemeinsten Schmähungen. Sie selbst wurden von Napoleon ohne Mühe bewogen, die Krone an ihn abzutreten und sich einen Jahrgehalt sowie einen Wohnsitz in Frankreich anweisen zu lassen. Diese Thronentsagung geschah dadurch, daß Karl am 6. Mai eine von Godoy und Duroc abgefaßte Akte unterzeichnete. Godoy, welcher auch fernerhin von dem königlichen Paare unzertrennlich blieb, wurde mit einer spanischen

Domäne bedacht, später aber von Napoleon zu Gunsten des Marschalls Suchet derselben wieder beraubt. Am 10. Mai fügte sich auch Ferdinand in sein Schicksal und unterzeichnete eine Entsagungsurkunde, der sich die beiden anderen Infanten gleichfalls anschlossen. Er erhielt seinen Wohnsitz ebenfalls in Frankreich. Einer von Karls Ministern, Cevallos, erzählt, Napoleon habe den Prinzen durch Androhung des Todes zur Entsagung gezwungen: es bedurfte jedoch bei dessen feigem, unentschlossenem Charakter sicherlich eines solchen Mittels nicht, um seine Einwilligung zu erlangen.

Gleich nach Karls IV. Verzichtleistung nahm Napoleon das Spanische Reich durch Proklamation in Besitz. Dann mußte Murat die Junta in Madrid sowie die Inquisition und den Rat von Kastilien bewegen, sich am 13. Mai den ältesten der Brüder Napoleons, Joseph Bonaparte, zum Könige zu erbitten. Aus den Begleitern Karls und Ferdinands und aus anderen nach Bayonne gerufenen Spaniern wurde eine sogenannte Generaljunta, oder mit anderen Worten, eine spanische Notabelnversammlung gebildet, welche über eine ihr vorgelegte Konstitution beraten sollte. Sie hatte aus 150 Mitgliedern bestehen sollen, wurde aber nur mit Mühe auf 125, nach anderen sogar nur auf 92 gebracht und war, wie alle dergleichen Versammlungen, welche Napoleon veranstaltete, ein bloßes Gaukelspiel. Ebenso verhielt es sich mit der von ihr beratenen Verfassung, welche am 7. Juli proklamiert wurde, obgleich sie an sich verständig und spanischen Vorurteilen und Bedürfnissen wohl angepaßt war. Der neue Beherrscher von Spanien, an dessen Stelle Murat am 15. Juli zum Könige von Neapel ernannt wurde, reiste am 9. Juli von Bayonne nach Madrid ab, um von seinem Reiche Besitz zu nehmen. Er hatte seinen Hof und sein Ministerium aus lauter Spaniern gebildet, da er recht gut erkannte, daß sich die Spanier nicht, wie die an Servilität gewöhnten Deutschen und Italiener, von Fremden würden regieren lassen. Nicht lange nach seiner Ernennung zum Könige kehrte Murat nach Frankreich zurück, und Savary, Herzog von Rovigo, erhielt statt desselben den Befehl über die französischen Truppen in Spanien.

Als Joseph am 20. Juli nach Madrid kam, war bereits ganz Spanien im Aufstande. Schon seit Ende Mai hatten sich überall Juntas oder Regierungsausschüsse gebildet, um einen bewaffneten Widerstand gegen die französische Herrschaft zu organisieren. Eine derselben, die von Asturien, hatte sogar das englische Ministerium um Hilfe angerufen und von diesem Zusagen erhalten. Diese Regierungsausschüsse waren einander nicht unter-, sondern nebengeordnet. Doch sah sich die von Sevilla und Andalusien als die leitende Centralgewalt

der Insurgenten an, weil einem im Erbfolgekriege erlassenen Gesetze gemäß die in Sevilla versammelten Cortes nach eigenem Gutdünken sollten handeln dürfen, wenn Madrid von einem auswärtigen Feinde besetzt sei. An eine allgemeine Regierung war also nicht zu denken; gerade die große Zahl von Centralpunkten aber machte die völlige Unterwerfung eines sogar mitten im Frieden an Kampf und Raub gewöhnten Volkes sehr schwer möglich. Auch die früher nach Portugal gesandten spanischen Truppen schlossen sich der Empörung an und kehrten, um gegen die Franzosen zu fechten, nach Spanien zurück.

Der neue König war den Umständen durchaus nicht gewachsen; denn er hätte, was ihm sein Bruder in vielen Briefen einschärfte, ein durch Raub, Mord und Betrug erworbenes Reich durch die Gewaltthätigkeit eines Tyrannen erhalten müssen und glaubte doch, konstitutionell regieren zu können. Seiner Regierung fehlte vom ersten Augenblicke an Einheit und Sicherheit. Das, was in Deutschland den Franzosen so förderlich gewesen war, die Beherrschung des Landes durch seine bisherigen Beamten, war in Spanien nicht zu stande zu bringen. Auch der Krieg hatte dort Schwierigkeiten und Gefahren, wie die Franzosen sie noch nirgends gefunden hatten. Sie sollten ein Land unterwerfen, an dessen Klima sie ebensowenig gewöhnt waren, wie an die Lebensweise seiner Bewohner. Sie hatten außerdem mit einem von religiösem und nationalem Fanatismus beseelten Feinde zu kämpfen, welcher sozusagen überall und nirgends war; denn wenn sie eine Provinz unterworfen hatten, so erhob sich eine andere in ihrem Rücken. Endlich erhielten auch ihre Generale aus der Mitte einer schlechthin feindlichen Bevölkerung heraus fast niemals zuverlässige Nachrichten, und ihre Boten wurden häufig aufgefangen, während die gegen sie kämpfenden Truppen oder Banden von jedem ihrer Landsleute unterstützt wurden.

Den ersten bedeutenden Verlust erlitten die Franzosen in Cadiz, wo am 14. Juni ihre im Hafen liegenden Kriegsschiffe in die Hände der Spanier fielen, den zweiten vor Valencia, welches Moncey am Ende desselben Monats vergebens mit Sturm zu nehmen suchte. Dagegen wurde das aus Portugal zurückgekehrte spanische Heer, welches mit einigen anderen Linienregimentern und Milizen vereinigt unter den Befehlen von Castaños und Blake stand, am 14. Juli bei Medina del Rio Secco, nördlich vom mittleren Duero in Altkastilien, von Bessières völlig geschlagen. Dieser Sieg nützte jedoch den Franzosen wenig, da schon acht Tage später ihr Ruhm und ihr Kriegsglück durch ein Mißgeschick, das den General Dupont traf, einen harten Stoß erlitt. Dupont war Ende Mai über die Sierra Morena nach Andalusien gezogen und drang am 7. Juni stürmend in die Stadt Cordova ein.

Seine Soldaten verübten dort so unerhörte Greuel, wie denn überhaupt der Krieg von Anfang an und immer mehr den Charakter grenzenloser Wildheit trug, daß selbst der französische General Foy sagt, ähnliche Scenen seien von den Bewohnern Cordovas seit dem Jahre 1236, wo Ferdinand III. von Kastilien die Stadt den Mauren entriß, nicht erlebt worden. Dupont mußte zehn Tage in Cordova verweilen, um die von Savary erbetenen Verstärkungen zu erwarten: diese blieben aber aus, weil seine Boten aufgefangen worden waren. Dadurch erhielten die Spanier Zeit, sich rund um Cordova her zu sammeln. Um nicht völlig abgeschnitten zu werden, mußte Dupont am 17. Juni den Rückzug antreten. Er verlor auf demselben durch die Sommerhitze und durch Mangel an Lebensmitteln Tag für Tag viele Leute und wurde noch dazu durch seinen Troß, der sich wegen der vielen geraubten Schätze sehr vermehrt hatte, gehindert, schnell vorwärts zu kommen. Gerade als endlich eine unter Vedels Führung herbeiziehende Verstärkung sich mit ihm vereinigen wollte, wurde er bei Baylen, zwischen dem Guadalquivir und der Sierra Morena, von Castaños eng eingeschlossen und am 22. Juli 1808 zu einer Kapitulation gewungen, die sich nur mit der berüchtigten Kapitulation des österreichischen Generals Mack vergleichen läßt. Diese Kapitulation von Baylen lieferte nicht nur Duponts ganzes Heer, sondern auch Vedels Division, zusammen 17- oder 23 000 Mann, in die Hände der Insurgenten. Nach den Bestimmungen derselben sollte Vedels Abteilung zu Lande nach Frankreich zurückkehren dürfen, Duponts Corps aber von Cadiz aus zu Schiffe dahin gebracht werden. Da jedoch die Junta von Sevilla die ohne den Vorbehalt ihrer Bestätigung abgeschlossenen Verträge nicht anerkannte, so wurden viele der kriegsgefangenen Franzosen unterwegs von dem erbitterten Volke getötet. Napoleon wurde durch die Nachricht von jener Kapitulation ebenso erschüttert, wie einst Augustus durch die Nachricht von der Hermannsschlacht, und geriet gegen Dupont ebenso heftig in Zorn, wie Augustus gegen Varus. Er glaubte, Dupont habe das ihm anvertraute Heer absichtlich geopfert, um dadurch die in Cordova erbeuteten Schätze zu retten. Dupont wurde deshalb in Frankreich zugleich mit drei Generalen (Vedel, Marescot und Chabert) verhaftet und vor ein Gericht gestellt, welches alle vier ihrer Stellen und Würden verlustig erklärte.

Infolge der Kapitulation von Baylen traten nicht nur die bis dahin noch schwankenden Städte und Landschaften der nationalen Sache bei, sondern König Joseph selbst sah sich auch in Madrid bedroht und mußte deshalb diese Stadt schon zwölf Tage nach seinem Einzuge wieder verlassen. Außerdem ward ein französisches Corps unter

Verdier, welches seit dem 1. Juli das unter Führung von Palafox heldenmütig verteidigte Saragossa belagerte, gerade als es am 5. August endlich in die Stadt selbst eingedrungen war, genötigt, nach furchtbaren Straßenkämpfen die Belagerung wieder aufzugeben und sich hinter den Ebro zurückzuziehen. Zu allem diesem Mißgeschicke kam Ende August noch, daß auch 9500 Mann von la Romanas Heer, welches zuletzt auf den dänischen Inseln gestanden hatte, nach Spanien zurückkehrten. Diese waren von den Engländern mit leichter Mühe bewogen worden, sich nach ihrem Vaterlande zurückbringen zu lassen. Dort angekommen, verstärkten sie das von Blake befehligte Heer, welches im Norden in den baskischen Provinzen stand.

Auch Portugal ging um jene Zeit für die Franzosen verloren. In diesem Reiche waren die Franzosen durch Bedrückungen und Mißhandlungen allgemein verhaßt geworden, und doch hatten sie sich, als die spanischen Truppen abzogen, über das ganze Land ausbreiten, also zerstreuen und verteilen müssen. Ihre Lage wurde noch weit bedenklicher, als an demselben Tage, an welchem Joseph Madrid hatte verlassen müssen, ein zur Unterstützung der Portugiesen und Spanier bestimmtes englisches Heer in Portugal landete. Führer desselben war Sir Arthur Wellesley, der sich in Ostindien ausgezeichnet hatte und bald nachher als Herzog von Wellington in der Kriegsgeschichte einen Platz neben oder gar im blinden Vorurteil seiner Landsleute über Napoleon erhielt. Unter der Führung eines solchen Mannes würde gleich das erste Einschreiten der Engländer in Portugal und Spanien einen entscheidenden Erfolg gehabt haben, wenn er allein an der Spitze des Unternehmens gestanden hätte; Lord Castlereagh hatte ihm aber Hew Dalrymple, Henry Burrard und John Moore zur Seite gegeben, welche in Hinsicht auf militärische und politische Einsicht ihm weit nachstanden. Nichtsdestoweniger schlug Wellesley, nachdem das portugiesische Heer unter Freire sich an die Engländer angeschlossen hatte, am 17. August eine Division der Franzosen unter Laborde bei Roliza zurück und brachte am 21. August bei Torres Vedras, westlich vom untern Tajo, auch ihrem Oberbefehlshaber Junot eine Niederlage bei. Diese würde wahrscheinlich den ganzen Feldzug zum Nachteile der Franzosen entschieden haben, wenn nicht Wellesley durch Burrard und Dalrymple gehindert worden wäre, seinen Sieg zu verfolgen und Junot von Lissabon abzuschneiden.

Junot blieb auf diese Weise im Besitze von Lissabon. Er konnte sich jedoch auf die Dauer nicht behaupten, weil er nicht nur von den Engländern zu Wasser und zu Lande bedroht wurde, sondern auch die Bevölkerung gegen sich hatte und überdies von dem russischen Admiral Siniawin, der mit einer Flotte im Hafen lag, weder Hilfeleistung, noch

auch nur eine Demonstration zu seinen Gunsten erwarten durfte. Er trug daher dem englischen Oberbefehlshaber Dalrymple eine Unterhandlung über die Räumung Portugals an. Dalrymple ging auf sein Anerbieten ein und schloß, um die englischen Truppen in Spanien verwenden zu können, am 30. August 1808 die Kapitulation von Cintra ab. Nach dieser Kapitulation wurden gleich darauf die 20000 Mann Junots auf englischen Schiffen an die Westküste Frankreichs gebracht. Sie durften nicht nur ihre ganze Artillerie, sondern auch den in Portugal erbeuteten Raub mitnehmen und waren nicht gehindert, sofort wieder zu dienen. Durch den Vertrag von Cintra wurde also das französische Heer in Portugal von der Gefahr, kriegsgefangen zu werden, befreit und noch überdies an einen Ort versetzt, wo es für den Spanischen Krieg bessere Dienste leisten konnte, als von seinen seitherigen Standquartieren aus. Auch Siniawin schloß gleich darauf einen Vertrag, aus welchem hervorging, daß die zwischen England und Rußland offiziell bestehende Feindschaft nur eine scheinbare war. Die 6000 Mann starke Bemannung der russischen Flotte sollte nämlich nach Hause zurückkehren dürfen, die Schiffe selbst aber, welche nach England gebracht wurden, beim Friedensschlusse zurückgegeben werden. Über den Vertrag von Cintra war man in England so erbittert, daß die Unterzeichner desselben abgerufen und vor ein Kriegsgericht gestellt wurden, das sie jedoch ehrenvoll freisprach.

Die Spanier versäumten zwei Monate lang, die für sie günstigen Umstände zu benutzen und die erlangten Vorteile weiter zu verfolgen. Daran war teils die Unfähigkeit ihrer Generale, teils die unter ihnen herrschende Anarchie schuld. Die letztere war so vollständig, daß weder die einzelnen Junten untereinander sich verständigten, noch auch die Generale ihnen unbedingt gehorchten, und daß der Versuch, die Angelegenheiten durch eine in Madrid eingesetzte Generaljunta oder allgemeine Regierungsbehörde leiten zu lassen, völlig scheiterte. Von den Führern der Spanier aber, wie Blake, la Romana, Graf Belvedere, Castaños, Morla und Palafox, konnte keiner sich mit einem Napoleon oder auch mit den Führern seiner Heeresabteilungen, einem Victor, Bessières, Moncey, Lefebvre, Mortier, Ney, Gouvion Saint-Cyr, Junot, Soult, Lannes und anderen, messen. Auch die Engländer waren säumig, weil sie bei der schlechten Fürsorge ihrer Minister viel Zeit zur Ausrüstung brauchten. Erst als Napoleon ein sehr beträchtliches Heer für Spanien zusammengebracht hatte und in eigener Person dort erschien, begannen einerseits die Spanier vorzudringen, und rückten andererseits die Engländer, 25 000 Mann stark, unter Moore in Spanien ein. Die Spanier begingen damals, im Vertrauen auf die große Zahl ihrer Truppen, die Unbesonnenheit, vor der Ankunft der englischen Truppen,

welche besser waren, als alle spanischen Heere zusammengenommen, die Offensive zu ergreifen. Sie erleichterten dadurch dem französischen Kaiser seinen Plan, dem Kriege unerwartet schnell eine entscheidende Wendung zu geben.

Seit August 1808 hatte dieser seine alten Truppen gegen Spanien in Bewegung gesetzt und auch polnische, italienische und Rheinbundstruppen dahin gesandt. Zugleich ließ er sehr starke neue Aushebungen in Frankreich vornehmen: aufmerksame Reisende beobachteten schon damals im Lande allenthalben die Spuren der ungeheuren Menschenvergeudung in den beständigen Kriegen. Nachdem der Senat schon im Januar die Aushebung von 80 000 Konskribierten des Jahres 1808 dekretiert hatte, wurden im September noch 80 000 Konskribierte der Jahre 1806 bis 1809 und ebensoviele des Jahres 1810 dem Kaiser zur Verfügung gestellt. Die neu Ausgehobenen, welche zum Teil 15 Monate unter dem eigentlichen Dienstalter waren, schickte Napoleon vorerst nach Deutschland, um sie dort einüben zu lassen. Das Heer, welches er bis zum November in Spanien vereinigte, war schon an Zahl dem spanischen überlegen, denn es belief sich auf 250 000 Mann Infanterie und 50 000 Mann Kavallerie. Sobald Napoleon von Erfurt zurückgekehrt war, eilte er nach Bayonne und von da nach Vittoria, wo er am 8. November ankam. Unmittelbar darauf ließ er sein Heer zum Angriffe schreiten, und der Feldzug war kaum eröffnet worden, als ein Sieg auf den anderen folgte: am 10. November wurde Belvedere bei Gamonal unweit Burgos von Soult, am 10. und 11. Blake und la Romana bei Espinosa von Victor und Lefebvre besiegt, binnen zehn Tagen das ganze nördliche Spanien von Soult und Bessières unterworfen und am 23. November Castaños und Palafox bei Tudela vollständig geschlagen. Hätte damals nicht das Erscheinen der Engländer in Spanien die Hauptmacht der Franzosen im Nordwesten des Landes festgehalten, so würde Spanien gegen Ende des Jahres 1808 vollständig unterworfen worden sein.

Moore hatte seinen Marsch auf Madrid selbst gerichtet: Napoleon eilte daher zunächst zur Rettung dieser Stadt herbei. Er zog geradeswegs auf das hohe und kalte Guadaramagebirge und durch dessen höchsten Engpaß, die Somma Sierra, obgleich dieser Paß durch Batterien und durch ein spanisches Heer von 12 000 Mann verteidigt wurde: er verachtete die spanischen Soldaten allzusehr, um ihren Widerstand zu fürchten, und rechnete fest auf den Eindruck, welchen kühne Unternehmungen auf seine Soldaten zu machen pflegten. Bei der Erzwingung des Durchgangs durch den Paß von Somma Sierra bediente er sich sogar polnischer Reiter, um die Batterieen erstürmen zu lassen. Der Angriff derselben gelang vollständig: die Spanier

wurden gerade durch die unerwartete und abenteuerliche Art des Angriffs so überrascht, daß sie insgesamt davonliefen. Am 2. Dezember stand Napoleon vor Madrid, und obgleich diese Stadt auf jede Weise in Verteidigungszustand gesetzt worden war, so zog er doch schon am 4. infolge einer Kapitulation in dieselbe ein.

Auf die Nachricht von den Niederlagen der Spanier hatte sich Moore, anstatt nach Portugal zurückzukehren, gegen Asturien hin gewendet, um eine Verstärkung von 10 000 Mann, welche unter Bairds Führung am 11. November bei Coruña gelandet war, an sich zu ziehen und dann den Marschall Soult anzugreifen, welcher in jener Provinz stand. Er geriet jedoch bald in eine bedenkliche Lage, weil auf der einen Seite Junots ganzes Corps von Burgos her gegen ihn heranzog und auf der anderen Napoleon ihm den Weg nach Portugal zu verlegen suchte. Napoleon wiederholte damals das Wagestück, das er beim Übergang über den St. Bernhard und beim Ersteigen der Somma Sierra gemacht hatte: er zog mitten im harten Winter (am 23. Dezember) in das unwegsame Guadaramagebirge und überstieg dasselbe mit großem Verluste an Leuten, welche der furchtbaren Kälte, dem Mangel oder der Anstrengung beim Bahnen der Wege erlagen. Er kam jedoch zu spät; denn Moore hatte auf die Nachricht, daß Napoleon von Madrid nach Nordwesten hin aufgebrochen sei, bereits den Rückzug angetreten. In der Gegend von Benavente holten am 29. Dezember einige französische Schwadronen den Nachtrab der Engländer ein: sie wurden aber sogleich inne, daß es etwas anderes sei, mit spanischen, und ein anderes, mit englischen Truppen es zu thun zu haben. Sie mußten mit Verlust zurückweichen, und ihr Führer, der General Lefebvre-Desnouettes, geriet in Gefangenschaft. Moore setzte hierauf seinen Rückzug nach dem Hafen von Coruña fort. Die Verfolgung der Feinde überließ der Kaiser dem Marschall Soult, weil er am 2. Januar 1809 die Nachricht erhielt, daß Österreich im Begriffe sei, gegen ihn Krieg zu beginnen. Er begab sich aus diesem Grunde zunächst nach Valladolid, erteilte dort schnell die nötigen Befehle für die spanischen Angelegenheiten, ordnete zugleich die Rüstungen für den Österreichischen Krieg an und reiste dann am 17. Januar von Valladolid ab. Schon am 23. Januar kam er in Paris an.

Moore machte, verfolgt von Ney und Soult, einen allgemein bewunderten Rückzug. Obgleich er einen großen Troß mit sich schleppte und in bitterer Kälte durch unwegsame Gegenden ziehen mußte, so hielt er doch sein aus geworbenen Leuten aller Art bestehendes Heer in so streitfähigem Stande beisammen, daß seine Verfolger ein Treffen, das er ihnen am 8. und 9. Januar bei Lugot anbot, nicht anzunehmen wagten. Freilich wirkte dabei auch die gegenseitige Eifersucht der

feindlichen Führer mit, welche in Spanien den Franzosen oft verderblich wurde. Nach einem äußerst schwierigen Marsche, auf welchem er zuletzt 30 Stunden Weges in zwei Tagen zurücklegte, erreichte Moore die Stadt Coruña. Hier konnte er, da die Transportschiffe durch widrige Winde in Vigo zurückgehalten wurden, seine Scharen erst dann einschiffen, als die Anhöhen um die Stadt her von den Feinden besetzt waren. Er mußte sogar, um nicht beim Einschiffen seiner Truppen angegriffen zu werden, am 16. Januar ein blutiges Treffen liefern, in welchem er selbst den Tod fand und der zweite im Kommando, Baird, schwer verwundet wurde. Nichtsdestoweniger wurden die Franzosen zurückgetrieben, und das ganze englische Heer schiffte sich am 17. und 18. Januar ein.

Die Franzosen, die sich damals über ganz Spanien bis an die Grenze von Andalusien ausgebreitet hatten, würden wahrscheinlich auch diese Provinz bald besetzt und sogar Portugal wiedererobert haben, wenn Napoleon selbst in Spanien geblieben wäre. Seine Entfernung aber machte die Ausführung des von ihm entworfenen vortrefflichen Kriegsplanes unmöglich und zwar sowohl wegen der Ungeschicklichkeit, mit welcher die von ihm angeordnete obere Leitung des Krieges gehandhabt wurde, als auch wegen der zwischen den Marschällen bestehenden Uneinigkeit und Eifersucht. Napoleon übertrug seinem Bruder Joseph, als dem Könige des Landes, den Oberbefehl, nachdem er ihn vorher, wie die Franzosen höhnisch sagten, in Burgos bei dem anderen Gepäcke zurückgelassen hatte. Da Joseph kein Feldherrntalent besaß, so setzte Napoleon ihm den alten Marschall Jourdan zur Seite. Dieser bewies freilich nachher ausgezeichnete Talente; er war aber dem König Joseph ähnlicher als dem Kaiser Napoleon und als aufrichtig republikanisch gesinnter Mann dem Raub- und Mordsystem der andern Marschälle abgeneigt. Auch hatte er seit seinen Niederlagen im Jahre 1796 das Vertrauen des Heeres verloren. Weder er noch Joseph konnte also auf den Gehorsam der Marschälle und Generale rechnen, welche überdies gewohnt waren, nur dem Kaiser selbst pünktlich zu gehorchen, und die, wenn dieser nicht das Ganze leitete, ohne Rücksicht aufeinander handelten.

10. Österreich, Preußen und Rußland im Jahre 1809.

In Preußen bestanden, wie erwähnt, schon seit 1807 geheime Verbindungen zur Abwerfung des französischen Joches, in welchen der Haß gegen das Fremde, die Liebe zum Vaterlande und der Unwille über die Vernichtung des deutschen gemütlichen Lebens Männer von entgegengesetzten Berufsklassen miteinander vereinigt hatten. Diese

trennten sich freilich nachher wieder, als der gemeinschaftliche Zweck erreicht war, weil es dem größeren Teile der als Patrioten auftretenden Edelleute nur um die Wiederherstellung der alten Einrichtungen und Privilegien gegolten hatte. Nichtsdestoweniger war aber die Bewegung, welche damals in Preußen sich zeigte, ihrem Charakter nach eine nationale, und Männer wie Stein, Hardenberg, Schön und Wilhelm von Humboldt haben durch die That bewiesen, daß sie trotz ihrer aristokratischen oder doktrinären Vorurteile dem Volke wirklich helfen wollten. Ganz anders verhält es sich mit dem gleichzeitigen Streben österreichischer Aristokraten, unter dem Scheine des Patriotismus das deutsche Volk in Aufregung zu bringen.

In Wien hatte sich in den höchsten Kreisen eine rein aristokratische und diplomatische Verschwörung gebildet. Sie stand mit den Leitern der Bewegung in Preußen sowie mit unzufriedenen Großen anderer Länder in Verbindung und bildete gewissermaßen das Centrum einer Konspiration, welche den Adel von Europa in sich begriff und gegen Napoleon und sein neues Reich gerichtet war. Patriotismus, Freiheit und Recht dienten diesen Herren nur als Mittel, um in Deutschland das Volk zum Aufstande zu treiben und dadurch die Vernichtung alles Neuen vorzubereiten. Dem Volke selbst und seinem Leben standen sie ganz fern. Sie gaben daher auch, wie das Beispiel der Tiroler zeigte, das von ihnen aufgeregte Volk, sobald sie ihren Zweck erreicht hatten, ohne viele Umstände seinem Schicksal preis. Ebenso machten sie es mit den Enthusiasten, deren sie sich für ihre Kastenzwecke bedient hatten, und nachdem es ihnen endlich gelungen war, Napoleon zu stürzen, ruhten sie nicht eher, als bis die mit ihnen verbündeten vornehmen Glieder oder Schüler des preußischen Tugendbundes eingeschüchtert, die gemeinen und unvorsichtigen aber geächtet waren.

Den Mittelpunkt aller dieser antifranzösischen Bestrebungen bildete das Haus des russischen Gesandten Rasumowski in Wien, in welchem sich die ganze hochadlige Welt von Wien versammelte und die Pläne ausheckte, welche gegen die Universaltyrannei Napoleons ebenso wie auf Beibehaltung oder Wiederherstellung der alten aristokratischen Ordnung der Dinge gerichtet waren, und zu denen das deutsche Volk seine Fäuste hergeben sollte. Es waren Männer von sehr verschiedenem Wert, welche bei diesen Plänen sich begegneten: als die namhaftesten sind anzusehen in Österreich Graf Stadion, in Preußen der Freiherr vom Stein, in Hannover der Graf Münster sowie außerdem noch der frühere russische Gesandte in Neapel, Stockholm und Wien, Rasumowski, welcher damals als Privatmann in Wien lebte, der britische Bevollmächtigte in Konstantinopel, Sir Robert Adair, welcher während des Krieges von 1806 Gesandter in Wien gewesen war, und der

Corse Pozzo di Borgo, ein Familienfeind Napoleons, der beim Kaiser Alexander viel galt und stets zwischen Petersburg und Wien unterwegs war. Auch Damen waren bei dem Treiben der konservativen europäischen Aristokratie mit thätig. Zu diesen Damen gehörten besonders die Mutter des russischen Kaisers, die Königin Luise von Preußen, die Erzherzogin Beatrix, Mutter von Franz' II. dritter Gemahlin, die Fürstin Bagration, die Fürstin Lichnowski und die Gräfin Kaunitz. In diese Kreise führte Graf Stadion auch die beiden Gelehrten Friedrich von Gentz und Friedrich von Schlegel ein, welche vorher in Berlin gelebt hatten, dort aber nicht länger am rechten Platze waren, weil Männer wie Stein, Arndt und andere mit frivolen und sophistischen Verteidigern des Alten nichts zu thun haben wollten. Beide sollten den hohen Herren in Wien dazu dienen, vermittelst ihrer Feder im deutschen Volke Enthusiasmus für das Alte zu erwecken. Gentz mußte sich zwar 1808 auf Napoleons Verlangen für einige Zeit aus Wien entfernen; er schlug aber damals seinen Wohnsitz in Prag auf, knüpfte von dort aus Verbindungen mit den preußischen Feinden der Franzosen an und schrieb patriotische Aufsätze, welche überall eine bedeutende Wirkung erzielten. Schlegel, den man auf Stadions Empfehlung als Hofsekretär anstellte, wurde vom Erzherzog Karl in sein Lager gezogen und arbeitete die patriotischen Proklamationen aus, welche der Erzherzog beim Ausbruche des Krieges verbreiten ließ.

Die gegen Napoleon verschworenen Herren rechneten, wie man aus den in den ersten Monaten des Jahres 1809 verfaßten Denkschriften des Herrn von Schladen ersieht, bei ihren Bestrebungen auch auf die in Frankreich herrschende Unzufriedenheit sowie auf den Umstand, daß Napoleon seiner Natur nach nicht eher ruhen werde, als bis er sich durch seine eigenen Unternehmungen zu Grunde gerichtet habe. In Hinsicht auf das letztere macht Herr von Schladen in einer seiner Denkschriften die richtige Bemerkung: „Nie hat noch ein Eroberer oder ein Staat, der einmal den Hang zu Eroberungen gefühlt hat, sich selbst Grenzen gesetzt. — — Napoleon, wie alle seine Vorgänger, wird auch seine Staatsumwälzungen bis in die äußersten Teile der Welt fortsetzen, wenn ihn die Vorsehung nicht daran hindert. Müßte er dieser Lieblingsbeschäftigung seiner Einbildungskraft entsagen, der er sich seit seiner Jugend ausschließlich hingegeben hat, so würde dies für ihn einer Auflösung gleich sein, er wird niemals darein willigen. An Geist nicht erhaben genug, damit man seinen Anstrengungen einen edlen und großmütigen Zweck unterlegen könnte, befriedigt er nur eine Leidenschaft, so wie der Baumeister, der oft, um seinem Geschmack zu schmeicheln, ein Gebäude zerstört, bevor er es vollendet hat. Österreich und Rußland sind die Staaten, gegen welche Napoleons Angriffe nach

und nach gerichtet sein müssen." Derselbe preußische Staatsmann urteilte in der erwähnten Denkschrift sehr richtig, daß die vornehmen Konspiranten in Österreich sich über den rechten Zeitpunkt, das Äußerste zu wagen, getäuscht hätten, und daß es unter den damaligen Verhältnissen thöricht gewesen sei, auf die Unzufriedenheit der Franzosen und Deutschen die Hoffnung des Sieges zu bauen. Er fügt diesem Ausspruche noch die Bemerkung hinzu, daß die so offen betriebenen, übereilten und doch nicht im rechten Augenblicke vollendeten Rüstungen Österreichs das französische Volk nur reizen und trotz seines Widerwillens gegen Napoleon bewegen würden, zur Demütigung dieses Staates noch einmal die größten Anstrengungen zu machen.

Die Unzufriedenheit der Franzosen war damals allerdings groß. Sie hatte ihren Grund teils in den starken Aushebungen für den Spanischen Krieg, durch welchen Joseph Bonaparte auf seinem Throne erhalten werden sollte, teils in den grausamen Bestrafungen derer, die sich dem Kriegsdienste zu entziehen suchten, teils in dem unaufhaltsamen Fortschreiten ihres Kaisers zu einem Zerrbilde des alten monarchischen Systems. Napoleon wurde sogar zu derselben Zeit, als das Treiben der deutschen Aristokraten in ihm ernste Besorgnisse erweckte, durch die Berichte seiner geheimen Polizei gegen zwei Hauptwerkzeuge seiner Regierung, Talleyrand und Fouché, heftig erbittert und ließ beide seinen Zorn auf die härteste Weise empfinden. Er beschied gleich nach seiner Rückkehr aus Spanien (Januar 1809) diese Stützen seines Thrones, denen er nie ganz traute, die sich ihm aber unentbehrlich gemacht hatten, in sein Kabinett und überhäufte sie dort in Gegenwart von Cambacérès, Lebrun und dem Marineminister Décrès mit den härtesten und gröbsten Vorwürfen. Zugleich nahm er dem einen die Ehrenstelle und Besoldung eines Großkammerherrn; den anderen dagegen ließ er vor der Hand noch im Besitze des Polizeiministeriums. Doch wurden beide fortan selbst überwacht.

Die vornehmen antifranzösischen Konspiranten und die patriotischen Männer, welche mit Recht urteilten, daß vor allem der nichtswürdigen Herrschaft der Franzosen ein Ende gemacht werden müsse, suchten nicht nur die Unzufriedenheit in Deutschland zu nähren, sondern auch in verschiedenen Ländern Unruhen zu erregen, welche gleichzeitig mit dem Beginne des von Österreich vorbereiteten neuen Krieges ausbrechen sollten. Sie verbanden sich zu diesem Zwecke sogar mit Anhängern des Jakobinismus in Deutschland, Italien und der Schweiz. Ihre Absicht, das Volk für die Rettung der Aristokratie zum Aufstand zu reizen, gelang ihnen am vollkommensten bei den Tirolern. König Max von Bayern und sein Minister Montgelas hatten in diesem Lande eine neue und in Wahrheit bessere Ordnung der Dinge einführen

wollen; die Bevölkerung aber war, wie die der Schweizer Urkantone, allem Neuen instinktmäßig abhold und dagegen den Pfaffen mit Herz und Seele ergeben. Sie schienen also auch vorzugsweise zu einer Erhebung geneigt zu sein, und Herr von Hormayr, ein geborener Tiroler, ward deshalb zu ihnen gesandt, um sie zum Aufstande zu bewegen. Auch in andere Länder schickte die Konspiration ihre Agenten: zu diesen gehörte einer der heftigsten Feinde Napoleons, der Oberst Cossard, welcher nach Spanien geschickt wurde. Auf den Widerstand der Spanier gegen die ihnen aufgedrungene Fremdherrschaft setzte man überhaupt die größten Hoffnungen, und nicht nur Metternich hatte in Paris, wo er österreichischer Gesandter war, geheime Konferenzen mit Abgeordneten der spanischen Insurgenten, sondern sogar das russische Kabinett unterhielt mit diesen einen Verkehr. Napoleon wurde von diesem ganzen Treiben durch seine zahlreichen Späher genau unterrichtet: und außerdem bemühten sich auch die Regierungen der deutsch-französischen Vasallenstaaten redlich, die Fäden der Kabalen und Umtriebe aufzufinden und ihren Herrn und Gebieter zu warnen.

In Österreich hatte Erzherzog Karl das Kriegswesen, dessen Leitung ihm 1806 übertragen worden war, auf ähnliche Weise neu zu organisieren gesucht, wie Scharnhorst und Gneisenau in Preußen. Er hatte statt der Werbung die Aushebung eingeführt, eine Landwehr errichtet und das stehende Heer dadurch um ein Drittel vermehrt, daß er allen Regimentern ein drittes Bataillon beifügte, welches aus Rekruten bestand, und aus dem man, wenn diese eingeübt waren, die beiden anderen stets ergänzte. Leider vermochte er aber weder den Schlendrian und die Pedanterie der Verwaltung ganz zu beseitigen, noch auch in einem völlig aristokratischen Lande jene rücksichtslos strenge Disciplin einzuführen, welche Napoleons Heere so furchtbar machte. So groß daher auch die militärischen Talente des Erzherzogs und des Grafen Philipp Grünne, welcher unmittelbar unter diesem kommandierte, waren, so trat doch das alte System beiden immer wieder hemmend in den Weg. Sie mußten z. B. die Eröffnung des Krieges weiter hinausschieben, als sie an sich für gut fanden, nur weil die Verpflegungsanstalten ganz vernachlässigt und die für dieselben bestimmten Gelder unterschlagen worden waren.

Die fortwährenden Verbesserungen des Kriegswesens und die beständige Vermehrung der Truppen in Österreich erregten in Verbindung mit der lebhaften Bewegung in der hohen Gesellschaft großes Mißtrauen bei Napoleon. Er ließ deshalb schon im April 1808 von Bayonne aus den österreichischen Gesandten zu Paris, Metternich, mit beleidigenden Worten auffordern, Auskunft über die neuen Heereseinrichtungen und Rüstungen Österreichs zu geben. Die Antwort lautete

ausweichend. Nach Paris zurückgekehrt, behandelte Napoleon den Fürsten Metternich in öffentlicher Audienz (15. August) auf eine ebenso barsche Weise, wie früher Lord Whitworth und Markow: „Der deutsche Adel", sagte er ihm, „unzufrieden mit den hergestellten Veränderungen, erfüllt Deutschland mit seinem Hasse; von Rüstung zu Rüstung kommt ihr zu einem unerträglichen Zustand" — und als Napoleon hierauf nach Erfurt reiste, verbat er sich Metternichs Begleitung. Er wollte überhaupt Österreich dort nicht vertreten haben. Kaiser Franz schickte aber dessenungeachtet den Obersten Vincent mit einem eigenhändigen demütigen Schreiben, weil er den Ausbruch des Krieges damals noch zu verzögern wünschte. Dieser Zweck ward auch erreicht: nach dem Erfurter Kongreß erhielten die Rheinbundfürsten, welche vorher ihre Heere hatten in Lagern vereinigen müssen, die Weisung, diese Lager wieder aufzuheben. Es ward ihnen aber zugleich befohlen, ihre Truppen wieder zusammenzuziehen, sobald Österreich neue Anstalten zum Kriege treffe.

Österreich und England bemühten sich damals ebenso sehr, wie Napoleon, den russischen Kaiser für sich zu gewinnen, welcher nach dem mit Napoleon geschlossenen Offensiv- und Defensivvertrage beim Ausbruche eines Krieges den Franzosen Hilfe zu leisten verbunden war. Kaiser Alexander ließ sich durch die Österreicher und Engländer nicht von Frankreich abziehen, weil beide Mächte auf jede Weise seinen Plänen in der Türkei entgegenarbeiteten, während Napoleon sowohl in Tilsit als in Erfurt sich denselben günstig gezeigt hatte. Im Januar 1809 brachte Österreich sogar zwischen der Türkei und England einen Frieden zu stande, welcher gleich darauf die Hauptveranlassung des neuen Krieges der Österreicher mit Frankreich ward. Infolge dieses Friedens verlor nicht nur der französische Gesandte in Konstantinopel seinen bisherigen Einfluß, sondern es ward auch die Abtretung der Moldau und Walachei an Rußland in weite Ferne gerückt. Nichtsdestoweniger spielte Kaiser Alexander seit dem Erfurter Kongreß eine doppelte Rolle. Er unterhielt die Freundschaft mit Napoleon und schloß sich nicht an dessen Gegner an: dies geschah aber nur, weil die österreichischen Kriegsanstalten kein Vertrauen in ihm erweckten. Er trat daher auch insgeheim mit den spanischen Insurgenten in Verkehr und ließ durch seine Diplomaten Oubril, Tolstoy, Nesselrode, Tschernitschew und andere ein förmliches System der Spionage und Bestechung betreiben. Den französischen Gesandten in Petersburg, Caulaincourt, wußte er dadurch zu täuschen, daß er im Anfange des Jahres 1809 eine doppelte Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten einrichtete: die eine, durch welche Caulaincourt hinter das Licht geführt werden sollte, ward von dem Minister Rumjanzow in französischem



XV. 475. Erzherzog Karl von Österreich.

Sinne geleitet; die andere, welche vom Kaiser unmittelbar abhing, stand unter dem Einflusse der Kaiserin Mutter und des Freiherrn vom Stein. Übrigens hielt Alexander doch auch den preußischen König ab, der patriotischen Partei Gehör zu schenken, welche diesen zu bewegen suchte, zugleich mit Österreich die Waffen gegen Napoleon zu ergreifen. Er besprach sich zweimal, auf der Reise nach Erfurt, und als Friedrich Wilhelm ihn im Januar 1809 besuchte, mit dem preußischen Könige. Bei dieser Gelegenheit vertraute er demselben wahrscheinlich seinen geheimen Gedanken an und bewog ihn zu warten, bis bessere Zeiten gekommen sein würden.

11. Österreichs Krieg bis zur Schlacht bei Aspern.

Der Krieg zwischen Österreich und Frankreich brach Ende März 1809 aus. Im österreichischen Lager schwankte man fast bis zum letzten Augenblicke zwischen zwei Kriegsplänen hin und her, von denen der eine durch den Generalquartiermeister Mayer von Hohenfeld, der andere durch den Grafen Grünne vorgelegt worden war. Nach dem ersteren sollte das Heer auf dem gewöhnlichen Wege, längs der Donau hin, den Franzosen entgegenziehen; der zweite Plan beruhte auf der zugesagten Mitwirkung eines englischen Heeres, das an den Küsten der Nordsee ans Land gesetzt werden sollte, sowie auf der zuversichtlichen Erwartung von Aufständen und Volksbewegungen im nördlichen und mittleren Deutschland und bestimmte, daß das österreichische Heer von Böhmen nach Franken marschieren und den Kriegsschauplatz nach Norddeutschland und nach dem Rheinlande verlegen sollte. Am 20. Februar entschied man sich zwar, nachdem über dem Erwägen und Debattieren viele Zeit verloren gegangen war, für den letzteren Plan; schon vier Wochen später aber glaubte man den Entschluß wieder ändern zu müssen und zog den ersteren Plan vor, für welchen dann nichts vorbereitet war. Oberbefehlshaber des österreichischen Heeres war Erzherzog Karl. Das diesem unmittelbar untergebene Heer bestand aus acht Corps, etwa 194000 Mann; zwei andere Corps (66 000) waren unter Erzherzog Johann an der italienischen, ein drittes unter dem Marquis Chasteler an der Tiroler Grenze aufgestellt, um den Aufstand zu unterstützen, welcher nicht nur in Tirol, sondern auch in Istrien, Dalmatien und der Lombardei mit Sicherheit erwartet wurde. Auf der rechten Seite des Hauptheeres stand Erzherzog Ferdinand mit 35 000 Mann, um das Herzogtum Warschau zu besetzen und die Russen zu beobachten. Während Napoleon auch in diesem Kriege sein Vertrauen auf nichts anderes, als auf Säbel und Bajonett, auf geschickte Kombinationen und vor allem auf rasches

Handeln setzte, hegte man auf seiten der Gegner große Erwartungen von den Volksaufständen, welche die Adelsverbindung hervorzurufen gedachte, und von der Wirkung der Proklamationen, welche Gentz und Schlegel verfaßt hatten. Diese Proklamationen waren nicht nur an die Völker des österreichischen Kaiserstaates, sondern auch an die Deutschen, Italiener und Polen gerichtet. Sie forderten besonders die Deutschen zur Erhebung und zum Kampfe für Freiheit, Recht und Volkstümlichkeit auf und redeten also von idealen Gütern, für welche Österreich, soviel man sich erinnern konnte, bisher noch niemals seine Heere ins Feld geschickt hatte. Erzherzog Karl selbst soll sich nur ungern entschlossen haben, die in den Rasumowskischen und Stadionschen Kreisen gebilligten Proklamationen zu erlassen; ja, es heißt sogar, er habe diesen Krieg selbst nicht gebilligt, weil ihm das österreichische Wesen zu gut bekannt gewesen sei. In der That hatte auch Napoleon, als es zum Schlagen kam, nichts von der Wirkung der patriotisch klingenden deutschen Manifeste und Pamphlete zu empfinden: er sah im Gegenteil, daß die bayrischen und württembergischen Soldaten, mit denen er damals die ersten Siege erfocht, tapfer gegen die Österreicher kämpften und stolz auf die Anerkennung waren, die er ihrem Mute zollte. Die ihm verbündeten deutschen Regenten aber, auf deren Mitwirkung er bei dem ungeheuren Menschenverbrauch vornehmlich zählen mußte, knüpfte er gleich anfangs dadurch fester an sich, daß er am 24. April die Güter aller der Fürsten und Herren, welche in österreichischen Diensten standen, teils für seine Vasallen, teils für sich selbst einziehen ließ. Dies traf die Metternich, Stadion, Liechtenstein und andere Herren sowie den Erzherzog Anton, welcher als ehemaliger Hochmeister des Deutschen Ordens dessen Güter besaß.

Napoleon war des Sieges so gewiß, daß er für die infolge desselben vorzunehmenden Gelderpressungen seinen erprobten Blutsauger Daru gleich anfangs als Intendanten nach Deutschland schickte. Sein Heer, dem er den Namen Armee von Deutschland gab, erhielt durch die Truppen des Rheinbunds eine sehr bedeutende Verstärkung: die Leitung des Kriegs in Deutschland erhielt, bis Napoleon selbst kommen konnte, Marschall Berthier. In Italien ward die Armee des Vicekönigs Eugen aufgestellt; in Dalmatien befehligte Marmont. Das Herzogtum Warschau sollte Joseph Poniatowski mit dem schwachen polnischen Heere verteidigen; denn auf die Russen konnte man keine großen Hoffnungen setzen, auch erschienen sie mit ihrer vertragsmäßigen Hilfe spät und nicht gerade zahlreich.

Am 9. April rückte der Erzherzog Karl vom Inn her in Bayern ein, indem er dem König Max und dem französischen Marschall Lefebvre, welcher dessen Heer befehligte, förmlich den Krieg ankündigte. Er

würde, da Berthier trotz der Gegenvorstellungen von Davoust und Masséna die Armeen dieser beiden Generale zu sehr zersplittert hatte, gleich anfangs bedeutende Vorteile haben erringen können; allein er marschierte unbegreiflicherweise so langsam, daß er in sieben Tagen nur 18 Stunden Weges zurücklegte. Napoleon war sehr unwillig über den von Berthier begangenen Fehler und eilte aus Paris herbei, um denselben wieder gutzumachen. Am 18. April in Ingolstadt angelangt, warf er sich mit den bayrischen und württembergischen Truppen auf den linken Flügel der Österreicher, welcher unter dem Erzherzog Ludwig und dem Feldmarschall Hiller ebenso langsam, wie der rechte Flügel unter dem Erzherzog Karl, über Landshut vorrückte. Am 19. ward bei Thann und bei Pfaffenhofen blutig gestritten, und es gelang den Franzosen, die beiden Flügel ihrer Feinde voneinander zu trennen; am folgenden Tage wurde Hiller und Erzherzog Ludwig von Napoleon und Lannes bei Abensberg geschlagen und zum Rückzuge genötigt: unmittelbar darauf eilte Napoleon dem Marschall Davoust zu Hilfe, welcher mittlerweile den rechten Flügel der Österreicher fünf Tage lang zwischen Regensburg und Eckmühl bekämpft hatte, und am 22. April wurde dann in dem Treffen bei Eckmühl auch dieser Teil des österreichischen Heeres besiegt. Schon am folgenden Tage mußten die Österreicher nach blutigem Kampfe die Stadt Regensburg räumen, und Erzherzog Karl sah sich genötigt, mit dem Hauptheere auf die linke Seite der Donau und von da nach Böhmen zu marschieren, um frische Kräfte an sich zu ziehen: in fünf Tagen hatten sie so, ohne eine eigentliche Hauptschlacht, wohl ein Drittel ihres schönen Heeres eingebüßt. Die Franzosen drangen auf der rechten Donauseite unaufhaltsam vor, und bald mußten auch Hiller und der Erzherzog Ludwig auf das linke Ufer übersetzen, nachdem am 3. Mai Masséna und einer seiner Obersten, Coehorn, mit grausamer Aufopferung von Menschen die Traunbrücke bei Ebelsberg im Sturm genommen hatten.

Jetzt war der Weg nach Wien geöffnet, und schon am 13. Mai rückten die Franzosen abermals in diese Stadt ein, deren Kommandant, der junge Erzherzog Maximilian, nach kurzem Widerstande abzog, diesmal aber doch die Donaubrücken hinter sich abbrannte. Am 17. Mai ließ Erzherzog Karl durch Kolowrat den Versuch machen, über die von den Württembergern verteidigte Brücke von Linz auf das linke Donauufer vorzudringen und so die Franzosen in ihrem Rücken zu bedrohen. Dieser Versuch mißglückte jedoch, weil Kolowrat sein Heer geteilt hatte und deshalb nicht schnell durchdringen konnte, so daß Bernadotte Zeit erhielt, die von ihm befehligten Sachsen herbeizuführen. Die Besetzung des ganzen rechten Donauufers bis nach Wien nötigte den Erzherzog Johann, welcher den Vicekönig Eugen nach Verona zurückgetrieben

hatte, sich zurückzuziehen, um sein Heer über Ungarn mit der Hauptarmee in Verbindung zu setzen. Er erlitt auf seinem Rückzuge bedeutende Verluste. Zu gleicher Zeit war von Dalmatien her Marmont in Kroatien eingerückt, um sich mit der italienischen Armee zu vereinigen.

Napoleon wußte, daß die Österreicher verzagen würden, sobald sie eine entscheidende Schlacht verlören. Er beschloß also, über die Donau zu setzen und dem Erzherzog Karl, welcher in der Nähe der Hauptstadt auf der weiten Ebene des linken Ufers stand, eine Schlacht anzubieten. Zu diesem Zwecke wurden im Angesichte des feindlichen Hauptheeres drei Brücken geschlagen. Erzherzog Karl ließ dies ruhig geschehen und hinderte nachher die Franzosen ebensowenig am Übergange, weil auch er durch einen entscheidenden Kampf dem Kriege ein Ende zu machen wünschte. Er hatte nämlich alle Anstalten für eine auf dem linken Donauufer zu liefernde Schlacht getroffen und hegte die Hoffnung, daß es ihm während derselben gelingen werde, die Brücken zu zerstören und dann die Franzosen in die Donau zu drängen. Von den drei Brücken wurde die eine etwas oberhalb Wiens bei Nußdorf über das dort sehr schmale Flußbett erbaut, die zweite bei Spitz, die dritte unterhalb Wiens bei Ebersdorf: die letztere war die wichtigste. Sie führte über die 7500 m breite und 7680 m lange Insel Lobau nach derjenigen Stelle des linken Ufers, an welcher die Dörfer Aspern und Eßling liegen. Am 20. und 21. Mai setzten die Franzosen auf dieser Brücke über, und am letzteren Tage griffen sie, noch ehe ihr ganzes Heer hinübergegangen war, den Feind an. Der Kampf galt am 21. Mai dem Besitze der genannten Dörfer, um welche beide Teile mit gleicher Anstrengung und Tapferkeit den ganzen Tag hindurch stritten. Er blieb unentschieden, weil die Donaubrücken Schaden gelitten hatten und deshalb der ans andere Ufer gebrachte Teil der Franzosen keine Verstärkung an sich ziehen konnte. Am Abend und in der Nacht wurden jedoch die Brücken notdürftig wiederhergestellt und dann neue Divisionen des französischen Heeres auf das linke Ufer geführt. Schon am frühen Morgen des 22. Mai begann die Schlacht wieder, welche abermals bis zum Abend dauerte. Der Held des Jahrhunderts mußte in dieser Schlacht erfahren, daß er es nicht mehr mit geworbenen Söldnern, mit egoistischen Bureaukraten, mit eingebildeten Großen und prinzlichen Generalen zu thun habe, sondern mit dem Volke selbst und mit Männern, welche an Fürst, Vaterland und Ehre dachten. Der Unbesiegte erlitt hier eine wirkliche Niederlage, obgleich er selbst in seinen Bülletins dies nicht zugestand, und die französischen Berichterstatter noch jetzt es leugnen: er verlor 17 000 Mann an Toten und Verwundeten, und unter den ersteren befanden sich drei

ausgezeichnete Generale, Lannes, Saint-Hilaire und d'Espagne. Auch konnte sein Heer nur mit genauer Not auf die Insel Lobau gerettet werden, weil die Österreicher die Brücken durch abwärts treibende Schiffe und Balken zerstört hatten. Auf dieser Insel blieben die Franzosen mehrere Tage lang, bis die Brücken wiederhergestellt waren, von ihren übrigen Truppen abgeschnitten und dem Mangel wie der Witterung preisgegeben: es hätte, sollte es scheinen, kaum übermäßiger Energie bedurft, ihnen den Untergang zu bereiten. Masséna, welcher den Rückzug auf die Insel in musterhafter Weise gedeckt hatte, ward von Napoleon zum Fürsten von Eßling ernannt.

12. Aufstände in Tirol, Polen und Norddeutschland.

Während des Österreichischen Krieges zeigte sich in vielen Gegenden Deutschlands das Volk ganz anders, als Napoleon dasselbe in den früheren Kriegen kennen gelernt hatte. In Hessen, Hannover und Preußen kam es zu vereinzelten Aufständen, in Tirol zu einer allgemeinen Empörung. Diese Erscheinungen waren ebenso, wie der Charakter, den der Spanische Krieg gleich anfangs annahm, und wie die Äußerungen der Unzufriedenheit in Frankreich, Zeichen einer allgemeinen Gärung, von welcher jedoch Napoleon selbst nichts wissen, mit sehenden Augen nichts sehen wollte, weil er durch den Götzendienst, den man mit ihm trieb, ganz verwöhnt worden war.

Bei den Tirolern hatte sich, seitdem sie 1806 bayrisch geworden, gerade das Gegenteil von dem gezeigt, was in neuester Zeit überall sichtbar ist. Um die Mitte der neunzehnten Jahrhunderts, nach der Krisis von 1848—1852 wollten die Regierungen stillstehen oder rückwärts gehen, die Völker aber fortschreiten; in Tirol dagegen wollte damals das Volk stehen bleiben, die Regierung aber fortschreitend die Macht des Pfaffentums brechen und an die Stelle der mittelalterlichen Einrichtungen neue Formen und Verhältnisse setzen. Daher galt es den Tirolern, als sie sich von den gegen Napoleon verschworenen Herren zum Aufstande treiben ließen, nur um die Erhaltung ihrer alten Vorurteile, und ihre Begeisterung für das Österreichische Kaisertum beruhte nur darauf, daß dieses jeden Fortschritt zum Besseren gehemmt, ihre alten Vorurteile selbst geteilt und beschützt hatte. Dagegen hatte aber der Tiroler Aufstand doch auch eine sehr rühmliche und für jeden besseren Deutschen jener Zeit erfreuliche Seite. Der ausdauernde und aufopfernde Heldenmut des dortigen Volkes erweckte um so größere Bewunderung, je schlaffer sich die übrigen Deutschen und die Italiener gezeigt hatten. Außerdem freute sich jeder patriotisch

Gesinnte der aus diesem Kampfe geschöpften Erkenntnis, daß in dem Nationalgeiste und in der Kraft des Volkes eine Macht liege, welche dem Helden und Vergewaltiger des Jahrhunderts mit weit größerer Aussicht auf Erfolg entgegentrete, als die in alter Weise organisierten, von unfähigen Männern der vornehmen Welt geleiteten Heere.

Der Aufstand wurde schon im Jahre 1808 durch den Freiherrn Joseph von Hormayr, einen gebornen Italiener, und durch den österreichischen General Marquis Chasteler, der für einen Tiroler gelten wollte, eingeleitet und organisiert. Unter den Tirolern selbst traten als Leiter des Aufstands mehrere fanatische und beschränkte, aber in ihrer Art achtungswerte und tüchtige Männer auf. Die bemerkenswertesten von diesen waren der Sandwirt von Passeier, Andreas Hofer, der Kapuziner Haspinger, mehrere andere Leute aus dem Volke, wie Speckbacher, Schenk und Mayer, und endlich der Advokat Schneider und der Wirt Riedmüller, welche beiden letzgenannten die Vorarlberger zum Aufstande brachten. Im Februar 1809 kamen Hofer und andere nach Wien, um sich über die Ausführung des im Januar entworfenen Planes zu verständigen. Im März reiste auf Chastelers Befehl der Tiroler Landwehrmajor Teimer durch ganz Tirol und traf Anstalten zum verabredeten Aufstande. Am 9. April rückte endlich Chasteler mit einer Heeresabteilung in Tirol ein, Laufzettel mit den Worten: „Im Namen des Erzherzogs Johann! Es ist Zeit!“ gingen von Gemeinde zu Gemeinde, von Hand zu Hand, und nun erhoben sich in verschiedenen Thälern die Einwohner. Der bayrische General Kinkel, welcher in Innsbruck lag, erließ in der Meinung, durch Strenge schrecken zu können, den Befehl, jeden, den man mit Waffen in der Hand antreffe, zu erschießen: er gab aber damit nur das Signal zu gleichem Verfahren auf seiten der Aufständischen.

Das Glück begünstigte anfangs die Insurgenten, unter deren Führern Andreas Hofer das größte Ansehen hatte. Es gelang den Bauern, schon am 12. April Innsbruck zu besetzen und am 13. 4000 Bayern und Franzosen unter General Bisson zur Kapitulation zu zwingen: am 15. abends hielt Chasteler mit den Truppen seinen Einzug. Nur Kufstein, welches jedoch eingeschlossen wurde, blieb in der Gewalt des Feindes: die Tiroler schickten hierauf drei Deputierte an Kaiser Franz, und dieser ließ ihnen feierlich erklären, daß er durchaus auf keinen Frieden eingehen werde, der nicht Tirol und Vorarlberg wieder an seine Monarchie knüpfe. Die Insurgenten hatten unterdessen sowohl in Tirol als auch in Vorarlberg mit Glück gegen die wiedereingedrungenen Bayern und Franzosen gefochten. Wenn diese auch einmal einen Sieg errungen hatten, so war derselbe doch stets mit vielem Blute erkauft worden. Außerdem erlitten die Bayern, so oft

sie durch ein Thal zogen, schwere Verluste durch herabgerollte Steine oder mehr noch durch die Kugeln der im Hinterhalte lauernden Schützen, wofür sie selbst alsdann an den kämpfenden Landleuten, an den Wohnungen derselben und sogar an ihren Weibern und Kindern furchtbare Rache übten. Im Mai waren die Bayern unter Wrede endlich wieder siegreich vorgedrungen, und am 19. dieses Monats hatten sie Innsbruck aufs neue besetzt. Gleich darauf war Chasteler aus Tirol abgezogen, weil er durch eine von Napoleon ausgegangene Drohung in Schrecken gesetzt worden war. Napoleon hielt nämlich in seiner Erbitterung über die hartnäckigen Volkskämpfe den Marquis Chasteler, den österreichischen Abgeordneten bei den spanischen Insurgenten Cossard und den geschäftigen Agenten des russischen Ministeriums, seinen Landsmann Pozzo di Borgo, für seine ärgsten persönlichen Feinde. Er hatte daher den ersteren durch ein Dekret vom 5. Mai ebenso, wie mehrere Monate früher den Freiherrn vom Stein, in die Acht erklärt und zwar mit dem Zusatze, daß Chasteler, wenn man seiner habhaft werde, binnen 24 Stunden erschossen werden solle. Kaiser Franz hatte sich zwar des Marquis angenommen, indem er die Erschießung desselben an zwei gefangenen französischen Generalen zu rächen drohte. Chasteler hatte aber über seinen Schrecken nicht Herr werden können und deshalb Tirol verlassen.

Mit dem Ende des Monats Mai schien durch das siegreiche Vordringen der Bayern der Aufstand völlig unterdrückt zu sein. Wrede und der französische General Lefebvre, zu dessen Heeresabteilung die Bayern gehörten, glaubten deshalb mit Zurücklassung von nur 6000 Mann unter Deroy zur Napoleonischen Hauptarmee gehen zu können. Die Bayern hatten sich jedoch kaum entfernt, als die Tiroler aufs neue zu den Waffen griffen. Unter großen Verlusten mußten jene sich über die Grenze zurückziehen und zu derselben Zeit, als die Nachricht von der Schlacht bei Aspern ankam, waren Tirol und Vorarlberg ganz frei. Von beiden Ländern aus machten die Insurgenten sogar Streifzüge nach Bayern und Schwaben. In Vorarlberg, wo Hormayr und Schneider an der Spitze standen, wurde eine gewisse Ordnung in die Leitung des Aufstandes gebracht und eine Interimsregierung eingerichtet; im eigentlichen Tirol dagegen, wo Hofer, Speckbacher und Zoppele aus Sarnthal das Volk anführten, bestand ein förmliches Bauernregiment. Doch sorgte Hofer für die nötigen Verteidigungsanstalten, ließ Verhaue anlegen, Wege abgraben, Thäler und Pässe durch Felsen und Ketten sperren und an passenden Stellen Steinbatterieen zum Herabrollen aufhäufen. Alle Verteidigungsanstalten und alle Tapferkeit halfen aber am Ende nichts, weil, wie wir weiterhin sehen werden, die Diplomaten auch damals wieder dem Vorteile

ihrer Kaste die Ehre des Regentenhauses und die Früchte der Begeisterung zum Opfer brachten.

Während Tirol im Aufstande war, hatten die Österreicher auf der entgegengesetzten Grenze ihres Reiches einen verunglückten Kriegszug unternommen, bei welchem ebenfalls auf den im Volke herrschenden Franzosenhaß gerechnet worden war. Erzherzog Ferdinand war Mitte April in das Herzogtum Warschau eingedrungen. Er hatte das schwache polnische Heer unter Joseph Poniatowski zurückgedrängt und am 21. April die Stadt Warschau besetzt. Die vom Fürsten Galizyn angeführten Russen, welche noch acht Märsche von Warschau entfernt waren, benahmen sich auf zweideutige Weise, und man rechnete von seiten Österreichs sogar darauf, daß Rußland und Preußen sich demnächst an Napoleons Gegner anschließen würden. Diese Hoffnung veranlaßte den Erzherzog, bis nach Thorn in Westpreußen vorzudringen. Sie zeigte sich jedoch bald als nichtig: der preußische König wollte nicht eher einen entscheidenden Entschluß fassen, als bis die Österreicher einen Hauptsieg errungen hätten; und der Kaiser von Rußland suchte aus Politik die Freundschaft mit Frankreich vorerst noch zu erhalten, obgleich er dem Oberbefehlshaber seines Heeres ausdrücklich gebot, nicht über die Weichsel hinaus vorzugehen. Erzherzog Ferdinand sah sich daher Mitte Mai wieder zum Rückzuge nach Galizien genötigt.

Auch die von einigen Offizieren in Norddeutschland gemachten Versuche, den Franzosenhaß zu kühnen militärischen Unternehmungen zu benutzen, hatten keinen Erfolg; sie dienten vielmehr zunächst nur dazu, der französischen Verfolgung deutscher Patrioten den Schein des Rechtes zu verleihen. Durch diese Versuche konnte das Volk selbst schon deshalb nicht in Bewegung gebracht werden, weil sie auf einem rein aristokratischen Boden erwachsen waren und zunächst keinen anderen Zweck hatten, als die beschimpfte militärische und Staatsehre am Feinde zu rächen. Ihre Bedeutung bestand darin, daß sie die Aussicht gewährten, den unentschlossener König von Preußen vielleicht zur Teilnahme am Österreichischen Kriege hinzureißen: aus diesem Grunde wurden sie auch von Männern in den wichtigsten politischen oder militärischen Stellungen in Preußen insgeheim unterstützt. Der erste, der es wagte, den Franzosen mit einer Handvoll Leute tollkühn entgegenzutreten, war der preußische Hauptmann von Katt. Dieser pflanzte beim Beginne des Österreichischen Krieges in der Altmark die Fahne der Empörung auf und suchte mit einer Anzahl ehemaliger preußischer Soldaten die Festung Magdeburg zu überrumpeln. Sein schlecht überlegtes Unternehmen wurde jedoch mit leichter Mühe vereitelt; die preußische Regierung selbst mußte, um den Schein der Teilnahme an

seinem Beginnen von sich abzuwenden, die fliehende Schar verfolgen lassen. Katt rettete sich nach Böhmen.

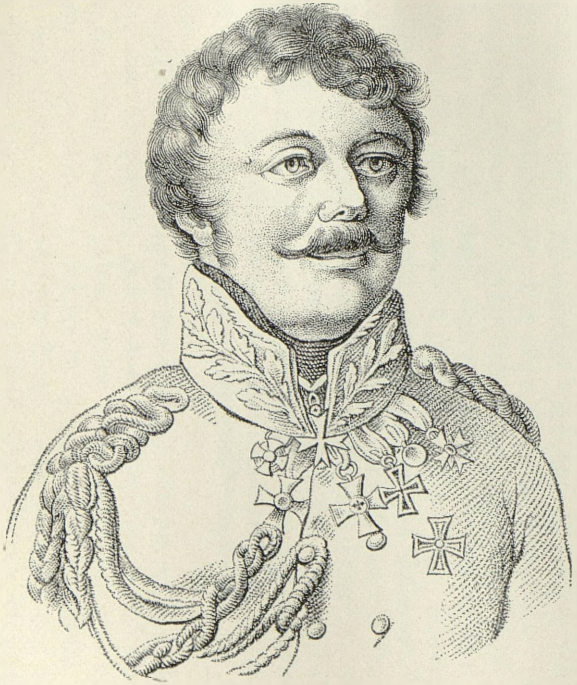
Ebenso leicht und schnell wurde der Bauernaufstand im Königreich Westfalen unterdrückt, welchen Herr von Dörnberg, Oberst in der westfälischen Jägergarde, im April hervorrief. Bei diesem Unternehmen waren außer Dörnberg noch einige andere Gardeoffiziere und Hofleute des Königs Hieronymus und sogar der nichts weniger als mutige Geschichtschreiber Johannes von Müller, damals Minister des Unterrichts in Westfalen, letzterer freilich nicht als Teilnehmer, sondern nur als Mitwissender, beteiligt. Die Sache war mit dem alten Kurfürsten von Hessen selbst, der als Flüchtling in Prag lebte, verabredet worden; und diesem wieder zur Herrschaft zu verhelfen sowie den ganzen alten Zustand der Dinge wiederherzustellen, war der Endzweck des Komplotts. Die hessischen Bauern aber ließen sich ohne große Anstrengung zur Empörung reizen, weil sie über die Mißhandlung, die sie von den fremden Soldaten und Kommissaren zu erdulden hatten, in hohem Grade erbittert waren. Am 21. April erhob sich eine zahlreiche Bauernschar in der Umgegend von Kassel und rückte gegen die Stadt heran. Zu gleicher Zeit hatte die dortige Garnison vermittelst der am Komplott beteiligten Offiziere zum Abfall bewogen werden sollen. Die Sache nahm jedoch, wie vorauszusehen war, einen kläglichen Ausgang. Dörnberg brachte, als er die Soldaten aufzuwiegeln versuchte, nur sieben Mann zum Abfalle; er begab sich hierauf zu den Bauern und führte sie gegen die Stadt; der Kriegsminister Eblé zog diesen aber entgegen und jagte sie in einer Viertelstunde auseinander. Ein ähnlicher Versuch, den man mit einer Bauernschar gegen die Stadt Marburg machte, wurde ebenfalls im Keime erstickt, und Dörnberg rettete sich nach Böhmen, wo er sich, wie Katt, an den Herzog von Braunschweig-Öls anschloß. Gegen die anderen Urheber und Teilnehmer der Empörung verfuhr König Jerome auf eine edle Weise: keiner von ihnen wurde ums Leben gebracht, und er gestattete sogar den jungen Leuten aus Dörnbergs Familie, welche in der Kriegsschule zu Braunschweig erzogen wurden, das Verbleiben in derselben; der Kurfürst in Prag dagegen, an welchen Dörnberg seinen Bruder geschickt hatte, lobte das Unternehmen höchlich, wollte aber die verlangten 30 000 Thaler erst zahlen, wenn die Pläne gelungen wären.

Wichtiger, als die Aufstandsversuche Katts und Dörnbergs, waren die Unternehmungen des Majors von Schill und des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Öls, obgleich beide ebenfalls scheiterten. Diese Unternehmungen hatten zwar auch bloße Soldaten zu Urhebern und nichts als die Wiederherstellung des Alten zum Zwecke; sie brachten

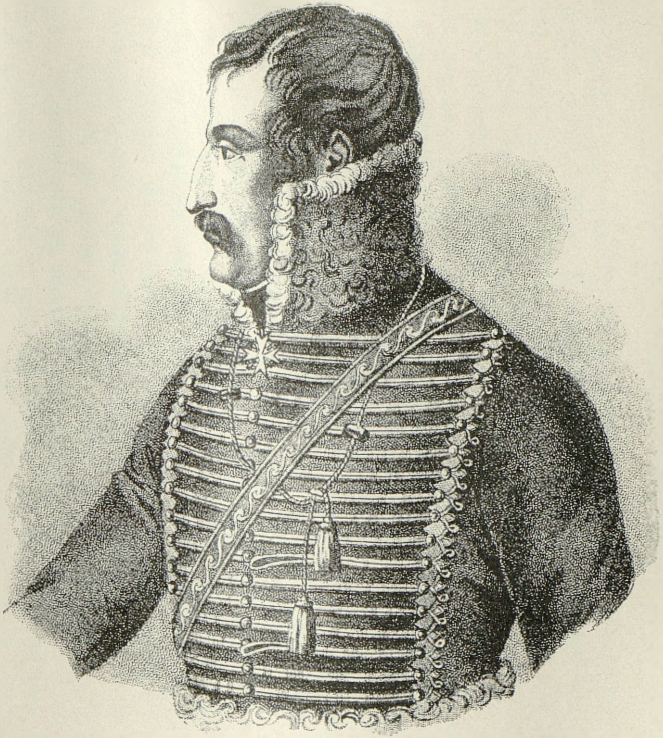
aber einesteils ans Licht, daß in den Deutschen noch nicht die Kraft und der Nationalsinn erstorben waren, und andernteils wirkte der Tod, welchen Hunderte von tapferen Männern bei diesen Versuchen erlitten, durch die erweckte Teilnahme und Begeisterung mehr, als unter den damaligen Umständen ein vorübergehender Sieg derselben hätte wirken können.

Der Lieutenant Ferdinand von Schill, der sich bei der Verteidigung Kolbergs sehr ausgezeichnet hatte, war dafür als Nationalheld gepriesen, zum Major ernannt und im Dezember 1808 nach Berlin versetzt worden. Hier hatte man ihn mit Enthusiasmus empfangen, und seine Verherrlichung war zu einer Art Modesache geworden: dies brachte ihm, der ein tapferer Soldat, aber kein Feldherr war, eine übertriebene Meinung von sich selbst bei und verleitete zugleich eine Anzahl junger Leute, mit ihm vereint das Unmögliche zu beginnen. Schill entwarf den Plan, sein Husarenregiment zu einem plötzlichen Einfalle in das Königreich Westfalen zu bewegen, in welchem damals des Österreichischen Krieges wegen nur wenige französische Truppen standen. Er hoffte durch sein Beispiel auch andere preußische Regimenter zu dem gleichen Schritte hinzureißen und infolgedessen den König von Preußen in eine solche Lage zu versetzen, daß er sich, um nicht das Opfer von Napoleons Zorn zu werden, wider Willen zum Kriege entschließen müsse. Seine Soldaten fesselte Schill durch freundliches Benehmen und durch Feste, die er ihnen zuweilen gab, an sich; um aber seinen Plan unerwartet ausführen zu können, ließ er jeden Tag sein Regiment mit vollem Gepäcke zum Exerzieren ausrücken. Der aristokratische Bund Steins sowie Scharnhorst, General Lestocq, der Gouverneur der Mark, Tauenzien, und andere höhere Staatsbeamte waren von Schills Absicht unterrichtet und erwarteten große Dinge von ihm. Auch mit Dörnberg und dem Herzoge von Braunschweig stand er im Einvernehmen.

Am 28. April 1809 führte Schill sein Regiment auf den gewöhnlichen Exerzierplatz vor der Stadt. Dort forderte er mit begeisterten Worten Soldaten und Offiziere zur Befreiung des Vaterlandes auf, trug ihnen seine Absichten vor und riß alle ohne Ausnahme zur Teilnahme an dem Unternehmen hin. Mehrere Tage später zogen auch einige Hundert Mann Fußvolk von Berlin aus, um sich ihm anzuschließen. Schill wandte sich zuerst nach Wittenberg, wo er von der schwachen sächsischen Besatzung zwar nicht eingelassen, aber auch nicht am Übergange über die Elbe gehindert wurde. Von dort marschierte er zunächst nach Dessau, Köthen und Bernburg. Dann machte er den Versuch, die von nur 2600 Mann besetzte Festung Magdeburg zu überrumpeln; dies gelang ihm aber nicht, weil er kein Geschütz hatte. Er



XV. 484. **Generalmajor Freiherr von Lützow.**
(Führer des nach ihm benannten Freicorps von 1813.)



Major Ferdinand von Schill.
(Reproduktion des Stiches von F. W. Bollinger; nach L. Wolf.)

schlug hierauf eine nördliche Richtung ein. Unglücklicherweise verlor er gerade damals einen seiner Offiziere, welcher mehr militärisches Talent hatte, als er selbst. Dieser Offizier war der später als Anführer eines nach ihm benannten Corps enthusiastischer Freiwilliger berühmt gewordene Adolf von Lützow, der durch eine Wunde gehindert wurde, ferner mit ihm zu ziehen. Schills Corps wuchs zwar auf dem weiteren Marsche durch zuströmende Mitkämpfer bis auf mehrere Tausend Mann an; an die erwartete Erhebung des Volkes im Königreich Westfalen aber war nicht zu denken. Auch zogen jetzt von allen Seiten westfälische, dänische und holländische Truppen gegen ihn heran, welchen nicht nur der König von Westfalen für vogelfrei, Napoleon in einem Bülletin vom 9. Mai für einen „Räuber, der sich im letzten Krieg mit Verbrechen bedeckt habe", erklärte, sondern auch sein eigener König zugleich mit allen denen, die ihm gefolgt waren, als Deserteur zu behandeln befahl. Die feindliche Übermacht war zu groß, als daß man den Kampf mit ihr hätte aufnehmen können. Schill beschloß deshalb, mit seiner Schar über Dömitz und Stralsund an die Küste der Ostsee zu ziehen, wo er von den dort kreuzenden englischen Schiffen aufgenommen zu werden hoffte. Er verlor jedoch auf diesem Zuge viel Zeit, und als er am 25. Mai in die Stadt Stralsund eindrang, deren Werke ein halbes Jahr vorher geschleift worden waren, hatte sich ihm eine weit überlegene Truppenmacht genähert, die ihn von allen Seiten her einschloß. Er und seine Enthusiasten suchten sich durch schnell errichtete Schanzen in Stralsund festzusetzen; schon am 31. Mai aber wurden sie, trotz ihrer tapferen Gegenwehr, von den eindringenden Dänen und Holländern überwältigt. Schill selbst verlor im Kampfe durch eine Kugel aus den Reihen der holländischen Jäger das Leben. Diejenigen seiner Gefährten, welche nicht entweder auf preußisches Gebiet entrannen oder gleich ihm den Heldentod starben, hatten ein schreckliches Los zu erleiden; sie wurden von den Franzosen für Raubmörder (brigands) erklärt, die Offiziere erschossen, die Gemeinen nach Frankreich auf die Galeeren gebracht. Diese Grausamkeit wirkte jedoch mehr, als irgend etwas anderes, auf die Erweckung des bei den Deutschen sehr wenig entwickelten Rachegefühls, welches vier Jahre später die deutsche Jugend gegen die Franzosen in die Waffen brachte.

Schills und Dörnbergs Unternehmungen würden vielleicht doch im Rücken des französischen Heeres einen für dasselbe bedenklichen Aufstand zur Folge gehabt haben, wenn sie genau zu derselben Zeit begonnen worden wären, zu welcher der Herzog von Braunschweig, unterstützt von einem österreichischen Corps, seine Freischar aus Böhmen nach Sachsen führte. Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-

Öls, der Sohn des bei Jena tödlich verwundeten Herzogs Ferdinand, hatte in Böhmen etwa 1000 junge Leute gesammelt, mit denen er einen Aufstand im Königreich Sachsen hervorzurufen und dann nach Braunschweig und Hannover auszubreiten gedachte. Diese Freischar, zu deren Führern auch Katt, Dörnberg und andere tüchtige Offiziere gehörten, bestand nicht nur aus patriotisch schwärmenden jungen Männern, sondern auch aus solchen Leuten, denen jede andere Triebfeder als die soldatischer Tapferkeit fremd war. Sie kündigte sich durch ihre Kleidung selbst als ein Rachecorps an: jeder Soldat trug eine schwarze Uniform und am Tschako war ein weißer Totenkopf mit zwei kreuzweis gelegten Totengebeinen zu sehen. Man nannte deshalb diese Schar die Schwarze Legion.

Am 21. Mai brach Herzog Wilhelm in das Königreich Sachsen ein und besetzte die Stadt Zittau. Er erhob dort sogleich Kontributionen, was dann freilich das sächsische Volk nicht für ihn und sein Unternehmen begeistern konnte. Da die sächsische Armee auf dem Kriegsschauplatze an der Donau war, so mußte man zum Schutze des Landes schnell einige Truppen sammeln. Dies geschah durch den von der Schlacht bei Jena her bekannten Obersten Thielemann, welcher schon längst durch Spione von den Plänen des Herzogs Wilhelm unterrichtet worden war. Es gelang ihm anfangs, die Schwarze Legion zurückzudrängen. Jetzt rückte aber zur Unterstützung derselben der österreichische General Am-Ende mit einem Corps, welches auf 10 000 Mann angegeben wird, in Sachsen ein, und das kleine sächsische Heer mußte zurückweichen. Am 11. Juni ward Dresden, am 22. sogar Leipzig besetzt. Man suchte hierauf das Volk zur Teilnahme am Befreiungskriege zu treiben: es meldeten sich auch mehrere Hundert Freiwillige, und der österreichische Feldmarschall Kienmayer wurde beauftragt, das sich bildende Volksheer zu organisieren. Allein teils der österreichische Schlendrian, teils das gewaltthätige Benehmen der Legion, welches beim Volke keine große Sympathie erweckte, verdarben alles. Gleich darauf erschienen westfälische und holländische Truppen unter Gratien und dem König Jerome, und diese drängten in Verbindung mit dem sächsischen Heere ihren Feind nach Böhmen zurück. Im Juli wurden zwar Jerome und Gratien durch den Einbruch eines österreichischen Corps in Franken genötigt, sich aus Sachsen zurückzuziehen, und General Am-Ende drang aufs neue bis nach Dresden vor; aber unmittelbar darauf schloß das österreichische Kabinett infolge der Schlacht bei Wagram einen Waffenstillstand, vermöge dessen die der Schwarzen Legion gewährte Unterstützung zurückgezogen werden mußte.

Des Herzogs Wilhelm wollte sich Österreich bei den Friedensunter-

handlungen nur unter der Bedingung annehmen, daß er dem Anspruche an sein ererbtes Fürstentum entsage, obgleich Österreich ihn bisher als souveränen Herzog von Braunschweig anerkannt hatte. Dieser Bedingung sich zu unterwerfen, verschmähte Wilhelm, der den Kampf als „deutscher Reichsfürst, nicht als österreichischer General begonnen": er faßte vielmehr den kühnen Entschluß, sich an die untere Weser durchzuschlagen, um von da nach England überzusetzen. Gegen Ende Juli brach er mit 1200 Mann zu Fuß, 700 Reitern und 6 Kanonen aus Sachsen auf. Er selbst führte die Reiterei, zwei ehemalige braunschweigische Offiziere von Talent, Bernewitz und Korfes, die Infanterie und Artillerie. Die Schar hatte sich kaum in Marsch gesetzt, als holländische und westfälische Truppen unter Gratien und Reubel ihr von Bremen und Erfurt her den Weg zu verlegen suchten und ein westfälisches Regiment sich bei Halberstadt aufstellte, um sie von Braunschweig abzuschneiden. Diese Truppen wurden zu Halberstadt von Wilhelm am 30. Juli angegriffen und zersprengt; 2000 Mann, ebensoviele als der Herzog zählte, wurden zu Gefangenen gemacht, die Offiziere behielt er als Geiseln bei sich. Am 31. Juli erschien er vor den Thoren von Braunschweig, zog aber nicht in die Stadt selbst ein, um den Einwohnern nicht wegen der offenen Anerkennung seines Rechts Unheil zu bereiten. Am Tage darauf griff er bei Ölper ein mehr als dreimal stärkeres Corps Reubels an und drängte dasselbe zurück. Von hier marschierte er nach Hannover, wo er am 3. August öffentlich Tafel hielt. Schon am 7. August erreichte er die unterhalb Bremen liegenden Hafenplätze Elsfleth und Brake, eignete sich alle dort befindlichen Fahrzeuge zu, fuhr auf denselben die Weser hinab und gelangte glücklich, zur Freude aller deutschen Patrioten, zu der englischen Flotte, welche vor der Mündung dieses Flusses lag.

Der heldenmütige Zug des Herzogs Wilhelm, der selbst Napoleon ein Wort des Beifalls entlockte, ward in Deutschland wie ein kaum begreifliches Wunder angesehen, obgleich das Gelingen desselben nicht allein der Tapferkeit des Herzogs und seiner Schar zuzuschreiben ist, sondern auch der Ungeschicklichkeit Reubels und dem Beistand, den die Einwohner des Landes aus Haß gegen die Franzosen allenthalben der Schwarzen Legion bei ihrem Durchzug gewährten. Der schöne Zug erfüllte die Gemüter der Patrioten mit größeren Hoffnungen und förderte die Bestrebungen des preußischen Bundes: er machte außerdem zugleich mit dem Tiroler Kriege einen solchen Eindruck auf die deutsche Jugend, daß in der nächsten Zeit die abenteuerlichsten Pläne, sich der Fremdherrschaft zu entledigen, entworfen wurden. Als Beispiel kann die That eines sächsischen Jünglings, Friedrich Staps aus Naumburg, dienen. Dieser, ein 18jähriger Jüngling, wollte bei einer Revue, welche

Napoleon am 12. Oktober in Schönbrunn hielt, als ein zweiter Mucius Scävola den französischen Kaiser im Angesichte seiner Truppen ermorden. In dem Augenblicke, als er sich dem Kaiser näherte, wurde er festgenommen, verhört und, da er die Gnade, die ihm Napoleon anbot, abwies, zum Tode geführt.

13. Ausgang des Österreichischen Krieges.

Nach der Schlacht bei Aspern ließ Napoleon nicht nur die Brücken, welche die Lobau und die kleinen Donauinseln mit dem rechten Ufer verbanden, wiederherstellen und befestigen, sondern auch noch sechs neue Brücken erbauen und dieselben durch starke Befestigungswerke decken. Er selbst leitete mit unermüdlicher Thätigkeit die Ausführung dieser Maßregeln. Erzherzog Karl hinderte dieselben nicht, weil er den Franzosen den Übergang nicht streitig machen wollte. Dagegen legte er um so mehr Bedeutung auf die Behauptung von Preßburg und Raab. Von dort sollte sich auch der Erzherzog Johann mit seinem Bruder in Verbindung zu setzen suchen. Napoleon schickte daher, ehe er sein Heer wieder über die Donau hinüberführte, eine Truppenabteilung unter Eugen Beauharnais nach der ungarischen Grenze. Er hatte früher gehofft, die Ungarn würden sich für Frankreich gewinnen lassen, und sie in einer Proklamation nach seiner Weise zum Abfall von Österreich aufgefordert: er sah sich aber in dieser Hoffnung bald getäuscht, da die Ungarn dem Erzherzog Johann freiwillig ein sogenanntes Insurrektionsheer darboten. Um so größere Vorteile gewährte dem französischen Kaiser auch diesmal der Zustand des österreichischen Kriegswesens. Dieser rief 1809 bei den Österreichern dieselben schmählichen Erscheinungen hervor, die sich 1806 im Kriege mit Preußen gezeigt hatten. So gab z. B. der General Jellachich am 25. Mai bei St. Michael in Steiermark 4500 Mann durch Kapitulation in die Hände der Feinde, obgleich er im offenen Felde stand und weder eingeschlossen, noch auch von einer überlegenen Macht bedroht war. Gerade zu derselben Zeit überlieferten zwei Generale mit französischen Namen (Moitelle und Lefebvre) auf eine noch schimpflichere Weise das befestigte Laibach ohne Schwertstreich den Franzosen; sie riefen bei dieser Gelegenheit sogar den Feind selbst zu Hilfe, um sich gegen ihre eigenen Truppen schützen zu lassen. Ein Oberstlieutenant Plunket schickte nicht nur dem herannahenden Feinde das Anerbieten einer Kapitulation entgegen, sondern ersuchte ihn auch durch einen Kurier, schleunig zu kommen, ließ seine Soldaten, weil er sich vor dem guten Geiste derselben fürchtete, die Gewehre in der Stadt niederlegen und führte sie dann vor die Thore, damit sie sich der Ausführung der Kapitulation nicht widersetzen könnten.

Einem Hauptmann, der nicht gehorchen wollte, erklärte er vor den Soldaten, er werde ihn dem Feinde als einen Verräter ausliefern.

Als Erzherzog Johann von Komorn nach Raab vorzudringen suchte, rechnete er darauf, daß der Ban von Kroatien, Graf Ignaz Giulay, der sich schon auf dem Rückwege von Verona nachlässig und ungehorsam benommen hatte, am 13. Juni bei ihm eintreffen werde: dieser erschien aber nicht, und Johann blieb im entscheidenden Augenblicke sich selbst überlassen. Dazu kam nun noch, daß Johann mit seinem Bruder, dem Erzherzog-Palatin Joseph, welcher die Ungarn ihm zugeführt hatte, uneinig war, und daß keiner von beiden die Befehle des anderen befolgen wollte. Als daher der Vicekönig Eugen am 14. Juni die Österreicher bei Raab angriff, wurden diese nach kurzem Kampfe geschlagen und Johanns Absicht vereitelt. Acht Tage später wurde das befestigte Raab, welches nicht hinlänglich mit Munition versehen war, den Franzosen übergeben. Dagegen behauptete sich Preßburg unter dem Kommando Bianchis gegen Davoust, welcher diese Stadt belagerte und Ende Juni den schönsten Teil derselben, ohne daß er selbst den geringsten Nutzen davon hatte, zusammenschießen ließ. Johann zog sich nach Komorn zurück und konnte nicht mehr daran denken, die Vereinigung mit seinem Bruder Karl, welcher im Juni eine entscheidende Schlacht liefern wollte, anders als auf dem linken Donauufer zu suchen. Bald nachher erhielt er von Karl den Befehl, auf das rechte Ufer zurückzugehen, und die Franzosen, die sich für den Donauübergang bei Wien zusammenzogen, in Verlegenheit zu setzen; er zauderte und zögerte aber, bis es zu spät war. Ebenso kam er, als ihn sein Bruder endlich zur Teilnahme an der entscheidenden Schlacht herbeirief, wiederum fast einen Tag zu spät. Man hat ihn damit entschuldigt, daß sein Bruder Karl sich mehrere Tage hindurch einen Wechsel in seinen Plänen und Befehlen habe zu Schulden kommen lassen, und die Schuld der verlorenen Schlacht auf ihn zu wälzen, ist in der That ungerecht. Übrigens gehorchte auch der General Hiller dem Oberbefehlshaber nicht unbedingt; er legte sogar in einer Zeit, wo ein General wie er sehr nötig war, sein Kommando nieder.

Gegenüber den immer wiederkehrenden Nachlässigkeiten der österreichischen Heerführer, ihrer Zwietracht untereinander, ihrem Schwanken und Zaudern und der Langsamkeit, mit welcher alles vollzogen wurde, erscheint die Thätigkeit Napoleons und seiner Generale, die Einheit und Sicherheit in ihren Unternehmungen und der Geist, welcher alle Teile des französischen Heeres durchdrang, im glänzendsten Lichte. Dieser Kontrast zeigte sich nirgends auffallender, als in den Anstalten, welche Napoleon im Juni und am Anfange des Juli zu einer neuen entscheidenden Schlacht traf. Bis zum letzten Augenblicke wußte er

den Erzherzog Karl über den Punkt, wo er seine Truppen auf das linke Donauufer übersetzen lassen wollte, zu täuschen. Er hatte für diesen Übergang auf der Insel Lobau mehrere Brücken zimmern lassen, welche nachher mit erstaunlicher Schnelligkeit an einer bestimmten Stelle aufgeschlagen wurden. Er selbst war so unermüdlich thätig und aufmerksam, daß er in der Zeit vom 4. bis zum 6. Juli 60 Stunden zu Pferde saß.

Am 4. und 5. Juli gingen die Franzosen über die neuerbauten Brücken auf das linke Donauufer hinüber, und am Tage darauf ward die entscheidende Schlacht geliefert. In dieser Schlacht, welche nach dem Dorfe Wagram benannt wird, standen gegen 300 000 Mann und eine ungemein große Zahl Geschütze, zum Teil vom schwersten Kaliber, einander gegenüber. Die Franzosen waren in derselben eine Zeitlang in Gefahr, eine völlige Niederlage zu erleiden, da ihr einer Flügel unter Masséнas Führung zurückgeschlagen wurde; Napoleon wußte aber durch ein Meisterstück der Taktik das Treffen wiederherzustellen, und um vier Uhr nachmittags mußte sich Erzherzog Karl, nachdem seine Truppen zwölf Stunden lang gekämpft hatten, vom Schlachtfelde zurückziehen Da er dies in vollkommener Ordnung that, so konnte von einer eigentlichen Niederlage, die er erlitten habe, keine Rede sein. Der Verlust war auf beiden Seiten gleich groß, obgleich die prahlenden Bülletins der Franzosen auch bei dieser Gelegenheit alles zum Nachteile der Feinde übertrieben. Sie redeten z. B. von 20 000 gefangenen Österreichern, und doch versichert Savary, daß während des ganzen Krieges von 1809 auf beiden Seiten keine 20 000 Mann zu Gefangenen gemacht worden seien. Nach den sehr wahrscheinlichen Berichten der Österreicher verloren diese etwa 23 000 Mann an Toten und Verwundeten sowie gegen 8000 Mann als Gefangene, machten aber ihrerseits ebenfalls 7000 Mann zu Gefangenen, nahmen, während sie selbst nur neun Kanonen verloren, dem Feinde elf Kanonen und eroberten zwölf Adler und Fahnen. Der sonstige Verlust der Franzosen kann nicht viel geringer gewesen sein als der der Österreicher.

Die Schlacht bei Wagram zeigte gleich der bei Aspern die Österreicher doch in einem ganz anderen Lichte, als alle Schlachten seit der von Marengo. Dies nützte aber nichts, weil gleich darauf die Österreicher verzagten und die Franzosen alle Vorteile eines Sieges ernteten. Dessenungeachtet wuchs seit jenen beiden Schlachten allen Völkern der Mut; sie erkannten, daß es möglich sein werde, durch Ausharren im Kampfe dem neuen weströmischen Kaiser und seinen Prätorianern, Legaten und Präfekten Schranken zu setzen. Erzherzog Karl zog sich vom Schlachtfelde nach Znaim in Mähren zurück, und Napoleon ließ, um ihm

schneller folgen zu können, seine Verwundeten zwei heiße Tage hindurch auf dem Schlachtfelde liegen. Von Znaim aus trug Karl auf einen Waffenstillstand an. Er war des Kommandos überdrüssig geworden, da er mit seinen Brüdern in ewigem Streite lag und von den am Hofe einflußreichen Männern und Damen heftig angefeindet wurde. Auch mochte er einsehen, daß auf die Leute, die ihn umgaben, bei einem heldenmütigen Wagestücke nicht zu rechnen sei. Für Napoleon war dies wieder eine besondere Gunst des Schicksals; denn er selbst bedurfte damals des Friedens mehr als seine Gegner. Preußen erwartete nur das Signal eines entschiedenen Erfolges, um sich zu erheben; in Spanien waren die französischen Heere nicht glücklich; dem Kaiser von Rußland war nicht zu trauen; der Aufstand in Tirol ward furchtbarer und drohte sich weiter über Deutschland zu verbreiten; auch die ungarische Nation schien, wenn Kaiser Franz einen heroischen Entschluß faßte, zur Ergreifung der Waffen geneigt: und endlich zeigten sich, wie wir später sehen werden, auch in Frankreich und sogar im Napoleonischen Heere selbst Spuren der Gärung. Napoleon mußte also schnell einen Frieden zu stande zu bringen suchen. Dies erleichterten ihm die Verhältnisse am österreichischen Hofe bis zu dem Grade, daß er sich sogar das Ansehen geben konnte, als wenn er den Frieden aus Gnade gewähre.

Napoleon ging aber ungeachtet der erwähnten Umstände nicht eher auf den Antrag des Erzherzogs Karl ein, als bis Fürst Johann von Liechtenstein in seinem Lager erschien und alles das bewilligte, was man als Unterpfand des Friedens forderte. Mit diesem ward am 12. Juli der Waffenstillstand von Znaim abgeschlossen, welcher zugleich die Präliminarien des künftigen Friedens enthielt. Nach demselben wurden alle deutschen Provinzen Österreichs nebst einem Teile von Galizien und Mähren den Franzosen zu einstweiligem Besitze überlassen und die Tiroler durch die Zurückrufung der österreichischen Truppen ihrem Schicksal preisgegeben. Die Bedingungen des Waffenstillstandes von Znaim gewährten also dem Kaiser Napoleon einen zweifachen Vorteil von großer Bedeutung: sie verschafften ihm auf der einen Seite dadurch, daß er ein Drittel der Österreichischen Monarchie auch fernerhin besetzt hielt, die Möglichkeit, die Friedensbedingungen vorzuschreiben; auf der anderen Seite rechtfertigten sie vor der ganzen Welt die Prahlereien vom Siege bei Wagram sowie alles Schimpfen und Schmähen über die erbärmliche Beschaffenheit der österreichischen Regierung und befestigten aufs neue die schwankend gewordene Meinung von der Dauer des kolossalen Napoleonischen Reiches. Kaiser Franz trug diesmal einiges Bedenken, zu ratifizieren; doch that er es am 18. Juli, weil er gerade wegen seiner vielen Ratgeber ratlos war,

und weil man ihm bewies, daß die Unordnung im Heere und die Uneinigkeit der Befehlshaber keinen guten Erfolg von einer Erneuerung des Krieges erwarten ließen. Erzherzog Karl legte am 31. Juli den Oberbefehl nieder. Als der Waffenstillstand angenommen worden war, kamen nicht nur alle Vorräte und Arsenale der Städte, welche nach den Bestimmungen desselben den Franzosen übergeben werden mußten, in deren Gewalt, sondern Napoleon schrieb auch noch dazu unerschwingliche Kontributionen aus. Zu diesen kamen dann noch große Summen, welche Masséna, Davoust und andere Generale und Offiziere für sich erpreßten. Wieviel Geld damals in dem auf jede Weise gedrückten Lande erhoben wurde, mag man daraus ermessen, daß gleich anfangs 237 Millionen gefordert wurden, und daß der unbarmherzige Daru der Erhebung vorstand.

14. Unternehmung der Engländer gegen die Insel Walcheren.

Die Engländer, welche seit dem März 1807 von einem Ministerium aus den Tories beherrscht wurden, hatten allein aus dem Kriege mit Napoleon Vorteil gezogen. Sie hatten, um nur von den letzten vier Jahren zu reden, die Reste der französischen und spanischen Flotte zerstört, die Seemacht der Dänen vernichtet und sich der von Siniawin befehligten russischen Flotte bemächtigt. Sie hatten ferner San Domingo für den spanischen König erobert und den Franzosen ihre Besitzungen am Senegal sowie im Februar 1809 auch Martinique und Cayenne genommen. Im Jahre 1807 hatten sie auch die dänische Insel Helgoland besetzt, welche sogleich zu einem Stapelplatze für Konterbande gemacht wurde und bis zum heutigen Tage für die Nordsee dasselbe geblieben ist, was für den Ocean das Kap und St. Helena, für das Mittelmeer Gibraltar, Malta und die Jonischen Inseln, für das Rote Meer der Felsen von Aden, für den indischen Archipel Malakka und Singapore, für die chinesischen Gewässer Hongkong sind. Die Engländer hielten endlich seit 1805 die Insel Sizilien sowie seit 1808 Portugal bis zum Sturze Napoleons besetzt.

Übrigens war zur Zeit des Österreichischen Krieges die in England herrschende Oligarchie nicht weniger uneinig unter sich und in Zwist mit ihren Generalen, als die österreichische, und die beiden Häupter des Ministeriums, Canning und Castlereagh, zeigten ihre Zwietracht oft ebenso öffentlich, wie die Erzherzöge Karl und Johann. Dagegen wurde aber das damalige Tory-Ministerium seit dem Jahre 1808 vom Glücke ebenso begünstigt, wie acht Jahre früher das französische Direktorium. Ausgezeichnete Admirale verschafften durch ihre glücklichen Unternehmungen zur See, einer der größten Generale der

neueren Zeit, Sir Arthur Wellesley, durch seine Siege in Spanien diesem Ministerium ebenso einen meist unverdienten Ruhm und Glanz, wie das Direktorium sich mit den Lorbeeren Bonapartes, Masséнas, Soults und anderer geschmückt hatte. Zugleich zeigten sich die Generale und Truppen der Engländer schon seit 1808, ehe noch Wellesley in Spanien seine Talente offenbarte, den Franzosen gegenüber ganz anders, als alle österreichischen Generale bis 1809, als die preußischen und russischen in den Jahren 1806 und 1807 und als alle spanischen Armeen und Generale im ganzen Laufe ihres Krieges. Dies erklärt sich ganz einfach daraus, daß Kraft, Konsequenz und Rücksichtslosigkeit ebenso der englischen Aristokratie, wie der Napoleonischen Autokratie eigen waren, und daß diese drei Eigenschaften im Leben stets den Sieg erhalten, während Sittlichkeit und Seelenadel in praktischer Hinsicht oft hemmend wirken.

In Bezug auf Sittlichkeit bieten die Hauptpersonen der damaligen englischen Regierung, so kirchlich und rechtgläubig sie auch waren, ein sehr trauriges Bild dar. Die innere Geschichte Englands ist gerade zur Napoleonischen Zeit sehr reich an Skandalen der ärgsten Art. Wir können jedoch der Darstellung dieser Skandale hier keinen Raum gewähren und geben nur des Beispiels wegen einige kurze Andeutungen. Lord Melville, welcher an der Spitze der ostindischen Angelegenheiten stand, hatte sich als Minister erwiesenermaßen Betrügereien zu Schulden kommen lassen, wurde aber von seinen Standesgenossen im Oberhause freigesprochen. Der Herzog von York, König Georgs III. Sohn, frönte allen Arten von Ausschweifungen, stürzte sich durch leidenschaftliches Spiel und unerhörte Verschwendungen in eine untilgbare Schuldenlast und machte als Oberbefehlshaber alles von den Empfehlungen seiner Mätresse Marianne Clarke abhängig. Er wurde dafür 1809 im Parlament angeklagt, und es kamen bei Gelegenheit seines Prozesses die schamlosesten Dinge öffentlich zur Sprache. Er sah sich infolge dieser Untersuchung genötigt, seine Stelle als Oberbefehlshaber niederzulegen; bald nachher war aber alles wieder vergessen, er übernahm seine Stelle aufs neue und fuhr fort zu schwelgen und Schulden zu machen. Auch dem Kriegsminister Castlereagh wurden 1809 im Parlament die gröbsten Fehler im Spanischen Kriege sowie noch andere arge Vergehen vorgeworfen, welche sein eigener Kollege Canning für bedeutend und für begründet erklärte. Nichtsdestoweniger ließ das Parlament auf Cannings eigenen Antrag diese Vorwürfe ununtersucht.

Vor dem Beginne des Österreichischen Krieges hatte das englische Ministerium versprochen, mit einer Kriegsmacht in Belgien, Holland und Niederdeutschland zu erscheinen, um eine Diversion zu Gunsten der Österreicher zu machen; und Erzherzog Karl hatte deshalb anfangs

den Krieg nicht in Bayern, sondern in Franken eröffnen wollen, zu seinem Glücke aber diesen Plan wieder aufgegeben, weil die Engländer Wort zu halten versäumten. Dagegen erschien im April 1809 eine englische Flotte vor der französischen Hafenstadt Rochefort und vernichtete durch das neu erfundene Zerstörungsmittel der Congreveschen Raketen sechs Linienschiffe und zwei Fregatten der Franzosen. Als dies geschah, hatte das englische Ministerium bereits eine der größten See-Expeditionen gegen Frankreich vorbereitet. Diese sollte dazu dienen, das französische Heer zur Umkehr aus Österreich zu zwingen und zugleich dem Hafen von Antwerpen und der im Hafen von Vlissingen liegenden französischen Flotte dasselbe Schicksal zu bereiten, welches 1807 der Stadt Kopenhagen und 1799 der holländischen Flotte bereitet worden war. Zur Ausführung dieses Planes kam es jedoch erst im Juli, als der Waffenstillstand von Znaim bereits abgeschlossen war. Man konnte also nur noch an die Erreichung des einen der beiden beabsichtigten Zwecke denken: auch dieser aber scheiterte an der Langsamkeit des englischen Oberbefehlshabers und an den Maßregeln, welche von den Franzosen mit großer Raschheit ergriffen wurden.

Am 30. Juli 1809 landete die englische Flotte, welche außer vielen anderen Fahrzeugen 39 Linienschiffe und 36 Fregatten, 85 kleine Schiffe sowie eine Bemannung von 60 000 Soldaten und Matrosen zählte, auf der holländischen Insel Walcheren. Von hier hätte man sich so schnell wie möglich gegen das unbeschützte Antwerpen wenden sollen; statt dessen verlor aber der Oberbefehlshaber der Landungstruppen, Lord Chatham, ein älterer Bruder des verstorbenen Ministers William Pitt, die beste Zeit mit der Belagerung von Vlissingen. Als er am 15. August diese Stadt durch Kapitulation einnahm, waren in Belgien bereits solche Verteidigungsanstalten getroffen worden, daß Chatham nicht einmal den Versuch machen konnte, die Stadt Antwerpen anzugreifen. Der bloße Besitz von Vlissingen und den anderen Städten der Insel Walcheren konnte den Engländern um so weniger etwas nützen, als die Herbstfieber jener Gegenden Tausende ihrer Soldaten hinrafften. Schon am 11. September kehrte daher Chatham mit der Hälfte der Truppen nach England zurück. Die andere Hälfte sollte zwar den Besitz von Vlissingen sichern; aber auch sie litt durch Krankheiten so sehr, daß man sie im Dezember ebenfalls nach England zurückbringen mußte. Vor der Rückkehr derselben füllte man jedoch aus den nach Walcheren gebrachten Warenvorräten die Magazine Hollands, wobei die Einwohner dieses Landes, von ihrem Könige insgeheim unterstützt, hilfreiche Hand boten. Dies war der einzige Vorteil, welchen die Expedition auf Walcheren dem englischen Volke brachte.

Er war aber sehr teuer erkauft worden; denn die Expedition hatte die englische Staatsschuld um 20 Millionen Pfund vermehrt, von den eingeschifften Truppen war fast die Hälfte gestorben, und auch unter dem Reste derselben befanden sich nicht weniger als 12 000 Kranke. Das so kostspielige Unternehmen rief daher in England laute Klagen, auch bittere Worte von seiten der Opposition im Parlament hervor, die aber freilich der herrschenden Oligarchie keinen weiteren Schaden brachten.

Diese Expedition der Engländer nach Walcheren hat noch eine besondere Wichtigkeit dadurch erhalten, daß Napoleon bei Gelegenheit derselben mit Fouché, Bernadotte und anderen bedeutenden Männern seines Reiches in einen Zwist geriet, welcher gefährlicher war, als alle englischen Landungen. Der Kaiser befand sich damals gegenüber seiner Nation, seinem Heere und sogar den Männern seiner nächsten Umgebung in einer nicht unbedenklichen Lage. Das französische Volk war durch die unaufhörlichen Truppenaushebungen und durch die Willkürlichkeiten der Polizei in eine gereizte Stimmung gebracht worden. Auch manche Geistliche trugen ihren Teil dazu bei, indem sie mit Hinweisung darauf, daß Napoleon im Banne sei, das Volk aufhetzten. Außerdem gab es geheime Gesellschaften, die sich auch im Heere so ausbreiteten, daß man nicht wagte, öffentlich gegen ihre Mitglieder zu verfahren. Es wird sogar, was ganz gewiß eine bloße Verleumdung ist, behauptet, der Oberst Oudet sei bei Wagram nicht durch eine feindliche Kugel, sondern auf Napoleons Befehl getötet worden, weil er angeblich das Haupt des sogenannten Philadelphenbundes gewesen sei. Endlich hatten Fouché und Talleyrand mit ihren alten Bekannten aus der Revolutionszeit insgeheim eine antibonapartistische Partei gebildet, die von ihnen je nach den Umständen für oder gegen Napoleon gebraucht werden konnte. Man darf zwar auf das Treiben dieser von Napoleon emporgehobenen Männer keine zu große Bedeutung legen: jedenfalls hatte sich aber das Verhältnis derselben zu Napoleon, welcher ihrer nicht entbehren konnte, geändert, und der Kaiser wußte recht wohl, daß sie mit unzufriedenen Demokraten und Aristokraten in Verbindung standen und ihm nur so lange ergeben seien, wie das Glück ihm treu bleibe.

Zu den Männern, welche mit Fouché und Talleyrand einen Kreis von Unzufriedenen bildeten, gehörte auch der Marschall Bernadotte. Dieser hatte von jeher mit Napoleon in einem gespannten Verhältnisse gelebt, obgleich er als der Gatte einer Schwester von Joseph Bonapartes Gemahlin der kaiserlichen Familie sehr nahe stand: die Entfremdung beider war aber in der letzten Zeit durch verschiedene Vorfälle noch vermehrt worden. In der Schlacht bei Auerstädt hatte

Bernadotte zu spät die Ordre empfangen, sein Corps mit dem des Fürsten von Eckmühl zu vereinigen, und mußte dafür von diesem dienstwilligen Werkzeuge des Napoleonischen Bedrückungssystems den Vorwurf hinnehmen, daß er ihn absichtlich nicht habe unterstützen wollen. In der Schlacht bei Wagram hatte das von Bernadotte befehligte sächsische Heer trotz der Vorstellungen, welche dieser dagegen erhob, fortdauernd das stärkste Feuer des Feindes aushalten müssen. Bernadotte hatte hierin eine vorsätzliche Kränkung gefunden, und es war darüber zwischen ihm und dem Kaiser zu einem hitzigen Wortwechsel gekommen: außerdem hatte Bernadotte zum Ärger Napoleons in einem Tagesbefehle sich und den Sachsen das Hauptverdienst des Sieges zugeschrieben. Er war dafür in einem Tagesbefehle Napoleons auf kränkende Weise zurechtgewiesen worden, während dieser den General Macdonald, einen Feind Bernadottes, auf dem Schlachtfelde umarmt und ihn, Oudinot und Marmont zu Marschällen ernannt hatte. Bernadotte hatte hierauf beleidigt das Heer verlassen und sich nach Paris begeben. Hier schloß er sich an Fouché an, welcher damals neben dem Polizeiministerium auch die Geschäfte des erkrankten Ministers des Innern verwaltete. Bei Gelegenheit der englischen Landung auf Walcheren bot Fouché die Nationalgarden von ganz Frankreich zur Verteidigung auf und gebrauchte in dem deshalb erlassenen Ausschreiben einige vielleicht absichtlich gewählte Ausdrücke, die man so verstehen konnte, als wenn die Nation sich nötigenfalls auch ohne den Kaiser helfen könne. Napoleon war darüber erbittert und sah überhaupt mit großem Mißtrauen die Fürsorge an, welche gerade Männer, die ihm stets verdächtig waren, zum Schutze Frankreichs und zur Rettung Antwerpens trafen, ohne vorher seine Befehle abgewartet zu haben: Bernadotte erhielt im August zwar mit Napoleons Zustimmung das Kommando der gegen die Engländer abgeschickten Truppen; der Kaiser umgab ihn aber mit Unterbefehlshabern, welche jeden seiner Schritte beobachten und nötigenfalls hindern sollten. Beide Männer gerieten bei dieser Gelegenheit noch mehr in Zwietracht. Bernadotte weigerte sich, in seinen öffentlichen Angaben Übertreibungen, welche Napoleon verlangte, gutzuheißen, und erregte überdies noch dadurch Argwohn, daß er Unzufriedene um sich sammelte und mit verdächtigen Leuten in Paris korrespondierte. Er wurde schon am 24. September wieder vom Kommando entbunden und durch Bessières ersetzt. In Paris, wohin er sich wieder begeben hatte, durfte er wegen seines Verhältnisses zu Fouché und zu anderen vornehmen Demokraten nicht bleiben. Doch hielt es Napoleon nicht für ratsam, ganz mit ihm zu brechen. Außer ihm wurden noch sieben andere Generale aus Paris entfernt: gegen

Fouché wagte Napoleon erst im Sommer des nächsten Jahres einen Schritt zu thun.

15. Der Friede von Schönbrunn und das Ende des Kampfes in Tirol.

Die nach dem Waffenstillstande von Znaim eröffneten Friedensunterhandlungen zogen sich lange hin und gerieten zweimal sogar ins Stocken. An dieser Verzögerung war allerdings anfangs die englische Expedition nach Walcheren schuld; die Geschichte der damaligen Unterhandlungen ist aber an und für sich noch immer sehr dunkel. Jedenfalls wurde in Österreich während derselben von neuem gerüstet, und das dortige Kabinett wußte ebensowohl wie das englische, daß die innere Lage Frankreichs eine längere Abwesenheit Napoleons von Paris nicht gestatte.

Die offiziellen Friedensverhandlungen fanden in dem ungarischen Städtchen Altenburg zwischen Metternich und Champagny statt; zu gleicher Zeit unterhandelten aber auch die beiden Kaiser selbst insgeheim durch Vertraute. Als endlich Napoleon sah, daß die österreichische Armee sich täglich verstärkte, daß der Tiroler Aufstand immer bedenklicher wurde, daß die Unzufriedenheit in den von Franzosen besetzten Provinzen auf eine bedenkliche Weise zunahm, half er sich durch das schon öfters von ihm erprobte Mittel der Einschüchterung. Er drohte mit einer Auflösung der Österreichischen Monarchie und nahm die Miene an, als wenn er des Kaisers jüngeren Bruder, den Großherzog Ferdinand von Würzburg, an dessen Stelle setzen wolle. Diese und ähnliche Drohungen sprach er gegen zwei Günstlinge des Kaisers Franz, den Fürsten Johann von Liechtenstein und den Grafen Bubna, aus, auf deren Charakter das von ihm angewandte Mittel, schnell zum Ziele zu gelangen, berechnet war. Er erreichte seinen Zweck vollständig. Die genannten beiden Herren setzten durch ihre Meldung den Kaiser Franz so sehr in Schrecken, daß dieser gegen den Willen Metternichs und des Grafen Stadion, unter dessen Einfluß die auswärtigen Angelegenheiten Österreichs noch immer standen, durch Liechtenstein unterhandeln und am 14. Oktober den Friedensvertrag zu Schönbrunn unterzeichnen ließ. Schon am 18. Oktober bestätigte er denselben.

In diesem Schönbrunner oder, wie man ihn auch nennt, Wiener Frieden verlor der Kaiser von Österreich 2058 Quadratmeilen Land mit viertehalb Millionen Einwohnern. Er mußte außerdem nicht nur 85 Millionen Gulden an Frankreich zahlen, sondern auch der Kontinentalsperre beitreten und alle Könige der Familie Bonaparte sowie alle von Napoleon getroffenen oder noch zu treffenden Änderungen in

Italien, Spanien und Portugal anerkennen. Ja, Kaiser Franz ließ sich durch seine herzlosen Ratgeber, denen seine eigene Herzlosigkeit wenig Widerstand entgegenzusetzen hatte, sogar bewegen, seine Einwilligung dazu zu erteilen, daß Tirol in zwei Teile zerrissen werde, von denen der eine an Bayern zurückfallen, der andere aber zu Napoleons italienischen Besitzungen geschlagen und folglich der Rache der erbitterten Franzosen preisgegeben werden sollte: ungeachtet ein kaiserliches Handbillet den Tirolern zugesichert hatte, daß der Kaiser keinen anderen Frieden unterzeichnen werde, als einen solchen, der dieses Land unauflöslich an seine Monarchie knüpfe. Von den übrigen abgetretenen Provinzen kam das Salzburgische, Berchtesgaden, das Innviertel und die Hälfte des Hausruckviertels an Bayern, welchem ein halbes Jahr später auch noch gegen Zahlung einer Rente von 400000 Frank Baireuth und das Bistum Regensburg, das bisher dem Fürsten Primas unterthan gewesen war, zugeteilt wurde. Rußland erhielt ein Stück von Ostgalizien mit 400 000 Einwohnern. Das Herzogtum Warschau und das Königreich Sachsen wurden durch West- oder Neugalizien mit anderthalb Millionen Einwohnern, durch sechs böhmische Dörfer und durch den mit Österreich gemeinschaftlichen Besitz der Salzbergwerke von Wieliczka vergrößert; es mußten aber dafür jährlich zehn Millionen Frank an Frankreich gezahlt und das polnische Heer auf 60000 Mann gebracht werden. Württemberg erhielt Mergentheim, welches dem Erzherzog Anton gehört hatte, und mußte dafür Nellenburg an Baden abtreten. Aus einem Teile von Südtirol und aus Kärnten, Krain, Triest, Istrien, einem Stücke Kroatiens und anderen östlich und südöstlich von Tirol gelegenen Ländern bildete Napoleon unter dem Namen „Illyrische Provinzen" ein besonderes französisches Gouvernement. Auch diesmal wurden in den Ländern, welche Napoleon seinen Vasallen gab, die einträglichsten Domänen und Güter ihm selbst und seinen Beamten, Offizieren und Soldaten zur Nutznießung vorbehalten.

Den Tirolern hatte Bayern nach dem Waffenstillstande von Znaim zu wiederholten Malen eine Amnestie angeboten; die fanatischen Landleute hatten aber alles zurückgewiesen. Sie waren sogar über die österreichischen Agenten, welche zum Frieden ermahnten, hergefallen, und selbst Hormayr entrann nur unter großen Gefahren ihrem Zorne. Sogar nach dem Abschlusse des Schönbrunner Friedens nahmen sie die ihnen verkündigte Amnestie nicht an, obgleich sie damals von Norden, Süden und Osten her mit so überlegenen Kräften angegriffen wurden, daß jeder Widerstand nutzlos war. An dieser Hartnäckigkeit waren besonders zwei Umstände schuld: einmal konnten sie den Gedanken einer Zerreißung ihres Landes nicht ertragen, und zweitens wurden sie damals immer noch durch die unzufriedene Kriegspartei am öster-



XV. 499.

Andreas Hofer.
(Nach F. Tomaselli 1809.)

reichischen Hofe aufgehetzt. Erst als drei Divisionen Bayern unter Drouets Oberbefehl eingedrungen waren und das Unterinnthal besetzt hatten, erkannte Hofer das Thörichte einer Fortsetzung des Kampfes und legte im Anfange des Novembers die Waffen nieder, indem er zugleich seine Landsleute aufforderte, sich in ihr Schicksal zu ergeben und die angebotene Verzeihung anzunehmen. Schon acht Tage nachher ließ er sich jedoch von überreizten Köpfen bewegen, die Waffen wieder zu ergreifen und seine Landsleute aufs neue zum Kampfe für Religion und Vaterland aufzufordern. Er wurde dafür von der Amnestie ausgeschlossen und geächtet. Die Franzosen, welche durch das Pusterthal in Tirol eindrangen, verfuhren damals mit furchtbarer Wut gegen die Einwohner, und einer ihrer Führer, Baraguay d'Hilliers, hauste in Tirol ebenso, wie einst Alba in den Niederlanden. Jeder, der nicht binnen 24 Stunden die Waffen niedergelegt hatte, wurde als Straßenräuber behandelt, jedes Dorf, in welchem ein Franzose gekränkt worden war, eingeäschert. Die Tiroler im Puster- und Passeierthal setzten dessenungeachtet den Kampf mit solchem Nachdruck fort, daß sie noch einmal, am 22. November, bei St. Leonhard zwei französische Bataillone gefangen nahmen. Sie erlagen aber freilich zuletzt der Übermacht ihrer Feinde, und in der Mitte des Dezember hörte überall der Kampf auf.

Die Führer der Tiroler entzogen sich durch die Flucht der grausamen Rache der Franzosen. Nur Hofer geriet in ihre Hände: er hatte sich in eine fast unzugängliche Hütte des Passeiergebirges gerettet und würde dort gegen die Franzosen gewiß geschützt geblieben sein, wenn nicht einer seiner vertrautesten Anhänger, der Priester Donay, seine Zufluchtsstätte für 300 Dukaten verraten hätte*). Er wurde am 27. Januar 1810 von den Franzosen verhaftet, nach Mantua gebracht und dort auf unmittelbaren Befehl Napoleons am 20. Februar erschossen. Diese unedle und ganz unnötige Rache erbitterte jedermann um so mehr, als Hofer nie grausam oder ungerecht gewesen war und sein Freund Haspinger die zwei oben erwähnten gefangenen Bataillone gegen die Wut seiner Landsleute in Schutz genommen hatte. Er starb mit unerschrockenem Mute. Selbst diejenigen Deutschen, welche den Fanatismus der Tiroler für ihren mittelalterlichen Kultus unbegreiflich fanden, betrachteten Hofers Hinrichtung als eine Demonstration gegen jeden, der sich mit Mut und Ausdauer der aufgedrungenen Fremdherrschaft widersetze. In dem französisch gewordenen

*) Häusser, Deutsche Geschichte 2. Aufl. III, 448, nennt einen gewissen Raffl, ein übel berüchtigtes Individuum aus dem Passeierthal als Verräter.

Teile von Tirol wurden die grausamen Verfolgungen selbst dann noch fortgesetzt, als alles sich unterworfen hatte. Dagegen verfuhr der König von Bayern in seinem Teile milder: er ließ zwar die militärische Besetzung des Landes noch fast ein ganzes Jahr fortdauern, die Verfolgungen hörten aber auf, und man suchte aufs neue Verfassung und Verwaltung in einen besseren Zustand zu bringen.

III. Europa vom Schönbrunner Frieden

bis zum Beginne des Russischen Krieges.

1. Spanien in den Jahren 1809 bis 1812.

Als Napoleon im Januar 1809 Spanien verlassen hatte, zeigten sich dort sogleich die nachteiligen Folgen seiner Abwesenheit, obgleich er vor seiner Abreise einen trefflichen Kriegsplan entworfen hatte. Die französischen Generale gehorchten weder ihrem Oberbefehlshaber, dem König Joseph, und dem ihm beigegebenen Marschall Jourdan, noch nahmen sie bei ihren Operationen aufeinander Rücksicht. Im Jahre 1809 wurde die Hauptmacht der Franzosen, welche aus drei Armeen unter Soult, Lapisse und Victor bestand, gegen Portugal gerichtet. Ihr sollte Neys Corps, das in Galizien stand, die Hand reichen. Die anderen Armeecorps waren angewiesen, Aragonien, Katalonien, Valencia und Andalusien zu unterwerfen.

Von den letzteren hatten zunächst 35 000 Mann vor Saragossa einen furchtbaren Kampf zu bestehen. Diese Stadt war Ende Dezember 1808 von Moncey und Suchet völlig eingeschlossen worden. Im Anfang des Januar 1809 erhielt Junot die Leitung der Belagerung; er wurde aber, da diese unter ihm nur wenig voranschritt, schon am 22. Januar durch Lannes ersetzt. Von diesem Augenblicke an begann in und um Saragossa ein Kampf, welcher in der Geschichte der neueren Zeit seinesgleichen nicht hat. In Saragossa wetteiferten nämlich die Einwohner mit den Soldaten im Verteidigungskampfe, und der Kommandant Palafox, welcher in Feldschlachten unerfahren war, zeigte das größte Geschick im Verteidigen einer Festung. Bis zum 1. Februar gelang es den Franzosen, alle Außenwerke zu nehmen. Dann mußten sie aber noch 19 Tage lang in den Straßen kämpfen, und die Einwohner setzten ihnen, obgleich gerade damals Tausende derselben durch eine ansteckende Krankheit dahingerafft wurden, einen beispiellosen Widerstand entgegen. Einzelne Häuser wurden wie Festungen angegriffen und verteidigt, Minen und Gegenminen in der Stadt selbst an-

gelegt, herrliche Gebäude und mit ihnen Hunderte von Menschen in die Luft gesprengt. Am 19. Februar wurden endlich die Belagerten durch einen Sturmangriff der Franzosen und durch das furchtbare Artilleriefeuer derselben genötigt, den von ihnen noch behaupteten Teil der Stadt zu übergeben. Ein Drittel der Stadt lag in Trümmern und war mit Leichen bedeckt: man berechnet die Zahl der bei der Verteidigung Saragossas umgekommenen Spanier auf nicht weniger als 40 000. Auch die Franzosen hatten furchtbare Verluste an Menschen erlitten: man berechnet sie auf 10 000; noch schlimmer war es aber für sie, daß das tragische Schicksal Saragossas und die beispiellose Ausdauer seiner Verteidiger in den Völkern Europas den Franzosenhaß steigerte und sie anregte, den Spaniern nachzueifern.

Die heldenmütige Verteidigung und der Untergang von Saragossa hatte um so mehr diese Wirkung, als das dort gegebene Beispiel noch in demselben Jahre von der Besatzung der katalonischen Stadt Girona und ihrem Anführer, Don Alvarez, befolgt wurde. Gouvion Saint-Cyr belagerte vom Juni 1809 an diese Festung vergebens. Doch war daran nicht nur der heldenmütige Widerstand der Spanier schuld, sondern auch der Umstand, daß Gouvion Saint-Cyr, gegen welchen Napoleon ein ähnliches Mißtrauen hegte, wie gegen Bernadotte, nicht die nötige Unterstützung erhielt. Im Oktober wurde der brutale Augereau an Saint-Cyrs Stelle gesetzt, und diesem ergab sich am 10. Dezember die Stadt; aber nicht er, sondern der General Verdier hatte das Verdienst davon. Auch mit Augereau war der Kaiser schon im Sommer des nächsten Jahres so unzufrieden, daß er ihn wieder abberief. Nicht besser erging es dem Marschall Macdonald, welcher an Augereaus Stelle getreten war.

Der von Soult, Ney, Victor und Lapisse gemachte Versuch, die Engländer wieder aus Portugal zu vertreiben, mißlang gänzlich. In jenem Lande hatten die Engländer an Arthur Wellesley (Wellington) einen Mann zum Oberbefehlshaber, welcher ganz allein von allen europäischen Generalen mit Napoleon verglichen zu werden verdiente. Außerdem war von den Engländern und mit ihrem Gelde eine neue portugiesische Armee geschaffen worden, welche englische Offiziere, englische Verwaltung und Disciplin und einen Engländer, Lord Beresford, zum Befehlshaber erhielt. Endlich wurde den Franzosen auch die in ihren Heeren herrschende Unzufriedenheit und die unter ihren Führern bestehende Zwietracht und Eifersucht verderblich. In Hinsicht auf das erstere wissen wir, daß manche Generale mit den Engländern in eine verdächtige Korrespondenz traten, und daß Napoleon sich genötigt sah, viele Offiziere abzusetzen und verhaften zu lassen; in betreff des letzteren

aber wirft man besonders dem Marschall Ney vor, daß er absichtlich Soult nicht gehörig unterstützt habe, während zugleich auch dieser mancher Nachlässigkeiten und Zögerungen beschuldigt ward, welche ihren Grund darin gehabt haben sollen, daß er selbst nach der portugiesischen Krone getrachtet habe.

Am 10. März 1809 drang Soult in Portugal ein, und am 29. eroberte er die Stadt Oporto, welche bei dieser Gelegenheit ebenso schrecklich mißhandelt wurde, wie im November 1806 Lübeck. Er wurde jedoch von Victor und Lapisse nicht unterstützt, geriet Ende April sogar in Gefahr, durch Wellesley abgeschnitten zu werden, und zog sich deshalb schnell wieder nach Spanien zurück, mußte aber dabei einen großen Teil seines Heeres sowie die Kriegskasse, das Gepäck und die Artillerie aufopfern. Wellesley folgte ihm auf dem Fuße nach und würde die Franzosen schon damals ganz aus Spanien vertrieben haben, wenn die Spanier sich gleich den Portugiesen hätten militärisch organisieren und unter englischen Oberbefehl stellen lassen. Dies wurde wirklich von ihnen verlangt; sie gingen aber nicht darauf ein, weil sie von der englischen Hilfe für die Zukunft ebensoviel besorgten, als von den französischen Angriffen für die Gegenwart. Außerdem war der regelrechte Krieg nicht ihre Sache; der Bandenkrieg, allmählich zu großer Virtuosität ausgebildet, sagte der Volksart besser zu und schaffte ihnen reichlichen Ruhm, nach dem sie mehr vielleicht als nach Befreiung dürsteten.

Im Juli vereinigte sich Wellesley mit 38 000 Spaniern unter dem Spanier Cuesta und drang, um den Marschall Victor und sein Corps zu vernichten, am Tajo herauf bis über Talavera de la Reyna hinaus vor, während ein anderes spanisches Heer unter Venegas von Aranjuez her die Stadt Madrid bedrohen sollte. Der ganze Plan scheiterte jedoch teils infolge der Anordnungen, welche Napoleon von der Donau her traf, teils aber auch an dem Eigensinne des Generals Cuesta, welcher, als Wellesley dem heranziehenden Soult zuvorkommen und Victor rasch angreifen wollte, unter lächerlichen Vorwänden seine Mitwirkung verweigerte. Wellesley trat hierauf, um dem herannahenden Marschall Soult auszuweichen, den Rückmarsch nach Portugal an, Cuesta dagegen setzte eigensinnig den Marsch nach Madrid fort und erlitt bei Alcabar am Alberche bedeutenden Verlust. Jetzt kehrte Wellesley, um die Vernichtung des spanischen Heeres zu verhindern, wieder um. Er vereinigte sich mit Cuesta und lieferte am 27. und 28. Juli 1809 bei Talavera dem Marschall Victor und dem König Joseph ein Treffen, welches damit endigte, daß die Franzosen sich mit Aufopferung von 17 Kanonen zurückziehen mußten. Wellesley ward wegen dieses Sieges in ganz England verherrlicht und erhielt den

Ehrentitel Viscount Wellington von Talavera; wirkliche Vorteile brachte aber die Schlacht bei Talavera weder den Engländern, noch den Spaniern. Wellesley mußte sich sogar unmittelbar nach der Schlacht über die portugiesische Grenze zurückziehen, weil Soult mit seinem Heere erschien und die französische Hauptmacht dadurch auf 80 000 Mann stieg, denen Wellington höchstens 50 000 entgegenzustellen hatte. Soult übernahm den Oberbefehl und trieb am 8. August Cuestas Heer bei Arzobispo auseinander. Schon fünf Tage später ward auch Venegas bei Almonacid vollständig geschlagen. Später erteilte die Junta von Sevilla als Centralregierung den drei in Südspanien stehenden Heeren den Befehl, Madrid zu erobern; alle drei Heere wurden aber im November zuerst bei Ocoña von Mortier und Sebastiani und dann bei Alba de Tormes von Kellermann völlig geschlagen. Soult unterwarf hierauf im ersten Monat des Jahres 1810 die Provinz Andalusien: nur die Stadt Cadiz, in welche die Centraljunta von Sevilla sich geflüchtet hatte, behauptete sich sowohl damals, als auch später gegen alle Angriffe der Franzosen.

Im Jahre 1810 übertrug Napoleon die Leitung des spanischen Krieges an Masséna, dessen ausgezeichnete Talente im Felde durch Roheit, Liederlichkeit und schmutzige Habsucht so sehr verdunkelt wurden, daß weder Offiziere noch Soldaten ihn achteten und liebten. Es nützte daher auch nichts, daß Napoleon damals ein sehr starkes Heer von alten gedienten Truppen nach Spanien schickte. Er selbst schadete überdies den Unternehmungen seiner Truppen in Spanien dadurch, daß er dort ebenso, wie in anderen Ländern, mit der größten Rücksichtslosigkeit sein und seiner Franzosen Interesse geltend machte. Durch ein kaiserliches Dekret vom 8. Februar 1810 wurden Katalonien, Aragonien, Biscaya und Navarra für französische Statthalterschaften erklärt. Ende Mai wurden diesen Statthalterschaften noch zwei neue hinzugefügt. Den noch übrigen Provinzen aber bürdete Napoleon die ganze Last des Krieges auf; denn er verfügte, daß die französische Armee, zu deren Sold er selbst fortan nur zwei Millionen monatlich beitrug, auf Kosten der Spanier unterhalten werden sollte. Spanien wurde also wie ein erobertes Land behandelt, und da die Franzosen sogar alle Kassen der spanischen Behörden für sich in Anspruch nahmen, so war König Joseph nicht einmal im stande, seine Beamten zu bezahlen. Zum Unglück der Spanier herrschte auch auf seiten der Insurgenten die größte Willkür und Verwirrung, da weder die Junta von Sevilla, noch der Rat von Kastilien, noch irgend eine andere revolutionäre Regierungsbehörde Kraft und Gewalt besaß. Nichtsdestoweniger wurde Spanien damals ebenso, wie Frankreich im Jahre 1793, durch die Anarchie gerettet. In militärischer Hinsicht wirkte dabei wesentlich

der Umstand mit, daß der große Krieg allmählich fast ganz aufgegeben und dagegen die allgemeine Raubfehde oder der sogenannte Guerillakampf organisiert wurde, welcher dem Charakter eines Insurrektionskrieges und der Natur des spanischen Volkes entsprach. Während die Heere der Spanier zuchtlos und deshalb unbrauchbar blieben und ihre aus Leuten der alten Zeit bestehenden Generale schlaff und unfähig waren, hatten die Guerillabanden geschickte Anführer und eine solche Verbindung untereinander, daß den französischen Truppen der gegenseitige Verkehr abgeschnitten und jede Bewegung erschwert werden konnte. Von diesen Guerillaführern machten sich in den letzten Jahren des Krieges besonders Mina, Ballesteros, Marquesito, O'Donnel, Merino, Don Julian Sanchez, Baron d'Eroles, Morillo und Empecinado furchtbar.

Alles hing auch im Jahre 1810 von dem Gange des Krieges in Portugal ab. Masséna bahnte sich den Weg in dieses Land durch die am 11. Juli erfolgte Einnahme von Ciudad Rodrigo. Nachdem hierauf am 27. August auch das feste Almeida gefallen war, marschierte er auf Coimbra. Er unternahm, um dahin durchzudringen, zuerst einen Sturm auf die von Wellington besetzte steile Anhöhe des Klosters Buzaco, wurde aber mit einem Verluste, den die Franzosen selbst auf 5000 Mann angeben, zurückgeschlagen. Zu seinem Glück zeigte ihm nachher ein Bauer einen Gebirgsweg, auf welchem er die Engländer umgehen konnte. Wellington mußte sich infolgedessen gegen Lissabon hin zurückziehen, dessen weite Umgegend durch die aus einer dreifachen Reihe von Schanzen bestehenden und nunmehr mit 386 Geschützen besetzten Linien von Torres Vedras derart gedeckt war, daß die Franzosen unmöglich durchdringen konnten. Eine andere unüberwindliche Schwierigkeit hatten die Engländer ihren Gegnern dadurch bereitet, daß die ganze Provinz Beira, durch welche diese ziehen mußten, in eine Einöde verwandelt und nicht nur alles Vieh und alle Vorräte, sondern auch die Einwohner hinter die genannten Linien gebracht worden waren. Die Franzosen waren um so übler daran, als Masséna die zum Unterhalt seiner Truppen bestimmten Summen größtenteils in seine Tasche steckte: außerdem wurden sie durch englisch-portugiesische Truppen, die sich unter Trant, Miller und Wilson in ihren Rücken geworfen hatten, von der Verbindung mit Almeida abgeschnitten. Freilich hatten auch ihre Gegner unsäglichen Jammer zu erdulden. Von den armen Portugiesen, welche in und um Lissabon zusammengedrängt waren, kamen viele Tausende durch Hunger und Elend um, und sogar für die Soldaten konnte Wellington trotz aller Fürsorge nicht die nötigen Lebensmittel herbeischaffen. Es starben daher während der Zeit, welche das verbündete Heer hinter den Linien von Torres Vedras

zubrachte, nur von den portugiesischen Soldaten mehr als 4000; 10 000 andere entzogen sich durch Desertion der Hungersnot und den Mühseligkeiten des Dienstes.

Sechs Wochen lang lag Masséna, ohne etwas ausrichten zu können, vor den Linien von Torres Vedras. Im November zog er sich endlich nach Santarem zurück, wo Magazine angelegt waren. Wellington folgte ihm zwar auf dem Fuße nach; die Franzosen aber hatten eine unangreifbare Stellung eingenommen, und erst als am 1. März 1811 eine Flotte den Engländern Verstärkung gebracht hatte, sah sich Masséna genötigt, nach Spanien zurückzukehren. Auf diesem Rückzuge mußten die Franzosen, um vorankommen zu können, nicht nur ihr schweres Geschütz und viele Munition selbst vernichten, sondern sie gerieten auch mehrmals in Gefahr, von den ihnen nachsetzenden Engländern eingeschlossen zu werden, und gelangten zuletzt nur darum glücklich nach Ciudad Rodrigo, weil Ney durch heldenmütige Anstrengungen wie durch schreckliche Verwüstungen den Rückzug zu decken gewußt hatte. Von Ciudad Rodrigo aus machte Masséna vergebens den Versuch, das feste Almeida zu retten: dieses mußte, nachdem am 2. Mai bei Fuentes Onoro eine unentschiedene Schlacht geliefert worden war, den Engländern am 10. Mai überlassen werden.

In Spanien hatte unterdessen überall Mord und Verwüstung geherrscht, und die friedlichen Bürger waren mitunter durch ihre eigenen Guerillabanden weit ärger mißhandelt worden, als durch die Franzosen. Einige Ordnung kam erst dann in die Angelegenheiten der Insurrektion, als die allgemeinen Cortes im September 1810 zu Cadiz zusammengetreten waren. Diese streuten jedoch zugleich durch eine Anzahl Beschlüsse neuen Samen der Zwietracht aus. Sie erklärten sich selbst bis zur Rückkehr des Königs Ferdinand für souverän und maßten sich sogar den Titel Majestät an. Doch vereinigten sie dabei nicht, wie einst der Konvent in Paris, mit der Gesetzgebung auch die ausübende Gewalt; sie bestellten vielmehr eine Regentschaft. Diese mußte jedoch den Cortes nicht nur den Eid der Treue leisten, sondern auch von allen Schritten Rechenschaft geben und erhielt überdies nur das Prädikat Königliche Hoheit. Die Errichtung einer einheitlichen und diktatorischen Regierungsgewalt würde den Verhältnissen und Bedürfnissen des Augenblickes weit mehr entsprochen haben. Auch die Preßfreiheit wurde von den Cortes verkündigt. Außerdem eigneten sich dieselben das Recht an, für alle von Franzosen besetzten Orte und sogar für die Kolonieen in Amerika Volksvertreter zu bestellen. Diese und andere Beschlüsse deuteten auf die beabsichtigte Einführung der republikanischen oder doch wenigstens der konstitutionellen Formen in einem Lande, welches in weltlichen wie in geistlichen Dingen an Monarchie und Absolutismus

gewöhnt war. Übrigens erstreckte sich das Ansehen und die Macht der Cortes nicht über die nächste Umgebung von Cadiz hinaus; überall sonst verfuhren die Junten, die Guerillaführer und die Generale des Heeres nach eigenem Gutdünken. Doch ward es durch die Beschlüsse, welche die Cortes über den Kriegsdienst und die Rekrutenaushebung erließen, möglich gemacht, auch im Jahre 1811 zahlreiche reguläre Truppen ins Feld zu stellen. Diese waren freilich nicht brauchbarer, als die früheren gewesen waren, und für die Franzosen blieben nur die Guerillabanden und die Unbeugsamkeit der Nation gefährlich.

Die Stadt Cadiz, in welcher die Cortes tagten, wurde im Jahre 1810 von Soult vergebens angegriffen. Dieser hatte es dort nicht mit elenden spanischen Truppen und Generalen, sondern mit 8000 Engländern und ihrem General Graham zu thun: außerdem liegt Cadiz auf der äußersten Spitze der Insel Leon und konnte deshalb, solange die Engländer das Meer beherrschten, nur sehr schwer erobert werden. Im Dezember erhielt Soult von Napoleon den Befehl, die Belagerung der Stadt in eine Einschließung zu verwandeln und mit der Mehrzahl seiner Truppen nach Alemtejo zu marschieren, um Masséнas Unternehmung in Portugal zu unterstützen. Er übertrug, als er am 5. Februar 1811 nach Alemtejo aufbrach, das Kommando des Belagerungsheeres an Victor. Dieser erlitt, weil er zu schwach und nicht wachsam genug war, am 5. März bei Barrossa eine schwere Niederlage. Er würde infolge derselben sogar aus seinen Linien herausgeworfen worden sein, wenn nicht der feige la Pena, welcher die spanischen Truppen befehligte, dem englischen General Graham seine Mitwirkung versagt hätte. Soult hatte unterdessen, um sich einen Stützpunkt für seinen Zug gegen Lissabon zu verschaffen, die festen Grenzplätze von Estremadura und Alemtejo angegriffen und am 22. Januar Olivenza erobert sowie am 15. Februar die Belagerung von Badajoz eröffnet. Zur Rettung der letzteren Festung schickte Wellington den spanischen General Mendizabal mit den Truppen des Generals la Romana, der kurz zuvor gestorben war. Dieser ließ sich auf unbegreifliche Weise überraschen und verlor fast sein ganzes Heer: drei Wochen später wurde Badajoz durch den Verrat des Kommandanten Imas den Franzosen überliefert. Unterdessen hatte jedoch Masséna bereits den Rückmarsch nach Spanien antreten müssen. Es war daher für Soult kein Grund mehr vorhanden, in Portugal einzubrechen; er kehrte nach Andalusien zurück, nachdem er die Verteidigung von Badajoz dem Marschall Mortier übertragen hatte.

Am 20. April 1811 ließ sich Napoleon durch die vielen Klagen bewegen, Masséna abzuberufen und Marmont zum Oberbefehlshaber zu ernennen. Dieser hatte 18 Monate lang als Satrap der illyrischen

Provinzen in Laibach geschwelgt und bildete, umgeben von Dienern des Luxus und der Weichlichkeit, einen wahren Gegensatz zu Wellington, dessen Tafel die allereinfachste war. Als Marmont den Oberbefehl übernahm, war Almeida bereits in die Hände des Feindes gefallen, und Badajoz wurde von Beresford und von den spanischen Generalen Castaños, Ballesteros und Blake hart bedrängt. Um die letztere Festung zu retten, eilte Soult wieder von Cadiz herbei. Eine blutige Schlacht, die er bei Albuhera am 16. Mai 1811 den Engländern lieferte, blieb unentschieden; dagegen ward Badajoz dadurch gerettet, daß endlich einmal zwei Marschälle Napoleons übereinstimmend einer für den andern handelten: als Wellington selbst vor Badajoz erschien, schob Marmont das ihm aufgetragene große Unternehmen gegen Portugal auf und eilte herbei, um gemeinschaftlich mit Soult die Engländer zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Wellington wartete seine Ankunft nicht ab, sondern trat am 18. Juni mit allen englischen Truppen wieder den Rückmarsch nach Portugal an.

Mittlerweile hatten sowohl die Engländer, als die spanische Regentschaft durch angesponnene Kabalen Ordnung in den verwirrten Zustand des Reiches zu bringen oder vielmehr ihre besonderen Zwecke zu erreichen gesucht. Die Regentschaft hatte, erschreckt über die republikanische Richtung der Cortes, den in Intriguen bewanderten Herzog von Orleans herbeigerufen, der sich in Sizilien aufhielt und dort im November 1809 eine von ihrer Mutter zu ihrem Vorteil sich unterscheidende Tochter der Königin Marie Karoline geheiratet hatte. Dieser, Louis Philipp, nahm mit Freuden den Ruf der Regentschaft an: allein die Engländer und die Gegner der Regentschaft verwehrten ihm, als er im Hafen von Cadiz ankam, den Eintritt in die Stadt, und er mußte unverrichteter Dinge nach Sizilien zrrückkehren. Die Kabale der Engländer bestand darin, daß sie den in Valençay gefangen gehaltenen Ferdinand VII. befreien lassen wollten, um dann unter dem Aushängeschilde seines Namens alles nach ihrem Gutdünken zu ordnen. Sie bedienten sich dazu des piemontesischen Barons Kolli, welcher abwechselnd als kühner Abenteurer und als Trappist eine Rolle spielte. Diesen hatte jedoch die französische Polizei schon längst scharf beobachten lassen, und er wurde, sobald er mit den Vollmachten des englischen Ministeriums nach Frankreich gekommen war, verhaftet.

Nachdem Wellington im Juni 1811 vor den vereinigten Heeren Marmonts und Soults zurückgewichen war, hatte der letztere mit seinen Truppen Estremadura wieder verlassen, weil diese Provinz zwei Heere zugleich nicht zu ernähren vermochte, Marmont aber war in der zweiten Hälfte des Jahres 1811 hauptsächlich mit der Verteidigung von Ciudad

Rodrigo beschäftigt. Am 19. Januar 1812 fiel die Festung in die Hände der Engländer. Am 6. April gelang es denselben nach einem furchtbaren Kampfe, auch Badajoz zu erstürmen, weil Marmont durch eine Abteilung des englischen Heeres in Leon zurückgehalten wurde und Soult, welcher zur Rettung der Stadt aus Andalusien herbeigeeilt war, zu spät ankam. Die Franzosen wurden jetzt aus ganz Asturien vertrieben. Im Juni wandte sich Wellington gegen Marmont, welcher aus Paris zwar den Befehl, das nördliche Portugal zu besetzen, aber weder aus Frankreich, noch vom König Joseph die nötigen Verstärkungen erhalten hatte. Wellington eroberte die drei Forts, welche Marmont um Salamanca hatte anlegen lassen, und am 28. Juni besetzte er diese Stadt selbst. Am 7. Juli langte Bonnet mit 8000 Mann aus Asturien bei Marmont an, bald nachher auch Clausel mit der leichten Reiterei und Artillerie der Nordarmee. Jetzt entschloß sich der Marschall zu einer Schlacht. Sie ward am 22. Juli bei Salamanca geliefert, führt jedoch gewöhnlich den Namen Schlacht bei den Arapilen, weil der Kampfplatz sich um zwei steile Anhöhen dieses Namens her erstreckte, von denen die eine durch die Franzosen, die andere durch die Engländer besetzt worden war. Der Kampf blieb mehrere Stunden lang unentschieden, bis endlich die Franzosen einen Fehler machten, welchen Wellington meisterhaft benutzte. Marmont sowie auch Bonnet, der nach ihm den Oberbefehl übernommen hatte, wurden schwer verwundet, 7000 Franzosen, bei 5000 Toten und Verwundeten, gefangen genommen und elf Kanonen nebst zwei Adlern von den Engländern erobert. Clausel, an welchen das Kommando zuletzt übergegangen war, führte nur die Hälfte des Heeres vom Schlachtfelde zurück. Infolge dieses glänzenden Sieges marschierte Wellington auf die Stadt Madrid los, in welche er am 12. August einzog. Napoleon erhielt die Nachricht von dem Treffen bei den Arapilen gerade, als er im Begriffe war, bei Borodino den Russen eine Schlacht zu liefern; und es ist ein Beweis der soldatischen Unerschütterlichkeit seines Geistes, daß er, der die Folgen jener Niederlage sogleich in ihrem ganzen Umfange übersehen mußte, im Augenblicke des Empfanges dieser Nachricht unbefangenen Geistes eine Riesenschlacht anzuordnen vermochte.

In Andalusien, wo Soult kommandierte, waren die Unternehmungen der Franzosen nicht glücklicher, als in Estremadura und Leon. Sie hatten vor Cadiz eine furchtbare Artillerie zusammen gebracht, und es gelang ihnen auch, einen Teil der Stadt zusammenzuschießen; dies konnte aber keine Entscheidung herbeiführen, weil englische Schiffe und Truppen jeden Versuch, auf der Halbinsel von Cadiz festen Fuß zu fassen, unausführbar machten. Soult mußte außerdem

sein Heer zu sehr verteilen, und ganze Divisionen, die er absandte, wurden geschlagen oder auch aufgerieben. Dieses Schicksal hatte unter andern eine von Godinot angeführte Division, welche im Herbste 1811 nach dem äußersten Süden Andalusiens gesandt wurde, um dem dort von Ballesteros organisierten Guerillakriege ein Ende zu machen. Sie wurde zuerst am Strande der Meerenge von Gibraltar durch die Kanonen englischer Schiffe gewaltig mitgenommen und erlitt nachher auf dem Rückzuge durch Ballesteros so große Verluste, daß sich ihr Führer beschämt das Leben nahm. Eine andere aus 10 000 Mann bestehende Division, welche Soult im Dezember 1811 unter Lavals Führung zur Belagerung von Tarifa abschickte, wurde beim Sturm auf diese Stadt von den Engländern mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen. Sie mußte nachher, um auf dem Rückzuge nicht aufgehalten zu werden, ihre schwere Artillerie aufopfern und erlitt außerdem durch Mangel an Lebensmitteln und durch unaufhörlichen Regen schwere Verluste.

Der einzige General Napoleons, welcher während der Jahre 1811 und 1812 mit Glück focht, war Suchet. Dieser nahm im Januar 1811 Tortosa ein, und wenn auch im März der Versuch, die Stadt Valencia zu erobern, scheiterte, so erstürmte er dagegen im Juni die wichtige katalonische Festung Tarragona. In dieser, wie in allen anderen Städten, welche Suchet eroberte, wurden Tausende von Wehrlosen gemordet, nur um Schrecken zu verbreiten; denn Suchet hielt es, wie er selbst in seinen Berichten ganz unbefangen ausspricht, für die Pflicht eines jeden Heerführers, zum Wohle seiner Leute alle die Feinde mit blutiger Strenge zu bestrafen, welche auch dann noch Widerstand zu leisten wagten, wenn keine Hoffnung zur Rettung eines belagerten Ortes mehr vorhanden sei. Im Juli und August eroberte er auch die Hauptplätze von Katalonien. Im September brach er zum zweitenmale gegen Valencia auf, wurde aber unterwegs bei Murviedro, dem alten Sagunt, aufgehalten, stürmte diesen Ort zweimal vergebens und mußte ihn endlich regelrecht belagern. Dies verschaffte der Regentschaft zu Cadiz Zeit, ein Hilfsheer für Valencia zu rüsten. Blake erhielt den Oberbefehl über dasselbe und erschien, nachdem er unterwegs noch andere Truppen an sich gezogen hatte, mit 30 000 Mann bei Murviedro. Seine Truppen waren diesmal nicht undisciplinierte Milizen, sondern wirkliche Soldaten, welche zum Teil in den alten spanischen Heeren gedient hatten. Nichtsdestoweniger wurden sie, weil ihr Führer kein Feldherr war, am 25. Oktober in der Schlacht bei Murviedro geschlagen. Am Tage darauf mußte Murviedro kapitulieren.

Blake behauptete sich nachher noch eine Zeitlang in einem befestigten Lager bei Quarte. Am 25. Dezember ward dieses jedoch von

Suchet erstürmt. Am 1. Januar 1812 begann Suchet die Belagerung der Stadt Valencia, in welche Blake sich nach der erlittenen Niederlage gerettet hatte, und schon am 10. Januar mußte die Stadt, nachdem sie drei Tage lang ohne Unterbrechung bombardiert worden war, übergeben werden. Achtzehntausend Mann reguläres Fußvolk und 2000 Reiter gerieten in die Gefangenschaft der Franzosen, welche außerdem noch 390 Kanonen, 40 000 Flinten und 18 000 Centner Pulver erbeuteten. Napoleon belohnte den siegreichen Suchet, den er schon im Juli 1811 zum Marschall ernannt hatte, mit dem Titel eines Herzogs von Albufera und mit dem Besitze der gleichnamigen fürstlichen Besitzung, obgleich er diese einst in Bayonne dem Friedensfürsten urkundlich zugesichert hatte. Zur Dotation seiner katalonischen Armee wies der Kaiser Domänen von 200 Millionen Frank jährlichen Ertrages an. Außerdem ließ er in Valencia eine Kontribution erheben, welche selbst ein Mann, wie Suchet, für unerschwinglich hielt. Dieser machte von Valencia aus einen Zug gegen Alicante, der jedoch mißglückte. Dagegen fiel am 4. Februar das gut befestigte Peniscola durch Verrat in seine Hände. Weiter konnte Suchet nichts unternehmen, weil er einen großen Teil seines Heeres für den Russischen Krieg abgeben mußte.

Das Mißgeschick, welches die Franzosen von 1810 bis 1812 in Spanien erlitten, hatte seinen Grund mit in Napoleons Zwietracht mit seinem Bruder Joseph sowie in dem Streite zwischen diesem und den Marschällen. Napoleon sah die Fürsten der besiegten Völker als bloße Statthalter an und wollte mit den Völkern in gleicher Weise verfahren wissen, wie die Türken mit den Griechen, die Russen mit den Polen und die Engländer mit den Indiern verfahren sind. Dies ließen sich die deutschen Vasallenfürsten gefallen, weil ihnen Napoleon gegen das von ihnen unterdrückte Volk Schutz gewährte: des Kaisers Brüder dagegen und sein Schwager Murat sträubten sich gegen die Rolle, die er ihnen anwies und träumten von einem neuen Staats- und Völkerrechte, ja mitunter sogar von einem Gewissen. Napoleon spottete über dergleichen Ansichten und ließ es seine Brüder sehr oft hart empfinden, wenn sie sich weigerten, seine Werkzeuge zu sein. Joseph war schon im Mai 1811 über die ihm zugemutete Rolle eines Schattenkönigs so erbittert, daß seine Korrespondenz mit seinem Bruder diesen als konsequenten Despoten, ihn selbst aber als einen liberalen Schwächling der Salons der Frau von Staël erkennen läßt. Joseph faßte den Entschluß, die Krone niederzulegen. Dies durfte Napoleon nicht zugeben, weil es in ganz Europa einen schlimmen Eindruck gemacht haben würde. Er beschwichtigte also seinen Bruder durch allerlei Versprechungen, die er ihm in der Form eines Vertrages machte. Nachher erfüllte er jedoch keine einzige derselben, sondern er dehnte

vielmehr sein System, spanische Provinzen durch französische Intendanten verwalten zu lassen, noch weiter aus.

Auch die Marschälle, welche insgesamt ihre Befehle unmittelbar von Paris erhielten, nahmen keine Rücksicht auf den spanischen König, der nur dem Namen nach ihr Oberbefehlshaber war. Selbst als im März 1812 auf Napoleons Befehl Suchet, Marmont und Soult dem König Joseph wieder untergeordnet worden waren, befolgten diese die Gebote desselben nur halb oder auch gar nicht. Am meisten war Joseph über Soult aufgebracht: dieser habgierigste aller Napoleonischen Generale in Spanien nahm nicht nur die Einkünfte der besetzten Provinzen für die Kriegskasse, also für sich selbst in Anspruch, während Josephs Hof und die Behörden darben mußten, sondern man beschuldigte ihn auch, er habe sich in Andalusien ein eigenes Reich gründen wollen und deshalb früher den Marschall Marmont im entscheidenden Augenblicke nicht unterstützt. Außerdem beklagte sich Joseph über einen Brief Soults, in welchem dieser dem Kaiser zu beweisen gesucht hatte, daß Joseph mit dem Feinde wegen eines besonderen Friedens für Spanien unterhandle. Napoleon gab jedoch auch diesmal seinem Bruder in keinem Stücke recht: vielmehr ließ er ihm mit dürren Worten erklären, Soult sei der einzige militärische Kopf, den er in Spanien habe, und er dürfe ihn nicht abrufen, wenn er nicht seine Armeen der größten Gefahr aussetzen wolle.

2. Napoleons Autokratie gegenüber den Vasallenstaaten, dem Papst und den Franzosen.

Napoleon war schon seit dem Tilsiter Frieden nicht nur von der Idee eines Alexander und Karl des Großen, sondern auch von dem Schwindel eines Dschengischan, eines Timur und anderer Stifter orientalischer Weltreiche ergriffen. Infolge dieses Schwindels täuschte er sich selbst über die wahren Grundlagen seiner Macht, verfuhr mit den Franzosen und mit den unterworfenen Völkern auf willkürliche Weise und riß kaum erst gemachte Schöpfungen nieder, um mit rastloser Thätigkeit immer wieder Neues zu schaffen. Zugleich steigerte sich bei ihm die allen vom Glück verwöhnten Feldherren eigene Menschenverachtung bis zu dem Grade, daß er, gleich den altrömischen Kaisern, nur noch den Hauptleuten seiner Prätorianer vertraute, nur noch die Schmeicheleien serviler Hofleute anhörte. Wie sehr sich seit dem Frieden von Tilsit seine Ansichten geändert hatten, zeigte schon sein Benehmen im Österreichischen Kriege und der Ton der Bülletins und Zeitungsartikel, die er während desselben schrieb oder schreiben ließ. In einer Proklamation, welche gleich nach seinem Einzuge in Wien

an die Soldaten erlassen wurde, schmähte er das österreichische Kaiserhaus in der Sprache des ungezogensten Sansculotten. „Die Prinzen dieses Hauses", sagt er unter anderm, „haben ihre Hauptstadt nicht wie ehrliebende Soldaten verlassen, sondern wie Meineidige, die von ihrem eigenen Gewissen verfolgt werden. Ihre Abschiedsgrüße an die Einwohner waren Mord und Brand; wie Medea haben sie ihre Kinder mit eigener Hand erwürgt". Mit derselben Roheit schmähte er die Patrioten, welche zur Ausdauer ermahnten und das ganze Land zu den Waffen rufen wollten. Dagegen scheute er sich nicht, Leute, wie Thugut und Ludwig Cobenzl, auf die er früher geschimpft hatte, zu rühmen und das, was sie gesagt haben sollten, als Zeugnis für sich anzuführen. Ebenso nannte er zu der Zeit, als er selbst die Ungarn zur Empörung zu verlocken suchte, den Herzog Wilhelm von Braunschweig einen Räuber und die Führer des Tiroler Aufstands Mörder, obgleich jener von ihm selbst seines Erbgutes beraubt worden war und diese nur dasselbe Recht der Waffen, durch welches er ihr Herr geworden war, gegen ihn geltend machten.

Den Franzosen ging es in Hinsicht auf willkürliche Behandlung kaum besser, als den anderen Völkern, wenn auch Napoleon mit ihnen nicht dasselbe höhnende Spiel trieb, wie mit diesen. Aber sie ließen sich alles gefallen, weil sie vom Kriegsruhme berauscht waren und durch die kolossalen Unternehmungen ihres Kaiser geblendet wurden: sie verehrten ihren Kaiser wie eine Gottheit und beteten in ihm sich selbst an. Deshalb mußte auch alles, was er that, unbedingt gelobt werden, und die Geschichte seiner Regierung erhielt bei allen französischen Schriftstellern ein und dasselbe Gepräge. Einer schrieb dem anderen nach, und noch bis vor kurzem würde jeder Franzose als Verbrecher an der Nation betrachtet worden sein, der auch nur eine Silbe an den Lobpreisungen ihrer glänzendsten Periode hätte ändern wollen. Napoleon näherte die Verfassung, Verwaltung und Regierung des Französischen Reiches immer mehr den Formen und Einrichtungen der alten Zeit, bis zuletzt von den in der Revolution errungenen Rechten nur noch ein Schatten übrig war. Sogar die Justiz wandelte er, mit Verletzung seiner eigenen Gesetzgebung, in Polizei um: dies geschah am 3. März 1810 durch die offene Verkündigung eines tyrannischen Grundsatzes, der bereits faktisch angewandt worden war. Nachdem nämlich schon längst eine große Zahl verdächtiger Leute, ohne jemals vor Gericht gestellt zu werden, infolge bloßer Polizei- oder Kabinettsbefehle gefangen gehalten worden war, erschien ein Dekret, welches für die willkürlich Eingekerkerten acht Staatsgefängnisse bestimmte, weil man sie weder passenderweise vor Gericht stellen könne, noch auch freilassen dürfe. Außerdem war der Geheime Rat ermächtigt, auf den

Vortrag des Justiz- oder Polizeiministers jeden Bürger in Haft halten, ja sogar dessen Güter einziehen zu lassen. So wurde nach der Revolution dieselbe despotische Willkür wiedereingeführt, welche vor derselben durch die königlichen Haftbriefe geübt worden war.

Einer der bedeutendsten Rückschritte, welcher viele andere im Gefolge hatte, war die Vermählung des Kaisers mit einer österreichischen Prinzessin. Dieser Schritt ist als eine feierliche Anerkennung der alten absolut-monarchischen Grundsätze anzusehen: die Vermählung mit einer Prinzessin von fürstlichem Geblüt konnte ein Mann des Volkes aus keinem anderen Grunde suchen, als weil er sich in das alte System einschieben wollte. Außerdem war eine solche Prinzessin gewohnt, nur Personen des höchsten Adels um sich zu sehen; ihre Erhebung zur Kaiserin von Frankreich hatte also dort die vollständige Wiederherstellung des feudalen Adels zur notwendigen Folge. Endlich mußte sich ein Kaiser, welcher sein und seiner Nachkommen Recht nicht auf die Volkssouveränität, sondern auf fürstliche Verwandtschaft und Herkunft stützen wollte, auch für befugt halten, über alles das, was er mit dem Blute des Volkes erworben hatte, wie über sein Privateigentum zu verfügen.

An eine Trennung der kinderlosen Ehe mit Josephine hatte Napoleon schon seit mehreren Jahren gedacht, weil er zur Gründung einer neuen Dynastie eines Sohnes bedurfte. Nur für diesen konnte man der fortdauernden Dankbarkeit des Volkes und des Gehorsams der Napoleonischen Großen gewiß sein. Jede Gemahlin aber, welche Napoleon wählte, würde durch seine bloße Wahl ebenso den Fürstinnen der alten Dynastieen gleich geworden sein, wie er die stolzesten Fürsten gezwungen hatte, ihn und die Seinen als ebenbürtig anzuerkennen. Dagegen mußte es für die stolzen Franzosen eine Demütigung sein, zu denken, daß der Sohn ihres Kaisers dadurch, daß er als ein halber Österreicher oder Russe geboren sei, des Thrones würdiger geworden sei. Nichtsdestoweniger entschloß sich Napoleon, eine Prinzessin aus altfürstlichem Blute zur Gemahlin zu nehmen. Er dachte zuerst an eine russische Prinzessin, und es wurden darüber seit dem Tilsiter Frieden mehrmals Unterhandlungen angeknüpft; man war aber auf der einen Seite, in Petersburg, nicht geneigt, auf die Sache einzugehen, und auf der anderen konnte Napoleon selbst, dem es an menschlichen Gefühlen nicht ganz fehlte, sich lange nicht dazu entschließen, seine Verbindung mit einer ihn liebenden und von ihm geliebten Gemahlin aufzulösen. Erst im Jahre 1809 kam der Gedanke einer Ehescheidung und einer neuen Vermählung zur völligen Reife. Als Napoleon von Wien zurückkehrte, war er schon fest entschlossen und hatte bereits Verhandlungen über seine Vermählung mit Marie Luise, der ältesten Tochter

des Kaisers Franz, angeknüpft. Diese Verhandlungen kamen im Februar 1810 zum Abschlusse, gerade als Kaiser Alexander sich endlich ebenfalls geneigt zeigte, in eine Vermählung Napoleons mit einer russischen Prinzessin, seiner Schwester, der Großfürstin Anna, zu willigen. Am 26. Oktober kehrte Napoleon nach Paris zurück: erst am 30. November aber konnte er sich entschließen, seiner Gemahlin Josephine zu erklären, daß er der Politik zu Gefallen sich von ihr trennen wolle. Hierauf wurde am 15. Dezember in einem Familienrate, dem auch der Erzkanzler Cambacérès beiwohnte, ein sentimental rhetorisches Protokoll des Inhalts aufgenommen, daß Napoleon und Josephine aus Rücksichten des Staatswohles den Entschluß gefaßt hätten, ihre Ehe zu trennen, weil aus derselben keine Kinder zu hoffen seien. Am nächsten Tage wurde durch Senatsdekret des Kaisers Ehe für aufgelöst erklärt. In diesem Dekret war zugleich ausgesprochen, daß Josephine den Titel und Rang einer gekrönten Kaiserin nebst einem Wittum von zwei Millionen Frank erhalten, und daß alle Verfügungen, welche der Kaiser zu ihren Gunsten getroffen habe oder noch treffen werde, auch für seine Nachfolger bindend sein sollten. Von den durch den Kaiser ihr zuerkannten Vorteilen waren eine zweite Jahresrente von einer Million und der Besitz von Malmaison die wichtigsten. In dieses Schloß zog sich Josephine sogleich zurück. Die kirchliche Scheidung würde einige Schwierigkeiten gehabt haben, wenn nicht Kardinal Fesch bereits im Jahre 1804, als er die im Jahre 1796 nur bürgerlich geschlossene Ehe kirchlich gültig machte, dafür gesorgt hätte, daß man später einen Vorwand erhalten könne, diese Gültigkeit zu bestreiten. Der schlaue Kardinal hatte nämlich, obgleich er von Josephine selbst auf diesen Punkt aufmerksam gemacht worden war, zur Trauung nicht, wie das Tridentiner Konzil vorschrieb, den betreffenden Pfarrer und zwei Zeugen zugezogen: auf diesen Formfehler hin erklärte das geistliche Gericht von Paris des Kaisers Ehe für eine solche, welche niemals gültig geschlossen gewesen sei.

Die Verhandlungen mit Österreich wurden in so kurzer Zeit zu Ende gebracht, daß schon am 8. Februar 1810 der Heiratsvertrag in Paris unterzeichnet werden konnte. Am 4. März erschien Berthier, Fürst von Neufchatel und Wagram, in Wien, um das Ceremoniell einer förmlichen Brautwerbung vorzunehmen. Nachdem dies geschehen war, wurde die Prinzessin am 11. März ihrem Oheim, dem Erzherzog Karl, als erwähltem Stellvertreter Napoleons angetraut. Am 13. reiste sie nach Frankreich ab; die bürgerliche Trauung fand am 1. April zu Saint-Cloud statt. Am folgenden Tage wurden die Neuvermählten, nachdem sie einen prunkvollen Einzug in Paris gehalten hatten, durch den Kardinal Fesch in den Tuilerien kirchlich getraut. Das Sonder-

barste bei dieser kirchlichen Vermählung war der Umstand, daß derselbe Mann, den das Haupt der Kirche drei Vierteljahre vorher verflucht und ausgestoßen hatte, von einem der ersten Würdenträger der Kirche den kirchlichen Segen empfing.

Zu derselben Zeit, als Napoleon durch seine zweite Vermählung sich feierlich zu dem alten Prinzip der Legitimität bekannte, vollendete er auch die schon früher begonnene Wiederherstellung des feudalen Adels. Er hatte, wie erwähnt, schon im Jahre 1808 einen neuen Adel mit Majoraten und Dotationen geschaffen. Diese Schöpfung wurde nachher gelegentlich erweitert, und noch im August 1809 waren Davoust, Berthier und Masséna mit der fürstlichen Würde, Regnier, Champagny, Gaudin, Maret und Clarke mit herzoglichen Titeln ausgestattet worden.*) Neben diesen und allen übrigen zu Fürsten, Herzögen, Grafen und Baronen ernannten Söhnen der Revolution erhielt aber auch der alte Adel seine frühere Geltung wieder, damit durch dessen Verbindung mit dem neuen Adel der letztere ebenso zu rechtem Ansehen gebracht werde, wie Napoleon seiner eigenen Meinung nach durch die Vermählung mit Marie Luise ein vollkommener Kaiser geworden war. Doch hatte die Aussöhnung des alten Adels mit dem neuen Reiche ebensowenig die erwarteten Folgen, wie Napoleons Aufnahme in die legitimen Fürstenhäuser. Die alten Feudalherren huldigten freilich der neuen Dynastie, weil der Stifter derselben ihnen die alten Vorrechte größtenteils zurückgab; sie verließen ihn aber wieder, sobald sich ihnen die Aussicht eröffnete, aus der Hand der Bourbonen alles Alte empfangen zu können.

Auch die Ausstattung der Großen und Begünstigten Napoleons mit Dotationen wurde bis zum Jahre 1810 fortgesetzt. Für sich selbst nahm der Kaiser nicht nur die Summen in Anspruch, welche bisher

*) Fürsten wurden durch Napoleon: Berthier von Neufchatel und Wagram, Talleyrand von Benevent, Bernadotte von Ponte Corvo, Davoust (vorher schon Herzog von Auerstädt) von Eckmühl, Masséna (vorher schon Herzog von Rivoli) von Eßling, Ney (vorher schon Herzog von Elchingen) von der Moskwa; Lebrun und Cambacérès, welche zuerst nur den allgemeinen Fürstentitel erhalten hatten, wurden nachher noch der erstere zum Herzoge von Piacenza, der zweite zum Herzoge von Parma ernannt. Unter denen, welche den Herzogtitel allein erhielten, sind die bemerkenswertesten: die Marschälle Moncey, Herzog von Conegliano, Augereau von Castiglione, Soult von Dalmatien, Lannes von Montebello, Mortier von Treviso, Bessières von Istrien, Victor von Belluno, Kellermann (der Vater) von Valmy, Lefebvre von Danzig, Marmont von Ragusa; die Generale Junot von Abrantes, Clarke von Feltre, Caulaincourt von Vicenza; die Minister und Diplomaten Champagny von Cadore, Gaudin von Gaeta, Fouché von Otranto, Maret von Bassano, Duroc von Friaul, Savary von Rovigo; der Großrichter und Polizeidirektor Regnier von Massa und Carrara.

bei jeder neugeschlossenen Allianz, bei jeder einem fremden Staat gewährten Gunst von seinen Ministern und Hofleuten bezogen worden waren, sondern er eignete sich auch alle konfiszierten englischen und Kolonialwaren an: auch der Gewinn vom Verkaufe der Licenzen, d. h. der Erlaubnisscheine, gegen eine Ladung französischer Produkte oder Fabrikate eine Ladung jener durch die Bestimmungen der Kontinentalsperre ausgeschlossenen Waren einzubringen, floß in seine Kasse. Eigentum des Kaisers waren ferner die säkularisierten Kirchengüter in den unterworfenen Ländern, die Regalien und Domänen ihrer Fürsten und die Güter aller derer, welche vertrieben oder ausgewandert waren. Endlich wurden aber auch noch durch einen Senatsbeschluß vom 30. Januar 1810 unermeßliche Reichtümer aus dem Nationalvermögen ausgeschieden und unter dem dreifachen Titel: ordentliche Krongüter, außerordentliche Domänen und kaiserliches Privateigentum dem militärischen Regenten übergeben. Bei dieser Gelegenheit kann man aus einer von Regnault de Saint-Jean d'Angely gehaltenen Rede sehen, mit welcher Frechheit die Sophisten und Schönredner der Revolution jeden neuen Gewaltstreich des Kaisers als höchste Weisheit priesen: Regnault scheute sich nicht, jenes Dekret ebenso eine politische Gesetzgebung für die Person des Kaisers zu nennen, wie das neue Gesetzbuch eine bürgerliche Gesetzgebung für die Franzosen sei.

Die Rückschritte Napoleons konnten in ihrer eigentlichen Bedeutung von der großen Masse des Volkes nicht anerkannt werden, da diese nicht aus dem Gegenwärtigen auf die Zukunft zu schließen vermag. Dagegen ahnte aber der verständige Teil der Franzosen schon 1810, welches Ziel der Kaiser sich gesteckt habe, und schon seit 1808 zeigten sich sogar unter den Männern, welche Napoleon emporgehoben und mit Ehre, Macht und Reichtum ausgestattet hatte, Spuren der Unzufriedenheit. Diesen Männern dauerte es teils zu lange, bis sie zum ruhigen Genusse der errungenen Vorteile kommen würden, teils besorgten sie mit Recht, daß Napoleon durch das Gigantische seiner Pläne sich selbst und damit auch ihnen den Untergang bereiten werde. Sie verständigten sich daher untereinander über die Art und Weise, wie sie beim Einsturze des Napoleonischen Reiches sich selbst und ihre Interessen schützen könnten. Dadurch geriet Napoleon in eine ganz sonderbare Stellung. Er konnte den früheren Demokraten oder Konstitutionellen nicht mehr recht trauen, weil er fürchten mußte, von ihnen verraten und verkauft zu werden, und doch wagte er auch nicht, einen Fouché, einen Talleyrand, einen Bernadotte zu entfernen, weil sie ihm unentbehrlich schienen. Er mußte alle diese Leute durch Spione beobachten lassen und sich, um sie unschädlich zu machen, auf irgend eine Weise mit ihnen abzufinden suchen. Talleyrand kam dabei

am schlimmsten weg: er büßte, nachdem er schon im August 1807 sein Ministerium an Champagny hatte abtreten müssen, im Januar 1809 auch noch seine Großkammerherrnwürde ein. Bernadotte dagegen wurde nur auf eine Zeitlang aus Paris entfernt. Auch mit Fouché verfuhr Napoleon vorsichtig und schonend: er entzog ihm erst im Juni 1810 das Polizeiministerium, welches damals Savary erhielt, und bot ihm dagegen die Statthalterschaft von Rom an. Als Fouché diese nicht übernehmen wollte, mußte er ebenfalls Paris verlassen. Über die unter den höheren Stabsoffizieren herrschende Unzufriedenheit, ihre geheimen Verbindungen und Unterhandlungen mit den Engländern ist bereits berichtet: ernste Folgen hatte freilich dies alles für jetzt noch nicht; dagegen beweist aber doch die Verhaftung und Absetzung einer Anzahl von Generalen, daß die Sache nicht so unbedeutend war, als man die Welt glauben machen wollte.

Auch mit seinen drei älteren Brüdern und mit seinem Schwager Murat geriet Napoleon nach dem Schönbrunner Frieden in offene Zwietracht. Mit Lucian war er zuerst darüber zerfallen, daß er demselben 1807 die Aussicht eröffnet hatte, seine Tochter mit dem Thronerben von Spanien vermählt zu sehen, nachher aber über die spanische Krone zu Gunsten seines älteren Bruders verfügte, weil Lucian sich nicht von seiner Gattin hatte scheiden lassen wollen. Der Zwiespalt zwischen den beiden Brüdern wurde nachher immer größer, und Lucian scheute sich nicht, im Jahre 1809 laut seine Mißbilligung über das, was geschah, auszusprechen. Er ging freiwillig in die Verbannung und schiffte sich nach Amerika ein: unterwegs wurde er, was ihm nicht unlieb war, durch die Engländer angehalten und nach Malta gebracht, von wo er dann nach England reisen durfte.

Mit seinem Bruder Ludwig und mit Murat geriet Napoleon in Zwist, weil die beiden Könige das Interesse Frankreichs der Rücksicht auf das Wohl ihrer Unterthanen nachsetzten, Napoleon aber nach dem Grundsatze handelte, sie und ihre Reiche existierten nur für Frankreich. Murat, der sich übrigens als windiger Gascogner durch seine Liebe zu militärischem Putz und Gepränge bei allen ernsten Leuten lächerlich machte, richtete in Neapel eine selbständige Regierung ein, schuf, ohne vorher mit seinem Schwager Rücksprache genommen zu haben, einen neuen neapolitanischen Adel, beobachtete das System der Handelssperre nicht streng und weigerte sich, sein Land zu Gunsten Frankreichs aussaugen zu lassen. Napoleon behandelte ihn dafür in sehr barscher und rücksichtsloser Weise; und als Murat sich nicht einschüchtern ließ, sondern sogar allen in seinem Dienste befindlichen Franzosen gebot, mit Aufopferung des französischen Bürgerrechts neapolitanische Staatsbürger zu werden, ließ Napoleon ihn durch einen sehr kränkenden öffentlichen

Schritt seine Ohnmacht empfinden. Er hob nämlich nicht nur durch ein Dekret jenen Befehl Murats auf, sondern legte auch eine französische Besatzung in die Festung Gaeta und schickte einen Offizier als Kommandanten nach Neapel, der in der eigenen Residenz Murats den Oberbefehl führen sollte, ohne diesen auch nur zu fragen. Außerdem übersandte er seinem Schwager ein Aktenstück, in welchem die Bedingungen vorgeschrieben waren, unter denen er allein König von Neapel bleiben könne. Weil nämlich Murat sich auf den Vertrag berufen hatte, vermöge dessen Josephs Rechte an Neapel ihm übertragen worden waren, so enthielt jenes Aktenstück unter anderm den unumwundenen Ausspruch, daß die Einsetzungsurkunde eines Napoleonischen Fürsten kein Vertrag, sondern nur ein Akt der kaiserlichen Großmut sei, welcher zugleich die Bedingungen für den Genuß der vom Kaiser gewährten Wohlthaten enthalte. Als gleich darauf Murat 12 000 Mann zu dem Russischen Feldzuge ausrüsten sollte und keine Lust zeigte, seine Unterthanen dem gewissen Untergange entgegenzuführen, erklärte ihm Napoleon geradezu, das System stehe über dem Menschen, und ein Franzose sei man nur dann, wenn man alle anderen Völker dem Interesse Frankreichs aufopfere. Er schrieb seinem Schwager: „Rufen Sie Sich in das Gedächtnis zurück, daß ich Sie nur darum zum Könige gemacht habe, damit Sie meinem System dienen. Täuschen Sie Sich nicht: wenn Sie aufhören ein Franzose zu sein, so sind Sie nichts mehr für mich!“

Murat fügte sich dem Gebote des Kaisers. Dagegen war König Louis von Holland durchaus nicht zu bewegen, ein Werkzeug französischer Bedrückung zu werden. Dieser Fürst ist oft der Sonderbarkeit, des Eigensinns und eines äußerst excentrischen Wesens beschuldigt worden; aber Eitelkeit, Ausschweifung, Verschwendung oder Unrechtlichkeit hat man ihm nie vorgeworfen. Er hatte sich daher auch gleich anfangs den Holländern nicht mit Gewalt aufdrängen wollen und handelte nachher so, wie es das Interesse seiner Unterthanen erheischte. Er ruhte nicht, bis die französischen Truppen aus dem Lande gezogen worden waren, besetzte sein Ministerium mit lauter Holländern und erteilte die Hofstellen dem hohen niederländischen Adel, den er dadurch zu gewinnen hoffte. Als Napoleon die unsinnige Kontinentalsperre eingeführt hatte, bot Louis alles auf, um von Holland den Nachteil abzuwenden, welchen die Stockung des Handels und die unterbrochene Verbindung mit seinen Kolonieen herbeiführen mußten. Seine Bemühungen waren vergeblich: er führte daher, um den Schaden zu verringern, die Handelssperre nicht streng durch und begünstigte sogar insgeheim den Verkehr mit England. Dadurch erregte er schon seit 1807 Napoleons Unwillen. Dieser riß im Tilsiter Frieden Stücke von

Holland an sich, und wenn er auch einen Ersatz dafür gewährte, so war doch damals zugleich von einem Ländertausche die Rede, welcher für Holland dieselbe Bedeutung gehabt haben würde, wie die oben erwähnte Verwandlung spanischer Provinzen in französische Departements für Spanien. Gleich nachher fing Napoleon an, das Königreich Holland geradezu wie eine französische Provinz zu behandeln und die nötigen Vorbereitungen zu treffen, um dasselbe dem Französischen Reiche einzuverleiben. Er machte seinem Bruder immer härtere Vorwürfe über seinen holländischen Patriotismus sowie über die Begünstigung des englischen Handels, und schon im März 1809 deutete er seine eigentliche Absicht dadurch an, daß er das erledigte Großherzogtum Berg dem ältesten Sohne des Königs von Holland Napoleon Ludwig schenkte.

Als Louis im Dezember 1808 sich bei dem nach Paris berufenen Familienrate einfand, wurde er von Napoleon, der ihn als Bruder herzlich liebte, zwar freundlich empfangen, die Einverleibung Hollands war aber bereits eine beschlossene Sache, und Napoleon kündigte dieselbe am 15. Dezember in einer Sitzung des gesetzgebenden Körpers sowie gleich darauf in einer schriftlichen Erklärung, welche Louis von ihm verlangt hatte, unumwunden an. Er würde seinen Entschluß auch sogleich znr Ausführung gebracht haben, wenn er nicht einen besonderen Grund zur Verzögerung gehabt hätte. Er hoffte nämlich noch immer, sich mit den Engländern verständigen zu können, und wollte diesen deshalb Zeit lassen, Hollands Selbständigkeit durch Friedensanträge zu retten. Doch befahl er dem Marschall Oudinot, einstweilen mit der Besetzung von Holland den Anfang zu machen. Seinen Bruder aber ließ er nicht nur, damit derselbe nicht nach Holland zurückkehren könne, durch Polizeiagenten scharf bewachen, sondern er zwang ihn auch, von Paris aus den zum Widerstande geneigten holländischen Kriegsminister zu verabschieden und den von ihm neugeschaffenen Adel wieder aufzuheben. Auch mußte Louis eine Unterhandlung mit England anknüpfen und zwar, damit die Sache nicht von ihm und dem Kaiser auszugehen scheine, durch einen Amsterdamer Bankier. Das englische Ministerium zeigte sich der Holländer und des Handels wegen wirklich geneigt, auf Unterhandlungen einzugehen. Fouché mischte sich aber ohne Auftrag des Kaisers in die Sache und schickte den spitzbübischen Lieferanten Ouvrard nach England, und nun brachen die Engländer wieder ab. Auch Talleyrand nahm, wenn man den Memoiren eines Mannes, wie Ouvrard, trauen darf, an dieser Intrigue teil. Napoleon war sehr unwillig, ließ Ouvrard verhaften und entfernte mehrere Monate später Fouché von dem Polizeiministerium. Die Einverleibung Hollands schob er aber immer noch auf, weil er der

Hoffnung nicht entsagte, vermittelst der über diesem Lande schwebenden Gefahr England zu Unterhandlungen zu bewegen. Er schloß deshalb im März 1810 einen Vertrag mit seinem Bruder.

In diesem Vertrage trat Louis alles Land auf der linken Seite der Waal und Maas an Frankreich ab, unterwarf sich allen noch so drückenden Vorschriften über Schiffahrt und Handel und gab zu, daß Oudinots Corps die holländische Küste besetze. Er kehrte hierauf, da er nach dem Abschlusse dieses Vertrages weniger beobachtet wurde, nach Holland zurück, fand aber fast sein ganzes Land von den französischen Soldaten überschwemmt, deren Anführer ohne alle Rücksicht auf ihn und seine Minister gebot. Er wurde nach seiner Rückkehr auf jede Art gekränkt und gequält, bis endlich Napoleon im Mai einen Streit, den der Kutscher seines Gesandten mit einem Amsterdamer Bürger hatte, als Vorwand benutzte, um an seinen Bruder einen so beleidigenden Brief zu schreiben, daß dieser entweder sein Reich dem Kaiser überlassen oder einen erfolglosen Kampf mit demselben versuchen mußte. Der König wählte natürlich das erstere: er legte zu Gunsten seines ältesten Sohnes die Krone nieder, entfloh am 1. Juli aus Holland, begab sich nach Österreich und nannte sich fortan Herzog von St. Leu. Durch ein kaiserliches Dekret vom 9. Juli ward hierauf Holland als eine „Formation" Frankreichs, das ohne dieses Land unvollständig sein würde, mit Frankreich vereinigt. Napoleon ernannte seinen ehemaligen Kollegen im Konsulat, den alten, guten, im Grunde girondistisch gesinnten Lebrun, welcher einfach und anspruchslos geblieben war, zum Generalgouverneur des Landes, aber nur damit die Holländer durch den Glanz, mit welchem er denselben umgab, für den Verlust eines Hofes entschädigt würden. Eigentliche Macht erhielt Lebrun nicht, diese war vielmehr bei dem Oberbefehlshaber Oudinot, welcher in Holland ein ähnliches Regiment führte, wie Davoust in Deutschland. Die Präfekten der 7 Departements, in welche Holland zerschlagen wurde, die beiden Polizeidirektoren Duterrage in Amsterdam und Marivaux in Rotterdam und eine Anzahl angestellter Belgier mißhandelten die Einwohner auf eine Weise, welche an die Zeit Philipps II. erinnerte. Daru, der in Preußen und Österreich sein Wesen getrieben hatte, durfte auch Holland aussaugen: diese Thatsache und dieser Name allein genügt, um sich einen Begriff von den Leiden zu machen, welche die Holländer unter der französischen Herrschaft erdulden mußten.

Mit den Fürsten des Rheinbunds verfuhr Napoleon ebenso willkürlich, wie mit seinen Brüdern. Die Bestimmungen der Bundesakte wurden nur in den Punkten befolgt, welche Verbindlichkeiten gegen den Protektor enthielten; alle anderen blieben unerfüllt. In

jener Akte war z. B. von einer Bundesversammlung die Rede; diese wurde aber nicht ein einziges Mal zusammenberufen. Über die Aufnahme neuer Mitglieder wurde der Bund nicht befragt. Die Gebiete der Bundesfürsten wurden bald vergrößert, bald verkleinert und außerdem stets mit Durchmärschen und Einquartierungen sowie mit der hohen Polizei des Fürsten von Eckmühl geplagt. Die Fürsten des Rheinbunds waren ihren Unterthanen gegenüber souverän, dagegen aber vom französischen Kaiser bis zu dem Grade abhängig, daß dieser sie durch ein bloßes Billet bald hierhin, bald dorthin beschied und, ohne auch nur einen Grund dafür anzugeben, ihre Truppen nach Spanien oder in irgend ein anderes Land schickte. Auch die Stärke der Truppenaufgebote wurde von Napoleon ganz willkürlich bestimmt. Diese Truppen erhielten nicht einmal am Ruhme der Siege Anteil; denn sie wurden entweder zersplittert oder unter den Oberbefehl eines Franzosen gestellt. Alle Schritte, welche Napoleon diesseit des Rheines that, alle Veränderungen, die er mit den dortigen Vasallenstaaten vornahm, deuteten darauf hin, daß er diese Staaten als bloße Provinzen Frankreichs ansah und nach und nach ganz in sein Reich einzuverleiben gedenke. Wir wollen die auffallendsten dieser Veränderungen in chronologischer Folge angeben.

Als Murat im Sommer 1808 König von Neapel geworden war, fiel sein Großherzogtum Berg als erledigtes Lehen an Frankreich zurück. Im folgenden Jahre gab Napoleon dasselbe dem noch unmündigen Sohne seines Bruders, Louis Napoleon, Ludwig ließ es aber durch einen Franzosen wie eine französische Provinz verwalten. Einen beträchtlichen Teil von Hannover hatte Napoleon für den Fall einer Aussöhnung mit England für sich behalten. Nachdem dieses Land ausgesogen worden war, erlaubte er im Januar 1810 seinem Bruder Hieronymus, es mit dem Königreich Westfalen zu vereinigen. Dabei wurde jedoch nicht allein Lauenburg für neuen Tausch und neue Veränderungen zurückbehalten, sondern es mußten auch auf Napoleons ausdrücklichen Befehl in dem Abtretungsvertrag die Worte, er überlasse seinem Bruder die volle Souveränität von Hannover, in den Satz umgewandelt werden, er überlasse ihm die Rechte, welche er selbst an Hannover gehabt habe. Hieronymus erhielt also ein bloßes Occupations-, nicht ein Besitzrecht, weil Napoleon überzeugt war, daß beim Friedensschlusse mit England Hannover werde zurückgegeben werden müssen. Für den Fürsten-Primas schuf Napoleon am 1. März 1810 als Ersatz für das an Bayern abgetretene Bistum Regensburg das Großherzogtum Frankfurt, welches aus der gleichnamigen Stadt, aus Wetzlar und Aschaffenburg sowie aus dem Fuldaschen und dem Hanauschen gebildet wurde. Der neue Großherzog, der bei dieser

Gelegenheit seine geistliche Würde niederlegte, mußte jedoch einen Franzosen, des Kaisers Stiefsohn Eugen Beauharnais, zu seinem künftigen Nachfolger annehmen und außerdem noch einwilligen, daß, wenn dieser ohne männliche Erben stürbe, das Großherzogtum mit Frankreich vereinigt werden solle. Im Dezember 1810 wurde der Herzog von Oldenburg, welchen Napoleon erst 1808 in den Rheinbund aufgenommen hatte, und dessen Sohn, der seit anderthalb Jahren der Schwager des damals noch mit Napoleon befreundeten Kaisers Alexander war, ohne weiteres verjagt, um sein Land nebst einem großen Teile Norddeutschlands dem Französischen Reiche einzuverleiben: ein kaiserliches Dekret vereinigte das Herzogtum Oldenburg, die Hansestädte, einige Stücke von Westfalen und Berg und mehrere preußische Besitzungen, im ganzen 600 Quadratmeilen mit 1 200 000 Einwohnern, mit dem Französischen Reiche, ohne die seitherigen Inhaber dieser Länder, zu denen sein eigener Bruder Hieronymus gehörte, vorher zu fragen. Motiviert wurde der Gewaltstreich durch den Drang „der Umstände", also durch das, was Milton den Rechtsgrund der Tyrannen nennt. Die Engländer hatten 1809 und 1810 ihre Besitzungen jenseit des Oceans wieder bedeutend vermehrt, und dies wurde als Vorwand benutzt, um die deutsche Nordseeküste an Frankreich zu bringen. Nach demselben Gesetze der Notwendigkeit wurde damals auch die Republik Wallis dem Französischen Reiche einverleibt. Die inneren Parteiungen und die Vernachlässigung der von Napoleon angelegten Simplonstraße mußten dabei als Scheingrund dienen. Bei dieser abhängigen und zweifelhaften Existenz traf es der König Hieronymus von Westfalen am besten, indem er sich auf seinem Throne amüsierte, so gut und solange es ging: so empörend dieses Königtum den Unterthanen mit Recht erscheinen mußte, fuhren sie wenigstens nicht schlechter dabei, als die Unterthanen der Rheinbundfürsten uralt deutschen Geblütes.

Alles mußte sich unter den eisernen Willen des Kaisers beugen. Nur an dem nationalen Fanatismus der Spanier und an der unsichtbaren Gewalt des Papstes scheiterten alle seine Machtgebote und Angriffe. Pius VII. ward in Savona, wohin Napoleon ihn hatte schleppen lassen, als Gefangener und als bloßer Mönch dem Kaiser weit furchtbarer, als er jemals vorher gewesen war, weil er dort keine andere als geistliche Rechte zu verteidigen hatte. Pius verweigerte nicht nur seine Mitwirkung zur Besetzung erledigter Bistümer, sondern er gewährte auch keine einzige von allen den Dispensationen, um welche er angegangen wurde; und da ihm beides im Konkordat vorbehalten worden war, so konnte sich die Regierung ohne ihn nicht helfen. Napoleon bot zuerst alles auf, um durch Unterhandlungen die Hartnäckigkeit des Papstes zu brechen. Als dies jedoch ein ganzes Jahr

ohne Erfolg versucht worden war, versuchte er einen anderen Weg; er ließ im Februar 1810 die vier Grundsätze der gallikanischen Kirche, welche Ludwig XIV. einst in seinem Streite mit Innocenz XI. im Jahre 1682 als Reichsgesetz aufgestellt hatte, aufs neue als solches verkündigen. Außerdem errichtete er eine sogenannte geistliche Kommission, welche ebenso, wie in alter Zeit die Sorbonne, dem Papste als Autorität entgegengesetzt werden sollte. Zu Mitgliedern dieser Kommission, deren Vorsitzender der Kardinal Fesch war, wurden mit Ausnahme des Abbé Emery, Superiors von St.-Sulpice, lauter Geistliche von servilem, ehrgeizigem oder eitlem Sinne ernannt. Von ihnen ließ sich Napoleon über verschiedene Fragen Gutachten erteilen, welche natürlich seinen Absichten gemäß ausfielen. Zugleich faßte er auf einen von Karl von Dalberg erteilten Wink den Entschluß, sich gegen den Papst eines Konzils zu bedienen. Noch ehe er diesen Gedanken zur Ausführung brachte, waren von beiden Seiten die heftigsten Maßregeln ergriffen worden: der Papst hatte Ende 1810, als der mit ihm entzweite Kardinal Maury von Napoleon zum Erzbischof von Paris ernannt worden war, diesem durch ein Breve die Übernahme des Erzbistums streng untersagt, und der Generalvikar von Paris, Abbé Dastros, hatte nicht nur das päpstliche Breve dem Kardinal Maury überreicht, sondern sogar auch die gegen den Kaiser erlassene Bannbulle an die Thür der Notre-Dame-Kirche anschlagen lassen. Napoleon hatte dafür den Abbé verhaften lassen, und zwar gerade, als sich derselbe an der Spitze der Geistlichkeit zur Neujahrsgratulation in die Tuilerien begab. Er hatte ferner eine strengere Bewachung des Papstes angeordnet, dessen Papiere wegnehmen und ihm die gröbsten Dinge schreiben lassen. Nachher hatten beide Herrscher plötzlich wieder den Ton geändert: Napoleon hatte durch seine geistliche Kommission eine Deputation an den Papst absenden lassen, um dessen Anerkennung der gallikanischen Rechte zu erwirken, und dieser hatte im Interesse der kirchlichen Ordnung mündlich fünf Punkte zugestanden. Durch das letztere würde der Kaiser in stand gesetzt worden sein, die Feindschaft des Papstes geduldig zu ertragen; er hoffte aber vermittelst eines Konzils mehr zu erlangen und brachte sich infolgedessen um die bereits erlangten Vorteile.

Dieses Konzil, welches damals bereits nach Paris einberufen war, wurde am 16. Juni 1811 eröffnet. Nur etwa 120 französische, deutsche und italienische Bischöfe erschienen: und auch diese zeigten sich vom ersten Augenblicke an den Absichten der Regierung keineswegs günstig. Die erste Sitzung wurde nämlich mit dem Vorlesen des Tridentinischen Glaubensbekenntnisses eröffnet, das hieß: die versammelten Väter der Kirche erklärten gleich anfangs ihre Zustimmung zu den Grundsätzen

einer Kirchenversammlung, welche dem Papste eine Gewalt eingeräumt hatte, die ihm vorher nie gesetzlich zugestanden worden war. Ja, alle Mitglieder gelobten sogar in derselben ersten Sitzung dem Papste wahrhaftigen Gehorsam. Als nachher der Kaiser durch eine Botschaft verlangte, daß das Konzil mit einer Unterscheidung, welche der moderne Katholizismus mehr und mehr zu verwischen sucht, statt der päpstlichen Einsetzung der Bischöfe eine kirchliche anordnen solle, erhob der Ultramontanismus in der Versammlung ganz offen und rücksichtslos seine Stimme. Es wurden nicht nur fanatische Reden zu Gunsten der päpstlichen Allgewalt gehalten, sondern man sprach auch die Behauptung aus, daß der Papst, als er den Kaiser exkommunizierte, in seinem vollen Rechte gewesen sei. Selbst die von Pius mündlich zugestandenen fünf Artikel wurden nur unter der Bedingung in der Form eines förmlichen Beschlusses zugelassen, daß sie vorher erst noch einmal vom Papste bestätigt würden. Der erbitterte Kaiser ergriff, anstatt das Treiben der Bischöfe zu verachten, Maßregeln der Rache und gab dadurch den Pfaffen Gelegenheit, ihre Sache als die der Religion dem revolutionären Despotismus gegenüber geltend zu machen. Napoleon erklärte das Konzil für aufgelöst, ließ drei Mitglieder desselben verhaften und befahl, eine polizeiliche Untersuchung gegen sie einzuleiten. Nichtsdestoweniger machte er aber, um aus der Verlegenheit wegen der Besetzung der Bistümer herauszukommen, das Zugeständnis, daß 80 Bischöfe sich am 6. August als sogenannte Kongregation vereinigten und eine Deputation an den Papst sandten, um denselben zur Annahme der fünf Punkte zu bewegen. Als diese Deputation, zu deren Mitgliedern auch der ebenso vielseitige und gewandte, als eitle und hohle Schwätzer de Pradt, Erzbischof von Mecheln, gehörte, nach Savona kam, gab Pius wieder nach und bestätigte am 20. September nicht nur die fünf Punkte, sondern er erteilte auch einigen der vom Kaiser ernannten Bischöfe die kanonische Weihe. Mehrere Ausdrücke aber, durch welche in dem damals erlassenen Breve die Autorität des Papstes hatte gewahrt werden sollen, bewogen den Kaiser, dieses Breve nicht anzunehmen. Dagegen linderte er in dem Augenblicke, als er seinen russischen Feldzug begann, die bisherige harte Haft seines Gefangenen, entweder weil er noch einmal das Mittel der Güte versuchen wollte, oder auch weil er fürchtete, die an der genuesischen Küste kreuzende englische Flotte möchte den Papst aus Savona entführen. Er ließ ihn am 20. Juni 1812 nach Fontainebleau bringen, wo Pius dann nicht nur dieselben Zimmer, die er bei der Krönung bewohnt hatte, bezog, sondern auch auf dieselbe Weise wie damals behandelt und bedient wurde. Freilich ward der bisherige physische Zwang durch

einen um so stärkeren moralischen ersetzt und der Papst mit lauter Leuten umgeben, welche zu den Absichten des Kaisers paßten.

3. Schweden von der Erwählung Bernadottes bis zum Beginn des Russischen Krieges.

Seit dem Schönbrunner Frieden wurde Napoleons Verhältnis zu den Großmächten des Kontinents, mit denen er doch scheinbar verbündet und befreundet war, immer verwickelter und bedenklicher, so daß er nach und nach mit allen zerfiel. Diese allmähliche Isolierung Napoleons, welche endlich seinen Untergang herbeiführte, war eine natürliche Folge seines politischen Systems: sie wurde aber außerdem noch durch einen besonderen Teil seiner Politik, die sogenannte Kontinentalsperre, gefördert und beschleunigt.

Nachdem Napoleon durch die Dekrete von Berlin und Mailand, wie früher erwähnt, die Handelssperre gegen England angeordnet und den einzelnen Staaten aufgezwungen hatte, benutzte er im Laufe des Jahres 1810 seine Übermacht, um alle Nachteile eines Handelssystems, welches wider die Natur stritt, auf Frankreichs Verbündete zu wälzen und dagegen alle Vorteile desselben sich selbst zuzuwenden. Dies geschah durch die Dekrete von Antwerpen, von Trianon und von Fontainebleau, welche nacheinander im Juli, August und Oktober 1810 erlassen wurden. Diesen Verfügungen zufolge durfte kein Schiff nach einem fremden Hafen auslaufen, ohne mit einer Licenz, d. h. mit einem von des Kaisers eigener Hand unterzeichneten Erlaubnisschein, versehen zu sein. Ferner wurde die Einfuhr von Kolonialwaren gestattet, aber nur gegen eine Abgabe, welche die Hälfte ihres Wertes betrug. Außerdem wurde in betreff der verbotenen englischen Waren befohlen, daß dieselben künftig nicht mehr bloß konfisziert, sondern auch verbrannt werden sollten. Endlich begann man außerdem die erwähnte Abgabe auch von denjenigen Waren zu erheben, welche infolge der kaiserlichen Licenzen eingeführt und deshalb in gutem Glauben gekauft worden waren. Diese Abgabe war also ein förmliches Erpressungsmittel zu Gunsten der kaiserlichen Kasse: auch die Licenzen waren nichts anderes, als ein dem Kaiser vorbehaltenes Warenmonopol. Dieser machte aber von demselben einen Gebrauch, durch welchen sie noch weit drückender wurden, als sie an und für sich schon waren. Er trieb nämlich mit diesen Licenzen ebenso, wie mit den konfiszierten oder für seine Rechnung angekauften Waren einen förmlichen Handel, verschenkte Licenzen an Glieder seiner Familie oder an Begünstigte seines Hofes, denen er die Mittel zu fürstlichem Aufwande verschaffen wollte, und so erlangten einzelne Bevorzugte durch den Handel mit

Licenzen großen Reichtum, wie in unseren Tagen etwa durch den Verkauf neuer Aktien für Eisenbahnen, Banken und Credits mobiliers. Alles dies geschah auf Kosten der Völker Europas; denn Napoleon zwang alle verbündeten Regierungen, seine Handelsgesetzgebung einzuführen, mit anderen Worten ihre Unterthanen zum Besten Frankreichs zu brandschatzen und sich willkürliche Eingriffe in das Privateigentum zu erlauben. Dadurch wurden die Fürsten mit ihren Unterthanen entzweit: und dies hatte die ganz natürliche Folge, daß zu derselben Zeit, als es überall unter den Völkern gärte, auch die Regierungen erbittert und dem französischen Kaiser entfremdet wurden.

In betreff der Veränderungen, welche während der Jahre 1810 bis 1812 in den Verhältnissen der Kontinentalstaaten zu Frankreich eintraten, wenden wir unsere Blicke zuerst auf Schweden. In diesem Reiche herrschte seit der Entthronung Gustavs IV. dem Namen nach dessen Oheim Karl XIII. Da derselbe keine Kinder hatte, so war im August 1809 Prinz Christian August von Holstein-Augustenburg durch die Stände zum Kronprinzen erwählt worden. Einen Monat später hatte sich Schweden mit Rußland, im Dezember 1809 mit Dänemark über einen Frieden verständigt. Der Vertrag mit dem letzteren Reiche enthielt keine für Schweden lästige Bedingung: dagegen hatte Finnland an Rußland abgetreten werden müssen, so daß das Schwedische Reich nur noch drittehalb Millionen Einwohner zählte. Mit Frankreich brachten die Schweden erst im Januar 1810 einen Frieden zu stande. Dieser verschaffte ihnen zwar das von Napoleon besetzt gehaltene schwedische Pommern und die Insel Rügen wieder, sie mußten sich aber dafür das System der Handelssperre aufdringen lassen. Da dieses System gerade für ein armes Land wie Schweden sehr verderblich ward, so konnte es dort unmöglich in seiner ganzen Strenge durchgeführt werden, daraus entspannen sich aber vom ersten Augenblicke an diplomatische Streitigkeiten mit Frankreich, welche nachher unaufhörlich fortdauerten.

Der erwählte Thronerbe kam im Januar 1810 nach Schweden. Er wurde vom Bürger- und Bauernstande wahrhaft vergöttert; die beiden anderen Stände dagegen waren Feinde des entthronten holsteingottorpischen Hauses, und unter ihnen hatte deshalb auch der holsteinische Prinz viele erbitterte Gegner. Schon am 23. Mai 1810 starb Christian August, und zwar so auffallend plötzlich, daß man allgemein an eine Vergiftung glaubte. Jedenfalls schwebt über der Art seines Todes ein Dunkel. Der Kronprinz war, als er zu einer Revue reiste, unterwegs nach dem Genusse einer Pastete unwohl geworden: er fühlte sich zwar bald wieder so weit hergestellt, daß er die Reise fortsetzen konnte, stürzte aber bei der Revue selbst plötzlich vom Pferde

und war augenblicklich tot. Die ärztlichen Untersuchungen seiner Leiche widersprachen sich; der königliche Leibarzt aber, welchen Karl XIII. dem Prinzen gleich nach der Erkrankung geschickt hatte, wurde abgesetzt und aus dem Reiche gewiesen. Der Prinz selbst hatte nach seinem ersten Erkranken den Verdacht ausgesprochen, daß er vergiftet sei; das Volk schrieb seinen Tod dem aus Ludwigs XVI. Geschichte bekannten Grafen Fersen zu, der übrigens höchstens nur als mittelbar schuldig angesehen werden könnte. Außerdem hielt man sogar die Königin für mitwissend. Das Volk ließ bei der Beerdigung an dem Grafen Fersen und an dessen Schwester, der Gräfin Piper, welche ebenfalls für schuldig gehalten wurde, seine Wut aus: Fersen wurde von dem erbitterten Pöbel auf eine entsetzliche Weise gemordet und der Palast seiner Schwester gestürmt.

Nach Christian Augusts Tode schritt man alsbald zu einer neuen Wahl. Bei dieser war die Stimmung des Adels von Anfang an ganz entschieden für Bernadotte, dessen Name schon bei der ersten Wahl genannt worden war. Bernadotte hatte sich von Hannover aus, wo er 1805 die französischen Besatzungstruppen kommandierte, und noch mehr 1806, als er in Holstein jenes schwedische Corps unter Oberst Mörner gefangen nahm sowie in den beiden folgenden Jahren als Befehlshaber der in Dänemark stehenden spanischen Truppen bei den schwedischen Aristokraten sehr beliebt gemacht. Diese arbeiteten daher mit solchem Eifer für ihn, daß er am 25. August 1810 von den Ständen zum Thronfolger erwählt wurde, nachdem er auf Betreiben derselben Männer sich bereit erklärt hatte, das französische Bürgerrecht aufzugeben und, was einem Jünger der französischen Revolution wenig kostete, zur lutherischen Kirche überzutreten. Napoleon, von dessen Einwilligung Bernadotte die Annahme der Wahl abhängig gemacht hatte, gewährte ihm dieselbe, obgleich er die Erhöhung eines ihm verdächtigen Mannes nicht gerade gern sah. Er entband ihn der geleisteten Eide, gab ihm eine glänzende Begleitung, ließ ihm den Betrag seiner Dotationen und außerdem noch zwei Millionen auszahlen und erlaubte ihm, seine Güter in Frankreich zu behalten: die Zumutung, daß er versprechen solle, niemals gegen Frankreich Krieg zu führen, wies Bernadotte zurück. Im Oktober 1810 kam Karl Johann — diesen Namen führte der Marschall von jetzt ab — in Schweden an. Er wurde sogleich vom König Karl adoptiert, zum Generalissimus ernannt und in alle Geschäfte eingeweiht. Auch nahm er vom ersten Augenblicke an unmittelbaren Anteil an dem diplomatischen Streite, in welchen Schweden mit Frankreich verwickelt war.

Napoleon hatte der schwedischen Regierung schon längst bittere Vorwürfe über die Lauheit gemacht, mit welcher dieselbe die Konti-

nentalsperre handhabte. Er hielt sich sogar überzeugt, daß zwischen England und Schweden ein geheimes Einverständnis bestehe, und sprach seinen Unwillen darüber dem schwedischen Gesandten in Paris auf jene barsche und grobe Weise aus, mit der er schon mehr als einmal die Vertreter fremder Regierungen behandelt hatte. Er bestand unbedingt auf der Ausführung seiner gegen den englischen Handel gerichteten Gebote, verlangte von den Schweden sogar eine Kriegserklärung gegen England und ließ durch seinen Gesandten in Stockholm, Alquier, dessen heftige, barsche Art auch schon der Papst hatte empfinden müssen, die schwedische Regierung ohne Unterlaß drängen und quälen. Vergebens stellte diese dem Kaiser vor, daß die Reichsgrundgesetze ein gewaltsames Verfahren gegen Leben und Eigentum der Einwohner nicht gestatteten, daß das Land durch die völlige Einstellung des englischen Handels in die größte Not geraten würde, und daß schlechterdings alle Mittel zur Führung eines Krieges fehlten. Napoleon nahm auf keine Vorstellung Rücksicht und verlangte sogar, daß man französische Zollbeamte in Schweden zulasse, mehrere Tausend Soldaten und Matrosen zur Bemannung der französischen Flotte in Brest hergebe und dgl. m. Er stimmte zwar nachher seine Forderungen wieder herab; der Zwist wurde aber dessenungeachtet bald ärger, als er gewesen war.

Die Schweden hatten im Dezember 1810 endlich dem Gebote Napoleons Folge geleistet und eine Kriegserklärung an England erlassen; da aber die Engländer auf die Lage Schwedens Rücksicht nahmen und deshalb dieses Land soviel als möglich schonten, so wurde der Kaiser noch mißtrauischer als vorher, und der Zwist nahm immer mehr zu. Alquier, von jeher ein persönlicher Feind Bernadottes, suchte sogar absichtlich einen Bruch herbeizuführen und wurde deshalb im Oktober 1811 abberufen. Sein Nachfolger, der bisherige Gesandtschaftssekretär Marquis de Cabre, bemühte sich ebenfalls, vermittelst der Berichte, die er über den Verkehr mit England einsandte, den Kaiser immer mehr gegen Bernadotte zu erbittern. Auf der anderen Seite hatte aber auch Bernadotte, ein kluger Mann von selbständigem Urteil, sich damals bereits insgeheim von Napoleon abgewandt und beim russischen Kaiser Hilfe gesucht. Er wünschte seinem künftigen Reiche Norwegen als Ersatz für Finnland zu verschaffen und sah recht gut, daß dies nicht mit Hilfe Frankreichs, dessen treuester Bundesgenosse Dänemark war, und welches diesem Staate in einem 1807 geschlossenen Vertrage den Besitz seines ganzen Gebietes verbürgt hatte, wohl aber vermittelst der Russen und der Engländer, welche mit Dänemark entzweit waren, erreicht werden könne. Kaiser Alexander aber, welcher Bernadottes Verhältnis zur antibonapartistischen Partei in

Frankreich kannte, war ihm auf halbem Wege entgegengekommen. Er hatte nicht nur seine Wahl zum Kronprinzen sogleich bereitwillig anerkannt, sondern auch im Dezember 1810 seinen gewandtesten Kundschafter, Tschernitschew, die Reise nach Paris über Stockholm machen lassen, um eine förmliche Verbindung Schwedens mit Rußland und England einzuleiten.

Im Januar 1812 gelang es den Feinden Bernadottes, zu denen der Fürst von Eckmühl (Davoust) gehörte, den Kaiser zu Feindseligkeiten gegen Schweden hinzureißen. Nachdem Napoleon längst mit Gewalt gedroht hatte, ließ er sich im Januar 1812 bewegen, dem in Norddeutschland kommandierenden Marschall Davoust den Befehl zur Besetzung von Schwedisch-Pommern zu erteilen. Dieser beeilte sich, den Auftrag auszuführen: er ließ am 27. Januar durch den General Friand Pommern besetzen, die schwedischen Truppen entwaffnen und die Beamten zur Huldigung zwingen. Dieser so entschieden feindliche Schritt hatte zwar nicht, wie man hätte erwarten sollen, den sofortigen Abbruch des diplomatischen Verkehrs zur Folge; er beschleunigte aber die längst vorbereitete Verbindung Schwedens mit Rußland. Am 24. März 1812 wurde zwischen Schweden und Rußland ein förmlicher Allianzvertrag abgeschlossen. In demselben versprach Alexander I. der schwedischen Regierung zum Besitze von Norwegen zu verhelfen; Schweden übernahm die Verpflichtung, im Falle eines Krieges zwischen Rußland und Frankreich 30 000 Mann nach Norddeutschland zu senden, vorausgesetzt, daß es bereits zum Besitze von Norwegen gelangt sei. Weil sowohl Rußland als Schweden damals noch mit Frankreich in freundlichen Beziehungen stand, so wurde dieser Vertrag sorgfältig geheimgehalten und dagegen ein anderer, über welchen Frankreich sich nicht beschweren konnte, bekannt gemacht. Im Juli trat Schweden auch mit England in Verbindung. Am Ende dieses Monats schlossen nämlich die Engländer zu Örebro sowohl mit Schweden, als auch mit Rußland Verträge ab, vermöge deren diese beiden Staaten englische Subsidien erhalten und dagegen Rußland seine Häfen den englischen Schiffen öffnen und seine Flotte als Unterpfand ausliefern, Schweden aber ein Heer nach Deutschland schicken sollte. Napoleon erhielt erst im August, als er mit seiner Armee bereits auf russischem Boden stand, Nachricht von dem Übertritte Schwedens zu seinen Feinden. Sein Gesandter befand sich damals noch immer in Stockholm, und Bernadotte hatte sogar Ende Mai noch einmal versucht, ob er nicht dasselbe, was die Russen ihm gewährt hatten, von Napoleon erlangen könne. Erst im Anfang des Jahres 1813 kam es, wie wir weiterhin sehen werden, zum förmlichen Bruch zwischen Schweden und Frankreich. Für das Schicksal des französischen Heeres ward aber der

Umstand entscheidend, daß Bernadotte bereits am 27. August 1812 bei einer Zusammenkunft, die er mit Kaiser Alexander und mit dem englischen Gesandten Lord Cathcart zu Abo hatte, das Zugeständnis machte, daß das in Finnland stehende russische Heer, welches den Schweden bei der Eroberung von Norwegen hatte beistehen sollen, in Polen gebraucht werden dürfe.

4. Preußen in den Jahren 1809 und 1810.

In Preußen hatte der Minister vom Stein während der kurzen Zeit, in welcher er die Geschäfte leitete (vom Oktober 1807 bis Ende November 1808), die Grundlagen zu einer Reform des Staates gelegt. Er hatte die Erbunterthänigkeit beseitigt, dem Volke das bisher nicht allgemeine und durch lästige Hemmnisse eingeschränkte Recht zum Erwerb von Grundeigentum erwirkt und durch die am 19. November 1808 verkündigte neue Städteordnung, welche die Verwaltung der Städte von der Regierung unabhängig machte und dieser nur die Oberaufsicht vorbehielt, den Bürgerstand mündig gemacht: die Gesamtheit der Bürger wählte die Stadtverordneten, welche nicht einzelne Zünfte und Korporationen, sondern die ganze Gemeinde zu vertreten hatten, und die für die Besorgung der laufenden Geschäfte einen Magistrat wählten; jeder Bürger war verpflichtet, an diesen öffentlichen Ämtern teilzunehmen. Die eigentliche Tendenz des preußischen Premierministers läßt sich am besten aus einem Rundschreiben erkennen, das er bei seiner durch Napoleon erzwungenen Abdankung an die oberste Behörde des Landes erließ, und welches als sein politisches Glaubensbekenntnis betrachtet werden kann. In diesem Rundschreiben erklärte er, zu einem organischen Ganzen, welches Leben und Bewegung aus sich und in sich habe, könne die preußische Staatsmaschine nur dann werden, wenn man folgende Grundsätze durchführe: „Die Regierungsgewalt und die Ernennung der Richter darf nur von der höchsten Gewalt ausgehen. Deshalb muß auch die Patrimonialgerichtsbarkeit aufhören. Dagegen ist aber zum Wohle des preußischen Staates eine allgemeine Nationalrepräsentation durchaus notwendig. Ebenso ist es für das wahre Interesse des Staates ein dringendes Erfordernis, daß der Adel reformiert und mit den übrigen Ständen in Verbindung gebracht werde. Deshalb muß die allgemeine Wehrpflicht gesetzlich begründet, der Bauernstand aber durch Abschaffung der Fronden, durch Belebung des religiösen Sinnes und durch Verbesserung des Unterrichtes und der Erziehung gehoben werden."

Steins Entfernung hemmte den raschen Fortschritt in Preußen

aber hindern konnte ihn auch dieses Mißgeschick nicht. Namentlich im Heerwesen wurden unter Scharnhorsts Leitung die Reformen weitergeführt: trotz aller Einwände und Hemmungen durch die Franzosen, trotz der Klagen der aus dem Heere beseitigten unwürdigen Elemente, trotz alles Widerspruchs derer, die am Alten klebten, arbeitete Scharnhorst ruhig weiter an der großen Aufgabe, das gesamte Volk für die Zeit der Entscheidung militärisch zu erziehen. Auch war es ein sehr bedeutender Fortschritt, daß der König kurz vor seiner am 23. Dezember 1809 erfolgten Rückkehr nach Berlin die Unveräußerlichkeit der königlichen Domänen aufhob. Infolge dieses wichtigen Erlasses hörte Preußen auf, ein Landgut seines Königs zu sein, und wurde das Eigentum freier Menschen. Dagegen war es eine keineswegs erfreuliche Erscheinung, daß Friedrich Wilhelm am Ende des Jahres 1809, also gerade in demselben Augenblicke, in welchem zur Rettung des Vaterlandes alle im Volke bestehenden Schranken hätten niedergerissen werden sollen, nicht nur die Ordenszeichen vermehrte, sondern auch besondere Verordnungen über die Handhabung der Hofetikette erließ. Ernster war, daß man den schon seit der Katastrophe von Tilsit aufgekommenen Gedanken der Gründung einer neuen Universität, deren Sitz Berlin sein sollte, mit Nachdruck verfolgte. Die Sache wurde von dem Unterrichtsminister Wilhelm von Humboldt in die Hand gekommen, und im Herbst 1810, nachdem tüchtige Männer, unter denen Fichte und Schleiermacher besonders bedeutend hervortreten, gewonnen waren, die neue Universität eröffnet. Was ihr für ganz Deutschland und nicht nur für die nächsten Jahre Bedeutung gab, war, daß sie dem Schlendrian der alten deutschen Lehranstalten entgegenwirkte und zum großen Unterschied von diesen den Brotwissenschaften nicht den Vorzug vor den bildenden Wissenschaften einräumte. Die Stiftung dieser Anstalt war um so verdienstlicher, als es mit den Finanzen sehr schlimm stand; und doch hing von diesen alles ab, weil Napoleon mit unerbittlicher Härte auf der Zahlung der 85 Millionen rückständiger Kontributionen bestand. Auf der anderen Seite gewährte freilich der traurige Zustand der Finanzen den Vorteil, daß Napoleon, um zu seinem Gelde zu gelangen, die Erlaubnis gab, einen Mann zum leitenden Minister zu ernennen, welcher die von Stein begonnene Reform des Staates fortzusetzen verstand.

Dieser Mann war der Graf von Hardenberg. Er hatte beim Tilsiter Frieden den Staatsdienst verlassen müssen, ward aber im Juni 1810 wieder angestellt und als Staatskanzler mit der Leitung der Geschäfte betraut. Er schlug dieselbe Richtung ein, wie der Freiherr vom Stein, handelte aber dabei mit einer Schlauheit und Geschmeidigkeit, welche diesem bei seinem heftigen, unbeugsamen Charakter nicht möglich

gewesen wäre. Hardenberg befand sich in einer äußerst schwierigen Stellung: auf der einen Seite ward er durch französische Spione scharf bewacht, auf der anderen hatte er es mit einem ängstlichen, bedächtigen, vor allem Außergewöhnlichen zurückbebenden Könige zu thun. Diese Schwierigkeiten überwand er dadurch, daß er einesteils seine wahre Absicht vor dem Könige zu verbergen wußte und andernteils die Miene annahm, als wenn er entschieden französisch gesinnt wäre, während er doch ganz im deutschen Interesse handelte. Umgeben und unterstützt von Leuten ohne Sitten und ohne Gewissen, konnte er mit den gleichfalls gewissen- und sittenlosen Franzosen eher fertig werden, als der streng-christliche Stein, und spielte auf meisterhafte Weise die Rolle, die er übernommen hatte. Er schützte und förderte, ungeachtet der von ihm angenommenen Miene, die Bestrebungen der Patrioten, welche am 19. Juli 1810 durch den Tod der edlen Königin eine Hauptstütze verloren hatten. Er entfernte gleich anfangs, um der Franzosen willen, den Kriegsminister von Scharnhorst, blieb aber doch mit demselben verbunden und handelte nach seinem Rate. Ebenso bediente er sich insgeheim auch der anderen Gehilfen Steins zur Ausführung von dessen Plänen. Zugleich machte er, wie vor ihm Stein, von dem Rechte des Königs, für sich allein Gesetze zu geben, den wohlthätigsten Gebrauch, welcher jemals von der unumschränkten monarchischen Gewalt gemacht worden ist. Er setzte nämlich vermittelst der königlichen Diktatur, an die man in diesem Lande, wo sie seltener als sonst mißbraucht worden ist, gewöhnt war, schnell die wichtigsten Veränderungen durch, die in einer Ständeversammlung die größten Schwierigkeiten gefunden haben würden.

Hardenbergs Reformen waren von umfassendster Art. Er brachte König, Adel und Volk einander so nahe, daß dieselben nachher dem Auslande gegenüber durchaus einig waren. Er minderte, um diese Eintracht herzustellen, das Drückende und Demütigende der alten gesellschaftlichen Verhältnisse, suchte die Abgaben auf der einen Seite einträglicher zu machen, auf der anderen aber auch besser zu verteilen und zeitgemäßer einzurichten und trug, weil unter den damaligen Umständen an eine neue ständische Verfassung nicht zu denken war, dafür Sorge, daß auf andere Weise die Wünsche des Volkes an den König gebracht würden. Es bedarf hier der Aufzählung der einzelnen von Hardenberg erlassenen Verordnungen nicht: sie waren insgesamt auf das angegebene Ziel gerichtet. Wohl aber müssen die finanziellen Zustände und Maßregeln im allgemeinen angedeutet werden, weil diese das Verhältnis zu Frankreich am nächsten berührten. Die französische Kriegsschuld und die Geldverlegenheit des Staates überhaupt machten vermehrte Steuern nötig; diese wurden jedoch auf eine gerechte und

gleiche Weise verteilt. Außerdem schaffte Hardenberg nicht nur, um die Steuerkraft des Landes zu heben, die Innungen und Zünfte ab und führte vollständige Gewerbefreiheit ein, sondern es wurde auch die Säkularisierung aller Klöster und Stifter befohlen, deren Einkünfte nicht für Kirchen und Schulen durchaus nötig waren. Ein Versuch, sich durch eine in Holland zu machende Anleihe zu helfen, scheiterte an dem unsicheren Verhältnisse Preußens zu Frankreich und an der Einverleibung Hollands in Frankreich. Dagegen wurde im Lande selbst eine freiwillige Anleihe ausgeschrieben, welche nötigenfalls in eine gezwungene umgewandelt werden sollte.

Am drückendsten wurden auch für Preußen und seine Finanzen die despotischen Maßregeln, welche Napoleon im Jahre 1810 zur Vernichtung des englischen Handels ergriff. Der Kaiser verfuhr in dieser Beziehung gerade gegen die preußische Regierung mit wahrer Tyrannei und suchte dieselbe zu einem willenlosen Werkzeuge für seine auf Rache an England und eigene Bereicherung gerichteten Pläne zu machen. Zu diesem Behufe griff er sogar geradezu gebietend in die innere Verwaltung des preußischen Staates ein. Zugleich nahm er Unterthanen des Königs, welche, wie der Fürst von Hatzfeld, dem französischen Interesse dienten, auf eine empörende Weise in Schutz. Auch die drei preußischen Festungen, die man als Unterpfand für die Kriegsschuld in den Händen der Franzosen hatte lassen müssen, Glogau, Küstrin und Stettin, blieben fortwährend von ihnen besetzt, obgleich nach der Übereinkunft eine derselben hatte geräumt werden sollen, sobald die Hälfte der Schuld getilgt worden war. Die Franzosen vermehrten sogar dem Vertrage zuwider die Besatzungen derselben auf mehr als das Doppelte und zwangen den Staat, auch diese Mehrzahl zu verpflegen. Außerdem wimmelte das Land von französischen Spionen, und der Peiniger Deutschlands, Davoust, verfolgte alle Leute, welche einer patriotischen Gesinnung verdächtig waren. Ein ganzes Heer von französischen Schurken und deutschen Verrätern suchte in Zeitungen und Büchern alles das auszuspüren, was als Aufhetzung gegen die Franzosen angesehen werden konnte: doch fanden freilich kluge Leute trotzdem die Mittel, zu sagen, was gesagt werden mußte, und zu verbreiten, was sie an den Mann bringen wollten. Zugleich wurden Gespräche belauscht, Briefe erbrochen und die Festungen mit Staatsgefangenen angefüllt, welche niemals vor ihren Richter gestellt wurden.

Diese traurige Lage ward eine ganz verzweifelte, als Ende 1810 ein Bruch zwischen Frankreich und Rußland nicht länger aufzuhalten war; denn Napoleon mußte sich bei dem bevorstehenden Kriege mit Rußland durchaus gegen das ihm verdächtige Preußen sicherstellen. Es verbreitete sich damals auch die Meinung, der Kaiser habe be-

schlossen, vor dem Beginne jenes Krieges diesen Staat völlig zu vernichten. Gerade als infolge dieser Verhältnisse der Sturm am gefährlichsten wurde, bewährte Hardenberg aufs glänzendste seine Meisterschaft, das Staatsschiff zwischen den Klippen hindurchzulenken.

5. Politische Lage vor dem Beginn des Russischen Krieges.

Die in Tilsit geschlossene Verbindung zwischen Napoleon und Alexander I. wurde gleich anfangs von den vorzüglichsten Staatsmännern Rußlands, Preußens und Englands als etwas Unnatürliches angesehen; und schon die Veranstaltung des Erfurter Kongresses im Jahre 1808 war ein Beweis, daß dieselbe sich wieder zu lockern begann. Im folgenden Jahre trat zwischen den beiden Kaisern schon eine förmliche Spannung ein. Einerseits benahm sich nämlich Alexander in Hinsicht auf Spanien und auf das Getreibe der deutschen Patrioten zweideutig und leistete die vertragsmäßige Hilfe gegen Österreich nur notgedrungen und in beschränkter Weise; andererseits erbitterte Napoleon den russischen Kaiser durch die Vergrößerung des Herzogtums Warschau. Das letztere gab Anlaß zu einem Notenwechsel, welcher die beiden Kaiser einander noch mehr entfremdete und sogar einen Krieg herbeizuführen drohte. Es handelte sich dabei um einen scheinbar geringfügigen Umstand, der aber für die Ruhe und Sicherheit des Russischen Reiches höchst wichtig war: die Polen erwarteten, daß Napoleon dem vergrößerten Herzogtum Warschau den Namen Polen geben und damit die künftige Wiederherstellung ihres Reiches aussprechen werde. Dies würde aber auch im russischen Polen das Andenken an die frühere nationale Existenz aufgefrischt und Anlaß zu Unruhen gegeben haben. Alexander verlangte daher von Napoleon die feierliche Zusicherung, daß das Herzogtum Warschau weder jemals den Namen Polen erhalten, noch auch durch ehemalige polnische Landstriche vergrößert werden solle. Napoleon willigte in dieses Begehren, und sein Gesandter in Petersburg, Caulaincourt, unterzeichnete am 4. Januar 1810 einen förmlichen Vertrag, in welchem die russische Forderung genehmigt wurde. Caulaincourt hatte versäumt, Worte und Sätze in den Vertrag zu bringen, die man später willkürlich deuten konnte, der erste Artikel lautete vielmehr sehr unumwunden: „Das Königreich Polen wird niemals wiederhergestellt werden". Napoleon verweigerte deshalb die Bestätigung und verlangte eine andere Redaktion des Vertrags. Diese wollte jedoch Alexander nicht zulassen. Man unterhandelte hierauf noch bis zum September, ohne daß eine Einigung zu stande gekommen wäre. Mittlerweile hatte sich das Verhältnis der beiden Kaiser infolge anderer Umstände völlig geändert,

und man ließ deshalb die Verhandlungen wegen des Namens Polen ganz fallen.

Zu diesen Umständen, durch welche damals beide Kaiser immer mehr einander entfremdet wurden, rechnen wir die österreichische Heirat und die noch während der Unterhandlungen über sie fortdauernde Bewerbung Napoleons um eine russische Prinzessin nicht, denn da Alexander selbst hauptsächlich unter dem Einfluß der Kaiserin-Mutter so lange zauderte, eine bestimmte Antwort zu geben, so konnte er sich über Napoleons anderweitige Vermählung nicht beschweren. Dagegen mußte der Zar sehr unwillig werden, als Napoleon im Laufe des Jahres 1810 nicht nur den Kirchenstaat für eine französische Provinz erklärte und Hannover mittelbar mit Frankreich vereinigte, sondern auch seine Kontinentalsperre derart erweiterte und anwandte, daß dadurch alle mit ihm verbündeten Staaten den größten Schaden erlitten. Aufs äußerste wurde aber Alexander durch die im Dezember 1810 dekretierte Einverleibung der deutschen Nordseeküste in Frankreich erbittert, da bei dieser Gelegenheit auch ein Angehöriger des russischen Kaiserhauses, der Herzog von Oldenburg, seines Erbes beraubt wurde. Andererseits that auch Alexander in demselben Monat einen Schritt, welcher gewissermaßen als eine Kündigung des Bündnisses mit Napoleon angesehen werden konnte: er erklärte am 19/31. Dezember 1810 die Einfuhr von Kolonialwaren in Rußland auf neutralen Schiffen für erlaubt und machte zugleich einen neuen Zolltarif bekannt, in welchem manche französische Waren verboten, andere hoch besteuert waren; die verbotenen französischen wurden verbrannt, wie die verbotenen englischen. Von diesem Augenblicke an standen sich beide Kaiser feindlich gegenüber, wenngleich der Schein des Friedens noch anderthalb Jahre lang gewahrt wurde.

Während des ganzen Jahres 1811 wurden Unterhandlungen gepflogen, die sich hauptsächlich auf die Einziehung des Herzogtums Oldenburg und auf den Ukas wegen der Zölle bezogen. Napoleon bestand hartnäckig auf der Zurücknahme dieses Erlasses und Alexander ebenso hartnäckig auf der Wiedereinsetzung des Herzogs von Oldenburg. Zugleich rüsteten beide nicht nur in großartigstem Maße für einen Krieg, sondern sie suchten auch, der eine durch Drängen und Drohen, der andere durch Versprechungen und Vorstellungen, Schweden für sich zu gewinnen. Es gelang dem russischen Kaiser bald, die Regierung dieses Staates insgeheim auf seine Seite zu ziehen. Zu gleicher Zeit verständigte er sich auch mit den Engländern. Er konnte daher schon 1811, im Vertrauen auf Schwedens Freundschaft und auf einen durch England zu vermittelnden Frieden mit der Türkei, einen Teil der Truppen, die er in Finnland und an der Donau zusammen-

gezogen hatte, nach Polen aufbrechen lassen. Im März 1811 hatte sich Napoleon wieder zu einer jener beleidigenden Anreden hinreißen lassen, die ihm, wenn er in Zorn geriet, so geläufig waren. Als ihm nämlich am 20. März 1811 ein Sohn geboren worden war, dem er den Titel „König von Rom" erteilte, überbrachte ihm am 24. März eine Deputation die Glückwünsche des französischen Handelsstandes, und bei dieser Gelegenheit ließ er sich mit den heftigsten Worten über sein Verhältnis zu Rußland aus. Er drohte mit einem Marsche nach Petersburg und Moskau, prahlte mit den bedeutenden vorrätigen Summen, die er auf einen Krieg mit Rußland verwenden könne, brüstete sich mit einer großen Flotte, die er herzustellen vermöge, redete verächtlich von der englischen Seemacht; im Mai rief er seinen Gesandten Caulaincourt von Petersburg ab und ersetzte ihn durch den General Lauriston, einen jener Haudegen, deren er sich zum großen Nachteile seiner Geschäfte so häufig zu diplomatischen Sendungen bediente, wiewohl gerade Lauriston noch einer der erträglichsten unter diesen militärischen Diplomaten war. Der russische Kaiser wählte im entscheidenden Augenblicke seinen Geschäftsträger besser. Er ließ zwar seinen bisherigen Gesandten, den nichts weniger als gewandten und einsichtsvollen Fürsten Kurakin, in Paris, setzte ihm aber 1811 den Kosakenobersten Tschernitschew zur Seite, welcher vor Ende 1808 bis Februar 1812 zwölfmal zwischen Petersburg und Paris hin und her reiste und sich meisterhaft darauf verstand, Geheimnisse auszukundschaften, vornehme Weiber zu verführen und auszuhorchen, hohe Beamte zu bestechen und Napoleons Polizei in ihren eigenen Netzen zu fangen. Während Alexander gut beraten war und mit Besonnenheit handelte, glaubte Napoleon dem Schicksal trotzen zu können, und duldete niemand mehr um sich, als wer ihm unbedingt und ohne Widerrede gehorchte. Er ersetzte daher auch mitten in den Verhandlungen mit Rußland seinen Minister des Auswärtigen, Champagny, durch den Herzog von Bassano (Maret), welcher zwar ehrlich, rechtlich und unermüdet fleißig, aber auch keines eigenen Gedankens fähig und ein bloßes Werkzeug des kaiserlichen Willens war. In dem Schwindel der Größe, von welchem Napoleon ergriffen war, begegnete es ihm bei Gelegenheit einer glänzenden Audienz, die er am 15. August 1811 dem russischen Gesandten Kurakin gewährte, aufs neue, daß er sich selbst und seine Stellung vergaß und den Repräsentanten eines mächtigen Staates mit prahlenden Drohungen und sogar mit Grobheiten überhäufte.

Der nicht mehr zu bezweifelnde Ausbruch eines Krieges zwischen Frankreich und Rußland brachte die preußische Regierung in schwere Verlegenheit und nötigte den Kanzler Hardenberg, eine sehr peinliche Rolle zu spielen. Er mußte auf der einen Seite mit der Partei der

Patrioten, welche zu einem verzweifelten Kampfe drängte, in genauer Verbindung bleiben, weil auch er erkannte, daß nur der kriegerische Geist des preußischen Volkes den Kaiser Napoleon vom Äußersten zurückhalten werde; auf der anderen durfte er es aber noch nicht zum Bruche kommen lassen und mußte seine kühnen Pläne vor dem Könige verborgen halten. In dieser schwierigen Lage benahm sich Hardenberg mit ungemein großer Schlauheit. Er fuhr fort, alles für einen künftigen Krieg vorzubereiten, ließ aber seinen König den wahren Zweck seiner Maßregeln nicht merken und täuschte auch die Franzosen dadurch, daß er ihnen von freien Stücken eine Allianz antrug, welche ohnedies nicht zu vermeiden war. Preußen konnte, wenn es sich nicht selbst den Untergang bereiten wollte, in dem bevorstehenden Kriege unmöglich neutral bleiben; es mußte sich vielmehr entscheiden, der Bundesgenosse einer der beiden kriegführenden Mächte zu werden. Hardenberg entschloß sich, ungeachtet der Freundschaft seines Königs mit Alexander, zu einem Bunde mit Frankreich, weil dieser von den beiden Übeln, zwischen denen man wählen mußte, das kleinere war: er heuchelte aber dabei den Franzosen keine besondere Freundschaft, sondern gab ihnen vielmehr mit soviel Offenheit, als unter solchen Verhältnissen möglich ist, den eigentlichen Grund seines Entschlusses zu erkennen. Es ist daher auch lächerlich, daß die Franzosen seit 1813 unaufhörlich auf Preußen schalten, weil dieses einen ihm abgezwungenen Vertrag brach, sobald es sein Interesse erheischte. Dies ist um so lächerlicher, als der französische Minister des Auswärtigen sogar noch wenige Wochen vor dem Abschlusse des preußisch-französischen Bündnisses, nachdem ein solches schon seit dreiviertel Jahren angeboten worden war, dem preußischen Kabinett offen aussprach, Napoleon habe noch immer die alten, auf die Vernichtung Preußens gerichteten Absichten. Außerdem benahm sich aber Frankreich, sogar noch nach dem Abschlusse jenes Bündnisses, gegen Preußen nicht wie ein Bundesgenosse und Freund, sondern geradezu wie ein Feind, so daß Friedrich Wilhelm, als sein Bund mit Frankreich bereits drei Monate bestand, in einem Briefe an Napoleon offen aussprach, Frankreich nehme auf den geschlossenen Vertrag keine Rücksicht und steigere seine Forderungen bis zu einem Grade, welcher das preußische Volk dem Hunger und der Verzweiflung preisgebe. Bei einer solchen Behandlung erlosch doch gewiß Preußens Bundespflicht in demselben Augenblicke, in welchem es die Möglichkeit erlangte, der Gewalt zu widerstehen.

Hardenberg erklärte schon im Frühjahr 1811 sich bereit, mit ungefähr 100 000 Mann am Kriege gegen Rußland teilzunehmen; er stellte aber dabei die Bedingung, daß dieses Heer nicht zerteilt werde, daß es unter den Befehl eines preußischen Generals gestellt bleibe,

daß der Rest der Kriegsschuld erlassen und die Festung Glogau dem Vertrage gemäß geräumt werde. Napoleon erteilte monatelang auf diesen Antrag keine Antwort, weil er die geheime Absicht, die hinter demselben sich verbarg, durchschaute und nicht durch die Aufstellung eines starken preußischen Heeres den Plänen der deutschen Patrioten einen Rückhalt gewähren wollte. Hardenberg nahm daher seine Zuflucht zu einem sehr kühnen, aber fein ausgedachten und dabei würdigen Mittel. Er ließ Ende August durch den preußischen Gesandten in Paris, General von Krusemark, seinen Antrag erneuern und dem Kaiser einen Brief überreichen, in welchem die herrschende Meinung von einer bevorstehenden Vernichtung Preußens durch Napoleon benutzt worden war, um auf eine feine Weise zu drohen und dadurch den Abschluß eines Bündnisses zu erzwingen. Dieser Brief enthielt nämlich die Erklärung: „Preußen habe sich, da weder das von ihm angetragene Bündnis angenommen, noch auch jener weitverbreiteten Meinung von seiner beabsichtigten Vernichtung widersprochen worden sei, genötigt gesehen, Rüstungen zu machen, und sei entschlossen, nur mit den Waffen in der Hand zu fallen; es rüste jedoch eigentlich nur für Frankreich, vorausgesetzt, daß dieses auf ein Bündnis eingehe, und Napoleon werde bereits durch seinen Gesandten in Berlin benachrichtigt worden sein, daß die preußische Regierung ihre Festungen in guten Stand gesetzt habe und, sobald der Kaiser es verlange, 100 000 Mann schlagfertig aufstellen könne." Auch nach diesem Schritte, welcher dem Kanzler und seinen Freunden zur Ehre gereicht, dauerte es doch noch ein halbes Jahr, bis die Allianz zu stande kam, und während dieser Zeit traf Napoleon alle Vorkehrungen, Preußen nötigenfalls zuerst zu entwaffnen, ehe er den Krieg gegen Rußland begann.

Während dieser Unterhandlungen machte das preußische Kabinett mehrmals in Petersburg den Versuch einer Vermittelung. Dies geschah teils im Auftrage des französischen Kaisers, der sich den Schein der Friedensliebe zu geben suchte, teils weil Friedrich Wilhelm die friedlichen Versicherungen desselben für bare Münze nahm. Alexander lehnte zwar, da er sich über die wirklichen Absichten Napoleons nicht täuschte, alle Anträge ab, blieb aber durch die preußischen Franzosenfeinde, die sich bei ihm befanden, fortwährend mit Friedrich Wilhelm im Einverständnisse. Am 24. Februar 1812 wurde endlich der Bundesvertrag zwischen Preußen und Frankreich abgeschlossen, welcher in Wahrheit ein Unterwerfungsvertrag war. Wie sehr die Preußen in ihrem Rechte waren, als sie diesen Vertrag schon ein Jahr später brachen, könnte aus den nach dem Abschlusse desselben erlassenen militärischen Instruktionen sehr leicht nachgewiesen werden: vermöge dieser Befehle wurde Preußen nach wie vor als ein feindliches Land behandelt.

Der Vertrag war ein doppelter, nämlich ein öffentlicher und ein geheimer. In dem ersteren verbürgten beide Staaten einander ihren gegenwärtigen Territorialbestand und versprachen sich bewaffnete Hilfe gegen jede europäische Macht: in einem besonderen Artikel desselben wurde die Kontinentalsperre aufs neue anerkannt und ihre Anwendung gegen Rußland beschlossen. Der geheime Vertrag verbürgte dem preußischen Staat einerseits eine Gebietsvergrößerung, die jedoch als eine bloße Entschädigung für die Lasten und Opfer des Krieges dargestellt wurde, legte ihm aber andererseits auch mehrere sehr drückende Verpflichtungen auf: das preußische Kabinett mußte versprechen, dem französischen Heere gegen sofortige oder spätere Bezahlung Lebensmittel zu liefern, sich gewisse Anordnungen in betreff der Landesfestungen gefallen zu lassen, 20 000 Mann zum Russischen Kriege zu stellen, dessenungeachtet aber weder die durch den Tilsiter Frieden auf 42 000 Mann beschränkte Zahl seiner Truppen zu vermehren, noch ohne Erlaubnis der Franzosen irgend eine militärische Bewegung und weitere Aushebung zu machen. Das letztere brachte die preußische Regierung um den Hauptvorteil, den sie von dem französischen Bündnisse gehofft hatte. Sie mußte aber außerdem noch gleich nach dem Abschlusse des Bündnisses zugeben, daß alle Anhänger einer nationalen Politik oder, wie man sie insgesamt ohne Unterschied nannte, alle Tugendbündler, wie Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Sack, Justus Gruner und andere, von ihren Ämtern und aus der Umgebung des Königs entfernt wurden; außerdem hatte der französische Minister die wahre Sachlage genugsam angedeutet mit den Worten, daß sein Herr lange zwischen der Vernichtung Preußens und dem Bündnis geschwankt habe.

Auch mit Österreich schloß Napoleon einen Bundesvertrag. Dieser wurde viel schneller zu stande gebracht, als der mit Preußen, weil auf der einen Seite Österreich aus denselben Gründen am Kriege gegen Rußland teilnehmen mußte, aus welchen dieses früher den Franzosen ein Hilfsheer gegen Österreich gesendet hatte, auf der anderen aber Napoleon in betreff Österreichs nicht, wie bei Preußen, erst sich klar zu machen hatte, ob er nicht lieber das ganze Reich gleich dem seinigen einverleiben, als sich mit ihm verbünden solle. Der Vertrag mit Österreich, welcher wie der preußische aus einem öffentlichen und einem geheimen Teil bestand, wurde am 14. März 1812 zu Paris geschlossen. Er enthielt die gegenseitige Verbürgung des Besitzstandes sowie das Versprechen, einander Hilfe zu leisten, wenn ein Teil bedroht werde. Diese Hilfe war, insofern Österreich sie zu leisten hatte, auf 30 000 Mann festgesetzt. Durch folgende fünf Punkte unterschied sich der mit Österreich geschlossene Vertrag wesentlich von dem preußischen. Erstens ward den Österreichern nicht wie den Preußen verboten, ihre Truppen-

zahl zu vermehren und ihre Festungen in stand zu setzen. Zweitens sollten die für den Russischen Krieg bestimmten österreichischen Truppen nicht, wie die preußischen, unter den Oberbefehl eines Franzosen gestellt werden. Drittens ward in einem Artikel die Integrität des Türkischen Reiches, ein österreichisches Lebensinteresse, verbürgt. Viertens wurde die Gebietsvergrößerung, welche Napoleon dem österreichischen Kaiser versprach, nicht auf einen Ersatz für die Kriegskosten beschränkt, und fünftens endlich war ausgesprochen, daß Österreich, falls die Wiederherstellung des Polnischen Reiches die Abtretung von Galizien nötig mache, durch die illyrischen Provinzen entschädigt werden solle. Doch war der letztere Punkt in eine etwas zweideutige Fassung gebracht.

Die Polen hatte Napoleon während des ganzen Jahres 1811 durch die vorgespiegelte Hoffnung, daß die Zeit zur Wiederherstellung ihres Reiches gekommen sei, aufwiegeln lassen. Zu diesem Zwecke hatte er im Januar 1811 Bignon nach Warschau geschickt, welcher dort zugleich ein über Rußland und Österreich hin ausgebreitetes Spionierſystem einrichten sollte. Bignons Aufgabe wurde dadurch sehr erschwert, daß die fortgesetzten Unterhandlungen Napoleons mit Rußland notwendigerweise den Polen bedenklich sein mußten. Nichtsdestoweniger ließen sich die vornehmen polnischen Herren und Damen, welche dem Kaiser Napoleon das Unmögliche zutrauten, nach ihrer Weise zu enthusiastischen Hoffnungen hinreißen: sie schwärmten für den Krieg mit Rußland, und obgleich Bignon nach ausdrücklichem Befehle nichts Bestimmtes versprach, so wurde doch bald ein Heer, dessen Zahl auf 85 000 Mann angegeben wird, im Herzogtum zusammengebracht. Es fehlte aber an den Mitteln zur Bezahlung dieser Truppen, und Napoleon wollte durchaus kein Geld hergeben, obgleich die Polen von ihm noch 7 Millionen für Lieferungen zu fordern hatten. Bignon wirft ihm daher auch vor, er habe damals durch unzeitige Sparsamkeit seiner eigenen Sache geschadet, weil die Polen zu einem Zuge gegen Moskau am besten geeignet gewesen wären, wie sie denn auch nachher wirklich allein von allen Truppen ihre Kanonen aus Moskau zurückbrachten. Im Frühling 1812, als Napoleon die Maske abwarf, rief er den verständigen und durchaus praktischen Bignon, welcher in Warschau den bescheidenen Titel eines Residenten geführt hatte, von dort ab, um ihn durch einen zum Repräsentieren und Glänzen besser befähigten Mann zu ersetzen, weil auch er jetzt die irrige Vorstellung großer Herren von der Nützlichkeit des Prunkens, Schwelgens und Verschwendens hatte. Der von ihm gewählte neue Gesandte in Warschau war jener Erzbischof de Pradt von Mecheln, dessen er sich ein halbes Jahr früher beim Streite mit dem Papste bedient hatte. Ein solcher Mann war unter katholischen Polen und deren Bischöfen schon

als hoher kirchlicher Würdenträger zum Repräsentanten allerdings vortrefflich geeignet, wenn er auch außer dem Amtstitel wenig Geistliches an sich hatte. De Pradt verstand sich aber außerdem auch auf gascognische Reden und auf Hofmanieren und hatte also die nötigen Gaben, um die an Glanz, Luxus und hochklingende Phrasen gewöhnten polnischen Edelleute zu Werkzeugen seines Kaisers zu machen. Damit er die Rolle eines großen und glänzenden Herrn vollkommen zu spielen vermöge, erteilte Napoleon ihm nicht nur den Titel eines außerordentlichen Gesandten, sondern ließ ihm auch bedeutende Summen anweisen. Die Instruktionen, welche er erhielt, liefen darauf hinaus, daß er in den Polen einen patriotischen Enthusiasmus erwecken und sie zu den ausgedehntesten Kriegsrüstungen bewegen, dabei aber der Hoffnung auf Wiedererrichtung ihres Reiches keine Nahrung und in jedem Fall kein bindendes Versprechen geben solle.

Als de Pradt nach Warschau kam, jubelte der hohe polnische Adel unter Schwelgen und Prunken über die in Aussicht gestellte Wiederkehr der guten alten Zeit: auf einem Reichstage, welcher unter dem Vorsitze Potockis im Juni 1812 zu Warschau eröffnet wurde, zeigte sich viel lärmender Enthusiasmus für Unabhängigkeit und Freiheit, aber auch viel Eitelkeit, Eifersucht und Zwietracht. Der Enthusiasmus der Polen war dem französischen Kaiser sehr angenehm. Dagegen mißfiel es ihm sehr, daß de Pradt sich in alles mischte, während doch Napoleon, um den Österreichern nicht bange zu machen, ganz aus dem Spiele hatte bleiben wollen. Nachher beging de Pradt noch einen andern Fehler. Napoleon hatte nämlich gewünscht, daß mittelst des Reichstags, welcher Regierung und Gesetzgebung in sich vereinigte, das polnische Volk in steter Aufregung erhalten werde, und daß außerdem mittelst der von den Reichstagsdeputierten zu errichtenden Partikularkonföderationen bewaffnete Scharen in den einzelnen Landesteilen organisiert würden. Dies wurde aber unmöglich gemacht, als de Pradt, um den ihm beschwerlichen Reichstag entlassen zu können, unter dem Vorsitze des achtzigjährigen Fürsten Adam Kasimir Czartoryski eine Generalkonföderation, durch welche die regelmäßige Regierung gewissermaßen suspendiert wurde, und einen sogenannten Generalrat bilden ließ und zugleich bewirkte, daß die Leitung der Regierung den Ministern des Königs von Sachsen, welche wenig Einfluß hatten, und dadurch mittelbar ihm selbst übertragen wurde. Im Juli erschien bei Napoleon eine Deputation dieses Generalrats, um ihm die von diesem proklamierte Wiederherstellung Polens anzuzeigen und ihn zugleich zu bitten, daß er das wiederhergestellte Polen förmlich anerkennen und unter seinen Schutz nehmen möge. Napoleon konnte damals unmöglich durch eine zustimmende Erklärung Österreich reizen. Er er-

teilte daher eine kalte Antwort, welche die schwärmerischen Polen in nicht geringe Verlegenheit brachte. Er sagte ihnen: „Er ehre und billige den Enthusiasmus der Polen, habe aber dem österreichischen Kaiser die Integrität aller seiner Staaten verbürgt; er könne daher nicht zugeben, daß irgend etwas geschehe, was die österreichischen Teile von Polen berühre. Die russischen Polen dagegen möchten dem Beispiele ihrer Brüder im Herzogtum folgen; die Vorsehung werde ihrer heiligen Sache Segen verleihen. Was ihn selbst betreffe, so hätten sie nicht nur Anspruch auf seine Achtung und seinen Schutz, sondern sie könnten auch unter allen Umständen auf ihn rechnen." Napoleon verwies also die Polen auf den Beistand Gottes und auf seine eigene Gnade, hütete sich aber wohl, ihnen ein bestimmtes Versprechen zu geben. Von diesem Augenblicke an erlosch der allgemeine Enthusiasmus, während diejenigen Polen, welche seit Jahren im französischen Heere gedient hatten und zu Poniatowskis und anderer Generale Faktion gehörten, auch nachher noch große Anstrengungen im Felde machten. Indessen muß man das Erkalten des polnischen Enthusiasmus weniger jenen Worten, als vielmehr dem Umstande zuschreiben, daß auch die polnischen Länder von den Franzosen einen furchtbaren Druck zu erdulden hatten. Schon vor der Eröffnung des Krieges hatte Berthier als Major-General seine Not mit dem Luxus der Könige von Westfalen und von Neapel. Nachher hausten zuerst die westfälischen Truppen unter ihrem rohen Führer Vandamme und dann die Württemberger in Polen wie in Feindesland. Alle Kassen wurden geleert, überall herrschte Mangel, und französische Marodeurs sengten, brannten und raubten.

In Litauen verrauchte das von den Franzosen angezündete Feuer der Begeisterung noch schneller als in Polen. Bignon erhielt von Napoleon, als dieser auf dem Marsche nach Moskau in Wilna angekommen war, den Auftrag, auch in Litauen eine Insurrektion hervorzurufen; die Sache war aber dort weit schwieriger, als im Herzogtum Warschau, weil Kaiser Alexander, welcher kurz vorher auf mehrere Wochen nach Wilna gekommen war, die Häupter des litauischen Adels gegen die Franzosen einzunehmen gewußt hatte. Dabei hatte ihm sein Freund und Diener Georg Adam Czartoryski, Adam Kasimirs Sohn, der sich scheinbar von Rußland lossagte, gute Dienste geleistet. Dieser stand ebenso, wie mehrere andere Große in Warschau, mit Rußland in Verbindung und benutzte das gegen Napoleons Absicht erwachte Mißtrauen, um in seinen Landsleuten die Hoffnung zu erwecken, daß sie durch Alexander dasjenige erlangen würden, was ihnen Napoleon nicht hatte versprechen wollen. In Litauen verdarb übrigens Napoleon selbst alles noch mehr, weil er die Verwaltung des Landes

Leuten übertrug, welche durch Grobheit und Willkür die Eingeborenen beleidigten. In den übrigen altpolnischen Provinzen trugen die Österreicher, sobald sie in dieselben eingerückt waren, dafür Sorge, daß keine nationalen Demonstrationen und Bewegungen aufkommen konnten.

Mit Rußland hatte Napoleon, welcher bis zum letzten Augenblicke einen völligen Bruch zu vermeiden suchte, den diplomatischen Verkehr selbst dann noch fortgesetzt, als bereits sein Kriegsplan entworfen und alle Anstalten zum Kriege getroffen waren. Er hatte Ende Februar 1812 durch Tschernitschew an Alexander einen Brief geschickt, welcher aufrichtige Vorschläge zur Aussöhnung zu enthalten schien. Erst im April erfolgte von seiten Rußlands eine Antwort, und diese enthielt Forderungen, welche wie eine Kriegserklärung aussahen. Dessenungeachtet hielt es Napoleon für ratsam, die Miene anzunehmen, als wenn er eine Aussöhnung noch für möglich halte. Er schickte daher im April den geschmeidigen Grafen Narbonne, welcher in den ersten Monaten des Jahres 1792 auf Empfehlung der Frau von Staël Ludwigs XIV. Kriegsminister gewesen war, nach Rußland, nachdem er schon vor dem Eintreffen der erwähnten russischen Forderungen dem englischen Ministerium durch Maret Friedensanerbietungen hatte machen lassen. Dem einen dieser beiden Schritte Napoleons lag wahrscheinlich nur die doppelte Absicht zu Grunde, Verständnisse anzuknüpfen und den Kaiser Alexander in eine solche Stimmung zu versetzen, daß man ihn, wie früher den Kaiser Franz, nach dem Verluste einer Schlacht bewegen könne, auf einen Vertrag einzugehen. Der zweite Schritt hatte aber ganz gewiß keinen anderen Zweck, als den Glauben zu verbreiten, daß England allein den allgemeinen Frieden unmöglich mache. Dies geht aus den dem englischen Ministerium gestellten Vorbedingungen — Fortbestehen der Bonapartischen Königreiche in Spanien und Neapel — hervor, welche so beschaffen waren, daß Napoleon fest überzeugt sein konnte, die Engländer würden, was auch geschah, sein Anerbieten sogleich ablehnen. Narbonne war beauftragt, Gegenvorschläge zu überbringen und die Friedensanerbietungen, welche Napoleon den Engländern gemacht habe, mitzuteilen. Kaiser Alexander ließ sich jedoch auf keine Unterhandlung ein, sondern beharrte fest auf den Forderungen, die er früher als Ultimatum in Paris hatte überreichen lassen. Hierauf beauftragte Napoleon den General Lauriston, der noch immer sein Gesandter in Rußland war, seinerseits Vorschläge zu machen; Alexander wies aber auch diese zurück.

Als nunmehr der Krieg ausbrach, ward es für den Ausgang desselben entscheidend, daß der französische Kaiser, vom Schwindel der Herrschermacht hingerissen, allen denen, welche eine selbständige Meinung

hatten, sein Ohr verschloß, der russische Kaiser aber von unabhängigen Männern umgeben war und deren verständige Ratschläge sogar gegen den Willen seiner russischen Ratgeber annahm. Bei Alexander befanden sich damals mehrere aus Deutschland entflohene Staatsmänner und Generale, Stein, Schladen, Pfuel, Clausewitz sowie der schwedische Baron Armfeld, welcher für auswärtige Angelegenheiten sein vertrautester Ratgeber war. Armfeld brachte zwar ebenso, wie der fürchterliche Araktschejew, zugleich den Kaiser oft durch despotische Ratschläge mit sich selbst in Widerspruch: im Kriege von 1812 aber ward er dadurch sehr nützlich, daß er denselben bewog, trotz des Murrens der eigentlichen Russen, einen von Pfuel entworfenen Kriegsplan anzunehmen und die Ausführung desselben einem Halbrussen, dem Livländer Barclay de Tolly, zu übertragen. Dieser Plan, den wir weiter unten darlegen werden, war viel besser auf Napoleons Charakter berechnet, als Napoleon den seinigen auf den Charakter Alexanders, geschweige auf den Charakter des russischen Volkes und Landes berechnet hatte; und der zum Oberbefehlshaber erwählte Deutsch-Russe wußte ihn mit großer Geschicklichkeit in Ausführung zu bringen. Zu diesem Vorteile, den Alexander vor seinen Gegnern voraus hatte, kam noch ein anderer: der russische Kaiser war durch die erwähnten deutschen Patrioten ganz genau über die in Deutschland herrschende Stimmung unterrichtet und konnte, wenn der Krieg nur einigermaßen glücklich verlief, von dieser Stimmung die bedeutendste Mitwirkung zur Vernichtung der Napoleonischen Militärmacht erwarten. Er hatte daher auch, wie Alquier von Stockholm aus dem Kaiser Napoleon meldete, schon im Jahre 1811 dem schwedischen Gesandten in Petersburg sagen können, er für seinen Teil werde bei dem bevorstehenden Kampfe nichts in seinem Rücken zu befürchten haben, Napoleon dagegen werde, sobald ihn irgend ein Mißgeschick treffe, das Unglück haben, daß die ganze deutsche Nation die Waffen ergreife und sich entweder seinem Rückzuge widersetze, oder die ihm zuziehenden Verstärkungen zurücktreibe.

Auch Napoleon war über den in Deutschland herrschenden Geist belehrt worden: er hielt aber in stolzer Verachtung alles dessen, was in niederen Regionen vorging, sein Ohr jeder Warnung verschlossen. Schon im Jahre 1808, als der Krieg mit Österreich bevorstand, hatte ihm der Großherzog Karl Friedrich von Baden Andeutungen über den Zustand Deutschlands gemacht, welche Napoleon um so mehr hätte berücksichtigen sollen, als Karl Friedrich ein Fürst war, der seinen Unterthanen keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gab. Noch ausführlicher und überzeugender war die Darstellung, welche König Hieronymus oder vielmehr dessen Minister in einem Briefe vom 5. Dezember 1811 dem

Kaiser zu geben wagte. In diesem Briefe war unumwunden ausgesprochen: „Napoleon werde in betreff der in Deutschland herrschenden Stimmung von seinen Generalen und Agenten getäuscht. Diese redeten ihm vor, alles beuge sich dort ohnmächtig unter seinen Willen. Es verhalte sich aber gerade umgekehrt. Die Gärung sei auf den höchsten Grad gestiegen, die tollsten Hoffnungen würden mit Begeisterung gehegt, man stelle den spanischen Volkskrieg als Beispiel auf; und wenn auch das Volk für politische Gedanken und Motive nicht im geringsten reif sei, so hege es dagegen einen tiefen Haß gegen die Franzosen und sei wegen des auf ihm lastenden materiellen Druckes sehr erbittert. Man müsse daher, sobald ein neuer Krieg ausbreche, gewärtigen, daß beim ersten günstigen Augenblicke die Gegenden zwischen Rhein und Oder den Anblick eines ungeheuren Volksaufstandes darbieten würden." Napoleon war zu sehr durch sein bisheriges Glück geblendet, zu sehr durch Schmeichler über seine Fähigkeiten irre geleitet, zu sehr von der allen siegreichen Feldherren eigenen Verachtung der Menge erfüllt, als daß er einer so verständigen Warnung hätte Gehör schenken können. Er sprach sich vielmehr über den Brief seines Bruders in höhnischen Worten aus, welche deutlich zeigten, daß er nicht die in demselben enthaltenen Wahrheiten, sondern nur die Person dessen, der den Brief unterzeichnet hatte, berücksichtigte: während er sich vielmehr hätte sagen sollen, daß die Dinge in Wahrheit nicht unbedenklich stehen müßten, wenn sie selbst einem so leichtfertigen Menschen, wie sein Bruder Jerome war, bedenklich erschienen.

Sogar in betreff der rein militärischen Seite des Unternehmens ließ er sich nicht belehren und warnen. Der preußische Oberst von dem Knesebeck, welcher im Februar 1812 von Friedrich Wilhelm nach Petersburg gesandt worden war, hatte nach seiner Rückkehr Bericht erstattet, und der König hatte denselben dem französischen Kaiser mitgeteilt. In diesem Berichte waren alle Schwierigkeiten eines Zuges nach Rußland und der einzig mögliche Kriegsplan der Russen, welcher auch nachher befolgt wurde, ganz genau dargelegt, und doch ließ sich Napoleon nicht warnen. „Die Bodenbeschaffenheit des Landes," heißt es unter anderm dort, „wird den Franzosen große Schwierigkeiten bereiten. Sümpfe, ungeheure Wälder, die geringe Zahl bewohnter Orte, der Mangel an guten Landstraßen, das Nichtvorhandensein eines großen Flusses, an welchen sich die Operationen anlehnen könnten, der spärliche Anbau des Landes, alles dies wird nicht nur die Bewegungen der Truppen erschweren, sondern auch zum Behufe ihrer Ernährung die Auflösung des Heeres in einzelne Corps und die Trennung derselben voneinander unumgänglich nötig machen. Die nämlichen Umstände und Verhältnisse aber, welche dem angreifenden Teile Hinder-

nisse bereiten, werden den Russen für die Verteidigung ebensoviele und große Vorteile gewähren. Die letzteren brauchen nämlich, um die Franzosen zur Verzweiflung zu bringen, nur sich Schritt für Schritt verteidigend an Punkte, die sie im voraus mit Sorgfalt ausgewählt haben, zurückzuziehen und dabei alles, was sie hinter sich lassen, zu verwüsten." Napoleon selbst sprach wiederholt in jener Zeit von Karl XII. von Schweden und dessen Schicksal bei Poltawa; mit sehenden Augen blind schickte er sich an, den Fehler Karls XII. im kolossalsten Maßstabe zu wiederholen.

IV. Geschichte der Jahre 1812 und 1813.

1. Napoleons Vorbereitungen.

Ehe die Armeen sich in Bewegung setzten, war auf der einen Seite Napoleon genötigt, sich durch ein abschreckendes Beispiel gegen die Verräterei seiner höchsten Beamten zu schützen, und auf der anderen Seite ließ Alexander sich durch Einflüsterungen verleiten, einige seiner tüchtigsten Geschäftsmänner als Franzosenfreunde zu verfolgen. Napoleon wußte, daß der russische Unterhändler Tschernitschew, welcher oft nach Paris gekommen war, sich jedesmal durch Geld Mitteilungen aus den Ministerien des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten zu verschaffen gewußt habe. Auch im Februar 1812 hatte dieser verschlagene Kundschafter durch Bestechungen den ganzen Plan des Feldzuges sowie alle an die Obergenerale erlassenen Befehle, alle Anordnungen betreffs der Märsche und alle Armeelisten erhalten. Dies erfuhr Napoleon erst nach Tschernitschews Abreise, als es zu spät war, neue Anordnungen zu treffen. Er wußte recht gut, daß so wichtige Papiere dem russischen Unterhändler nur von Beamten höchsten Rangs mitgeteilt worden sein konnten; allein diese zur Rechenschaft zu ziehen und zu bestrafen, war nicht möglich, ohne zugleich dem Ansehen seiner Regierung im unbequemsten Augenblicke bedeutenden Eintrag zu thun. Er ließ deshalb mehrere Unterbeamte des Kriegsministeriums verhaften sowie einen derselben, Michel, zum Tode verurteilen und hinrichten. Zu ebenderselben Zeit, als dies in Paris geschah, verbannte Kaiser Alexander den um die Sammlung der russischen Gesetze und mancherlei Reformen hochverdienten Grafen Speransky und zwei andere höhere Staatsbeamte in das Innere des Reichs, weil sie mit angesehenen französischen Rechtsgelehrten in Korrespondenz standen, oder vielmehr weil sie dadurch, daß sie den Kaiser für die Einführung eines nach französischer Art geordneten Rechtsverfahrens zu gewinnen

suchten, anderen hohen Beamten ein Stein des Anstoßes geworden waren.

Die Feinde Speranskys hatten sich, um diesen aus der Nähe des Kaisers zu verdrängen, des schwedischen Barons Armfeld bedient, welcher großen Einfluß auf Alexander hatte. Ebenderselbe Schwede erwarb sich damals um Rußlands Rettung ein sehr großes Verdienst, indem er den Kaiser bewog, für den bevorstehenden Kampf mit Napoleon nicht nur den Kriegsplan anzunehmen, welchen der General Pfuel, also ein Ausländer, ihm vorgeschlagen hatte, sondern auch einen Mann deutschen Ursprunges, jenen Livländer Barclay de Tolly, welcher damals russischer Kriegsminister war, zum Oberbefehlshaber zu ernennen, obgleich die russischen Großen darüber murrten. Der von Pfuel entworfene Kriegsplan war auf die geographischen Verhältnisse Rußlands gegründet und bestand der Hauptsache nach darin, daß man einen Teil des Landes vorerst aufopfere, um desto sicherer das ganze Reich retten zu können. Das russische Heer sollte keine entscheidende Schlacht liefern, sondern einen bloßen Verteidigungskrieg führen, dabei aber langsam zurückweichen, alles weit und breit verwüsten und die Franzosen zu ihrem Verderben immer weiter in das Innere locken.*)

Napoleon hatte für den Russischen Krieg die großartigsten Anstalten getroffen und war selbst mit allen Einzelheiten und Beziehungen derselben so genau bekannt, daß man seine Geisteskraft und die Stärke seines Gedächtnisses nicht genug bewundern kann. Dagegen vermißte man aber, wie sogar einer seiner eifrigsten Lobredner (Bignon) eingestehen muß, beim russischen Feldzuge die Umsicht, welche Napoleon früher bei jeder Gelegenheit bewiesen hatte. Auch war diesmal jene Zuversicht des Sieges, die sich sonst bei jedem neuen Kriegszuge Napoleons ausgesprochen hatte, keineswegs allgemein herrschend: es hegten vielmehr sogar Personen aus seiner nächsten Umgebung dunkle Besorgnisse, und nur die gedankenlose Masse träumte einen leichten Sieg.

Die Vorbereitungen für diesen Krieg waren für die Franzosen, wie für ihre Bundesgenossen eine drückende Last. Durch ein Dekret, welches der Senat am 20. Dezember 1811 ohne vorausgegangenen Kommissionsbericht und ohne Angabe der Beweggründe hatte erlassen müssen, waren 120 000 Rekruten zur Verfügung des Kaisers gestellt worden. Diese neue Aushebung, welche gerade ein Jahr nach einer gleich starken

*) Dies ist, nach Häusser, Deutsche Geschichte 2. Aufl. III, 514 f., welcher die darüber seither gepflogene Kontroverse anführt, wohl dahin zu berichtigen, daß jener Plan, den Krieg „nach Parther Weise zu führen", keineswegs von Anfang an feststand, sondern nach manchen Fehlern und Unsicherheiten sich durch die Ereignisse und die Natur der Dinge mit immer größerer Entschiedenheit von selbst aufdrängte.

folgte, erregte um so mehr Unzufriedenheit, als nicht nur der Mangel an tüchtigen Dienstpflichtigen bereits fühlbar geworden war, sondern auch gegen alle jungen Leute, die sich dem Kriegsdienste zu entziehen suchten, sowie gegen deren Angehörige, wenn sie ihnen Zuflucht gewährten, aufs grausamste verfahren wurde. Außerdem war aber auch der gesetzgebende Körper, welcher nach dem Hauptartikel der Verfassung alle Jahre zusammentreten sollte, für das entscheidende Jahr 1812 gar nicht einberufen worden: es war also zu befürchten, daß ein neuer Triumph des Kaisers im Kriege den Untergang des letzten Restes von Bürgerfreiheit nach sich ziehen werde.

Auch für die Bereithaltung eines zweiten Heeres sorgte Napoleons umfassender Geist, obgleich er keineswegs daran dachte, daß seine furchtbare Armee werde untergehen können. Er kam nämlich im Anfange des Jahres 1812 auf die republikanische Idee eines Volksheeres zurück, statt daß er früher ebenso, wie Wellington und Scharnhorst, der Meinung gewesen war, nur reguläre Truppen seien im Kriege wirklich brauchbar. Durch einen Senatsbeschluß vom 13. März 1812 wurde die ganze noch übrige Bevölkerung Frankreichs unter die Waffen gerufen, um eine großartige Rekrutierungsanstalt für das Heer zu bilden. Diese Absicht wurde unter dem hervorgesuchten alten fränkischen Namen eines Heerbannes versteckt. Alle Männer vom 20. bis 26. Lebensjahre sollten die erste Klasse, alle vom 26. bis 40. Jahre die zweite, diejenigen vom 40. bis 70. Jahre die dritte Klasse oder den sogenannten Hinterbann (arrière-ban) bilden. Es wurde dabei zwar erklärt, der Heerbann sei nur zur Bewachung der Grenzen bestimmt und werde nicht über dieselben hinausgeführt werden: diese Zusage war aber nichts weniger als ernst gemeint. Auch wurde der Heerbann gleich anfangs ganz militärisch eingerichtet, und der Kaiser ernannte seine an militärischen Despotismus gewöhnten Veteranen zu Offizieren desselben.

Außer den eigentlichen Soldaten ließ Napoleon auch ganze Karawanen von Handwerkern nach Rußland aufbrechen. Bäcker, Maurer, Waffenschmiede, Schneider, Schuster, ja sogar Gärtner mußten dahin ziehen, und nach Danzig allein wurden 20 000 Mann geschickt, um dort alles das zu verfertigen, was man in Polen und Rußland nicht hoffen durfte zu finden. Außerdem wurden Vorräte aller Art, ganze Wagenzüge mit Gerätschaften und Werkzeugen für das Geniecorps, ungeheure Transporte von Munition, sechs Brückenzüge u. dgl. m. mitgeschleppt. Alles dies erforderte eine große Zahl von Beamten und Aufsehern sowie in Verbindung mit dem vielen Gepäck der Generale und Offiziere eine bedeutende Menge von Wagen, Zugtieren und Fuhrknechten. Die Art, wie das Fuhrwesen eingerichtet war, ist oft als

eine meisterhafte Erfindung gepriesen worden; der einsichtsvollste Schriftsteller über den Russischen Feldzug, de Chambray, hat aber handgreiflich bewiesen, daß diese Einrichtung für Länder, wie Rußland und Polen waren, durchaus nicht paßte und deshalb ihres Zweckes verfehlte. Derselbe Schriftsteller hat bewiesen, daß auch viel zu viel Artillerie mitgeschleppt wurde, und daß diese zu schlecht bespannt war, was erst dann fühlbar wurde, als man die Unmöglichkeit erkannte, sich in Rußland ebenso, wie früher in Deutschland, durch Requisitionen von Pferden zu helfen.

Auch die Kriegsmacht aller verbündeten Staaten, mit alleiniger Ausnahme der Dänen, wurde für diesen Krieg in Anspruch genommen. Es setzten sich also zugleich mit den Franzosen sowohl Rheinbundstruppen, Österreicher und Preußen, als auch Portugiesen, Spanier, Schweizer, Italiener, Polen und Illyrier, eine wahre Völkerwanderung, gegen Rußland in Bewegung. Preußen und Österreich waren aus bekannten Gründen für Napoleon verdächtige Bundesgenossen. Gegen Preußen glaubte er sogar ganz besondere Maßregeln ergreifen zu müssen, um sich für den Fall eines Unglückes sicherzustellen. Er ließ Spandau und Pillau durch französische Truppen besetzen, schickte Offiziere als Aufpasser nach Kolberg und Graudenz, verbot den Intendanten, die Gelder für Lieferungen eher verabfolgen zu lassen, als bis der Feldzug beendigt sei, und stellte in Berlin alles unter französische Aufsicht. Zum Anführer des österreichischen Hilfsheers bat sich Napoleon einen Mann aus, welcher nicht gerade durch militärische Eigenschaften, um so mehr aber durch Geschmeidigkeit und diplomatische Gefälligkeit ausgezeichnet war. Dieser Mann war Fürst Schwarzenberg, damals österreichischer Gesandter in Paris. Derselbe hätte übrigens für die Zwecke, welche Österreich beim Russischen Kriege verfolgte, nicht besser gewählt werden können; denn er befolgte auf der einen Seite genau die Befehle Napoleons, verlor aber auf der anderen dessenungeachtet die zweideutige Politik und das Interesse seines Hofes nie aus dem Auge. Er suchte vor allem das österreichische Galizien zu decken, hinderte die Vereinigung der Polen für politische Zwecke und rückte, sobald ungeheure Räume ihn von Napoleon trennten, nicht nur sehr langsam vor, sondern lähmte auch die Sachsen und Franzosen, welche unter Reyniers Führung ihm beigegeben worden waren.

Über die Gesamtzahl der Truppen, welche gegen Rußland aufgeboten wurden, lauten sogar die Angaben derjenigen Schriftsteller verschieden, welche die Armeelisten gesehen und verglichen haben. Auch ist es wirklich nicht möglich, die Zahl der eigentlichen Streiter zu ermitteln, da sich beim Fuhrwesen, bei den Magazinen, Schmieden, Bäckereien u. dgl. m. sehr viele Menschen befanden, welche, ohne Soldaten

zu sein, zum Teil militärisch organisiert waren. Die stärkste Angabe, welche gemacht wird, giebt 680 500 Mann und 176 550 Pferde, die schwächste weniger als die Hälfte (325 900 Mann). Doch rührt die letztere von dem General Gourgaud her, der sich, wenn es den Ruhm Napoleons und seiner Landsleute gilt, niemals scheut, die Wahrheit zu umgehen. Thibaudeau sagt, Napoleons Armee sei zu der Zeit, als derselbe über den Niemen ging, 509 000 Mann stark gewesen. Auf den Armeelisten, die sich Tschernitschew in Paris verschafft hatte, waren nur 417 000 Mann aufgeführt. Chambray und der General von Hofmann geben 678 000 an. Übrigens behauptet Thibaudeau, Napoleons Heer habe schon an der Düna den dritten Teil seiner Stärke verloren gehabt; und wenn man erwägt, daß das Jahr 1811 ein Jahr der Dürre und des Mangels gewesen war, so wird diese Behauptung nicht gerade unglaublich erscheinen.

Napoleon reiste, von seiner Gemahlin begleitet, am 9. Mai von Paris ab und kam am 16. in Dresden an. Hier erschien bei ihm Kaiser Franz mit seiner Gemahlin, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und sein Kronprinz, der König und die Königin von Sachsen, viele andere deutsche Fürsten und mit ihnen eine ganzer Schwarm jener Leute, denen Prunken und Genießen das Hauptgeschäft und die höchste Freude des Lebens ist. Napoleon erfreute sich daher in Dresden zum letztenmale der ganzen Herrlichkeit seiner angestaunten Macht. Auch fehlte es dort, wie überall, nicht an den gewohnten Scenen des Pompes, der Demütigung und der Servilität.

2. Der Russische Krieg bis zum Beginn des Rückzuges.

Als Napoleon am 29. Mai 1812 aus Dresden abreiste, um den Feldzug zu eröffnen, hatte gerade am Tage vorher Rußland durch den Abschluß eines Friedens mit der Türkei freie Hand im Süden erhalten, nachdem es sich schon vorher durch einen mit Schweden geschlossenen Vertrag gegen Norden hin gedeckt hatte.

Die Türken hatten sich, nachdem Mahmud II. im Juli 1808 gewaltsam auf den Thron erhoben worden war, von Österreich bewegen lassen, am 5. Januar 1809 Frieden mit England zu schließen. Mit den Russen hatten sie dagegen den Krieg fortgesetzt. In diesem Kriege wurden die Russen zuerst von Posorowski, dann von Bagration, nachher von Sergei Kamensky und zuletzt von Kutusow geführt. Die Ereignisse desselben waren weder im Jahre 1809, noch auch im Sommer des folgenden Jahres entscheidend. Im September 1810 erlitten jedoch die Türken in einer Hauptschlacht, welche bei Batyen an der Donau geliefert wurde, eine vollständige Niederlage; und von

diesem Augenblicke blieben die Russen Sieger. Da die letzteren, als man mit ihnen zu Bukarest Unterhandlungen begann, nicht nur die Abtretung Bessarabiens, der Moldau und der Walachei, sondern auch die Unabhängigkeit ihrer Glaubens- und Stammesverwandten, der Serben, forderten, so dauerte der Krieg auch im Jahre 1811 fort. In diesem Jahre wurde das Schicksal wieder den Türken günstig, weil Kaiser Alexander wegen des drohenden Krieges mit Frankreich einen großen Teil seiner Truppen zurückrufen mußte, und weil Sultan Mahmud an die Stelle des achtzigjährigen zaghaften Großwesirs einen Mann im rüstigen Mannesalter, Achmed Aga, gesetzt hatte. Dieser trat den Russen kühn im offnen Felde entgegen, folgte ihnen, als sie sich nach der Donaulinie zurückgezogen, auf dem Fuße nach und tötete ihnen in dem Treffen bei Rustschuk (4. Juli), in welchem er jedoch das Schlachtfeld räumen mußte, sehr viele Leute. Die Russen gaben gleich nachher ihren Gegnern, welche damals auch in Serbien Vorteile erfochten, das ganze rechte Donauufer preis. Im Herbst verloren aber die Türken durch Mangel an Ordnung, Disciplin und taktischer Übung alles wieder, was sie gewonnen hatten. Achmed Aga, welcher vor Rustschuk lag, ließ im September 25 000 Mann auf das linke Ufer der Donau übersetzen. Dies war kaum geschehen, als er selbst sich einer unbegreiflichen Sorglosigkeit überließ, welche Kutusow im Oktober zu einem Überfalle benutzte. Das Lager der Türken wurde genommen, ihr ganzes Heer auseinander gesprengt. Unmittelbar darauf schloß Kutusow auch das türkische Heer ein, das über die Donau gegangen war, und zwang dasselbe im November, sich durch Kapitulation gefangen zu geben.

Diese beiden schweren Niederlagen hatten zur Folge, daß die Türken um Frieden bitten mußten. Die Unterhandlungen wurden in Bukarest gepflogen und führten um so schneller zum Ziele, da nicht nur Kutusow den Brief vorzeigte, in welchem Napoleon den Russen eine Teilung der Türkei angeboten hatte, sondern auch die Engländer als neue Verbündete Rußlands den Großwesir und andere türkische Große bewogen, sich noch vor der Ankunft des von Napoleon nach Konstantinopel gesandten Generals Andréossy mit den Russen zu verständigen. Schon am 28. Mai 1812 wurde demnach zum großen Ärger Napoleons der Friede von Bukarest abgeschlossen. Er gewährte den Russen den Besitz Bessarabiens und eines Teiles der Moldau, verschaffte dagegen den Türken das von jenen besetzt gehaltene Serbien wieder. Der Sultan weigerte sich lange, diesen Vertrag zu bestätigen; wenn daher Andréossy, der ihm Napoleons Hilfe zusagen sollte, zur rechten Zeit in Konstantinopel eingetroffen wäre, so würde der Friede nicht zu stande gekommen sein. Andréossy mußte

jedoch zuerst in Laibach eine Zeitlang warten, bis seine militärischen Instruktionen eingetroffen waren, und nachher hielten die bestochenen Diener des Sultans die Ausfertigung des Fermans für ihn so lange hin, bis es zu spät war. Im Herbst bestätigte endlich Mahmud den Friedensvertrag: und jetzt konnte die russische Donauarmee, welche damals von Tschitschagow befehligt wurde, nach Rußland zurückkehren: dies ward dann entscheidend für den Ausgang des Krieges mit Napoleon.

Dieser Krieg, den Napoleon, um den Polen eine Lockspeise hinzuwerfen, in einer Proklamation vom 2. Juni den zweiten Polnischen nannte, begann am 23. Juni, an welchem Tage der Kaiser über den Niemen setzte. Der russische Kaiser befand sich in Wilna. Er hielt dort auf der einen Seite mit allen seinen Generalen einen Kriegsrat und gewann auf der anderen Seite durch Ordensbänder, durch glänzende Feste und durch die Liebenswürdigkeit, die er entfaltete, den litauischen Adel. Er mußte aber gleich nachher auch erfahren, welche Folgen die bis ins Unendliche gehende Raubsucht der russischen Beamten und Offiziere habe. Nach den Armeelisten sollten 1 200 000 Mann für den Dienst bereit sein, und 500 000 wurden als wirklich Dienstthuende bezahlt; es zeigte sich jedoch, daß nur 300 000 vorhanden seien. Außerdem waren die Gelder, die man für die Anlegung einer dreifachen Linie von Magazinen angewiesen hatte, unterschlagen worden. Dessenungeachtet konnte oder wollte Alexander die Leute, welche durch ihre Habsucht das Russische Reich in Gefahr brachten, nicht zur Verantwortung ziehen.

Im Kriegsrate der Russen wurde lange über die Frage gestritten, ob es besser sei, in Wilna zu bleiben und diese Stadt gegen Napoleon zu verteidigen, oder dem Plane Pfuels und Barclays de Tolly gemäß in das Innere des Reiches zurückzuweichen. Unterdessen drangen die Franzosen unaufhaltsam vor, und so geschah es denn, daß man sich zuletzt übereilt und mit Aufopferung vieler Vorräte nach der Düna zurückziehen mußte. Schon am nächsten Tage nach Alexanders Abreise zog Napoleon in Wilna ein (28. Juni). Dieser richtete sogleich eine Verwaltung für Litauen ein, mit deren Leitung er Bignon, Maret, Jomini und den holländischen General Hogendorp beauftragte. Den letzteren, welcher früher in holländischen Kolonieen den orientalischen Despoten gespielt hatte, ernannte er nicht nur zum Generalgouverneur des Landes, sondern er gab ihm auch, als Bignon und Jomini mit ihm in Streit gerieten, in allen Stücken recht und berief sogar die beiden letzteren ab. Durch das Verfahren dieses ebenso hochmütigen, als gegen Napoleon servilen Mannes und durch die Franzosen, welche Napoleon nachher zu Vorstehern der einzelnen Landesteile machte, wurden die Litauer dem französischen Interesse völlig entfremdet.

Schon auf dem Wege nach Wilna sowie beim weiteren Vordringen von dort gaben sich die Schwierigkeiten kund, welche mit der Kriegführung in dem unwirtlichen Reiche verbunden sind. Furchtbare Regengüsse und nach denselben eine unerträgliche Hitze hemmten zugleich mit dem Mangel an Lebensmitteln den Marsch des Heeres ungemein und erschwerten die Handhabung der Disciplin von Tag zu Tage mehr. Die gerühmte Einrichtung des Fuhrwesens war schon in Wilna zerrüttet, und die ebenso sehr gerühmten Anstalten für die Ernährung der Truppen zeigten sich mangelhaft und ungenügend. Über 10 000 Pferde waren gefallen, und man mußte viele Wagen und Kanonen nur darum in Wilna zurücklassen, weil es an der Bespannung fehlte. Napoleon hielt sich in Wilna länger auf, als eines russischen Sommers wegen ratsam war. Erst am 16. Juli trat er den weiteren Marsch an. Am 28. erreichte er Witebsk. Unterwegs erfuhr er zu seinem Leidwesen, daß ihm durch die Schuld seines Bruders Hieronymus ein großer Vorteil entrissen worden sei. Es war nämlich infolge des Vordringens der Franzosen nach Wilna und des Rückzuges der Russen an die Düna die russische Verteidigungslinie durchbrochen und ein zahlreiches Heer unter Bagration fast ganz abgeschnitten worden; Hieronymus hatte daher zugleich mit Davoust den Befehl erhalten, dieses Heer völlig einzuschließen. Auch hatte der letztere den Russen bereits den Weg verlegt, als Hieronymus sich auf seinem Marsche ohne Not mehrere Tage lang in Grodno aufhielt, Wachtparaden abhielt, und dadurch den Russen die Möglichkeit verschaffte, über die Beresina und den Dnjepr zu entkommen, worauf sie sich am 3. August wieder ihrem Hauptheere anschlossen. Wegen dieses groben Fehlers ordnete Napoleon seinen Bruder für die Zukunft den Befehlen Davousts unter: Jerome fühlte sich dadurch so sehr beleidigt, daß er sogleich das Heer verließ und nach Kassel zurückkehrte. Napoleon hatte übrigens damals als Feldherr seinen Zweck völlig erreicht. Er hatte die zu weit ausgedehnte Linie des russischen Heeres, die sich von der Ostsee bis nach Wolhynien erstreckte, in der Mitte durchbrochen, so daß Barclay, um sich mit Bagration vereinigen zu können, den Rückzug nach dem Dnjepr hatte antreten müssen. Kaiser Alexander war unterdessen nach Petersburg und Moskau geeilt und erließ von beiden Städten aus Proklamationen, in welchen sein Volk aufgefordert wurde, alle Kräfte anzuspannen und alles aufzuopfern, um den Feind zu vernichten: er traf die rechte Saite im Herzen des unwissenden und blindgläubigen Volkes, indem er den Kampf als einen Krieg zur Verteidigung der rechtgläubigen Kirche darstellte.

Gerade als Napoleon Wilna verlassen hatte, wurde in seinem Rücken das Herzogtum Warschau durch ein russisches Heer bedroht,

welches unter Markow und Tormasow gegen dasselbe heranzog. Napoleon mußte deshalb die Österreicher aus Wolhynien nach Polen hin zurückbeordern und ihnen die von Reynier befehligten Sachsen zur Verstärkung senden. Es gelang dem russischen General Tormasow, am 27. Juli bei Kobryn ein sächsisches Corps zu überfallen und gefangen zu nehmen. Am 11. August wurde er zwar durch eine Niederlage, die ihm Schwarzenberg bei Gorodeszno beibrachte, zum Rückzuge genötigt; der österreichische Befehlshaber hütete sich aber, die besiegten Feinde allzu ernstlich zu verfolgen, und Tormasow konnte daher ruhig hinter dem Flusse Styr stehen bleiben, bis der Sultan den Frieden von Bukarest bestätigt hatte und infolgedessen Tschitschagows Donauarmee sich mit ihm vereinigte. Dies geschah am 18. September und nötigte die Österreicher und Sachsen, sich an den Bug zurückzuziehen. Unterdessen hatten auch auf dem linken Flügel der Großen Armee die Unternehmungen der Franzosen keinen rechten Fortgang gehabt. Dieser Flügel, dessen Befehlshaber der Marschall Macdonald war, bestand aus den gegen die untere Düna hin ziehenden Preußen unter den Generalen York, Grawert und Kleist. Außerdem hatte Napoleon von Wilna aus noch Oudinots Corps an die obere Düna gesandt und zugleich Gouvion Saint-Cyr mit den Bayern in Wilna zurückgelassen, um nötigenfalls die genannten beiden Marschälle zu unterstützen. Diese trieben anfangs den Feind zurück und begannen, nachdem sie das ganze Land von Riga an aufwärts besetzt hatten, die Belagerung der Stadt Polotzk. Im August drängte sich jedoch Wittgenstein, welchen Kaiser Alexander dem linken Flügel der Franzosen entgegengestellt hatte, zwischen Macdonald und Oudinot hindurch und nötigte den letzteren zur Umkehr. Als gleich darauf Saint-Cyr und die Bayern sich mit Oudinot vereinigt hatten, kam es am 17. und 18. August in der Gegend von Polotzk zu einem blutigen Treffen, in welchem Oudinot nicht unbedeutend verwundet wurde und der bayrische General Deroy fiel. Der Sieg blieb am ersten Tage unentschieden; am zweiten aber drängte Saint-Cyr, welcher dafür zum Marschall ernannt wurde, die Russen zurück. Doch hatte dieser Sieg keinen anderen Erfolg, als daß Wittgenstein gehindert wurde, den Marschall Macdonald bei der Belagerung von Riga zu beunruhigen.

In Witebsk, wo er bis zum 13. August verweilte, erhielt Napoleon die zwiefache Nachricht, daß Schweden infolge des Vertrages von Örebro am Kriege gegen ihn teilnehmen werde, und daß er wegen des zwischen Rußland und der Türkei abgeschlossenen Friedens in Gefahr sei, durch die russische Donauarmee im Rücken bedroht zu werden. Man erwartete daher, daß er vorerst nicht weiter ins Innere von Rußland vordringen werde, zumal da sein Heer der vorgerückten Jahreszeit wegen höchstens

noch zwei Monate das Feld halten konnte. Er setzte jedoch seinen Marsch fort: gelegentlich ließ er Worte fallen vom Vordringen bis nach Tiflis und von da zum Ganges, um dort das große kaufmännische Reich der Engländer zu zerstören — gigantische Pläne, bei denen seine Vertrauten selber zweifelten, ob sie näher am Pantheon oder am Irrenhause wären. Als er bis Smolensk vorgedrungen war, machten Barclay und Bagration ihm den Übergang über den Dnjepr streitig. Es kam deshalb bei Smolensk am 17. August zu einem entscheidenden Treffen. Den ganzen Tag über kämpften beide Teile mit gleich großem Mut, ohne daß sich der Sieg dem einen oder anderen zuneigte; am Abend gelang es aber den Franzosen, die Stadt Smolensk in Brand zu stecken, und dadurch wurden die Russen genötigt, sich während der Nacht in die jenseit des Dnjepr gelegenen Vorstädte zurückzuziehen. Die Stadt Smolensk war eine mit Blut getränkte Brandstätte, und 600 Franzosen hatten zugleich mit 200 gefangenen Russen vier Tage lang zu thun, bis alle Leichen in und vor der Stadt weggeschafft waren. Man behauptet, es seien von beiden Seiten zusammen mehr als 20 000 Mann geblieben. Zwei Tage nach der Schlacht bei Smolensk kam es bei Valutina Gora aufs neue zu einem Treffen, weil Ney einem Teile des russischen Heeres den Weg nach Moskau verlegen wollte. In diesem Treffen erhielten die Russen stets neue Verstärkungen, die Franzosen dagegen wurden von ihren in der Nähe befindlichen Landsleuten im Stich gelassen, weil Junot, welcher ein Jahr darauf wahnsinnig wurde und schon damals zuweilen irre gewesen sein soll, ohne ausdrückliche Ordre nicht vorrücken wollte und Napoleon, der die Umstände nicht genau kannte, diese Ordre nicht erteilte. Ney konnte daher seinen Zweck nicht erreichen. In Smolensk schwankte Napoleon eine Zeitlang, ob er bei der vorgerückten Jahreszeit weiter ziehen solle; er entschied sich aber doch dafür, weil er wußte, daß die über die Verwüstung ihres Landes erbitterten Großen ihren halbdeutschen Oberbefehlshaber vom Kommando zu verdrängen suchten, und daß deshalb dieser sein Verteidigungssystem werde aufgeben und eine Hauptschlacht liefern müssen. Am 24. August brach er daher wieder von Smolensk auf.

Gerade zu derselben Zeit gelang es den Gegnern Barclays, zu denen auch die beiden Kaiserinnen und der Großfürst Konstantin gehörten, Alexander dahin zu bringen, daß er am 29. August gegen seine Überzeugung die Leitung des Krieges dem fünfundsiebzigjährigen Kutusow übertrug, welcher von den Russen als ein Nationalheld angesehen wurde. Barclay war patriotisch genug, unter Kutusow Dienste zu nehmen, weil er noch immer auf den Kaiser rechnete, welcher seine Ansichten teilte und nur mit großem Widerstreben dem

Andringen des Hofes nachgegeben hatte. Auch die in Rußland anwesenden Deutschen, Stein, Clausewitz, Hofmann, Pfuel und andere, boten damals alle ihre Kräfte für Rußland auf, obgleich man sie wegen ihres auf die Verwüstung Rußlands gegründeten Kriegsplanes haßte. Sie regten ihre Landsleute auf, unterhielten Verbindungen mit den Preußen vor Riga und fochten zum Teil selbst im russischen Heere mit. Andererseits brachten auch ihre Gegner unter den russischen Großen bedeutende Opfer für das Vaterland: manche rüsteten ganze Regimenter auf ihre Kosten aus. Barclay hatte sich gerade vor seiner Abberufung zu einer Schlacht entschieden und die nötigen Vorbereitungen für dieselbe getroffen; Kutusow hielt es aber nicht für gut, jetzt schon eine Schlacht zu liefern. Er setzte vielmehr den Rückzug noch eine Zeitlang fort und entschloß sich erst bei Borodino, fünf Märsche vor Moskau, zu einem entscheidenden Kampfe.

Dieser Kampf fand am 6. und 7. September statt und wird von den Russen nach dem Dorfe Borodino, von den Franzosen nach dem Flüßchen Moskwa benannt. Es war die furchtbarste Schlacht, welche seit der Erfindung des Schießpulvers geliefert worden ist. Die Russen waren, obgleich dies bestritten wird, an Zahl stärker, aber weniger geübt und nicht so gut geführt, wie die Franzosen. Auf beiden Seiten spielten gegen 400 Kanonen oder, wie andere versichern, sogar noch weit mehr; 250 000 Menschen kämpften auf engem Raume. Am ersten Tage behaupteten die Russen einen Teil des Schlachtfeldes, so daß sie sich sogar des Sieges rühmten. Am zweiten Tage wurden sie jedoch, nach einem furchtbaren, von früh morgens bis zum Abend dauernden Kampfe, zum Rückzuge genötigt; sie hatten aber nur wenige Kanonen und keine Gefangene verloren und zogen nicht allein ohne Auflösung ihrer Reihen vom Schlachtfelde ab, sondern marschierten auch in voller Ordnung bis nach Moskau. Von ihren Generalen erwarb sich Bagration, welcher tödlich verwundet wurde und bald nachher starb, den größten Ruhm. Unter den Franzosen wurde Ney von Napoleon vor allen anderen ausgezeichnet und erhielt den Titel eines Fürsten von der Moskwa. Der Verlust der Russen war viel bedeutender, als der der Franzosen, weil Napoleon von seinem schwersten Geschütze Gebrauch gemacht hatte und die Russen in dichten Massen gegen ihre Feinde herangedrungen waren. Die Zahl derer, welche in dieser gräßlichen Schlacht getötet oder verwundet wurden, wird von den besseren russischen, französischen und deutschen Schriftstellern ziemlich übereinstimmend angegeben. Sie betrug nach Thibaudeau auf seiten der Russen 50 000, auf seiten der Franzosen 30 000 Mann. Der preußische General Hofmann, welcher dem Kampfe beiwohnte und wie Thibaudeau die Quellen kritisch benutzt hat, schätzt den Verlust der

Russen auf 40- bis 45 000, den der Franzosen auf 30 000 Mann. Die Angaben der Bülletins und der gewöhnlichen französischen Geschichtsbücher sind ganz lächerlich; denn nach ihnen hätte die Zahl der verwundeten oder getöteten Franzosen nur 10 000 betragen, obgleich sich, was ausgemacht ist, unter dieser Zahl 49 Generale, 37 Obersten und 6547 andere Offiziere befanden. Viele Tausende von verwundeten Russen und Franzosen wurden auf dem mit Kugeln übersäeten Schlachtfelde hilflos zurückgelassen und starben eines jammervollen Todes.

Die russische Armee marschierte, sobald sie nach Moskau kam, ohne Aufenthalt durch die Stadt hindurch und lagerte sich zuerst an der nach Wladimir führenden Straße, nachher aber an der Oka auf der Straße nach Kaluga. Murat, welcher die Vorhut der Franzosen führte, zog am 14. September in Moskau ein, während noch Platows Kosaken in der Stadt waren. Er brach alsbald wieder auf, um dem russischen Heere nachzueilen, und hatte mit Miloradowitsch, welcher die Vorscharen desselben führte, mehrere Gefechte, erlitt aber am 18. Oktober das Unglück, daß bei Winkowo ein Teil seines Corps überfallen und mit beträchtlichem Verluste zurückgetrieben wurde. Napoleon, welcher gleich nach Murat vor Moskau ankam, hatte gehofft, daß ihm dort ebenso, wie früher in Berlin und Wien, eine Deputation der Einwohner entgegenkommen werde; es erschien aber niemand. Die Mehrzahl der Einwohner hatte die Stadt verlassen, und die Zurückgebliebenen hielten sich versteckt. Auch die Schätze des Kreml, der alten Zarenburg, waren fortgebracht worden. Napoleon hatte ferner erwartet, in der von 400 000 Menschen bewohnten Stadt Moskau ebenso, wie in den beiden Hauptstädten Deutschlands, einen Mittelpunkt der Verwaltung und in den Vornehmen und Beamten Werkzeuge der Fremdherrschaft zu finden; aber diese ganze Klasse von Einwohnern war entflohen: die Sieger bewegten sich durch menschenleere Straßen. Zu der Täuschung, welche Napoleon hier erleben mußte, kam noch das Unglück, daß schon am Tage seines Einzuges an einzelnen Punkten der Stadt Feuer ausbrach. Dieses nahm, da alle Spritzen fortgebracht worden waren, so schnell überhand, daß Napoleon sich bereits am 16. September im Kreml, wo er seine Wohnung genommen hatte, von einem Flammenmeer umgeben sah und in ein vor der Stadt gelegenes Lustschloß ziehen mußte. Als der Brand am 20. September erloschen, lagen 4500 hölzerne und 2074 steinerne Häuser in Trümmern. Doch waren noch so viele Häuser stehen geblieben, daß die Franzosen Obdach genug hatten. Dagegen hatte der Brand für sie die verderbliche Folge gehabt, daß sich die Soldaten nicht nur dem Plündern ergaben und also demoralisiert wurden, sondern auch zugleich mit den

Offizieren eine große Beute aufhäuften, die man nachher weder zurücklassen wollte, noch auch aus Mangel an Pferden mit fortbringen konnte. Der Brand selbst war von dem Kommandanten der Stadt, dem Grafen Rostopschin, der die Sträflinge des Zuchthauses zu diesem Zweck freiließ und mit seinem eigenen Palaste anzufangen befahl, vor seinem Abzuge angeordnet worden, obgleich er in einer späteren gedruckten Erklärung dies abgeleugnet hat. Durch die Aufopferung der Hauptstadt sollte das Reich gerettet werden. Dies geschah in der That, und der Brand von Moskau war deshalb ebenso, wie einst Dantons Septembermorde, zwar eine unmoralische und grausame, aber auch zugleich eine furchtbar energische und von den beabsichtigten Folgen begleitete Maßregel, welche in einer sehr deutlichen Sprache Napoleon sagte, daß hier in Moskau nicht der Friede war, wie er geglaubt hatte. Alexander selbst hatte keine Kenntnis von der That.

Schon in Moskau befand sich die französische Armee, obgleich sie dort noch nicht von der Kälte zu leiden hatte, im Zustande der Hilflosigkeit und der beginnenden Auflösung. Dessenungeachtet bewährte der Kern derselben auch in Rußland seine Überlegenheit über alle anderen Armeen auf eine glänzende Weise. Auch Napoleon erregte dort, wie überall, durch sein großes Feldherrntalent und seine unermüdliche Thätigkeit und Sorgsamkeit die Bewunderung der Welt. Doch zeigten sich diese Eigenschaften nur in strategischen und taktischen Dingen glänzend; in Bezug auf die Verpflegung der Truppen dagegen und in betreff der Maßregeln, durch welche auf dem Marsche die Ordnung erhalten wird, waren Napoleons Anordnungen mangelhaft und zogen deshalb schlimme Folgen nach sich. Die so sehr gerühmten Wagenzüge, welche in Bataillone und Schwadronen eingeteilt waren, hatten schon von Wilna an unterwegs stehen bleiben müssen; sehr viele waren nicht einmal über den Niemen gekommen. Von den Pferden war ein beträchtlicher Teil den Anstrengungen des Marsches und dem Mangel an Futter erlegen. Unter den Soldaten endlich hatte nicht nur das Marodieren immer mehr überhandgenommen, sondern auch der Menschenverlust war so groß gewesen, daß z. B. das vierte Armeecorps, welches 50 000 Mann stark von Glogau ausmarschiert war, bei seiner Ankunft in Moskau nur noch 22 000, das ganze Heer in Moskau nicht mehr über 100 000 Mann zählte. Daß ungeachtet aller dieser bedenklichen Umstände ein Mann, dessen Geist doch sonst tausend von anderen übersehene Dinge zu erkennen und zusammenzufassen vermochte, fünf ganze Wochen in Moskau verweilte und also die kostbarste Zeit nutzlos verbrachte, läßt sich nur aus der Verblendung erklären, in der er sich damals befand: er gab die Hoffnung, Frieden schließen zu können, nicht auf und wurde durch die schlauen Russen

in dieser Hoffnung bestärkt. Zweimal schickte er von Moskau aus ein Schreiben an den Kaiser Alexander; beide Male aber ließ man ihn ohne Antwort, und seine Versuche, Unterhandlungen anzuknüpfen, wurden von dem russischen Kabinett mit großer Geschicklichkeit benutzt, um ihn hinzuhalten. Erst im Anfange des Oktober erkannte er die Notwendigkeit, sich nach Polen zurückzuziehen. Die Vorbereitungen dazu wurden vom 5. Oktober an gemacht: zehn Tage später wurde der Rückzug mit der Absendung des Gepäckes begonnen. Am 18. Oktober brach das Heer auf; am 19. verließ Napoleon selbst die Stadt. Mortier, schon vor dem Einzuge zum Gouverneur von Moskau ernannt, blieb noch bis zum 23. zurück, um den Kreml in die Luft zu sprengen. Aus diesem hatte man eine Anzahl eroberter türkischer Fahnen, ein reich geschmücktes Marienbild, ein goldenes Kreuz und andere Dinge als Trophäen weggenommen und eingepackt, obgleich nicht einmal abzusehen war, wie man die Kanonen und das Gepäck werde nach Hause zurückbringen können.

3. Rückzug des französischen Heeres aus Rußland.

Als das französische Heer den Rückzug antrat, hatten seine beiden Flügel bereits aus ihren Stellungen weichen müssen. Der rechte Flügel unter Schwarzenberg war, wie oben erzählt, schon in der zweiten Hälfte des September bis an den Grenzfluß Rußlands und Polens zurückgedrängt worden. Gleich nachher wurde der Anführer des ihm entgegenstehenden Heeres, Tormasow, an Bagrations Stelle zur russischen Hauptarmee gerufen: Tschitschagow aber, welcher statt seiner das Kommando übernahm, nötigte zuerst die Österreicher, sich in das Herzogtum Warschau zurückzuziehen, und marschierte dann, um dem Heere Napoleons den Rückweg zu versperren, mit Zurücklassung Sackens, nach der Stadt Minsk, die er am 16. November besetzte. Auf dem linken Flügel der Franzosen hatten die Preußen am 22. August Riga zu belagern begonnen; es fehlte ihnen jedoch am nötigen Geschütze, und zur völligen Einschließung einer großen Stadt waren sie nicht zahlreich genug. Im September, als endlich ihr Artilleriepark ankam, wurde infolge des Kongresses von Abo ein starkes russisches Heer unter Steinheil von Finnland nach Esthland übergesetzt, und dieses rückte dann in überlegener Zahl gegen die Preußen vor, die jedoch seinen Angriff mit ebenso großer Tapferkeit als Geschicklichkeit aushielten. Steinheil vereinigte sich hierauf mit Wittgenstein, welcher an der mittleren Düna dem Marschall Saint-Cyr gegenüberstand, und dessen Heer nach und nach bis auf 40 000 Mann verstärkt worden war, während Saint-Cyrs Corps durch Mangel und Strapazen sehr

an Zahl abgenommen hatte. Am 18. und 19. Oktober wurden Saint-Cyrs Franzosen und die ihnen beigegebenen Bayern, welche damals Wrede kommandierte, von Wittgenstein bei Polotzk mit überlegener Macht angegriffen. An diesen beiden Tagen behauptete Saint-Cyr seine Stellung, obgleich er selbst schwer verwundet ward. Auch am folgenden Tage hielt er stand; am 21. mußte er aber seine Stellung aufgeben, um sich dem Marschall Victor zu nähern, welcher mit 36 000 Mann von Smolensk heranzog. Am 29. Oktober vereinigte er sich mit diesem. Victor hielt jedoch nicht für gut, gegen Wittgenstein zu ziehen; er trat vielmehr den Rückmarsch an und gewährte dadurch dem letzteren die Möglichkeit, Abteilungen seines Heeres je nach den Umständen nach Witebsk, Minsk oder Dünaburg zu schicken. Wittgenstein hätte sich schon bald nachher mit Tschitschagow verbinden können; er that dies aber zum Vorteile der französischen Hauptarmee erst später.

Napoleons Armee war beim Auszuge aus Moskau stärker, als sie beim Einrücken gewesen war, weil während ihres dortigen Aufenthaltes viele auf dem Marsche Zurückgebliebene eingetroffen waren. Der Rückzug wurde durch den Umstand sehr erschwert, daß Napoleon gar keine leichten Reiter hatte und also selten von den Bewegungen der Russen gut unterrichtet war. Außerdem fielen nicht nur die Artilleriepferde täglich zu Hunderten, sondern die Bewegung des Heeres ward auch jeden Augenblick durch lange Züge von Kutschen und von Wagen mit Gepäck und geplündertem Gute gehemmt. Dies machte besonders die engen Stellen des Weges für die Franzosen gefährlich. Auf dem Rückzuge bewies Napoleon gleich anfangs seine große strategische Überlegenheit dadurch, daß er unter dem Scheine, als wenn er sich gegen Kaluga und Tula wenden wolle, Kutusows Stellung zu umgehen wußte. Er zog vom gebahnten Wege ab quer durchs Land über Malo-Jaroslawetz und Wereja nach Borodino, wo er seine alte Straße wieder erreichte, was ihm freilich mehrere Tage kostete. Am 24. Oktober kam es bei Malo-Jaroslawetz zu einem Treffen, in welchem der Vicekönig Eugen eine Zeitlang allein den Angriffen des Feindes standzuhalten hatte. Die Russen verloren 8000, die Franzosen 6000 Mann, und die ersteren zogen sich am folgenden Tage zurück. Da Kutusow auf einem Umwege nach Wjasma ziehen mußte, so kam Napoleon früher dahin, als er, und blieb bis zum 31. Oktober, wo er in Wjasma eintraf, dem Angriffe des Feindes entzogen. Dagegen hatten die Franzosen schon auf diesem Wege, obgleich die am 27. Oktober beginnende Kälte noch erträglich war, unsäglich zu leiden. Die Auflösung begann. Jammervoll war besonders die Lage der mitgeschleppten Verwundeten; diese hatten nicht nur keine

genügende Nahrung und keine Winterkleider, sondern sie mußten auch die Nächte ohne Obdach auf freiem Felde zubringen und wurden noch dazu von denen verlassen, welche mit ihrer Pflege beauftragt waren.

Am 2. November setzten die Franzosen ihren Rückzug weiter fort. Von diesem Tage an blieb ihnen das russische Heer stets zur Seite. Rechts zog der Feldmarschall Kutusow selbst, links marschierte der Generalmajor gleichen Namens, von hinten her wurden die Franzosen durch Miloradowitsch heftig bedrängt. Napoleon hatte den Zug so geordnet, daß das Heer drei Corps bildete, welche einen halben Tagemarsch voneinander entfernt blieben und von Ney, Eugen und Davoust angeführt wurden. Er selbst ging mit den Garden voraus. Davoust, welcher das letzte jener drei Corps kommandierte, hatte den sehr zahlreichen Troß zu decken und vor sich her zu treiben; es schien jedoch dem Kaiser bald, als wenn er dies nicht rasch genug thue, und bei Wjasma wurde deshalb Ney an seine Stelle gesetzt. Auf dem Marsche von Wjasma bis nach Smolensk, wo Napoleon am 9. November eintraf, hatte die Kälte, welche, am 6. mit einem heftigen Schneegestöber eingeleitet, schon am 7. bis auf 17 Grad gestiegen war, die Wege holperig und glatt gemacht, so daß die nicht geschärften Pferde zu Tausenden stürzten. Dazu kam noch ein drückender Mangel an Lebensmitteln, welcher die Ordnung auflöste und die Zahl der Marodeurs und Nachzügler unglaublich vermehrte. Pferdefleisch war schon damals für die Mehrzahl der Soldaten die einzige Nahrung. Für die Garde war besser gesorgt, weil auf ihr allein die Hoffnung beruhte, wenigstens etwas zu retten, und weil Napoleon in ihr die einzige Wurzel einer neuen Armee erblickte. Sie hielt nicht nur bis Smolensk fest zusammen, sondern sie leistete auch nachher noch die wesentlichsten Dienste. Schon am 4. November mußte man aus Mangel an Zugtieren die Moskauer Beute nebst vielen Wagen, Gepäcken und Geschützen in einen See werfen und unzählige Munitionskarren in die Luft sprengen. Am 9. November konnte Eugens Corps nur dadurch gerettet werden, daß die Soldaten durch einen angeschwollenen Strom gingen, dessen Wasser ihnen bis an die Schultern reichte. Viele ertranken dabei, der ganze Troß aber mußte zurückbleiben und ward nebst dem Gepäcke und mehr als 80 Kanonen eine Beute der allerwärts streifenden Kosaken. Vom ganzen Corps Eugens waren damals noch höchstens 6000 Mann unter den Waffen.

In Smolensk, wo bis zum 13. November die ganze Armee, 40 000 Bewaffnete — das übrige waren waffenlose Haufen ohne Disciplin —, sich wieder vereinigte, war die erwartete Ruhe und besonders die gehoffte Nahrung nicht zu finden. Der Kaiser hatte frei-

lich lange vorher Anordnungen für den Unterhalt des Heeres getroffen; allein die Leute, welche mit der Ausführung beauftragt waren, hatten aus Habgier alles vernachlässigt, so daß auf dem ganzen Wege von Moskau bis an die polnische Grenze mehr Menschen und Pferde durch den Mangel, als durch die Kälte und durch die Waffen der Feinde umkamen. In Smolensk halfen sich deshalb die zur Verzweiflung getriebenen Soldaten selbst, indem sie die Magazine stürmten und plünderten. Das dort vereinigte Heer enthielt, die Besatzung der Stadt miteingerechnet, nur noch 40 000 kampffähige Leute, und von den 37 000 Mann Kavallerie, welche Napoleon über den Niemen geführt hatte, waren nur noch 3000, von 600 Kanonen nur noch 250 übrig. Dagegen wurde die Zahl der Nachzügler schon damals auf 50 000 angeschlagen. Als die Armee am 13. November wieder aufbrach, mußten 6- bis 7000 Verwundete in hilflosem Zustande zurückgelassen werden, an den Straßen lagen eine Menge Erfrorener.

Auf dem Marsche von Smolensk nach Krasnoi und Orscha war Kutusow den Franzosen so sehr überlegen, daß er bei einem allgemeinen Angriffe sie hätte vernichten können: er scheute aber wahrscheinlich den ungewissen Ausgang eines offenen Kampfes, da das feindliche Heer ohnedies dem Mangel, den übermäßigen Märschen und dem Klima erliegen mußte. Am 15. November zog Napoleon mit den Garden in Krasnoi ein. Auch Eugen schlug sich, wiewohl mit schwerem Verluste, dahin durch. Dagegen wäre Davoust mit seinem Corps abgeschnitten und gefangen worden, wenn nicht Napoleon selbst sich umgewandt und ihm Hilfe geleistet hätte. Auch Ney ward am 18. November vom Feinde völlig umzingelt, so daß er für verloren gehalten wurde und sich nur durch einen allgemein bewunderten Marsch rettete. In Orscha sammelte sich zwar die französische Armee wieder; sie mußte aber sogleich wieder aufbrechen, weil die Gefahr drohte, daß Wittgenstein und Tschitschagow sich vereinigen und durch die Besetzung der Brücke von Borissow, der einzigen über die Beresina, den Weg nach Wilna abschneiden würden. Auch drang Tschitschagow am 21. November wirklich in Borissow ein; da aber Wittgenstein durch Victor beschäftigt wurde, so gelang es dem Marschall Oudinot, der vom nördlichen Kriegsschauplatz, von der Düna, herkam, die Russen wieder aus dieser Stadt zu vertreiben. Doch brannten sie vor ihrem Abzuge die Brücke nieder. Das französische Heer enthielt, als es von Orscha nach der Beresina zog, nur noch 30 000 Bewaffnete, neben einer doppelt so großen Zahl von Wehrlosen und Kampfunfähigen. Zum Glück hatte man in Orscha nicht nur Lebensmittel, sondern auch 25 Feldstücke und die zu ihrer Fortschaffung nötigen Pferde gefunden. Dagegen trat aber auf dem Wege von Orscha nach Borissow Thau-

wetter ein, welches gerade in den sumpfigen Gegenden der Beresina den Marsch in hohem Grade erschwerte.

Napoleon ließ so schnell wie möglich bei Studianka zwei Notbrücken über die Beresina bauen, von welchen die eine für die Pferde und das Fuhrwerk, die andere für die Fußgänger bestimmt war. Als dieselben fertig waren, begann am 26. November jener denkwürdige Übergang über die Beresina, bei welchem die Franzosen das höchste Maß des Jammers zu erdulden hatten, der den Menschen im Kriege treffen kann. Zur Deckung des Überganges wurden auf dem rechten Ufer Oudinot und Dombrowski, auf dem linken Victor aufgestellt; die beiden ersteren sollten Tschitschagows Corps vom Zugange zur Beresina abhalten, der letztere aber den herandringenden Wittgenstein so lange bekämpfen, bis die französische Armee übergesetzt sei. Der Übergang wurde, nachdem Dombrowski und Oudinot am 26. November den Fluß überschritten hatten, von den übrigen Truppen am folgenden Tage begonnen und dauerte bis zum 29. November. Während desselben brach jedoch nicht nur eine der beiden Brücken zusammen, sondern Wittgenstein vereinigte sich auch, nachdem er Borissow genommen hatte, mit Tschitschagow, und um das Maß des Elends voll zu machen, trat noch dazu in der Nacht auf den 28. wieder sehr strenge Kälte ein. Schon am 28. hörte bei den noch zurückgebliebenen Franzosen alle Ordnung auf, und das Gedränge der Nachzügler wurde so groß, daß viele von diesen auf der einzigen noch übrigen Brücke zertreten oder in den Fluß gestoßen wurden, während zugleich Wittgenstein mit seinen Kanonen auf sie feuern ließ. In der Nacht vom 28. zum 29. setzte Victor mit dem Reste des Heeres über; der Troß aber war zu furchtsam, um dasselbe zu thun, so daß die Brücke mehrere Stunden lang frei blieb. Am 29. dagegen bot dieselbe den Anblick der größten Verwirrung und des gräßlichsten Jammers dar, den man vergebens zu schildern unternehmen würde. Als nämlich am Morgen dieses Tages die Russen von allen Seiten her auf die Zurückgebliebenen heranstürmten, drängte sich alles nach der Brücke hin, und es ward eine noch weit größere Zahl von Leuten als am Tage zuvor erdrückt, zertreten und hinabgestürzt. Zugleich erlagen Tausende der Kälte, dem Mangel und der Erschöpfung sowie den Kugeln der russischen Artillerie oder den Piken der Kosaken. Zum Glück war der Morast, der sich jenseit der Beresina mehr als eine Meile weit ausbreitete, nicht nur zugefroren, sondern Tschitschagow hatte auch versäumt, die über ihn führenden Brücken abzubrennen. Die Franzosen konnten also ungehindert weiterziehen, und da sie die Brücken hinter sich verbrannten, so erhielten sie einen Vorsprung vor den Russen. Sie bestanden damals, sogar mit Hinzuzählung von Victors und Oudinots Truppen,

nur noch aus 8400 Streitfähigen. Aus Polen und von Wilna her waren ihnen zwar Truppen zu Hilfe geschickt worden; diese hatten aber unterwegs ebenfalls durch die Kälte unsäglich gelitten, und als sie zu den Trümmern der Großen Armee gelangten, wurden auch sie von der herrschenden Auflösung aller Ordnung, wie von einer Pest, angesteckt.

Ungeachtet des beispiellosen Unglücks, welches die französische Armee auf dem Rückzuge aus Moskau zu erleiden gehabt hatte, verkündigten doch Napoleons Bülletins und die Mitteilungen, welche sein Minister Maret in Wilna den fremden Gesandten machte, nichts als Siege. Der servile Maret schickte diese lügenhaften Berichte sogar dem Anführer des linken Flügels, Macdonald, zu, der doch zur rechten Zeit Kenntnis von dem Unglück hätte erhalten sollen. Erst in Molodeczno, fast auf dem halben Wege von Borissow nach Wilna, entschloß sich Napoleon, den wirklichen Stand der Dinge bekannt zu machen. Dort diktierte er am 3. Dezember das merkwürdige 29. Bülletin, in welchem er den Zustand seiner Armee in einer Weise schilderte, welche einen Teil der Wahrheit ahnen ließ, von allem dem aber, was bis Smolensk Schreckliches vorgefallen war, kein Wort sagte und das ganze Unglück der Kälte zuschrieb, obgleich diese ihren Höhepunkt (26 bis 27 ° R) erst an demselben 3. Dezember erreichte. Die Anordnungen, welche er in Molodeczno zur schnellen Bildung einer neuen Armee in Polen traf, waren an sich vortrefflich; sie konnten aber nicht ausgeführt werden, weil sie ohne Rücksicht auf die obwaltenden Umstände getroffen worden waren.

In Smorgoni, einen Tagemarsch weiter nach Wilna zu, verließ Napoleon die Trümmer seines Heeres und reiste, nur von Caulaincourt, Duroc und Mouton begleitet, über Wilna, Warschau und Dresden nach Paris, wo er allerdings nötiger war als bei dem Heere, dem doch nicht mehr zu helfen war. In Paris traf er schon am 19. Dezember ein, zwei Tage nach der Bekanntmachung des 29. Bülletins, durch welches ganz Frankreich in Trauer versetzt worden war. Seinen Stellvertreter im Oberbefehl hatte er unglücklicherweise mit bloßer Rücksichtnahme auf Verwandtschaft, Rang und Dienstalter gewählt. Er hatte nämlich das Kommando nicht dem Marschall Ney, welcher als Führer der Nachhut Unglaubliches geleistet hatte, übertragen, sondern seinem Schwager, dem Könige von Neapel, und nächst diesem dem Fürsten von Neufchatel (Berthier), zwei Männern, von denen keiner den Umständen gewachsen war. Murat kam am 8. Dezember mit den Überbleibseln der Armee in Wilna an. Hier waren große Vorräte aufgehäuft; aber die mit dem Austeilen beauftragten Leute waren so säumig, daß die Soldaten sogar dort noch Entbehrungen zu

erdulden hatten. Sie fielen daher, um ihren Hunger zu stillen, über die Magazine her, die ja doch eine Beute der Russen werden mußten. Schon am 10. Dezember brach Murat, abermals mit Zurücklassung von 20 000 Kranken und Verwundeten, wieder von Wilna auf. Er hatte damals nur noch 4300 Mann, auf die er rechnen konnte. Ney, welcher die Nachhut führte, gebot nur noch über die Trümmer einer einzigen Division und über 2000 Bayern; auch seine Schar schwand von Tag zu Tag mehr zusammen, so daß endlich in Kowno er und Wrede allein blieben. Hinter Wilna mußte Murat, um den nachsetzenden Kosaken zu entrinnen, alle noch übrigen Reste des Gepäcks und des Geschützes stehen lassen und die Kriegskasse, welche fünf bis sechs oder nach Chambray zehn Millionen enthielt, teils den Soldaten preisgeben, teils für die Kosaken, die sich dadurch aufhalten ließen, auf den Weg hinstreuen lassen. Am 14. Dezember bestand Murats Armee nur noch aus 1000 Mann und 9 Kanonen. Diesen Rest führte er nach Königsberg und, nachdem er noch andere Trümmer der Großen Armee an sich gezogen hatte, von dort nach Posen. Von hier eilte er aber am 16. Januar 1813 nach Neapel zurück, weil seine Gemahlin Karoline Miene machte, sein Königreich ohne Rücksicht auf ihn zu regieren. Das Kommando übernahm, da Berthier dasselbe ablehnte, der Vicekönig Eugen. Napoleon war äußerst aufgebracht über seinen Schwager, nicht nur weil derselbe die kostbaren Vorräte zu Wilna den Russen preisgegeben hatte, sondern auch wegen der geheimen Unterhandlungen, die er, den großen Umschlag der Dinge vorahnend, schon längst mit England angeknüpft hatte. Andererseits war Murat mit dem Kaiser so unzufrieden, daß er ihn einst vor den Generalen einen rettungslos verlornen Wahnsinnigen genannt und darüber eine derbe Zurechtweisung von Davoust empfangen hatte.

Im ganzen kehrten zwar immerhin 30- bis 40 000 Menschen über den Niemen nach Preußen zurück; diese waren aber ohne Ordnung und Führung und zerstreuten sich bald nach allen Seiten hin. Am besten hatten die Polen, welche die Kälte gewohnt waren, die Beschwerlichkeiten des russischen Feldzuges ertragen; sie allein retteten auch, da sie noch dazu vom Glücke begünstigt wurden, ihre Artillerie. Diejenigen von ihnen, die sich bei Murats Heer befanden, gelangten von Wilna aus auf einem Wege, auf welchem sie Obdach und Nahrung fanden, nach Warschau. Auch Poniatowskis Polen, welche nebst den Sachsen zu Schwarzenbergs Corps gehört hatten, langten, wiewohl freilich in sehr verminderter Zahl, in Warschau an. Dort wurde bald nachher eine neue polnische Armee gebildet.

Was die Russen betrifft, so ließ Kutusow am 16. Dezember sein Heer in der Gegend von Wilna Halt machen. Tschitschagow drang

bis zu dem Grenzflusse Niemen vor, den er am 18. Dezember erreichte. Wittgenstein aber war schon vor Wilna in der Richtung nach Tilsit abgezogen, weil man sich bereits insgeheim mit den bei Macdonalds Heer befindlichen Preußen verständigt hatte. Am 22. Dezember erschien Kaiser Alexander selbst in Wilna. Auch die Russen hatten in diesem Kriege unglaublich gelitten; nach Chambrays Angaben bestand das russische Heer am Ende des Jahres 1812 nur noch aus etwa 100 000 Mann, und Kutusow hatte von seinen 120 000 Mann nicht mehr als 35 000, Wittgenstein von 30 000 kaum noch 13 000 und Tschitschagow nur noch ebensoviele übrig.

So waren Hunderttausende der tapfersten Männer aller Länder auf die traurigste Weise ums Leben gekommen. Dieses furchtbare Elend machte aber auf Napoleon weit weniger Eindruck, als ein unbedeutendes Ereignis in Paris, weil dasselbe der Welt zeigte, daß das von ihm gegründete Reich nur auf seinen persönlichen Eigenschaften, nicht auf der Anhänglichkeit des Volkes an die von ihm gegebene Verfassung beruhe, oder mit anderen Worten, daß man in Frankreich zwar an den Kaiser, nicht aber an das Kaisertum glaube. Dieses Ereignis war der von einem halbverrückten Republikaner, dem General Mallet, gemachte Versuch, die Abwesenheit Napoleons zu benutzen, um dessen Herrschaft gewaltsam zu beseitigen. Mallet war schon vor der Revolution Offizier im Heere gewesen und während derselben zum Brigadegeneral befördert worden. Er hatte den Grundsätzen von 1793 gehuldigt, blieb denselben auch später treu und war seit 1807, wo er sich als Anstifter einer Verschwörung verdächtig gemacht hatte, Staatsgefangener gewesen. Im Jahre 1809 hatte er sogar vom Gefängnisse aus republikanische Umtriebe gemacht; infolge der Bemühungen seiner Freunde war er aber damals für geisteskrank erklärt und in eine Art von Irrenanstalt gebracht worden. In dieser hatte er Freiheit genug, um mit einigen politischen Schwärmern in Verbindung zu treten und seinen Plan von 1809 aufs neue ins Werk zu setzen.

Diese Schwärmer waren der in demselben Hause gefangen gehaltene Lafon, welcher als Agent der Bourbonen an der Sache teilnahm; der junge Rateau, Korporal bei der Munizipalgarde, der in jenem Hause beschäftigt war; der spanische Priester Caamagno, welchen Mallet vom Gefängnisse her kannte, und der Schulmeister Boutreux. Mallet heckte mit diesen Leuten einen Plan aus, nach welchen Napoleon durch einen plötzlichen Aufstand gestürzt und eine provisorische Regierung eingesetzt werden sollte. Zur Ausführung dieses Planes verfertigten die Verschworenen falsche Proklamationen und Dekrete des Senats, in welchen Napoleons Tod angekündigt, die Ausschließung seiner Familie vom Thron ausgesprochen, eine provisorische Regierung bestellt, eine Anzahl

Beamte für abgesetzt erklärt und Mallet zum Befehlshaber der ersten Militärdivision sowie zwei ebenfalls in Haft gehaltene Generale, Lahorie und Guidal, der eine zum Polizeiminister, der andere zum Polizeipräfekten ernannt wurden. Dies alles war während mehrerer Monate insgeheim geschehen, als endlich der Umstand, daß 14 Tage lang keine Nachrichten aus Rußland angekommen waren, die Ausführung des tollen Planes möglich zu machen schien.

In der Nacht auf den 23. Oktober bestieg Mallet, welcher die Kleidung eines Generals angelegt hatte und sich einen anderen Namen gab, ein bereit gehaltenes Pferd, ritt mit Rateau, welcher die Adjutantenuniform trug, in die Kaserne einer Kohorte der Nationalgarde und ließ dort die falschen Dokumente vorlesen. Sie fanden Glauben, und Mallet führte hierauf einen Teil der Kohorte nach dem Gefängnisse la Force, um die Generale Guidal und Lahorie zu befreien. Beide wußten von dem Plane nicht das Geringste und waren daher über ihre Befreiung und über die ihnen zugestellten Ernennungsdekrete sehr erstaunt. Auch sie schenkten jedoch den Angaben Mallets Glauben. Außer ihnen wurden noch einige andere Offiziere und der Corse Boccheciampe in Freiheit gesetzt. Die ersteren kehrten alsbald freiwillig ins Gefängnis zurück; der letztere aber gab sich dazu her, als Präfekt des Seinedepartements aufzutreten. Von dem Gefängnisse la Force schickte Mallet dem Obersten eines Infanterieregiments der Pariser Garde, Rabbe, den schriftlichen Befehl zu, das Senatsgebäude, den Schatz, die Bank und die äußeren Thore der Stadt besetzen zu lassen; und so sehr war jedermann gewohnt blindlings zu gehorchen, daß Rabbe die erhaltene Ordre ohne irgend eine Prüfung augenblicklich ausführte. Mittlerweile verhafteten Lahorie und Guidal den Polizeiminister Savary und den Polizeipräfekten Pasquier, ließen beide ins Gefängnis abführen und übernahmen deren Ämter. Der Präfekt des Seinedepartements, Frochot, ließ sich durch die falschen Dokumente sogar bis zu dem Grade täuschen, daß er im Stadthause alles für die Sitzungen der provisorischen Regierung vorbereitete. Mallet hatte sich unterdessen auf den Vendomeplatz begeben, um den Stadtkommandanten Hulin zu verhaften. Dort scheiterte aber das Unternehmen an einem zufälligen Umstande. Als nämlich Hulin, welcher den Haftbefehl zu sehen verlangt hatte, dafür von Mallet durch einen Pistolenschuß verwundet worden war, erkannte ein in der Kommandantur anwesender Polizeibeamter und der Bataillonschef Laborde, welcher die Militärpolizei besorgte, ihren alten Arrestanten Mallet. Laborde fiel hierauf zugleich mit dem Chef des Generalstabs Doucot über denselben her und nahm ihn gefangen. Dasselbe Schicksal hatten unmittelbar darauf die Generale Lahorie und Guidal. So ging um neun Uhr morgens die

ganze Sache gleich einem Possenspiele zu Ende. Übrigens waren, als Mallet verhaftet wurde, bereits auch von seiten des Kriegsministers die nötigen Maßregeln ergriffen worden, um den Aufstand zu unterdrücken. In der Stadt selbst hatte sich, so sehr auch alles in Bestürzung geraten war, niemand für oder gegen die Sache geregt.

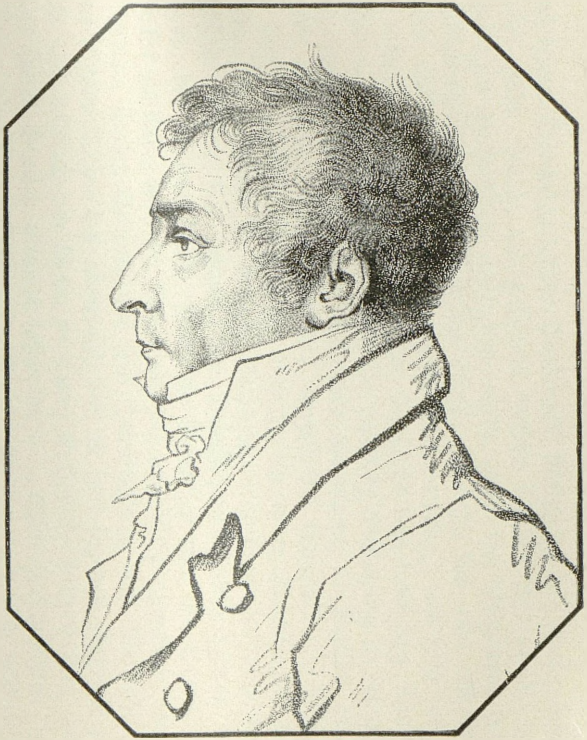
Die Schuldigen wurden sogleich vor ein Kriegsgericht gestellt und 15 derselben, unter ihnen Mallet, Lahorie, Guidal, Boccheciampe, Rabbe und Rateau, zum Tode verurteilt. Schon am 28. Oktober wurden 13 von ihnen hingerichtet; die beiden übrigen, Rabbe und Rateau, erhielten vom Gericht Aufschub und wurden nachher vom Kaiser begnadigt. Auf diesen machte der Aufstandsversuch, so lächerlich derselbe an und für sich gewesen war, einen sehr ernsten Eindruck: da sogar Pariser Behörden seinen Tod und eine provisorische Regierung für Ereignisse hielten, welche natürlicherweise miteinander verbunden seien, so war es klar, wie wenig Bedeutung man auf die Verfügungen legte, die er in betreff der Erbfolge erlassen hatte. Niemand hatte an Napoleon II. gedacht. Außerdem zeigte die Sache aber auch, daß sein ganzes Polizei- und Verwaltungssystem auf sehr schwachen Füßen stehe. Er selbst sprach sich, als er zu Paris angekommen war, im Staatsrat über das erbärmliche Benehmen der ersten Behörden, über die maschinenartige Folgsamkeit der Offiziere, über das gleichgültige Verhalten der Bürger in sehr nachdrücklicher und treffender Weise aus. Anstatt jedoch aus diesem allem zu erkennen, wohin sein System führe, verschmähte er die Warnung, die ihm damals die Gottheit durch den Ausgang des Russischen Krieges in betreff der Franzosen und durch Mallets Aufstand in betreff seiner eigenen Person erteilte.

4. Abfall Preußens von Napoleon und Vorbereitungen der Österreicher, Preußen, Russen, Schweden und Engländer zum neuen Kriege.

Die nächste Folge des Unterganges der Napoleonischen Armee war der Abfall Preußens. In diesem Staate waren seit dem Tilsiter Frieden alle bedeutenden Männer dem Bunde mit Frankreich entweder offen entgegen, oder sie arbeiteten doch in geheimen Verbindungen an der Befreiung ihres Vaterlandes. Die oberste Leitung dieser weitverzweigten Verbindungen hatte der Freiherr vom Stein, welcher seit Mai 1812 der stete Begleiter des Kaisers Alexander war. Besonders thätig waren auch Clausewitz und mehrere andere preußische Stabsoffiziere, die sich ebenfalls nach Rußland begeben und dort im Heere Dienst genommen hatten. Diese Offiziere traten insgeheim mit den vor Riga kommandierenden preußischen Befehlshabern in Verkehr, und wenn auch die letzteren ihre militärische Pflicht pünktlich erfüllten, so gaben



XV. 571. **Freiherr vom und zum Stein.**
(Reproduktion des Stiches von Bollinger: nach Ringklacke.)



Feldmarschall Graf York von Wartenburg.
(Reproduktion des Stiches von J. Vendramini: nach P. E. Stroehling, London 1814.)

sie doch ihrem Oberbefehlshaber Macdonald Anlaß zu der Klage, daß sie nicht mehr thäten, als gefordert werden könne. Der preußische Staatskanzler Hardenberg war von allem, was die Mitglieder des Tugendbundes thaten, in Kenntnis gesetzt; er stellte sich aber, als sei er über diese demagogischen Umtriebe sehr unwillig, und fuhr fort, seine doppelte Rolle zu spielen. Der ängstliche und bedächtige König dagegen war in Wirklichkeit über die politische Bewegung in seinem Lande erzürnt und gab dem Gesandten Napoleons in Berlin, St.-Marsan, und dem kommandierenden französischen General, dem Marschall Augereau, nicht die geringste Ursache, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Doch forderte er bei der Nachricht, in welchem Zustande die französische Armee sich befinde, den Befehlshaber seines Heeres in Rußland, den General York, durch ein Schreiben vom 20. Dezember auf, alles zu thun, was zur Erhaltung der preußischen Truppen nötig sein werde. Dieser General und sein Unterfeldherr, von Massenbach, waren höchstwahrscheinlich überzeugt, daß es Zeit sei, das Äußerste zu wagen und dadurch den König zu einem Entschlusse fortzureißen, den er aus freien Stücken niemals fassen werde. Beide verständigten sich mit ihrem ehemaligen Kameraden Clausewitz sowie mit dem russischen General Wittgenstein und dessen Unterbefehlshaber Diebitsch; und als der klägliche und schreckliche Ausgang des Russischen Krieges allen Augen offenbar war und jedem den Gedanken nahe legte, daß jetzt oder nie die Napoleonische Gewaltherrschaft gebrochen werden müsse, begannen sie die Ausführung der Sache. Auf dem Rückzuge, welchen das preußische Heer mit Macdonald nach dem Niemen machte, schloß York am 30. Dezember zu Poscherun bei Tauroggen mit Diebitsch einen Vertrag, nach welchem das preußische Corps unter dem Aushängeschilde einer durch die militärische Lage bedingten Neutralität von den Franzosen abfiel. Diesem Vertrage gemäß sollten die preußischen Truppen in einem bestimmten Distrikt Ostpreußens ruhig stehen bleiben und, falls ihr König die getroffene Übereinkunft nicht bestätige, zwei Monate lang am Kampfe gegen Rußland keinen Anteil nehmen; sie sollten sich aber rekrutieren und neu organisieren dürfen und zu diesem Zwecke alle ihre Nachzügler und Gefangenen von den Russen erhalten. York und Massenbach kündigten demgemäß schon am 31. Dezember dem Marschall Macdonald den Gehorsam auf, und dieser führte dann seine noch übrigen 6—7000 Franzosen nach Königsberg.

Wäre dieser That ein entsprechender Schritt der preußischen Regierung oder auch nur ein allgemeiner Volksaufstand sofort gefolgt, so konnte der Krieg unter den günstigsten Umständen am Rhein und nicht, wie geschah, mitten in Deutschland geführt werden. Allein König Friedrich Wilhelm war oder schien über den Schritt seines Oberfeld-

herrn sehr aufgebracht. Er teilte den Bericht desselben sogleich dem französischen Gesandten mit, erklärte York für abgesetzt und befahl, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. Hardenberg, der in das Geheimnis eingeweiht war, nahm dieselbe unbefangene und erbitterte Miene an, welche der König und dieser mit mehr Wahrheit zeigte; er wußte aber recht gut, daß York dem Willen des Volkes gefolgt sei, und daß der von ihm gethane Schritt die ganze preußische Nation und schließlich auch den König fortreißen werde. St.-Marsan und Augereau wurden entweder durch das Benehmen Friedrich Wilhelms und Hardenbergs wirklich getäuscht, oder sie fürchteten vielleicht, Anlaß zu einem allgemeinen Aufstande des preußischen Volkes zu geben, welches nur noch durch seinen König mit Frankreich verbunden war; sonst würden sie diesen wahrscheinlich haben aufheben lassen. York nahm von der über ihn ausgesprochenen Absetzung keine Notiz. Er verstärkte vielmehr unter dem Beistande des russischen Generals Wittgenstein, welcher die Provinz Preußen besetzte, sein Heer durch Werbungen. Die Russen übergaben ihm auch im Februar 1813 die Festung Pillau, deren Besatzung zur Kapitulation gezwungen worden war. Außerdem wurde von den Russen eine im Namen des preußischen Königs zu führende Verwaltung eingerichtet und der Freiherr vom Stein an die Spitze derselben gestellt. Dieser war kaum in Königsberg angekommen, als er dorthin einen preußischen Landtag berief und mit Zustimmung desselben durch Dohna und Clausewitz eine aus 30 000 Mann bestehende Volksmacht, die Landwehr, errichten ließ, welche der stehenden Armee als Reserve dienen sollte.

Unterdessen hatte Hardenberg, um die Franzosen zu täuschen, nicht nur im Januar 1813 den Fürsten Hatzfeld mit Versicherungen fortdauernder Bundestreue nach Paris geschickt, sondern sogar Unterhandlungen über eine Heiratsverbindung zwischen der preußischen und französischen Herrscherfamilie angeknüpft. Zu gleicher Zeit wurde aber insgeheim über einen Anschluß Preußens an Rußland unterhandelt, und zwar in Stockholm, wo man weniger beobachtet werden konnte. Am 22. Januar 1813 reiste ganz unerwartet Friedrich Wilhelm von Berlin, wo er jeden Augenblick von den Franzosen festgenommen werden konnte, nach Breslau ab; er fügte freilich in der Proklamation, durch welche er seine Entfernung dem Volke ankündigte, die Versicherung hinzu, daß Preußen beim Bunde mit Frankreich beharren werde. Auch begleitete ihn der französische Gesandte nach Breslau. Dieses ganze Verfahren hatte den Franzosen, die überall zweierlei Maß, eins für sich und ein anderes für die übrigen Völker, führen, bis auf den heutigen Tag einen scheinbaren Vorwand gegeben, das preußische Kabinett der Falschheit und des Verrates zu zeihen, obgleich Friedrich

Wilhelm und Hardenberg nur die von den Franzosen selbst so oft gebrauchten Mittel anwandten, um sich eines aufgezwungenen, von Napoleon wiederholt gebrochenen Bundesvertrages zu entledigen.

In Breslau, wo Friedrich Wilhelm am 25. Januar ankam, sammelten sich alsbald Männer wie Blücher, Gneisenau und Scharnhorst um ihn; und gleich darauf ward es aller Welt klar, daß die wiederholten Freundschaftsversicherungen gegen Frankreich nicht ernst gemeint seien. Am 3. Februar rief der König alle Preußen vom 17. bis zum 24. Lebensjahre zu den Waffen, und durch eine Verordnung vom 9. Februar erklärte er nicht nur jede Befreiung vom Kriegsdienste für aufgehoben, sondern gestattete auch die Bildung von Freicorps. Über den eigentlichen Zweck dieser Maßregeln waltete im Volke kein Zweifel mehr, obgleich derselbe nicht ausdrücklich genannt wurde. Auch Napoleon erkannte die Absicht des preußischen Kabinetts, einen Nationalkampf gegen ihn zu beginnen, aus einem Vorschlage zur Friedensvermittelung, welchen Hardenberg noch am 16. Februar dem französischen Gesandten machte. Dieser Vorschlag war ein diplomatisches Täuschungsmittel; er war so beschaffen, daß weder Frankreich, noch Rußland ihn hätte annehmen können, und daß Napoleon ihn mit Recht für einen Vorläufer der Kriegserklärung hielt. Diese konnte denn auch nicht lange mehr auf sich warten lassen: schon am 27. Februar wurde von Hardenberg in Breslau, am 28. von Kutusow in Kalisch ein Bundesvertrag zwischen Rußland und Preußen unterzeichnet, welcher die Unabhängigkeit Europas als das Ziel des gemeinsamen Kriegs und die Herstellung Preußens in seinem alten Umfange als eine der Hauptbedingungen dieser Unabhängigkeit Europas bezeichnete. Am 11. März ward Yorks Verfahren durch eine öffentliche Erklärung des Königs für gerechtfertigt erklärt. Am 15. kam Kaiser Alexander selbst nach Breslau. Am folgenden Tage wurde dem französischen Gesandten in Breslau, welcher hierauf sogleich abreiste, der Abschluß des preußisch-russischen Bündnisses angezeigt. Am 27. März übergab der preußische Gesandte in Paris, Krusemark, die Kriegserklärung, auf welche Napoleons Minister des Auswärtigen, der Herzog von Bassano, eine in übermütigem Tone drohende Antwort erteilte; an Nachgiebigkeit dachte Napoleon nicht. Indem der am 27. Februar abgeschlossene Vertrag als Hauptpunkt die Erklärung enthielt, daß Preußen so, wie es vor dem Jahre 1806 gewesen sei, jedoch mit Ausnahme der hannöverschen Besitzungen, wiederhergestellt werden solle, und daß der russische Kaiser die Waffen nicht eher niederlegen werde, als bis dies geschehen sei, stellte er zugleich das Minimum der Leistungen fest, zu denen die beiden Mächte sich verpflichteten. Es sollte zunächst Rußland 50 000, Preußen 80 000 Mann aufstellen, Österreich womöglich in den Bund

gezogen und bei England darauf hingearbeitet werden, daß dieses dem preußischen Könige Subsidien zahle. In einer besonderen Übereinkunft, welche am 19. März Graf Nesselrode und der Freiherr vom Stein für Rußland, Hardenberg und Scharnhorst für Preußen abschlossen, wurden noch einige leitende Grundsätze für den Krieg aufgestellt. Der wichtigste Artikel dieser Übereinkunft, welchen Rußland und Preußen schon zwei Jahre später sehr bereuten, war die Erklärung, daß beide Mächte keinen anderen Zweck hätten, als die deutsche Nation von der französischen Herrschaft zu befreien, daß sie daher nicht nur die Fürsten, sondern auch die Völker aufriefen, das französische Joch abzuschütteln. Die letzteren wurden also aufgefordert, sich ihrer Fürsten zu entledigen, wenn diese es noch länger mit den Franzosen halten würden. Stein setzte außerdem noch durch, daß in der zu erlassenden Proklamation alle deutschen Fürsten, welche nicht zur Befreiung des Vaterlandes mitwirken würden, ihres Thrones für verlustig erklärt werden sollten. Endlich wurde am 19. März auch noch beschlossen, daß man eine gemeinschaftliche Regierungskommission, die sogenannte Centralverwaltung, ernennen wolle, welche alle von den verbündeten Truppen zu besetzenden Länder, mit Ausnahme der ehemals hannöverschen und preußischen Provinzen, verwalten und die Einkünfte derselben zu gleichen Teilen zwischen Rußland und Preußen verteilen solle. Außerdem sollte der ganze Landstrich, welchen die verbündeten Truppen besetzen würden, in fünf Regierungsbezirke geteilt und für jeden derselben durch die Centralverwaltung ein Militär- und ein Civilgouverneur ernannt werden. Zu Mitgliedern dieser Centralverwaltung wurden von seiten Preußens der Staatsrat Rhediger und der Geheimrat von Schön, von seiten Rußlands der Graf Kotschubey und der Minister vom Stein ernannt.

Schon am 10. März, also noch vor der Kriegserklärung, hatte Friedrich Wilhelm den Orden des eisernen Kreuzes zur Belohnung derer gestiftet, die sich im bevorstehenden Nationalkriege auszeichnen würden: kein anderer Orden sollte während des Krieges verliehen werden. Auch hatte der König in einem am 17. März erlassenen Aufruf an sein Volk und sein Heer die Lage des Landes, die Notwendigkeit des Krieges in beredter, würdiger und wahrhaftiger Sprache dargelegt, an die berühmten Beispiele früherer Unabhängigkeitskämpfe, die Schweizer und Niederländer, wie an die der jüngsten Vergangenheit, die Spanier und Portugiesen, erinnert, es sei der letzte entscheidende Kampf, aus dem es keinen anderen Ausweg gebe, als ehrenvollen Frieden oder ruhmvollen Untergang. Infolge dieses Aufrufes wurde die zuerst in der Provinz Preußen getroffene Einrichtung der bewaffneten Volksmacht oder der Landwehr über das ganze Reich ausgedehnt. Um

die Organisation dieser Landwehr erwarb sich nachher Rühle von Lilienstern ein ebenso großes Verdienst, wie der General von Scharnhorst um die des stehenden Heeres.

Österreich fiel nicht, wie Preußen, schnell und offen, sondern allmählich und unter diplomatischen Winkelzügen vom französischen Bunde ab. Schon während des Krieges war das Benehmen des österreichischen Kabinetts sehr auffallend gewesen: Schwarzenberg wagte nichts und suchte vor allem seine Truppen soviel wie möglich zu schonen. Auch waren in Wien schon im Oktober 1812 Unterhandlungen eingeleitet worden, und infolge derselben schloß Schwarzenberg mit dem aus dem Elsaß emigrierten Baron Anstetten, welcher vor dem Kriege in Polen dieselbe Rolle für Rußland gespielt hatte, die damals Bignon dort für Frankreich spielte, am 21. Dezember zu Warschau durch mündlichen Vertrag einen Waffenstillstand ab. Gegen Ende Januar 1813 erhielt Schwarzenberg den Befehl, nach der Grenze von Galizien zu ziehen: er übergab Warschau durch Kapitulation den Russen und marschierte nach Krakau. Die Sachsen unter Reynier ließ er damals in ihre Heimat abziehen; das polnische Heer unter Poniatowski aber nahm er mit sich. Man behauptet, alles dies sei mit den Russen verabredet gewesen, und eine geheime Übereinkunft, welche der österreichische Bevollmächtigte, Baron von Lebzeltern, am 23. März mit dem Grafen Nesselrode schloß, deutet klar darauf hin; denn diese Übereinkunft hatte offenbar den Zweck, dem russischen Heere den Einmarsch in das Herzogtum Warschau zu erleichtern und Poniatowski mit den Polen unthätig zu erhalten.

Unterdessen führte Metternich als Leiter des österreichischen Kabinetts eine zweideutige Unterhandlung mit Napoleons Gesandten in Wien, dem wackeren Otto. Er gab sich das Ansehen, als wenn er den Frieden vermitteln wollte, und schickte unter diesem Vorwande den Herrn von Lebzeltern in das russische Hauptquartier und den Herrn von Wessenberg nach London: beide Gesandte betrieben aber auf ihrem Posten ganz andere Dinge, als die Friedensvermittelung. Doch war Metternich immer noch mehr den Franzosen als den Russen zugethan: sein politisches System paßte weit besser zu Napoleons Grundsätzen, als zu denen, welche Alexander damals in dem Aufruf von Kalisch proklamieren ließ, oder zu den Versprechungen, die man im Namen des Königs von Preußen der deutschen Nation machte. Er ließ daher auch durch den nach Paris gesandten Grafen Bubna anfragen, ob Napoleon einen höheren Preis für Österreichs Freundschaft bieten wolle, als die Alliierten. Doch lag der Sendung Bubnas zugleich die Absicht unter, den französischen Kaiser zu täuschen, weil man noch nicht ratsam fand, die Maske abzuwerfen. Napoleon traute einerseits

dem österreichischen Kabinett nicht und setzte andererseits in seiner Verblendung alles auf das Spiel, anstatt, wie Talleyrand ihm riet, Österreich, was doch nicht allzuschwer schien, durch einige Opfer zu erkaufen. Wie sehr er übrigens recht hatte, Mißtrauen gegen Österreich zu hegen, geht daraus hervor, daß man in Wien den Grafen Stadion, welcher Napoleons geschworener Feind war und 1809 auf dessen Verlangen aus dem Kabinett hatte austreten müssen, damals wieder zu den Geschäften gezogen hatte; denn auch in Österreich gab es eine starke Partei, die Napoleon als das verkörperte böse Prinzip ansah und zu sofortigem Krieg in Gemeinschaft mit Rußland und Preußen drängte. Österreich schickte im März den Fürsten Schwarzenberg, dessen Kommando in Polen General Frimont übernahm, nach Paris; dieser kam jedoch erst Mitte April dahin, weil er unterwegs die Stimmung der süddeutschen Fürsten erforschte, die er, mit alleiniger Ausnahme des Königs von Württemberg, der Franzosenherrschaft abgeneigt fand. Andererseits ließ sich Napoleon durch seine Vorliebe für Gesandte aus alten, adligen Häusern verleiten, seine diplomatischen Geschäfte gerade in diesem wichtigen Augenblicke vornehmen Herren anzuvertrauen. Er ernannte den belgischen Grafen Mercy d'Argenteau, welcher dem österreichischen Adel näher stand, als dem neuen französischen, zu seinem Gesandten in München. Er rief ferner im März den wackeren, aber durchaus nicht aristokratischen Otto von Wien ab, um ihn durch den feinen, geschmeidigen, aber oberflächlichen Freund der Frau von Staël, den mehrgenannten Grafen Narbonne, zu ersetzen, welcher alles zu treiben verstand und doch zu nichts tauglich war. Österreich behauptete nicht allein, trotz der im März 1812 übernommenen Verpflichtung einer den Franzosen zu leistenden bewaffneten Hilfe, seine Neutralität, sondern es hatte sich auch, während es noch immer die Rolle eines Vermittlers spielte, bereits insgeheim mit den Preußen und Russen verständigt, so daß diese beim Beginne des Krieges von 1813 ihre strategischen Maßregeln darauf hin einrichten konnten.

Auch der Polen hatte sich Kaiser Alexander versichert, und sein vertrauter Freund und früherer Minister, der polnische Fürst Georg Adam Czartoryski, hatte ihm bei seinen Landsleuten denselben Einfluß verschafft, den er durch Stein und andere deutsche Patrioten in Preußen und Deutschland ausübte. Czartoryski hatte zwar, als auf de Pradts Betreiben in Warschau eine Generalkonföderation gebildet und der Vater des Fürsten an deren Spitze gestellt worden war, dem Befehle dieser Versammlung gemäß, den russischen Dienst verlassen; er war aber dessenungeachtet mit Alexander in Verbindung geblieben und hatte in Warschau eine russische Partei gebildet, welche das Polnische Reich nicht mit Hilfe der Franzosen, sondern vermittelst des mächtigen und

dabei von Charakter milden Kaisers von Rußland wiederaufrichten wollte. Sogar zwei Minister des Herzogtums Warschau hatten sich an Czartoryskis Partei angeschlossen. Die Ausführung des Planes schien den leicht erregbaren polnischen Großen keine Schwierigkeiten zu haben, da man einen russischen Prinzen zum Beherrscher des wiederhergestellten Königreichs Polen ernennen wollte. Auch ging Alexander auf die Sache ein, aber zunächst doch nur, um die Polen dadurch, daß er ihre schwärmerischen Hoffnungen nährte, vom französischen Interesse abzuziehen. An eine Herausgabe der altpolnischen Provinzen konnte er, was sich die polnischen Enthusiasten selbst hätten sagen sollen, seiner Russen wegen unmöglich denken, und ebensowenig durfte er gerade in diesem Augenblicke Österreich und Preußen beleidigen. Dies sprach er auch den Polen offen aus, als sie Ende Dezember 1812 ihren Plan ihm vorlegten. Er versicherte sie jedoch zugleich seiner Gewogenheit, versprach ihnen, daß seine Truppen die Polen als Freunde und Brüder behandeln würden, und erklärte zugleich, er werde die Waffen nicht eher niederlegen, als bis die Hoffnungen der Polen erfüllt seien. Er erreichte dadurch vollkommen seinen Zweck: die Polen wurden und blieben den Franzosen entfremdet. Sein Versprechen, die Wiederherstellung eines Königreichs Polen, hat Alexander später gelöst, aber freilich auf eine ganz andere Art, als die Polen gedacht und gewünscht hatten.

Was Czartoryski für Polen vergebens vom russischen Kaiser zu erlangen strebte, erreichte dagegen der Freiherr vom Stein für Preußen und Deutschland. Stein und seine Freunde suchten damals ein neues Preußen und ein neues Deutschland zu schaffen. Zu diesem Zwecke benutzten sie nicht nur die dem russischen Kaiser eigentümliche Art von Liberalismus und Schwärmerei, sondern es kam ihnen auch der Umstand sehr zu statten, daß damals Menschen von ganz entgegengesetzten Ansichten und Bestrebungen auf ein und dasselbe Ziel hinsteuerten. Die ganze vornehme Welt von Rußland bis zu dem Kaiser und der Kaiserin hinauf, die österreichischen Aristokraten, welche durch Gentz und Friedrich Schlegel die Welt für ihre Zwecke bearbeiten ließen, die Frau von Staël und der Kreis, den diese Frau und ihr Freund August Wilhelm von Schlegel in Stockholm um sich gesammelt hatten, der hannöversche Graf Münster, das Idol der Adelskaste, teutonische Schwärmer wie Jahn, fanatische Jakobiner wie Görres, wahrhaft freisinnige Beamte und Militärs, wie Stein, Schladen, Gneisenau und Scharnhorst, Männer der Wissenschaft, wie Fichte, Arndt und Schleiermacher — sie alle waren durch ein unsichtbares Band für einen und denselben Zweck, die Vernichtung der Franzosenherrschaft, die jeder von seinem besonderen Standpunkt als den Urquell alles Bösen verab-

scheute, miteinander vereinigt. Die Seele dieses Bundes war der Freiherr vom Stein, ein ebenso unwandelbar rechtlicher, als energischer und ritterlicher Charakter, für dessen Thätigkeit in den Jahren 1812 und 1813 noch der Umstand sehr bedeutend war, daß er damals weder in russischen, noch in preußischen Diensten stand, obgleich er im Auftrage von Rußland und Preußen die Geschäfte besorgte und zum Teil leitete.

Von ihm angeregt, von der allgemeinen patriotischen Stimmung und energischen Begeisterung gefördert, hatte sich zuerst in der Provinz Preußen der Kern eines tüchtigen Heeres und einer bewaffneten Volksmacht gebildet. Bald nachher wußten Stein und seine Freunde den König Friedrich Wilhelm zu jenen Manifesten und Verordnungen zu bewegen, vermöge deren das ganze preußische Volk unter die Waffen gerufen ward, um im Bunde mit Rußland den nachdrücklichsten Kampf gegen den Nationalfeind zu beginnen. Die begeisterten Aufrufe der preußischen Patrioten und ihres Königs wirkten, weil sie aus dem Herzen kamen, ganz anders auf das Volk, als die sophistischen Reden und gedrechselten Manifeste, welche die Schlegel und Gentz 1809 erlassen hatten. Ein reger, patriotischer, opferfreudiger Sinn erwachte in ganz Norddeutschland, und alle Gemüter wurden von einer nationalen Begeisterung ergriffen, wie sie die deutsche Geschichte noch nie gekannt hatte. Es war damals in Deutschland ebenso, wie 1793 in Frankreich, sogar sehr gefährlich, den herrschenden Enthusiasmus nicht zu teilen. Die Schriftsteller jeder Art, selbst die nur auf Erwerb bedachten Bücherfabrikanten, verbreiteten patriotischen Sinn und entflammten die Gemüter der Jugend. Alle Parteien waren auf kurze Zeit einig, alle Kräfte wurden aufs höchste angespannt und auf einen Punkt gerichtet, alle Stände griffen zu den Waffen. Sogar Schriftsteller, Professoren, Beamte, Geistliche, Studenten und Gymnasiasten ließen sich in die Freicorps oder in das stehende Heer einreihen, um am Nationalkampfe teilzunehmen. Wer die Waffen nicht tragen konnte, der steuerte Geld zur Ausrüstung der anderen bei; und auch das weibliche Geschlecht war bemüht, den Enthusiasmus, den es teilte, zu wecken und zu beleben. Aus dieser allgemeinen Bewegung der Gemüter ist es ganz allein zu erklären, daß Preußen am Ende des Jahres 1813 ein Heer von 200 000 Mann im Felde halten konnte.

Eine eigentümliche Stellung nahm damals Schweden gegen Napoleon und dessen Feinde ein. Dieser Staat hatte sich schon im März 1812 mit Rußland und im Juli desselben Jahres mit England verbündet. Dessenungeachtet waren die freundlichen Beziehungen zu Frankreich nicht abgebrochen worden. Der schwedische Gesandte d'Ohson blieb in Paris, der französische Geschäftsträger de Cabre in

Stockholm. Der letztere spionierte, hetzte auf und spann allerlei Intriguen an, bis endlich Rußland und England seine Entfernung verlangten und er am Schlusse des Jahres 1812 auf halb polizeiliche Weise fortgejagt wurde. Hierauf mußte natürlich auch d'Ohson in Paris seine Pässe fordern; er blieb aber dessenungeachtet, was sehr verdächtig war, noch einen ganzen Monat daselbst zurück. Im Januar 1813 erließ die schwedische Regierung ein langes Manifest gegen Napoleon, und am 3. März schloß sie mit England ein Angriffsbündnis gegen ihn. Nichtsdestoweniger zauderte der Beherrscher des Landes, der Kronprinz Bernadotte, den Krieg zu beginnen. Sein Volk war diesem Kriege sehr abgeneigt, und er selbst hoffte noch immer, den von Rußland und England versprochenen Besitz Norwegens durch Napoleon erlangen zu können, mit dem er noch immer Verbindungen unterhielt. In dem Vertrage vom März hatte Schweden versprochen, 30 000 Mann nach Deutschland zu schicken und dieselben dort mit einem russischen Corps zu einem Heere zu vereinigen, welches Bernadotte kommandieren sollte. Dafür hatte sich England nicht allein verpflichtet, einen großen Teil der Kosten für die Ausrüstung jener 30 000 Mann zu bestreiten sowie für ihren Unterhalt monatlich 20 000 Pfund zu bezahlen, sondern es hatte auch die Vereinigung Norwegens mit Schweden verbürgt und die den Franzosen entrissene Insel Guadeloupe an Schweden abgetreten. Napoleon war besonders über den letzten Punkt sehr erbittert. Er ließ durch seinen Senat bekannt machen, daß Frankreich mit Schweden nicht eher wieder Friedensunterhandlungen anknüpfen werde, als bis dieses den Besitz von Guadeloupe aufgegeben habe.

Bernadotte schickte hierauf einen Teil der Truppen nach Pommern und kam Ende Mai mit dem Reste derselben selbst dahin. Er brach auch völlig mit seinem Schwager, dem König Joseph von Spanien, indem er die spanische Cortesregierung anerkannte und mit ihr in Unterhandlung trat: mit dem Kriege war es ihm aber immer noch nicht Ernst, und erst im August erließ er die Kriegserklärung gegen Frankreich.

5. Rüstungen zum Feldzuge von 1813 und erste Kämpfe.

Als Napoleon aus Rußland zurückgekehrt war, betrieb er nicht nur die großartigsten Rüstungen für den Wiederbeginn des Krieges, sondern er bestellte auch, was bei keinem seiner früheren Kriege geschehen war, für die Dauer seiner Abwesenheit einen Regentschaftsrat und suchte zugleich seinen Streit mit dem Papste beizulegen: er bewahrte eine stolze und zuversichtliche Haltung, als hätte es keinen

russischen Winter gegeben. In betreff der stellvertretenden Führung der Regierung verordnete er, daß während des Krieges die Staatsgeschäfte von seiner Gemahlin und von einem Regentschaftsrat geleitet werden sollten. Es schien ihm nämlich unter den damaligen Umständen bedenklich, sich wieder auf längere Zeit zu entfernen und den Wechselfällen eines neuen Krieges auszusetzen, ohne daß eine unmittelbare Leitung der höchsten Gewalt in Paris bestehe. Zum Teil mag ihn jedoch bei der Art, wie er die stellvertretende Regierung einrichtete, auch die Absicht geleitet haben, dem österreichischen Kaiser zu schmeicheln, dessen er damals sehr bedurfte.

Den Streit mit dem Papste mußte Napoleon auf irgend eine Weise zu schlichten suchen, weil er unter den damals obwaltenden Umständen es nicht wagen durfte, zu gleicher Zeit mit dem Klerus seines Reiches und mit den Russen Krieg zu führen. Schon hatten einzelne Geistliche angefangen, in Predigten und Hirtenbriefen auf den Zorn Gottes anzuspielen, der sich in dem Ausgange des russischen Feldzuges zu erkennen gegeben habe. Manche von ihnen hielten Gottesdienst in besonderen, der Staatskirche nicht angehörenden Bethäusern; andere gingen in ihrem fanatischen Eifer sogar so weit, daß sie den Papst selbst wegen des mit Napoleon geschlossenen Konkordats angriffen. Auch wurden in theologischen Schriften und sogar in Andachtsbüchern Ausfälle auf die Einmischung der Regierung in die kirchlichen Angelegenheiten gemacht. Man hatte daher, besonders im ehemaligen Kirchenstaate, ganze Scharen von Priestern einkerkern müssen. Es war aber klar, daß die bloße äußere Gewalt gegen einen Stand nicht ausreichen werde, welcher einen so bedeutenden Einfluß auf die große Masse ausübte. Napoleon mußte daher, als die allgemeine Lage der Dinge bedenklich geworden war, die im Klerus herrschende Unzufriedenheit auf irgend eine Weise zu beschwichtigen suchen.

Dies konnte nur dadurch geschehen, daß der Kaiser sich mit dem Haupte der Kirche aussöhnte. Er ließ deshalb die Unterhandlungen, welche während des russischen Feldzuges gestockt hatten, in den ersten Tagen des Jahres 1813 wieder aufnehmen. Als dieselben jedoch keinen Fortgang zu haben schienen, begab er sich selbst nach Fontainebleau und suchte im Vertrauen auf den unwiderstehlichen Eindruck, den seine Persönlichkeit schon oft auf andere Menschen gemacht hatte, den Papst zu einer Verständigung zu bewegen. Über die zweistündige Unterredung, welche er am 20. Januar mit Pius VII. hatte, lauten die Berichte ganz verschieden. Der Legitimist Chateaubriand behauptet sogar, Napoleon habe bei dieser Gelegenheit Hand an den Papst gelegt. Dies ist gewiß nicht wahr, da selbst der fanatische Kardinal Pacca in seinen Denkwürdigkeiten nichts davon sagt. Wahrscheinlich ist die

ganze Sache darauf zu beschränken, daß Napoleon sich durch seine corsische und militärische Heftigkeit zu ähnlichen Ausfällen hinreißen ließ, wie er sie oft gegen fremde Gesandte und in der Regel sogar nicht ohne Berechnung gemacht hatte. Jedenfalls brachte er die gewünschte Aussöhnung zu stande, wozu ebensowohl seine eigene Persönlichkeit, als auch die Überraschung des Papstes, seine lange Gefangenschaft und das Zureden der von Napoleon gewonnenen Geistlichen das Ihrige beigetragen haben mögen. Der Papst gab diesmal nach, und schon am 25. Januar ward ein neues Konkordat abgeschlossen, dessen einzelne Artikel Napoleon selbst diktiert und der Papst durch Kopfnicken genehmigt hatte.

In diesem Konkordat, welches bis auf wenige Punkte mit dem von 1811 übereinstimmte, nahm der Papst, ohne sich jedoch zu einer förmlichen Abtretung des Kirchenstaates zu verstehen, eine jährliche Entschädigung von zwei Millionen Frank an, erhielt Avignon zur Residenz und verpflichtete sich, erwählte Bischöfe binnen sechs Monaten zu bestätigen. Am 13. Februar wurde das Konkordat als Reichsgrundgesetz publiziert. Schon am 24. März jedoch erklärte der Papst dem Kaiser in einem Schreiben sowie zugleich der Christenheit in einem Manifest oder in einer sogenannten Allokution, daß er aus menschlicher Gebrechlichkeit dem Konkordat übereilt seine Unterschrift erteilt habe und deshalb dieselbe zurücknehmen müsse. Der Kaiser bekümmerte sich um diese Erklärung nicht: er schärfte vielmehr am 25. März allen Bischöfen und Kapiteln ein, daß er entschlossen sei, auf die strenge Beobachtung des Konkordats zu halten. An demselben Tage ließ er den wegen verweigerter Eidesleistung bestraften Geistlichen in den Departements des Kirchenstaates Verzeihung anbieten, wenn sie in Gemäßheit des Konkordats ihm den Eid leisten würden. Auch gegen diese kaiserlichen Dekrete protestierte der Papst; Napoleon aber schickte nicht nur denjenigen Kardinal, welcher den Papst vorzugsweise zum Widerrufe angetrieben haben sollte, in die Verbannung, sondern er verbot auch den übrigen in Fontainebleau wohnenden Kardinälen jede geistliche Verrichtung. Doch ward Pius selbst nicht wieder verfolgt, und der Schein der Aussöhnung dauerte fort. Auch beobachtete die Geistlichkeit dem äußeren Aussehen nach das Konkordat, obgleich im stillen die Spaltung ärger als je war.

Wichtiger als alles andere aber war jetzt die Bildung eines neuen Heeres. Diese ward zum Staunen der Welt in drei Monaten vollbracht, und nichts beweist mehr die Gewalt, die ein überlegener, fester Charakter und ein umfassender Geist über die Menschen auszuüben vermag, als daß Napoleon in so kurzer Zeit die ganze Kraft und Begeisterung der französischen Nation für seine Zwecke aufs neue in

Thätigkeit zu setzen wußte. Ihm kam dabei nicht nur das lebhafte Nationalgefühl der Franzosen und ihre blinde Verehrung seiner Person zu statten, sondern er ergriff auch die nämlichen Mittel, welche einst die Männer der Schreckenszeit angewandt hatten. Schon das berüchtigte 29. Bülletin war darauf berechnet gewesen, durch Schrecken zu wirken; der Abfall Preußens und der Bund Schwedens mit Rußland aber dienten dem Kaiser dazu, diesem Schrecken noch die Furcht vor einer neuen Koalition beizufügen. Alle Franzosen fühlten damals, daß nur derselbe Mann, welcher durch seinen Riesenplan von 1812 unsägliches Elend über Frankreich gebracht hatte, durch riesenhafte diktatorische Maßregeln das Vaterland und dessen Eroberungen, welche den meisten Franzosen mit zu demselben zu gehören schienen, vor dem Untergange zu bewahren vermöge. Deshalb durfte Napoleon auch wagen, den gesetzgebenden Körper wieder einmal einzuberufen. Als dieser am 14. Februar eröffnet worden war, mußte Montalivet, Minister des Innern, einen Bericht über den inneren Zustand Frankreichs vorlegen. Es geht aus diesem Berichte allerdings hervor, daß Frankreich durch die seit 1789 eingeführten Neuerungen materiell mehr gewonnen hatte, als im ganzen 18. Jahrhundert. Interessant ist in demselben besonders die Aufzählung der öffentlichen Arbeiten, welche unter der kaiserlichen Herrschaft (von 1804 bis zum 1. Januar 1813) in den alten Departements ausgeführt worden waren. Die Kosten dieser Arbeiten beliefen sich auf nicht weniger als 683 Millionen Frank, welche für Brücken, für Kanäle, für Seehäfen, für Arbeiten in Paris, für kaiserliche Bauten, für Armenhäuser, für neue Kirchen und Städte, für Austrocknung von Sümpfen und für neue Landstraßen ausgegeben worden waren. In dem Berichte wurden freilich, nach der Art serviler Hofbeamten, alle Bestrebungen des Volkes, alle Anstrengungen der verdientesten Männer Frankreichs, alle Wunder, welche die Entlastung und neue Verteilung des Bodens, die Erleichterung der Gewerbe und andere Segnungen der Revolution hervorgebracht hatten, ganz allein dem Herrscher zugeschrieben. Überdies wurden nicht nur manche Sätze aufgestellt, die sich, obgleich sie mit Zahlen belegt sind, mit Grund bezweifeln lassen, sondern der Minister scheute sich auch nicht, sophistische Behauptungen auszusprechen, welche dem Volke geradezu in das Gesicht schlugen. So heißt es z. B. von der Konskription, diese habe zur Vermehrung der Heiraten und folglich auch der Einwohnerzahl beigetragen, weil jeder Franzose, sobald er seiner Dienstpflicht genügt hätte, dadurch ganz sicher geworden sei, künftig mit Ruhe seiner Familie leben zu können. Am Schlusse seines Vortrags aber überbot der servile Minister alles, was die Schmeichler römischer oder byzantinischer Despoten je Abgeschmacktes hervorgebracht haben. Er sagte nämlich, wenn ein

Zeitgenosse Ludwigs XIV. oder der Medici wieder auf die Welt käme und bei der Betrachtung aller angeführten Wunderdinge frage, wie viele Jahrhunderte des Friedens zu ihrer Hervorbringung erforderlich gewesen seien, so würde man ihm antworten: „Zwölf Kriegsjahre und ein einziger Mann." Übrigens war die gesetzgebende Versammlung, welche schon am 25. März wieder entlassen wurde, nur der Form wegen einberufen worden: Montalivet gab ihr sogar ausdrücklich zu verstehen, daß er sie nur als eine Art Rechnungskammer betrachte. Dies machte im ganzen Lande einen sehr übeln Eindruck und trug in Frankreich selbst mehr als die Niederlagen im Felde dazu bei, das Kaiserreich zu entwurzeln.

Die Anstalten für den neuen Feldzug waren der Hauptsache nach schon vor dem Zusammentritte des gesetzgebenden Körpers getroffen worden. Der Senat hatte am 10. Januar 1813 dekretieren müssen, daß zu den bereits aufgebotenen 120 000 Konskribierten des Jahres 1813 noch 100 000 Mann, welche in den letzten vier Jahren der Konskription entgangen waren, ebensoviele Soldaten der Nationalgarde und 100 000 Dienstpflichtige des Jahres 1814 einberufen werden sollten. Bei der Ausführung dieses Dekrets wurden aus den zuletzt angeführten 100 000 gar 150 000. Nachher mußten diejenigen Anhänger Napoleons, welche in der Schreckenszeit die Kunst revolutionärer Beredsamkeit erlernt hatten, patriotische Adressen und Anerbietungen der einzelnen Städte hervorrufen, damit im französischen Volke die Flamme des nationalen Fanatismus wieder angefacht werde. Nachdem dies geschehen war, ließ Napoleon durch den Senat eine neue Aushebung dekretieren. Es wurden nicht nur noch weitere 90000 Mann der Konskription von 1814, sondern auch 80000 Mann aus dem ersten Bann der Nationalgarde dem Kaiser zur Verfügung gestellt. Außerdem mußte der Senat noch beschließen, daß 10 000 junge Leute der reichsten und angesehensten Familien unter dem Namen Ehrengarde ein auf eigene Kosten auszurüstendes Reitercorps bilden oder mit anderen Worten als Geiseln für die Treue der Notabeln des Reiches den Kaiser in den Krieg begleiten sollten. Das neugeschaffene Heer war, da ihm gediente Leute einverleibt und alte Offiziere zur Einübung zugeteilt wurden, in betreff der Infanterie den Truppen der Alliierten ziemlich gewachsen, wenn es gleich in Beziehung auf körperliche Tüchtigkeit und Abhärtung weit hinter dem zurückblieb, dessen Gebeine in Rußland bleichten. Auch an Geschützen und an guten Artilleristen fehlte es nicht, da man nicht nur das Kriegsmaterial jahrelang unausgesetzt vermehrt hatte, sondern auch Tausende von Marinesoldaten in das Landheer einreihte. Dagegen hatte die neue Napoleonische Armee einen nicht zu beseitigenden Mangel an Reiterei, während bekanntlich gerade die russischen Heere

stets von ganzen Wolken leichter und schwerer Reiterei eingehüllt waren. Diesem Mangel ist es wesentlich mit zuzuschreiben, daß im Jahre 1813 alle Siege Napoleons erfolglos blieben.

Übrigens waren auch die Reste der alten Armee noch beträchtlich. Der Vicekönig von Italien, der sich bis Mitte Februar in Polen behauptete, hatte nach und nach 50000 Mann alter Soldaten zusammengebracht. In den preußischen und polnischen Festungen lagen noch 36 000 Franzosen. Außerdem stand nicht allein in Krakau ein beträchtliches Corps polnischer Truppen, das sich nachher mit der französischen Armee vereinigte, sondern es waren auch durch Lauriston, Victor und Lagrange in Magdeburg, Mainz und Osnabrück neue Divisionen organisiert worden. Endlich hatten sich zwar die meisten Rheinbundfürsten aus Furcht vor ihren aufgeregten Völkern bereits mehr oder weniger mit Österreich verständigt; da ihnen aber die heftigen preußischen Proklamationen mit der Volksrache drohten, so boten sie alles auf, um für ihren Beschützer, den Kaiser Napoleon, neue Streitkräfte auszurüsten. Unter ihnen zeichneten sich besonders die Könige von Bayern und Württemberg durch ihren Eifer für Napoleon aus. In einer bedenklichen Lage war König Friedrich August von Sachsen. Er hatte schon im Januar 1813 sein Herzogtum Warschau an die Russen verloren, mußte nachher jeden Augenblick den Einmarsch der Alliierten in Sachsen befürchten, konnte als streng katholischer Fürst nichts Gutes von dem ebenso streng protestantischen Könige von Preußen erwarten und wußte doch, daß sein eigenes Volk, an welches die Preußen revolutionäre Proklamationen ergehen ließen, den Franzosenhaß derselben teile. Er suchte in seiner Verlegenheit Schutz bei Österreich und ließ sich durch Metternichs Agenten bewegen, schon Ende Februar Dresden zu verlassen, um über Regensburg nach Prag zu gehen. Auch hielt er, als der Feldzug wieder eröffnet wurde, seine Truppen eine Zeitlang von der Vereinigung mit den Franzosen zurück, ernannte an Reyniers Stelle den General Thielemann zum Oberbefehlshaber derselben und erteilte diesem den Befehl, ohne ausdrückliche königliche Ordre keine fremden Truppen in die Festung Torgau einzulassen; seine Minister „machten Front nach allen Seiten", solange es gehen wollte.

Die im Osten der Oder befindlichen Reste der alten französischen Armee waren mittlerweile zum Rückzuge über die Elbe genötigt worden. Dort hatte der preußische General von Bülow, welcher wie York schon vor der Entscheidung seines Königs mit den Russen in Verbindung getreten war, den Generalen Tschernitschew und Wittgenstein den Übergang über die Oder möglich gemacht, und der Vicekönig Eugen hatte sich infolgedessen am 12. Februar aus Polen zurückziehen müssen.

Selbst in Berlin, wohin er zunächst marschiert war, hatte er nicht bleiben können. Er war am 3. März zugleich mit Augereau von dort aufgebrochen und hatte eine Stellung diesseit der Elbe eingenommen. Von Leipzig aus, wo er am 9. März sein Hauptquartier aufschlug, stützte er sich mit seinem linken Flügel auf Magdeburg, mit dem rechten auf Dresden. In der letzteren Stadt befand sich seit dem 7. März Reynier mit dem Reste seines Heeres. Am 13. März rückte auch der schreckliche Davoust mit seinem Corps in Dresden ein. Dieser ließ am 19. März zwei Bogen der dortigen Elbbrücke sprengen, obgleich dadurch das Vordringen der Russen nicht gehindert werden konnte, und obgleich wenige Tage vorher, als Reynier die Brücke hatte zerstören lassen wollen, das erbitterte Volk die französischen Soldaten daran gehindert hatte. Schon am 27. März mußten Reynier und Davoust die Stadt den Russen überlassen. Reynier wollte damals in Torgau einrücken, ward aber von Thielemann abgewiesen. Davoust begab sich wieder zum Heere des Vicekönigs, der inzwischen schon hinter die Saale zurückgegangen war.

Unterdessen war ein russisches Streifcorps von Berlin aus bis Hamburg vorgedrungen, wo sich die durch den Stillstand der Gewerbe und durch französische Zollwächter gedrückte niedere Volksklasse kaum länger in Gehorsam halten ließ und schon am 24. Februar bei einem Aufstande viele Franzosen getötet worden waren. Anfang März war ein größtenteils aus Kosaken bestehendes russisches Corps unter dem Obersten Tettenborn von Berlin aus aufgebrochen und zunächst nach Mecklenburg-Schwerin gezogen, dessen Herzog sich damals, der erste unter den deutschen Fürsten, vom Rheinbunde lossagte und an die Alliierten anschloß. Auf die Nachricht vom Herrannahen der Russen wich der französische Kommandant in Hamburg, Gouvion Saint-Cyr, vor ihnen bis Bremen zurück; und Tettenborns Russen, welche auch den General Morand aus Pommern und über die Elbe zurückgedrängt hatten, zogen am 18. März in Hamburg ein. Sie wurden von dem mittleren und unteren Teile der Bürgerschaft mit Enthusiasmus empfangen. Auch im benachbarten Oldenburg und im Lüneburgischen erhob sich das Volk gegen die Franzosen, und der hessische Oberst Dörnberg, welcher an die untere Elbe gekommen war, suchte, unterstützt durch englisches Geld, ganz Hannover zu den Waffen zu rufen. Morands Versuch, Lüneburg wieder zu besetzen, zog den Franzosen am 2. April eine Niederlage durch Tschernitschew zu, bei welcher Morand selbst tödlich verwundet ward. Zu derselben Zeit erlitt auch der Vicekönig eine Niederlage: er setzte, als Wittgenstein und York bis zur Elbe vorgedrungen waren, über diesen Fluß, um beide durch eine Scheinbewegung gegen Berlin zur Umkehr zu nötigen, wurde aber von ihnen

am 5. April bei Möckern mit nicht unbedeutendem Verluste geschlagen und mußte sich nach Magdeburg zurückziehen; ein erstes Zusammentreffen, das großen Eindruck machte.

Um diese Zeit war Napoleon mit seinen Rüstungen für den neuen Feldzug fertig. Er begab sich am 15. April von Paris nach Mainz, blieb dort, um den Heranzug der aus Italien und Illyrien gerufenen Regimenter abzuwarten, acht Tage und reiste dann nach Erfurt. Unterdessen hatte sich in Deutschland die patriotische Bewegung weiter verbreitet. Die beiden Herzöge von Mecklenburg hatten dem Rheinbund entsagt und sammelten Truppen für die Alliierten; ihrem Beispiele folgte um die Mitte April der Herzog von Anhalt-Dessau. Die Hamburger hatten ihre alte Verfassung wiederhergestellt und eine hanseatische Legion gebildet. Von den Festungen endlich, welche bisher noch in den Händen der Franzosen geblieben waren, hatte Czenstochau am 25. März, Thorn am 17. und Spandau am 25. April kapituliert. Um diesen drohenden Wirkungen der in Deutschland erwachten Begeisterung Einhalt zu thun, hatte Napoleon vor seiner Abreise aus Paris beschlossen, durch furchtbare militärisch-polizeiliche Maßregeln, welche hauptsächlich die Stadt Hamburg treffen sollten, einen allgemeinen Schrecken zu verbreiten. Es war nämlich durch ein Senatsdekret vom 3. April die gesetzliche Ordnung in den Departements der deutschen Nordseeküste, welche die 32. Militärdivision bildeten, aufgehoben worden. Um den damit beabsichtigten Zweck desto sicherer zu erreichen, ernannte Napoleon nicht nur den fürchterlichsten unter denjenigen seiner Generale, welche dem alten Adel angehörten und die Bildung der alten Zeit besaßen, den Fürsten von Eckmühl, Davoust, zum Oberbefehlshaber und Diktator in jener Militärdivision, sondern er sandte ihm auch den gemeinsten und brutalsten aller seiner Generale, den aus der rohesten Volksklasse hervorgegangenen Vandamme, voraus. Ja, er selbst gab bis ins einzelnste die schrecklichen Maßregeln an, welche Davoust gegen die Bürger von Hamburg ergreifen sollte: wie pünktlich dieser die Vorschriften des Kaisers befolgte, werden wir sehen.

6. Der Krieg im Mai 1813 und der Waffenstillstand.

Napoleon wies, als er von Mainz nach Erfurt reiste, seinen verschiedenen Armeecorps die Gegend von Leipzig zum Vereinigungspunkte an. Dorthin hatte auch Wittgenstein, welcher seit dem kurz vorher erfolgten Tode Kutusows nicht mehr von den Launen eines alten, kranken Mannes abhing und jetzt den Oberbefehl über das verbündete Heer führte, einen Teil seiner Streitkräfte gerichtet. Schon Anfang

Mai kam es in der Nähe von Leipzig zu einer Schlacht, weil Wittgenstein, anstatt vor der an Zahl überlegenen Streitmacht Napoleons zurückzuweichen und die heranrückenden Verstärkungen an sich zu ziehen, rasch eine Entscheidung herbeizuführen suchte. Diese Schlacht, welche am 2. Mai 1813 stattfand, wird von den Franzosen nach dem Städtchen Lützen, von den Alliierten mit mehr Recht nach dem Dorfe Groß-Görschen benannt. Napoleon wurde in derselben von einer Seite her angegriffen, auf welcher er es nicht erwartet hatte; er mußte daher im Angesichte des Feindes seine ganze Stellung ändern, bewies aber gerade bei dieser Gelegenheit sein großes militärisches Genie aufs glänzendste. Er würde dessenungeachtet in Verlegenheit geraten sein, wenn nicht Blücher infolge der unbegreiflichen Nachlässigkeit, mit welcher Wittgensteins Ordre an ihn gesandt worden war, um viele Stunden zu spät auf dem Schlachtfelde erschienen, überhaupt die Schlacht besser geleitet worden wäre. Der Kampf war hartnäckig und blutig, obgleich auf beiden Seiten meistens junge Truppen fochten. Die Verbündeten mußten zuletzt das Schlachtfeld räumen, nachdem der gewöhnlichen Angabe zufolge 15 000 Franzosen, 2000 Russen und 10 000 Preußen kampfunfähig geworden waren; 54 000 hatten die Verbündeten, 68 000 die Franzosen ins Gefecht gebracht. Auf seiten der letzteren war Prinz Leopold von Hessen-Homburg getötet, Blücher leicht, Scharnhorst tödlich verwundet worden. Napoleon dagegen hatte schon am Tage vor der Schlacht seinen alten Kriegsgefährten Bessières durch einen Schuß verloren. Der französische Kaiser hatte seinen Hauptzweck erreicht: er konnte einen Sieg verkünden, wenn er auch in seinem Bülletin diesmal weder Gefangene, noch eroberte Geschütze aufzuzählen hatte. Dagegen konnte er aber einesteils aus Mangel an Kavallerie die geschlagenen Feinde, die sich bis über die Elbe zurückzogen, nicht verfolgen, und andernteils hatte er bei Groß-Görschen die Erfahrung machen müssen, daß er fortan nicht mehr mit Mietlingen, sondern mit Nationalheeren zu kämpfen habe. Die Schlacht trug einen anderen Charakter als die bisherigen: manche, wie Blücher und der König, waren dafür gewesen, sie am folgenden Tage zu erneuern.

Am 8. Mai zog Napoleon in Dresden ein. Hier war seine erste Sorge, den König von Sachsen wieder auf seine Seite herüberzuziehen, damit er dessen Truppen, die ihm besonders durch ihre Reiterei sehr nützlich werden konnten, sowie den Besitz der Festung Torgau erlange. Er hatte, schon ehe er in Dresden angekommen war, den König von Sachsen mit drohenden Worten auffordern lassen, in sein Reich zurückzukehren und seine Pflichten als Rheinbundfürst zu erfüllen. Österreichs Schutz und Hilfe waren zu wenig zuverlässig, als daß Friedrich August diese Aufforderung hätte zurückweisen können. Er hatte bereits

am 8. Mai an Thielemann den Befehl gesandt, die Festung Torgau dem General Reynier zu übergeben; am 12. kehrte er nach Dresden zurück und ließ gegen den Willen seines Volkes sein Heer zu den Franzosen stoßen. Thielemann hatte sich zu tief mit den Verbündeten eingelassen und zu sehr den deutschen Patriotismus unter seinen Truppen gefördert, als daß er sich den Franzosen hätte fügen können: die Festung wurde übergeben, er selbst aber trat in russische und später in preußische Dienste.

Gegen Österreich konnte Napoleon nicht dasselbe Mittel anwenden, durch welches er den König von Sachsen wieder an sich gezogen hatte. Das österreichische Kabinett hatte während der ganzen bisherigen Zeit fortgefahren, ein doppeltes Spiel zu spielen. Es hatte auf der einen Seite in London und im Hauptquartier der Alliierten unterhandeln lassen und diesen bei ihren Unternehmungen sogar wirkliche Dienste geleistet. Auf der anderen Seite hatte es aber auch die Verbindung mit Napoleon unterhalten und nicht nur dem Könige von Sachsen die Rückkehr nach Dresden gestattet, sondern auch die polnischen Truppen Poniatowskis, wiewohl freilich nicht mit den Waffen in der Hand, durch das österreichische Gebiet den Franzosen zuziehen lassen. Man hoffte in Wien noch immer, Napoleon werde sich, um sich nicht einen neuen Feind auf den Hals zu ziehen, zu Opfern an Österreich entschließen. Als aber am 16. Mai der Graf Bubna, sein alter Bekannter, nach Dresden kam und ihm, neben wiederholten Versicherungen der freundschaftlichsten Gesinnung des Kaisers Franz, die bestimmte Erklärung überbrachte, daß Österreich sich nicht mehr zur Stellung eines Hilfsheeres verpflichtet halte, wies er die ihm angebotenen Grundlagen einer Friedensvermittelung zurück und nahm — sehr zur Unzeit — einen prahlenden und drohenden Ton an. Doch ging er auf Bubnas Vorschlag ein, mit den Alliierten einen Waffenstillstand zu schließen, während dessen ein Friedenskongreß abgehalten werden solle. Bubna reiste hierauf nach Wien zurück, um mehr ins Einzelne gehende Vorschläge für die Friedensverhandlungen zu holen; Napoleon gab ihm ein Schreiben an Kaiser Franz mit, welches überaus trotzig lautete. Unmittelbar darauf suchte er den Kaiser Alexander, der sich beim russischen Heere befand, durch das Anerbieten von Zugeständnissen zu besonderen Unterhandlungen zu bewegen. Er schickte zu diesem Zwecke den General Caulaincourt an Alexander; man wies denselben schon bei den Vorposten zurück.

Noch ehe Bubna mit den österreichischen Vorschlägen zu Napoleon zurückgekehrt war, kam es zu einer zweiten Schlacht. Die Verbündeten hatten ihre Hauptmacht von der Elbe nach der Lausitz hin zurückgezogen, und Napoleon glaubte aus der Stellung, die sie an der oberen

Spree eingenommen hatten, schließen zu müssen, daß sie dort einen Angriff erwarten wollten. Er führte daher ein ihnen an Zahl überlegenes Heer von 100 000 Mann nach jener Gegend und rief außerdem noch etwa 60 000 Mann herbei, welche unter Ney und Lauriston gegen Berlin hatten ziehen sollen. Am 20. Mai kam es bei Bautzen zu einem zweiten Kampf, und es gelang auch diesmal dem französischen Kaiser, durch seine strategische Geschicklichkeit die Verbündeten aus ihren Stellungen zu verdrängen; nur Blücher behauptete die seinige. Am folgenden Tage wurde die Schlacht erneuert; die Verbündeten mußten aber nach abermaligem hartnäckigen Kampfe um 3 Uhr nachmittags, um die Niederlage zu vermeiden, die Schlacht abbrechen und ihren Gegnern das Schlachtfeld überlassen. Die Franzosen hatten jedoch fast gar keine Gefangene gemacht und weder Geschütze noch Fahnen erobert, also keine Zeugen für die Wahrheit des ausposaunten Sieges erhalten. Napoleon war deshalb auch, nach dem Zeugnisse seines eifrigsten Lobredners und Verteidigers (Bignon), über den Ausgang der Schlacht bei Bautzen eher verstimmt als erfreut, zumal die Preußen, welche er zu verachten sich die Miene gab, dort, wie bei Lützen, heldenmütig gefochten hatten. Die Zahl der Verwundeten und Toten war auf französischer Seite in jedem Fall viel bedeutender, als bei den Verbündeten; man glaubt sie für die ersteren auf 25 000, für die letzteren auf 15 000 berechnen zu dürfen. Auch über den geordneten Rückzug der Feinde, welcher durchaus nicht einer Flucht ähnlich sah, und wo sie überall ihm mit ungebeugtem Mute die Spitze boten, war Napoleon sehr betroffen. Er hatte außerdem bei der Verfolgung derselben den Schmerz, daß am 22. Mai sein Liebling Duroc an seiner Seite tödlich verwundet wurde. Die Alliierten waren übrigens schon damals des baldigen Anschlusses der Österreicher an ihre Sache so sicher, daß sie den Franzosen die Straße nach Breslau preisgaben und sich nach Schweidnitz, also in die Nähe der böhmischen Grenze, zurückzogen. Die Franzosen rückten am 27. Mai in Liegnitz, am 1. Juni in Breslau ein.

Nach der Schlacht bei Bautzen hatte Napoleon den General Caulaincourt noch einmal in das russische Lager geschickt: dieser war aber wieder nicht zugelassen worden. Am 30. Mai kam jedoch Bubna mit den österreichischen Vermittelungsvorschlägen bei Napoleon an, und jetzt erlaubten die Alliierten endlich, daß Caulaincourt an den Vorposten mit einem russischen und einem preußischen General in Unterhandlungen trete. Am 4. Juni kam es hierauf in dem bei Jauer gelegenen Dorfe Poischwitz zum Abschlusse des Waffenstillstandes, welcher unter dem Vorbehalt einer Kündigungsfrist von sechs Tagen bis zum 20. Juli dauern sollte. Er war, was auch Napoleon gleich anfangs

erkannt und ausgesprochen haben soll, für die Verbündeten vorteilhaft, für die Franzosen aber, wenn er nicht einen Frieden herbeiführte, nachteilig. Beide Teile mußten sich hinter eine bestimmte Linie in Schlesien zurückziehen, und der zwischen ihnen liegende Raum durfte während der Dauer der Waffenruhe von beiden nicht betreten werden: diese Linie war aber so gezogen, daß die Franzosen in Gegenden verweilen mußten, welche durch den Krieg ausgesogen worden waren, während der von den Alliierten zu besetzende Teil Schlesiens noch nicht gelitten hatte. Außerdem hatte schon der Rückzug nach Schlesien die Alliierten ihren Hilfsmitteln genähert, den französischen Kaiser aber von den seinigen entfernt, die bereits nicht mehr reichlich flossen.

Die Stadt Hamburg konnte unglücklicherweise durch den Abschluß des Waffenstillstandes nicht mehr gegen die Rache der Franzosen geschützt werden, da sie wenige Tage vorher in die Hände derselben gefallen war. Ihr trauriges Schicksal war durch die von Dänemark eingeschlagene Politik entschieden worden. Dieser Staat hatte, als er sich 1807 an Frankreich anschloß, die Bürgschaft erhalten, daß ihm kein Stück seines Gebietes entrissen werden solle. Bernadotte hatte sich deshalb auch seit 1811 vergebens bemüht, mit französischer Hilfe den Besitz von Norwegen zu erlangen. Als nachher Rußland und England den Schweden Norwegen zusicherten, war Napoleon nicht im stande, die Dänen zu schützen; er erlaubte deshalb im Frühjahr 1812 dem König Friedrich VI., zur Rettung Norwegens mit den Engländern und Russen zu unterhandeln. Diese machten dem dänischen Könige vergebens Anerbietungen, um ihn zur Abtretung Norwegens zu bewegen. Endlich kam der russische Fürst Dolgorucki, den man nach Kopenhagen geschickt hatte, auf den Gedanken, das von den Franzosen bedrohte Hamburg dadurch zu retten, daß er den dänischen König zu einer Allianz mit Preußen und Rußland aufforderte und ihm dafür den bleibenden Besitz von Norwegen in Aussicht stellte. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und König Friedrich ließ hierauf nicht nur in Petersburg und London Unterhandlungen anknüpfen, sondern er schickte auch im Mai der Stadt Hamburg, in der sich Tettenborn mit seiner kleinen Schar nicht lange mehr behaupten konnte, einige Tausend Mann zu Hilfe. Unmittelbar nachher trat jedoch in der Politik Dänemarks ein neuer Umschlag ein. Die Engländer glaubten nämlich, daß Dänemark jetzt ganz mit Frankreich entzweit sei und keine andere Wahl mehr habe, als sich an die Alliierten anzuschließen: sie verwarfen deshalb das Versprechen, welches Dolgorucki den Dänen gegeben hatte, und forderten die unbedingte Abtretung von Norwegen. Dies benutzte der französische Gesandte in Kopenhagen, Alquier, um Dänemark schnell wieder mit Frankreich auszusöhnen und dadurch Hamburg in die Ge-

walt der Franzosen zu bringen. Wirklich verständigten sich auch die Dänen mit ihm dahin, daß sie, sobald Tettenborn aus der Stadt Hamburg abgezogen wäre, sich derselben bemächtigen wollten, um sie dann den Franzosen zu überliefern. Am 30. Mai zog Tettenborn von Hamburg ab; am 31. rückten 5000 Dänen von Altona her in die Stadt ein, und wenige Stunden nachher übergaben sie dieselbe den Franzosen. Davoust begann sogleich die grausamen Befehle zu vollziehen, welche Napoleon ihm erteilt hatte: er ließ die Stadt Hamburg nicht nur in einen Waffenplatz umwandeln, sondern er mißhandelte auch mit der ihm eigenen Härte die Bürgerschaft und vernichtete ihren Wohlstand. Die Güter aller abwesenden Einwohner wurden eingezogen, eine ungeheure Brandschatzung ausgeschrieben, kein Eigentum berücksichtigt, kurz die Bürgerschaft von Hamburg auf jede Weise für ihren Patriotismus bestraft. Eine ähnliche Rache übten die Franzosen an Lübeck, als dieses am 3. Juni in ihre Hände gefallen war. Mit Dänemark schloß Napoleon einen neuen Bundesvertrag, welcher im Juli zu Kopenhagen unterzeichnet wurde, und kraft dessen sich die Dänen gegen die Verbürgung des Besitzes von Norwegen verpflichteten, Anteil am Kriege mit den Alliierten zu nehmen.

Während der Zeit des Waffenstillstands beschäftigte sich Napoleon in Dresden, wohin er von Schlesien zurückgekehrt war, unablässig mit den Vorbereitungen für einen Feldzugsplan, welcher auf den nicht mehr zu bezweifelnden Übertritt Österreichs zu den Alliierten berechnet war. Auf seiten seiner Gegner waren die Engländer ebenso unablässig bemüht, eine neue Koalition zu stande zu bringen. Dies betrieb Lord Cathcart bei dem russischen Kaiser und Charles Stewart oder, wie er später hieß, Lord Londonderry, ein Bruder Castlereaghs, bei dem Könige von Preußen. Beide Bevollmächtigte Englands folgten zugleich dem Marsche der Heere, um einen leitenden Anteil an den Kriegsoperationen zu nehmen; Charles Stewart hatte noch den besonderen Auftrag, die Schritte des Kronprinzen von Schweden zu beobachten, dem man mit Recht nicht traute. Am 14. Juni schloß Charles Stewart mit Friedrich Wilhelm, am 15. Lord Cathcart mit Alexander zu Reichenbach einen Vertrag. Diese Verträge wurden in Gegenwart des Grafen Stadion unterzeichnet: sie waren fast gleichlautend und legten beiden alliierten Fürsten hauptsächlich die Verbindlichkeit auf, den Krieg mit allem Nachdrucke fortzusetzen. Dafür erhielten beide englische Subsidien, und dem Könige von Preußen war überdies noch sein früherer Besitzstand unter der Bedingung verbürgt, daß er versprach, zur Herstellung des Kurfürstentums Hannover und des Herzogtums Braunschweig behilflich zu sein und dem ersteren Staate eine kleine Gebietsvergrößerung zu gewähren. Im Juli

schlossen England und Rußland zu Peterswalde noch einen besonderen Vertrag in betreff der 10 000 Mann deutscher Truppen, welche Rußland aus Gefangenen, Überläufern und Freiwilligen zusammengebracht hatte. In diesem Vertrage war schon die Summe bestimmt, welche England der österreichischen Regierung zu zahlen habe, sobald dieselbe am Kriege teilnehmen werde. Auch wurden bei der Entwerfung des weiteren Feldzugplanes österreichische Bevollmächtigte zugezogen.

Österreich hatte einen Friedenskongreß vorgeschlagen und wollte für denselben den Schein der Neutralität und Unparteilichkeit eines Vermittlers noch eine Zeitlang beibehalten. Deshalb hatte auch die Unterhandlung mit England geheim bleiben sollen. Napoleon erhielt jedoch durch die Freunde und Kundschafter, welche er an den verschiedenen Höfen hatte, von allem Kunde. Als daher Metternich am 27. Juni bei ihm in Dresden erschien, um die Ankündigung der veränderten Stellung Österreichs zu Frankreich einzuleiten, wußte der französische Kaiser recht wohl, daß man ihn hintergehen wolle. Dies führte dann am folgenden Tage wieder einen jener bekannten Auftritte herbei, in denen der Kaiser sich selbst und seine Stellung vergaß. Er ließ sich bei der neun Stunden dauernden Unterredung, die er am 28. Juni mit Metternich hatte, in seiner Erbitterung zur äußersten Heftigkeit hinreißen, so daß er gegen den Repräsentanten des österreichischen Kaisers Ausdrücke gebrauchte, welche nicht nur grob, sondern auch persönlich beleidigend waren. Metternich erreichte jedoch seinen Zweck: er schloß, ehe er von Dresden wieder abreiste, mit Napoleons Minister, dem Herzoge von Bassano, einen Vertrag ab, nach welchem am 5. Juli unter österreichischer Vermittelung ein Friedenskongreß in Prag abgehalten und deshalb auch der Waffenstillstand bis zum 10. August verlängert werden sollte. Daß die Verhandlungen dieses Kongresses erfolglos bleiben würden, sah Metternich ebenso gut wie der französische Kaiser voraus. Der erstere hatte daher auch an demselben Tage, an welchem er in Dresden eingetroffen war, mit den Alliierten zu Reichenbach einen förmlichen Vertrag abschließen lassen, durch welchen Österreich sich verbindlich machte, den Krieg zu erklären, wenn sich Napoleon nicht gewissen Bedingungen unterwerfe. Diese Bedingungen: Auflösung des Herzogtums Warschau, Räumung der Festungen in Preußen und Polen, Rückgabe der illyrischen Provinzen an Österreich, Vergrößerung Preußens, Herstellung der Hansestädte — waren von der Art, daß Napoleon sie, so wie er einmal war, unmöglich annehmen konnte. Auch enthielt der Reichenbacher Vertrag schon ein förmliches Bündnis der drei östlichen Mächte und die gegenseitige Verpflichtung, mit ihrer ganzen Kriegsmacht im Felde zu erscheinen.

Ja, die verbündeten Mächte verabredeten sogar noch vor der Eröffnung des Kongresses einen ausführlichen Feldzugsplan und ernannten einen Oberfeldherrn. Dies geschah vermittelst eines Vertrages, den sie am 12. Juli zu Trachenberg schlossen.

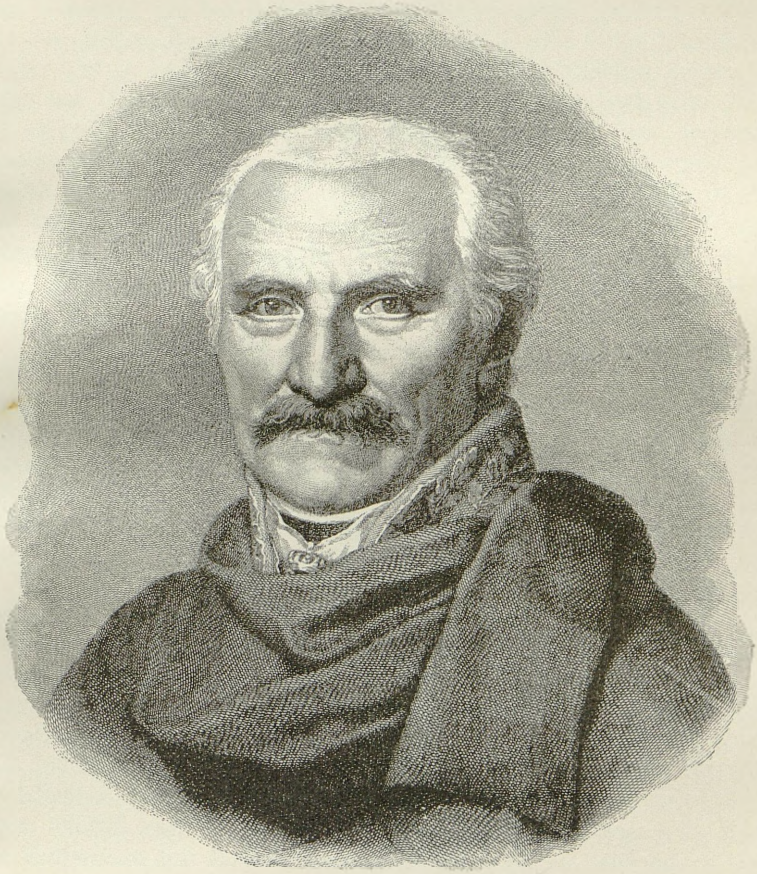
Da es keinem von beiden Teilen mit dem Frieden Ernst war und besonders Napoleon nur Zeit für neue Rüstungen gewinnen wollte, so schob sich die Eröffnung des Prager Kongresses über den festgesetzten Tag hinaus. Erst am 26. Juli waren die Bedenklichkeiten, die man von beiden Seiten erhoben hatte, beschwichtigt. Es blieben also nur noch vierzehn Tage für die Unterhandlungen übrig. Selbst dieser Zeitraum wurde dadurch verkürzt, daß Napoleon am 25. Juli zu seiner Gemahlin nach Mainz gereist war und erst am 4. August nach Dresden zurückkehrte. Wir brauchen der Prager Verhandlungen, welche übrigens fast nur in einem Notenwechsel bestanden, nicht näher zu gedenken, da ihre Erfolglosigkeit im voraus gewiß war. Erst gegen das Ende derselben schien es, als wenn das Verhältnis der Mächte zu einander eine Änderung erleiden werde. Napoleon beauftragte nämlich seinen Bevollmächtigten Caulaincourt, die Österreicher dadurch vom Bunde gegen Frankreich abzuhalten, daß er ihnen besondere Vorteile anbiete. Auch verstand sich Metternich wirklich dazu, ohne Rücksprache mit den Verbündeten eine Antwort zu erteilen; Napoleon erklärte sich jedoch, anstatt nach Caulaincourts und anderer dringendem Rat die Vorschläge Österreichs sogleich und unbedingt anzunehmen, über dieselben erst dann, als es zu spät war. Sein Schreiben kam mehrere Stunden nach dem Ablauf des Waffenstillstands in Prag an, nachdem die Gesandten Rußlands und Preußens bereits ihre Vollmachten für erloschen erklärt hatten und das von Gentz verfaßte österreichische Kriegsmanifest an Napoleons Gesandten in Wien, den Grafen Narbonne, überschickt worden war.

7. Der Krieg vom August bis zum November 1813.

Napoleon war verblendet, sonst würde er während des Waffenstillstands erkannt haben, daß für ihn der letzte Augenblick gekommen sei, mit leidlichem Verluste aus dem hochgewagten und trotz seiner Siege schon halbverlorenen Spiele zu treten. Er täuschte sich aber über sich selbst und seine Lage, weil er die einzelnen drohenden Erscheinungen, welche alle an und für sich allein unbedeutend waren, nicht zu einer warnenden Vorstellung zu verbinden vermochte. Solche Erscheinungen waren die Unzufriedenheit seiner französischen Kreaturen, die erneuerten Anstrengungen der Legitimisten Frankreichs und die verräterischen Unterhandlungen seines Schwagers Murat, durch welche

dieser sich den Besitz seines Königreichs sichern wollte. Murat setzte seine Unterhandlungen mit England und Österreich sogar dann noch fort, als er wieder an der Spitze der französischen Reiterei erschien. Diese war während des Waffenstillstands auf 40 000 Mann gebracht worden, und Napoleon hatte sie unter Murats Befehl gestellt, weil er ihn allein für fähig hielt, große Massen Kavallerie zu befehligen. Auch an Geschützen fehlte es beim Wiederbeginne des Kriegs dem französischen Kaiser nicht; er hatte teils in den Festungen, teils bei den einzelnen Armeecorps gegen 1300 Stück. In Hinsicht auf die Zahl der Truppen dagegen waren ihm die Alliierten durch den Beitritt Österreichs weit überlegen. Diese hatten allein in Böhmen, wo ihr Hauptheer unter dem Kommando des Fürsten Schwarzenberg stand, 240 000 Mann Österreicher, Russen und Preußen zusammengebracht. In Schlesien war eine mehr als 90 000 Mann starke zweite Armee aufgestellt, welche aus Preußen und Russen bestand und von Blücher befehligt wurde. Ein drittes Heer der Alliierten, das unter Bernadotte in der Mark Brandenburg lag, belief sich auf etwa 100 000 Mann Schweden, Preußen und Russen. Zum Oberbefehlshaber hatten die Alliierten schon im Juli, als sie den Vertrag von Trachenberg schlossen, den Fürsten Schwarzenberg ernannt, nicht weil er der beste General, sondern weil er ein gewandter Diplomat und geschmeidiger Hofmann war. Es herrschte nämlich unter den alliierten Mächten und ihren Generalen eine große Verschiedenheit der Ansichten und eine ebenso große gegenseitige Eifersucht; außerdem redeten Friedrich Wilhelm und Alexander, die sich beim Heere befanden, unaufhörlich in die Kriegsführung hinein, so daß der Oberbefehlshaber vor allen Dingen Geschicklichkeit im Vermitteln besitzen mußte.

Der Kriegsschauplatz war bei der Wiedereröffnung des Feldzuges ein dreifacher, das böhmische Gebirge, die Provinz Schlesien und die Mark Brandenburg. In die letztere schickte Napoleon gleich anfangs den Marschall Oudinot, dessen Armee auf 80 000 Mann gebracht worden war. Zur Unterstützung desselben sollten nicht nur Davoust und das dänische Heer in das Mecklenburgische einrücken, sondern es erhielten auch Girard in Magdeburg und Dombrowski in Wittenberg den Befehl, Oudinots Heer zu verstärken. Dieser hatte schon am 15. August aufbrechen sollen; er war aber diesmal säumiger als gewöhnlich und gewährte dadurch dem Kronprinzen von Schweden die nötige Zeit, um ihm in der Ebene von Berlin eine an Zahl weit überlegene Streitmacht entgegenstellen zu können. Am 23. August traf ein Teil von Oudinots Heere bei **Großbeeren** auf ein von Bülow befehligtes preußisches Corps, und es kam dort zum ersten Treffen des wiederbegonnenen Krieges. Die Franzosen wurden durch die Preußen, zu



XV. 595. **Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstadt.**
(Reproduktion des Stiches von Heinrich Wegener: nach F. C. Gröger 1816.)
— Original: Verlag von E. H. Schroeder in Berlin —

denen erst spät die Schweden des zweideutigen Kronprinzen stießen, gänzlich geschlagen und verloren 26 Kanonen, sehr viel Gepäck und 1500 Mann als Gefangene, 4000 Mann im ganzen, wogegen der Verlust der Preußen sehr gering war und derjenige der Schweden sich nur auf sieben Mann belief. Diese Niederlage war für Napoleon um so herber, als der Hauptruhm des Sieges gerade derjenigen Klasse des preußischen Heeres gebührte, gegen die er eine solche Verachtung hegte, daß er vorher an Oudinot die Worte hatte schreiben lassen, er solle das Lumpengesindel der preußischen Landwehr zerstreuen. Am 27. August überfiel noch dazu General Hirschfeld mit derselben Landwehr den General Girard bei Hagelsberg und nahm die Hälfte seines Corps gefangen, während der Rest in aufgelösten Haufen sich nach Magdeburg und Wittenberg rettete. In beiden Treffen hatten die preußischen Truppen mit einer Tapferkeit gestritten, welche eine den Franzosen ganz ungewohnte nationale Begeisterung zu erkennen gab.

In Schlesien hatten die Kriegsunternehmungen schon früher begonnen, als in der Mark, weil die Franzosen bereits vor Ablauf des Waffenstillstands in dem neutralen Gebiete Kontributionen erhoben und dadurch den General Blücher berechtigt hatten, auch seinerseits in dieses Gebiet einzurücken. Blücher hatte am 14. August Breslau besetzt und bis zum 20. die Franzosen über den Bober zurückgedrängt. Dies war dem französischen Kaiser sehr erwünscht; denn er hatte mit Rücksicht auf Blüchers Heftigkeit seinen Feldzugsplan so entworfen, daß er noch vor dem Angriffe auf das Hauptheer der Alliierten die Preußen besiegen zu können hoffte. Er eilte also selbst mit seinen Garden nach Schlesien; Blücher nahm aber aus guten Gründen und dem Trachenberger Kriegsplan gemäß kein Treffen an, sondern wich wieder zurück. Napoleon konnte ihn nicht verfolgen, weil er die Nachricht erhielt, daß Schwarzenberg auf dem Marsche nach Sachsen begriffen sei: er mußte also schon am 23. August mit einem Teile der Truppen nach Dresden zurückkehren. Dies geschah mit solcher Eile, daß er in drei Tagen einen Marsch von 19 deutschen Meilen machte. Blücher hatte kaum die Entfernung des Kaisers wahrgenommen, als er rasch wieder vorging und mit dem vereinigten russisch-preußischen Heere am 26. August den Oberbefehlshaber der Franzosen in Schlesien, Macdonald, angriff und so das erste Treffen auf dem dortigen Kriegsschauplatze herbeiführte. In dieser Schlacht an der Katzbach oder, wie sie auch genannt wird, bei Wahlstadt, zeigten sich die begeisterten preußischen Truppen ebenso, wie fünf Tage früher bei Großbeeren, unüberwindlich: sie warfen, nur mit Bajonett und Kolben kämpfend, da bei dem strömenden Regen die Gewehre versagten, den Feind auf

allen Punkten zurück und erfochten mit geringem eigenen Verluste einen glänzenden Sieg. Achtzehntausend Gefangene, 103 Kanonen, 350 Wagen und zwei Adler waren die Trophäen dieses Tages; nicht minder verderblich wurde den Franzosen die hastige Flucht über die angeschwollenen Flüsse.

Auf zwei Kriegsschauplätzen hatten also die preußischen Truppen gleich anfangs nicht nur ihre Tapferkeit bewährt, sondern auch den Beweis geliefert, daß bei ihnen ebenso, wie im französischen Heere, Einheit, Energie und Einsicht herrsche. Ganz anders verhielt es sich mit ihren Verbündeten in Böhmen. Dort verfuhren die österreichischen Generale, mit Ausnahme des wackeren Bianchi, ganz nach der alten Weise; sie hielten oft Kriegsrat, marschierten aber sehr langsam, und ihr Führer Schwarzenberg entschied als höflicher Diplomat so, daß er bald dem einen, bald dem anderen der drei Monarchen und ihrer Ratgeber recht gab. Die österreichischen Truppen waren noch nicht marschfertig, als die ihnen beigegebenen Russen und Preußen unter Wittgenstein und Kleist am 22. August in Sachsen einbrachen. Diese nötigten den Marschall Saint-Cyr, seine Stellung bei Pirna aufzugeben. Allein die Langsamkeit der Österreicher wurde schuld, daß nicht unmittelbar darauf der beabsichtigte Gesamtangriff auf Dresden unternommen werden konnte: erst an demselben Tage, an welchem Napoleon mit seinen Truppen aus Schlesien nach Dresden zurückkam (26. August), war es möglich, diesen Angriff zu bewerkstelligen; und jetzt fand sich noch dazu, daß weder Faschinen, noch Leitern mitgebracht worden waren. Die Franzosen hatten aber eine solche Stellung eingenommen, daß der Angriff auf Dresden, wenn er nicht sogleich gelang, die verderblichsten Folgen für die Verbündeten haben mußte. Er mißglückte in der That, und die Verbündeten wurden nicht allein mit schwerem Verluste zurückgeschlagen, sondern sie erlitten auch noch dazu am folgenden Tage, als Napoleon sie mit seiner ganzen Macht angriff, eine empfindliche Niederlage. Sie verloren allein an Gefangenen 18 000 Mann. Unter der ebenfalls sehr bedeutenden Zahl von Toten, die sie hatten, befand sich auch der französische General Moreau, welchen Alexander durch Bernadottes Vermittelung bewogen hatte, aus Nordamerika zurückzukehren und am Kampfe gegen Napoleon teilzunehmen.

Die Alliierten zogen sich auf verschiedenen Wegen, wiewohl in ziemlicher Ordnung, über das Erzgebirge nach Böhmen zurück. Sie wurden auf der einen Seite von Murat, auf der anderen von Vandamme verfolgt, und Napoleon war fest überzeugt, daß sie durch diese beiden Heere völlig würden eingeschlossen und abgeschnitten werden. Dies gelang jedoch nicht, weil Vandamme, welcher den Feinden in der

Besetzung von Teplitz hätte zuvorkommen sollen, durch den russischen General Ostermann daran verhindert wurde. Dieser hielt Vandammes Truppen mit geringer Zahl stand und verteidigte mit der größten Hartnäckigkeit jeden Fuß breit Landes. Als Ostermann endlich auf den Rat des französischen Generals Jomini, welcher am 15. August zu den Alliierten übergegangen war, noch durch ein österreichisches Corps verstärkt wurde, hätte Vandamme sich schnell auf das Gebirge zurückziehen sollen. Er that dies jedoch nicht, weil er für gewiß annehmen mußte, daß Napoleon ihm von Pirna aus gefolgt sei und die Höhen besetzt habe. Er setzte vielmehr am 30. August den Kampf bei Kulm mit den an Zahl durch zuziehende Truppen mehr und mehr wachsenden Feinden fort, wurde zurückgedrängt und hatte noch dazu das Unglück, daß statt der erwarteten Verstärkung ein von Kleist geführtes preußisches Corps bei Nollendorf in seinem Rücken erschien, ein Corps, das selbst in der Meinung, einen verzweifelten Durchbruch wagen zu müssen, nunmehr die Niederlage des Feindes vollendete. Ringsum eingeschlossen, sah er sein aus 30 000 Mann bestehendes Heer auseinander gesprengt. Nur der dritte Teil desselben rettete sich nach Sachsen; die übrigen wurden gefangen oder getötet. Unter den Gefangenen befanden sich General Haxo und Vandamme selbst.

Acht Tage nach der Niederlage bei Kulm und Nollendorf erlitt einer der ausgezeichnetsten Generale Napoleons einen neuen furchtbaren Schlag durch dieselben preußischen Truppen, welche bei Großbeeren und an der Katzbach Napoleons verächtliche Meinung Lügen gestraft hatten. Oudinots Corps, das bei Wittenberg eine feste Stellung bezogen hatte, war dem Marschall Ney untergeben worden, und dieser setzte sich auf Befehl des Kaisers am 5. September abermals gegen Berlin in Bewegung. Schon am 6. kam es bei Dennewitz zwischen ihm und den preußischen Generalen Bülow, Tauenzien und Borstell zu einem Treffen. Diese erfochten einen glänzenden Sieg, welcher nur ihren unglaublichen Anstrengungen zu verdanken war, obgleich auch Russen und Schweden am Kampfe teilnahmen und der elende Bernadotte, der sich nicht schämte, den Sieg, dem er nur zugesehen, sich zuzuschreiben, den Oberbefehl hatte. Die Franzosen, an Zahl weit überlegen, verloren in der Schlacht und in den nächsten Tagen nach derselben 80 Kanonen, 400 Wagen und 15000 Mann allein an Gefangenen. Freilich hatten auch die Preußen ihren Sieg mit einem Verluste von mehr als 9000 Mann, unter denen 300 Offiziere waren, bezahlen müssen. Napoleon hätte nach den Niederlagen bei Kulm und Dennewitz seine Stellung an der Elbe mit der hinter der Saale vertauschen sollen. Dies riet ihm auch Ney um so mehr an, als Blücher im Begriffe war,

aus Schlesien nach der Elbe vorzudringen. Er that es jedoch zu seinem Unglücke erst dann, als es zu spät war.

Blücher, Kleist, Bülow und andere preußische Generale wurden damals Lieblinge der Nation, weil sie mit Energie und Raschheit dem Charakter eines Krieges gemäß handelten, welcher ursprünglich Volkskrieg war und, solange Stein und seine Freunde den Haupteinfluß hatten, wirklich für die Freiheit geführt ward. Dagegen tadelte man allgemein den Fürsten Schwarzenberg und andere Generale des Adels, weil sie durch Beratungen, durch Zaudern und diplomatische Rücksichtsnahmen jedes Unternehmen hemmten. Diese Generale folgten den Winken Metternichs, welcher allem, was offen und im Geiste der Zeit geschah, störend entgegentrat. Metternich mißbilligte Steins Energie und dessen Appellationen an das Volk; er hielt den Liberalismus des Kaisers Alexander und das Versprechen Friedrich Wilhelms, dem Volke neue Rechte zu geben, für höchst gefährlich und wußte alles auf den alten Weg der Diplomatie und Kabinettspolitik zurückzuleiten. Metternichs System siegte auch seit dem 9. September, an welchem Tage, vermittelst eines in Teplitz geschlossenen Bundesvertrages, die Sache Österreichs mit der des preußischen und russischen Kabinetts unzertrennlich verknüpft wurde. Von diesem Tage an wandten sich die drei Alliierten immer mehr von dem Wege ab, welchen Preußen durch Freiheit versprechende Proklamationen und der russische Kaiser durch die Begünstigung von Männern, die den Ideeen der Revolution huldigten, eingeschlagen hatten; und die Aristokraten aller Länder gewannen nebst den Stimmführern der emigrierten Prinzen wieder Einfluß. Anfang Oktober schloß auch die englische Regierung Subsidienverträge mit Österreich und erhielt dadurch einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der Dinge.

Unterdessen bewährte Napoleon sein großes militärisches Talent, indem er sich bis zum Oktober in Dresden behauptete und von dort aus seine Angriffe bald gegen die Österreicher und Russen in Böhmen, bald gegen Blücher in Schlesien richtete. Er verließ Dresden nicht eher, als bis er ringsum von Feinden eingeschlossen war. Bernadotte war wie immer zögernd bis Torgau vorgedrungen. Blücher näherte sich immer mehr der Elbe. Eine russische Reservearmee unter Bennigsen erschien in Polen, um am Kampfe teilzunehmen. Am Inn standen die Österreicher und Bayern damals schon friedlich einander gegenüber; sie unterhandelten nur noch über die Bedingungen ihrer Vereinigung. Aus Illyrien hatte sich der Vicekönig Eugen nach Italien zurückziehen müssen, weil die Bevölkerung von Kroatien und Dalmatien die Waffen gegen Frankreich ergriffen hatte. Sogar im Rücken war Napoleon bereits bedroht; denn Tschernitschew, Dörnberg, Tettenborn, Thiele-

mann, Mensdorf und Platow machten Streifzüge bis nach Kassel und Bremen, überfielen, vom Volke unterstützt, einzelne französische Heeresabteilungen, fingen Kuriere auf und nötigten den König von Westfalen, sich nach Wetzlar zu flüchten. Ende September zogen auch die drei Hauptheere der Alliierten unter Schwarzenberg, Blücher und Bernadotte von Böhmen, von der Lausitz und von der Elbe her im Rücken Napoleons nach der Ebene von Leipzig hin, wobei Blücher einen Marsch machte, welcher selbst von den Franzosen bewundert wird. Jetzt war es für Napoleon die höchste Zeit, Dresden zu verlassen. Er begab sich am 7. Oktober, begleitet von dem sächsischen Könige, nach Wurzen, um womöglich Blücher zu einer Schlacht zu bringen, ließ aber, was ihm als Fehler angerechnet zu werden pflegt, Gouvion Saint-Cyr mit 30 000 Mann in der damals stark befestigten Stadt Dresden zurück.

Als er aus Dresden abzog und der König von Sachsen dem Manne, welcher sein Land zu einer Wüste gemacht hatte, noch immer treu blieb, hatten sich bereits sächsische, westfälische und andere Rheinbundtruppen entweder durch den Übertritt einzelner Regimenter oder durch zahlreiche Desertionen von den Franzosen getrennt oder doch solchen Verdacht erregt, daß die französischen Generale ihnen nicht mehr trauen konnten. Am 8. Oktober schloß sich sogar der mächtigste Staat des Rheinbundes an die Alliierten an. König Maximilian I. von Bayern und sein Premierminister Montgelas trennten sich nur ungern von Napoleon; sie würden ihm noch länger treu geblieben sein, wenn sie nicht durch die allgemeine nationale Aufregung, welche auch das bayrische Volk ergriffen hatte, mit der Gefahr bedroht worden wären, ein Opfer ihrer an der üblen Stelle angebrachten Treue zu werden. Sobald daher Augereau, welcher bis dahin den bayrischen General Wrede scharf beobachtet hatte, von Napoleon nach Sachsen abgerufen worden war, verständigte sich Bayern sogleich mit Österreich über seinen Abfall von Frankreich. Dies geschah durch den am 8. Oktober abgeschlossenen Vertrag von Ried, welcher dem bayrischen Könige seinen durch Napoleon vergrößerten Besitzstand in der Art verbürgte, daß er Tirol und Salzburg herausgeben und dafür das Großherzogtum Frankfurt sowie den badischen Anteil an der Pfalz erhalten solle. Wrede zog hierauf, durch 20 000 Österreicher verstärkt, über Würzburg nach dem Rhein hin.

Während der von Tag zu Tage zunehmenden Auflösung der französischen Bundesmacht in Deutschland hatte Napoleon gehofft, Blücher, welcher mit 64000 Mann an der Mulde lag, und den Kronprinzen von Schweden, der sich am 7. Oktober mit demselben vereinigt hatte, überraschen zu können. Beide waren aber, als er am 11. Oktober zu Düben an der Mulde ankam, bereits nach der Saale zurückgewichen.

Infolgedessen stand den Franzosen der Weg nach Berlin offen, und Napoleon erwog in der That, ob er nicht zunächst diese Stadt bedrohen solle; er glaubte aber doch am Ende seine Ehre als Feldherr und das Schicksal seines Reiches nur dadurch retten zu können, daß er in einer bei Leipzig zu liefernden Schlacht alles auf eine einzige Karte setze. Nach dieser Stadt war auch der Marsch der alliierten Hauptarmee gerichtet, welche längst aus Böhmen abgezogen war und durch Murat, der sie an mehreren Stellen angriff, nicht aufgehalten werden konnte. Am 15. Oktober war bereits der größte Teil des alliierten Hauptheeres bei Leipzig angekommen. Andererseits hatte Napoleon zwar eine zunächst noch an Zahl überlegene Truppenmasse dort zusammengezogen; es war ihm aber, als er sich zu einer Schlacht entschloß, zu seinem Verderben unbekannt geblieben, daß auch Blücher im Anzuge sei, und daß Bennigsen bereits dem Schlachtfelde nahe stehe.

Am 16. Oktober begann die große Völkerschlacht bei Leipzig. Beide Teile hatten, da dieselbe entscheidend werden mußte, möglichst viele Truppen zusammengezogen, die Franzosen wurden von ihrem Kaiser geführt; auf seiten der Alliierten, bei deren Truppen sich die drei Monarchen Franz, Alexander und Friedrich Wilhelm persönlich befanden, führte Schwarzenberg den Oberbefehl. Napoleon war schon am ersten Tage der Schlacht darauf bedacht, sich für den Fall eines ungünstigen Ausganges den Rückzug nach dem Rhein zu sichern; er ließ die Straße nach Lützen durch den General Bertrand besetzen. Die Schlacht nahm am 16. da, wo der Hauptkampf stattfand, im Süden der Stadt Leipzig, eine den Franzosen günstige Wendung. Diese drängten nämlich unter der Führung ihres Kaisers beim Dorfe Wachau die Alliierten zurück, und wenn sie auch zuletzt das gewonnene Terrain nicht ganz behaupten konnten, so wurde doch ein österreichisches Corps unter Merveldt, welches Schwarzenberg an einem allzu gefährlichen Punkte hatte vordringen lassen, teils zurückgeworfen, teils mit seinem Anführer gefangen genommen. Dagegen errang an demselben Tage Blücher durch seine Entschlossenheit und durch die Art, wie er seine Truppen zu begeistern verstand, einen Sieg über die Franzosen, welcher wesentlich dazu beitrug, daß zwei Tage später der Kampf zu Gunsten der Alliierten entschieden ward. Bernadotte war nämlich, weil er einen Übergang Napoleons auf das rechte Elbufer befürchtete, am 13. Oktober von der Saale nach der Elbe hin aufgebrochen und hatte an Blücher, der ihm untergeordnet war, den Befehl gesandt, dasselbe zu thun. Blücher hatte jedoch das, was eintrat, vorausgesehen und deshalb dem Kronprinzen den Gehorsam verweigert. Er war am 15. Oktober auf die Nachricht, daß am folgenden Tage eine Schlacht geliefert werden solle, sogleich gegen Leipzig hin aufgebrochen, um an

derselben teilzunehmen. Er traf am 16. beim Dorfe Möckern, nordwestlich von Leipzig, auf ein französisches Corps unter Marmont und Dombrowski, und nach einem äußerst hartnäckigen Kampfe, der in den Nachmittagsstunden desselben Tages, wo bei Wachau gekämpft wurde, sich entspann und seinem Heere 5- bis 6000 Mann kostete, gelang es ihm, die Feinde zurückzuschlagen, nachdem er ihnen sehr viele Leute getötet, 2000 Mann gefangen genommen und 40 Kanonen nebst einem Adler erobert hatte.

Am Abend des 16. Oktober suchte sich Napoleon durch dasselbe Mittel zu helfen, das er 1805 und 1809 mit Erfolg angewendet hatte. Er schickte den gefangenen General Merveldt an seinen Schwiegervater, den Kaiser Franz, um diesen zu einer besonderen Unterhandlung und zur Abschließung eines Waffenstillstandes zu bewegen: Franz ließ sich aber nicht zum drittenmale in die ihm gelegte Schlinge locken. Am 17. Oktober, einem Sonntage, ruhten die Waffen, und Napoleon würde nach dem Urteil der Kundigen wohl daran gethan haben, denselben zur Einleitung eines Rückzuges zu benutzen, aber beide Teile zogen an diesem Tage Verstärkungen an sich. Auf seiten der Alliierten rückte nicht nur das russische Reserveheer unter Bennigsen und ein österreichisches Corps unter Colloredo, sondern auch Bernadottes Armee in die Kampflinie ein. Dagegen ward das französische Heer nur durch Reynier, unter welchem auch das sächsische Kontingent schon mit Widerstreben diente, verstärkt. Der französische Kaiser hatte endlich am 18. Oktober sich in den Gedanken gefunden, den Rückzug antreten zu müssen; er bereitete aber zugleich alles auch für eine nochmalige Schlacht vor und bewährte seine Meisterschaft im Kriegführen noch zuletzt dadurch, daß er im Angesichte des Feindes seine ganze Stellung plötzlich änderte. Er hatte, als am 18. Oktober um 8 Uhr morgens die entscheidende Schlacht begann, eine sehr bedeutende Übermacht gegen sich, und es war ein ungünstiges Zeichen für ihn, daß schon am Vormittag die ganze sächsische Reiterei zu ihren Landsleuten überging. Am Nachmittage folgten die übrigen sächsischen Truppen unter General Ryssel und die Württemberger unter General Normann dem gegebenen Beispiele. Diesem Umstande schreiben die Franzosen, wie sie zu thun pflegen, den Verlust der Schlacht allein zu: sie vergessen, daß die Alliierten an dem schwächlichen Halbverräter Bernadotte ein mindestens ebenso großes Hemmnis des Sieges in ihrer Mitte hatten. Wenn dies also unbegründet ist, so steht dagegen doch außer allem Zweifel, daß sie am 18. Oktober nicht geschlagen wurden. Sie behaupteten vielmehr an allen wichtigen Punkten ihre Stellung und unterhielten bis zum Abend ein heftiges Feuer. Erst spät mußten sie sich zum Abzuge entschließen, weil ihr Vorrat an Munition zu Ende ging, und

weil sie, bis auf die von Leipzig nach Lützen und Erfurt führende Straße, allenthalben von Feinden umringt waren; bei energischer Leitung der großen Übermacht, welche jetzt die Verbündeten zur Verfügung hatten, und welche auf 300 000 gegen 150 000 Mann gestiegen war, hätte der Krieg wenigstens diesseit des Rheines beendigt werden können: noch immer aber war in den hohen Regionen die Furcht vor Napoleons Genie so groß, daß man nach der einfältigen Äußerung verfuhr, welche dem Fürsten Schwarzenberg zugeschrieben wird, es sei nicht gut, einen Feind, der noch Kräfte habe, zur Verzweiflung zu bringen.

In der Nacht auf den 19. Oktober begannen die Franzosen den Marsch nach Leipzig, um sich auf der Straße nach Erfurt zurückzuziehen, wo die Kriegsvorräte niedergelegt waren, und wo Napoleon sein Heer sammeln und neu ordnen wollte. Die Preußen folgten den zurückweichenden Franzosen auf dem Fuße nach, und durch den Übertritt der badischen Truppen, welche in Leipzig standen, ward ihnen das Eindringen in diese Stadt erleichtert. Der dort anwesende König von Sachsen wollte sich jetzt an die Alliierten anschließen; er wurde aber von diesen mit Recht nicht nur zurückgewiesen, sondern als Gefangener nach Berlin gesandt. Die fliehenden Franzosen gerieten durch eine grobe Nachlässigkeit, welche Berthier begangen hatte, in eine unbeschreibliche Verwirrung. Dieser hatte nämlich, obgleich Napoleon schon am 17. die Errichtung mehrerer Brücken über die Elster befohlen hatte, keine einzige erbauen lassen, so daß für den Rückzug des ganzen französischen Heeres nur zwei Brücken vorhanden waren, von denen noch dazu die eine gleich anfangs zusammenbrach. Napoleon traf, ehe er selbst von Leipzig nach Erfurt abreiste, die nötigen Anordnungen, um den Rückzug zu decken. Reynier, Poniatowski, Lauriston und Macdonald erhielten den Befehl, die vordringenden Alliierten so lange zu beschäftigen und zurückzuhalten, bis alles über die einzige noch übrige Brücke gezogen wäre. Die genannten Generale waren jedoch nicht im stande, dieser Aufgabe vollständig Genüge zu leisten. Die Franzosen selbst sprengten daher, während um die Thore und in den Vorstädten heftig gekämpft wurde, die Brücke, um durch Aufopferung einiger wenigen Corps das übrige Heer zu retten. Macdonald entrann den Feinden dadurch, daß er über die Elster schwamm; Lauriston und Reynier wurden gefangen genommen; Poniatowski, welchen Napoleon erst drei Tage vorher zum Marschall ernannt hatte, ertrank im Flusse, weil sein Pferd mit zu vielem Gelde beladen war; was noch von den Franzosen diesseit der Elster war, etwa 15 000, wurde gefangen. Der Rückzug der Franzosen wandelte sich bald in eine schimpfliche Flucht um, und viele Tausende verloren teils im Wasser

der Elster, teils durch das unbeschreibliche Gedränge, teils durch die Kugeln der Feinde das Leben. Die Verbündeten hatten übrigens ihren Sieg sehr teuer erkauft; denn von ihren Truppen waren 21 Generale, 1800 Offiziere und 45 000 Gemeine getötet oder verwundet worden. Der Verlust ihrer Gegner läßt sich nicht bestimmt angeben; nur so viel steht fest, daß die Alliierten, außer den 23 000 kranken und verwundeten Franzosen, die sie in Leipzig fanden, noch 15 000 Mann gefangen nahmen und 300 Kanonen sowie 900 Wagen eroberten. Napoleons Armee wurde nur dadurch vor dem völligen Untergange bewahrt, daß Bertrand das auf der Straße nach Erfurt liegende Weißenfels besetzt hatte, und daß man anfangs nur die raubgierigen Kosaken zur weiteren Verfolgung aussandte. Die Zahl der Truppen, welche dem französischen Kaiser nachfolgten, wird auf 100 000 Mann geschätzt.

In Erfurt, wo Napoleon am 23. und 24. Oktober verweilte, erkannte er zu seinem Schmerze die Unmöglichkeit, die Truppen zu sammeln und zu ordnen. Das Heer war und blieb im Zustande der Auflösung. Tausende warfen fliehend ihre Waffen weg oder stürzten vor Hunger und Erschöpfung hin. Der Weg von Erfurt nach Hanau war mit Waffen und mit Leichen von Menschen und Pferden übersät, und es waren zuletzt nur noch etwa 60 000 Mann in Reih und Glied beisammen. Diesen stellten sich bei Hanau die Bayern unter Wrede, um den späten guten Willen ihrer Regierung zu zeigen, nebst einer Abteilung Österreicher entgegen. Es ward dort schon am 29. und 30. Oktober nicht gerade zum Vorteile der Alliierten gestritten; am 31. beging aber Wrede die große Unvorsichtigkeit, den ihm an Zahl überlegenen Franzosen ein Treffen anzubieten, obgleich diese, wenn sie nur eine kurze Zeit wären aufgehalten worden, den unmittelbar nachfolgenden Verbündeten hätten in die Hände fallen müssen. Er wurde geschlagen und selbst verwundet. Dies gab der französischen Prahlerei Gelegenheit, aus der Schlacht bei Hanau, welche allerdings den Rest des französischen Heeres rettete, ein zweites Marengo oder Austerlitz zu machen und den bei Leipzig ziemlich verdunkelten Ruhm ihres Götzen aufs neue zu verklären. Dagegen bot aber der weitere Rückzug denselben Anblick dar, wie der Rückzug aus dem Innern von Rußland, mit der einzigen Ausnahme, daß die fliehenden Franzosen nur durch Erschöpfung und Hunger, nicht durch die Kälte zu leiden hatten. Dieser Rückzug oder vielmehr diese verwirrte Flucht erstreckte sich von Hanau über Frankfurt bis zu dem eine Stunde von Mainz entfernten Städtchen Hochheim. Aus diesem wurden die Franzosen erst am 9. November nach Mainz getrieben.

Unterdessen hatte sich Blücher, welcher nebst den russischen Gene-

ralen Langeron und Sacken den Franzosen bis Fulda nachgeeilt war, von dort aus seitwärts nach Gießen, Wetzlar und Mülheim am Rhein gewendet. Er war am 11. November schon im Begriffe, Anstalten zum Überschreiten dieses Flusses zu treffen, als die drei alliierten Fürsten, welche in den ersten Tagen des November in Frankfurt eingezogen waren, ihm den Befehl übersandten, auf dem rechten Rheinufer zu bleiben und in die Gegend von Mainz zu ziehen. Das Hauptheer der Alliierten unter Schwarzenberg, welches über Fulda nach Frankfurt gezogen war, wurde von da bis zum Neckar hin verteilt. Die Nordarmee war von Leipzig aus nach Hannover gezogen und hatte sich dort in zwei Teile getrennt. Mit dem einem Teile drang Bülow und Winzingerode nach Holland, mit dem anderen Bernadotte und Woronzow nach Holstein hin vor. Im November und Dezember wurde Holland, an dessen Küste gleich nachher auch englische Truppen landeten, bis auf einige wenige Plätze besetzt, und die Einwohner riefen den Sohn ihres ehemaligen Erbstatthalters, Wilhelm VI., zu ihrem Herrscher aus. In Holstein wurden die Dänen zurückgetrieben und am 15. Dezember zu einem Waffenstillstande genötigt. Diesem folgte am 14. Januar 1814 ein zu Kiel geschlossener Friede, in welchem die Dänen Norwegen an Schweden abtreten und sich zur Teilnahme am Kampfe verpflichten mußten. Das Königreich Westfalen war schon vor der Schlacht bei Leipzig durch einige Kosakenregimenter unter Tschernitschew umgerannt und König Jerome zur Flucht genötigt worden: am 7. Oktober kehrte er mit den Truppen zurück und befleckte wenigstens diese Rückkehr nicht mit Grausamkeit gegen die Abgefallenen; am 26. mußte er Kassel auf immer verlassen. Schon am 30. Oktober kehrte der Kronprinz von Hessen, im November der Kurfürst selbst nach Kassel zurück. Am 4. November nahm der Herzog von Cumberland auch Hannover für seinen Vater, den englischen König Georg III., in Besitz. Nach Oldenburg kam der vertriebene Herzog am 27. November aus Rußland zurück. In Braunschweig erschien der legitime Landesherr, Wilhelm von Braunschweig-Öls, erst am 23. Dezember. Die zum Rheinbunde gehörenden Regenten der älteren Fürstenhäuser fielen, außer dem gefangenen sächsischen Könige und den Fürsten von Isenburg und von der Leyen, bis zum 1. Dezember insgesamt von Napoleon ab und schlossen ihre Verträge mit den Alliierten.

In den Festungen und befestigten Städten Deutschlands und Polens hatte Napoleon, als die Trümmer seines Heeres über den Rhein zurückgingen, noch mehr als 100 000 Mann Soldaten stehen. Von diesen kapitulierte die 35 000 Mann starke Besatzung von Dresden, deren Anführer Saint-Cyr war, schon am 11. November. Ihrem Beispiele folgten bis zum Ende des Jahres die Besatzungen von

Stettin, Danzig, Zamosk, Modlin und Torgau. Erst im Januar 1814 fielen Wittenberg und Glogau, im März Küstrin, im Mai die Citadellen von Erfurt und Würzburg. Erst nach dem am 30. Mai 1814 erfolgten Abschlusse des Friedens mit Frankreich übergab Davoust, der sich seit der Schlacht bei Großbeeren hinter der Stecknitz hatte halten müssen — in einem der Gefechte in jener Zeit und Gegend, am 26. August 1813 bei Gadebusch, fiel der begeisterte Sänger des Deutschen Krieges, Theodor Körner —, die Stadt Hamburg (31. Mai). Die Räumung von Magdeburg erfolgte sogar erst vier Wochen später. Übrigens gewährte man keiner der französischen Besatzungen, welche kapitulierten, den freien Abzug; sie mußten vielmehr nach einem von den alliierten Monarchen erlassenen Befehle, alle die Verpflichtung eingehen, nicht mehr gegen die Verbündeten zu dienen. Man wandte dieses Gebot der Monarchen sogar noch nachträglich, indem man seitens der Monarchen der allzu günstigen Kapitulation, welche der österreichische General Klenau zu bewilligen die Schwäche gehabt, die Bestätigung versagte, gegen die französischen Truppen von Dresden und Danzig an, obgleich denselben bei der Kapitulation der freie Abzug zugestanden worden war. Dies veranlaßte die Franzosen, denen doch stets die Politik mehr gilt, als die Moral, und bei denen ein tüchtiger Räuber oder Betrüger, wenn ihn das Glück begünstigt, ein großer Mann heißt, zu furchtbaren Beschwerden. Wir wollen übrigens die Sache nicht gerade entschuldigen.

8. Die beiden letzten Monate des Jahres 1813.

Nachdem die Beherrscher von Rußland, Österreich und Preußen in den Tagen des 4. bis 6. November in Frankfurt eingezogen waren, trieb man dort zwei Monate lang ein diplomatisches Spiel, vermittelst dessen das Interesse der Völker dem Vorteile der Privilegierten aufgeopfert und mit Napoleon Friedensunterhandlungen angeknüpft wurden, welche dieser als ein Blendwerk für seine Nation zu benutzen suchte, und die auch von den Verbündeten nicht ernst gemeint sein konnten. Es war daher einem jeden, der sich auf historische Vorzeichen verstand, schon im November einleuchtend, daß der ganze Vorteil des heiligen Befreiungskrieges in Deutschland den Höfen und dem Adel zufallen werde, das Volk aber auch fernerhin das alte Joch und die alten Lasten werde tragen müssen. Dies hatte sich sogar schon vorher gezeigt, als in Mecklenburg, Hannover, Kurhessen, Oldenburg und den Hansestädten die Wiederherstellung der Freiheit und Selbständigkeit damit begonnen worden war, daß man die alten Zustände wiedereingeführt

und den sogenannten wohlerworbenen Rechten oder mit anderen Worten der Bevorrechtung gewisser Klassen Schutz verkündigt hatte.

Auch den Fürsten des Rheinbunds zeigten sich Kaiser Franz und Metternich sehr gewogen, obgleich die meisten von ihnen erst dann dem Bunde beitraten, als ihre Truppen bereits übergegangen waren und ihre Völker von ihnen abzufallen drohten. Nur den Großherzog von Frankfurt hatte man, da er den Pfaffen verhaßt war, schon im Vertrage von Ried den Bayern aufgeopfert. Dasselbe Los würde auch, wenigstens zum Teil, dem Großherzog von Baden bereitet worden sein, wenn nicht der russische Kaiser sich seiner angenommen hätte. Ebenso wurden die Fürsten von Isenburg und von der Leyen aufgeopfert, damit die Diplomaten über deren Besitzungen verfügen könnten. Dagegen gestattete man dem ärgsten Volksfeinde, dem König Friedrich I. von Württemberg, als er notgedrungen Frieden schloß, nicht nur die Beibehaltung des Königstitels, sondern man versprach ihm auch eine Entschädigung für die Opfer, die von ihm gefordert werden könnten. Und doch war dieser Fürst bis zum letzten Augenblicke der treueste Anhänger Napoleons geblieben und in seinem Hasse gegen alles Patriotische und Volkstümliche so weit gegangen, daß er die Regimenter, welche zu ihren deutschen Brüdern übergegangen waren, auflöste, den Offizieren derselben ihre Ordenszeichen abforderte und die von den Alliierten gebotene Aushebung von Truppen für den Nationalkrieg hinzuhalten suchte. Von den der Allianz gegen Frankreich beitretenden Fürsten wurde nichts weiter gefordert, als daß sie Truppen stellen und sich einer künftigen neuen Einrichtung Deutschlands, vor der ihnen bereits nicht mehr bange zu sein brauchte, nicht widersetzen sollten. Wenn man auch mitunter durch einzelne Artikel der Verträge für das Volk zu sorgen schien, so hatte dies seinen Grund doch nur in der Rücksicht auf den Kaiser Alexander oder auf die preußischen Minister Stein, Humboldt und Hardenberg. Übrigens willigten auch die letzteren in die Beraubung einzelner Fürsten ein, zu denen außer den oben erwähnten auch der König von Sachsen gehörte: doch gingen sie in Bezug auf diesen König von der richtigen Erkenntnis aus, daß zum bleibenden Wohle Deutschlands Preußen groß und mächtig gemacht werden müsse. Auch hatte besonders Stein das Streben, eine einheitliche Regierung Deutschlands zu schaffen. Er verfolgte dieses Ziel bei der von ihm geleiteten deutschen Centralverwaltung und bewirkte namentlich, daß von derselben der Vorschlag gemacht wurde, alle Rheinbundfürsten entweder bis zu ausgemachter Sache zu suspendieren oder doch wenigstens der Centralregierung unterzuordnen. Dies paßte aber, wie die ganze Tendenz Steins, weder zur Politik Metternichs, noch zu den Absichten der deutschen und englischen Stockaristokraten. Man

hatte daher auch den Geschäftskreis der Centralverwaltung auf die wenigen Länder, welche neue Besitzer erhalten sollten, sowie auf die Sorge für Ernährung und Verpflegung der Heere beschränkt.

In betreff der Fortsetzung des Krieges hatten die Diplomaten, welche schon längst vor ihren eigenen patriotischen Manifesten erschrocken waren, widerstreitende Ansichten. Der corsische Freund des Kaisers von Rußland, Pozzo di Borgo, und die beiden Bevollmächtigten der englischen Tories bei den Alliierten, Aberdeen und Castlereagh, dachten schon damals an eine Wiederherstellung der alten französischen Dynastie und Aristokratie. Metternich dagegen hielt es für gut, noch eine Zeitlang die Miene anzunehmen, als wenn der Schwiegersohn seines Kaisers auf dem französischen Throne erhalten werden solle. Die beiden früheren Hauptwerkzeuge Napoleons, welche damals ganz unmerklich seine Herrschaft untergruben, Fouché und Talleyrand, arbeiteten, der eine für eine Regentschaft der Kaiserin Marie Luise, der andere für die Wiedereinsetzung der Bourbonen. Vergebens drangen die preußischen Heerführer auf sofortige energische Fortsetzung des Kampfes. Auf Österreichs Betreiben wurden gleich nach der Ankunft der alliierten Monarchen in Frankfurt Unterhandlungen mit Napoleon angeknüpft. Man schickte am 11. November den bisherigen französischen Gesandten in Weimar, den Baron St.-Aignan, nach Paris, um dem französischen Kaiser die Antwort auf das am 16. Oktober durch Merveldt gemachte Anerbieten, welches Verzicht auf den Rheinbund, Rückgabe Hannovers und der Reunionen vom Dezember 1810 enthalten hatte, zu überbringen. Dieser Antwort waren die auch von Nesselrode und Aberdeen gebilligten Punkte beigefügt, welche die Grundlage einer Unterhandlung sein sollten. Sie war mit großer Schlauheit auf eine Täuschung Napoleons berechnet und enthielt überdies die Erklärung, daß während der Friedensunterhandlungen der Krieg fortdauern solle. Nichtsdestoweniger würden die Alliierten ihr Wort nicht haben zurücknehmen können, wenn Napoleon nach Caulaincourts Rat auf jene Punkte, die Frankreichs sogenannte natürliche Grenzen, den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen, zugestanden, Deutschlands und Spaniens volle Unabhängigkeit verlangten, eingegangen wäre. Der Kaiser ließ sich aber von dem Herzoge von Bassano, der sein blinder Verehrer war, verleiten, am 26. November eine unbestimmt lautende Antwort zu erteilen. Er entschloß sich zwar gleich darauf, dem Rate Caulaincourts zu folgen, den er damals an Bassanos Stelle zum Minister des Auswärtigen machte: als aber seine unbedingte Zustimmung zu jenen Friedensbedingungen am 2. Dezember den Alliierten in Frankfurt kundgethan wurde, hatten diese bereits am Tage vorher die Fortsetzung des Krieges beschlossen. Das Manifest, welches die Alliierten an diesem

Tage von Frankfurt aus erließen, deutet auf die Kabale, welche Talleyrand bereits in Paris zum Sturze Napoleons angesponnen hatte. In demselben ward nämlich die Sache Napoleons von der Sache Frankreichs getrennt und ganz bestimmt erklärt, daß der Krieg nicht mit den Franzosen, für die man Achtung hege, und in betreff deren man die besten Absichten habe, sondern nur mit ihrem bisherigen Beherrscher und zur Brechung der Übermacht, welche dieser so lange zum Unglück von Europa und von Frankreich behauptet habe, geführt werde. Es wurde sogar, als wenn Talleyrand selbst dabei die Feder geführt hätte, ausgesprochen: man sei nur mit der Gewalt, welche Frankreich außerhalb seiner Grenzen übe, unzufrieden und wolle weder seine Macht schmälern, noch ihm seinen Kriegsruhm rauben; man sei vielmehr geneigt, Frankreich größer und mächtiger zu machen, als es vor der Revolution jemals gewesen sei.

Die Alliierten entwarfen, sobald sie zur Wiedereröffnung des Krieges entschlossen waren, den Plan, plötzlich und gleichzeitig auf der ganzen Linie von Genf bis nach Düsseldorf in Frankreich einzufallen. Sie mußten also auch die neutral gebliebene Schweiz zu sich herüber ziehen. Dies war nicht leicht, da in der Schweiz alle Freunde einer fortschreitenden Entwickelung an Napoleon hingen. Die Sache wurde aber dadurch zu stande gebracht, daß man vermittelst der Schweizer Patrizier und Aristokraten den französischen Einfluß beseitigte. Napoleon selbst erleichterte den Alliierten die Erreichung ihrer Absicht durch die Art, wie er sich bisher gegen die Schweiz benommen hatte. Schon der Soldvertrag, den er 1803 mit den Schweizern geschlossen hatte, war wegen der unaufhörlichen Kriege eine drückende Last für die Schweiz gewesen, zumal da man zugleich auch an Spanien, Neapel und England Soldaten vermietet hatte. Napoleon hatte aber die Schweiz außerdem auch noch durch Beschränkung ihres Handels, durch feindselige Maßregeln, die er gegen ihre Industrie zu Gunsten der französischen erließ, durch die Losreißung des Wallis vom Schweizer Bunde und dadurch, daß er vor dem Russischen Kriege einen Teil des Kantons Tessin besetzen ließ, sehr gekränkt. Nichtsdestoweniger beschloß die Tagsatzung in der Mitte des November, die Neutralität der Schweiz aufrecht zu erhalten und zu diesem Behufe sogar ein Bundesheer aufzustellen: bei der Ausführung dieses Beschlusses zeigte sich jedoch nur wenig Eifer und Einigkeit, und manche Kantone verweigerten sogar geradezu den Gehorsam.

Der Kaiser von Rußland schien noch im November geneigt, die Neutralität der Schweiz anzuerkennen, weil zwei Schweizer in seiner Umgebung, sein Erzieher Laharpe und der im August von den Franzosen übergetretene General Jomini, ihn darum bestürmten; Österreich

arbeitete aber auf das ganz entgegengesetzte Ziel hin und bediente sich, um dasselbe zu erreichen, der Schweizer Privilegierten. Von Frankfurt aus wurde der mit diesen sehr vertraute Graf Senft-Pilsach, welcher aus sächsischen Diensten in österreichische übergegangen war, sowie der Baron von Lebzeltern als österreichischer und der Graf Capo d'Istrias als russischer Bevollmächtigter in die Schweiz geschickt. Diese drei Diplomaten spannen mit allen den Herren, die sich nach der Wiederherstellung ihrer Familienvorrechte sehnten, Kabalen an, um die Schweizer zu bewegen, daß sie sich das, was geschehen sollte, gefallen ließen. Hierauf sandten die alliierten Mächte die Erklärung: man wolle den Schweizern ihre Freiheit und Selbständigkeit wiederverschaffen, müsse aber jedes Handeln nach den Grundsätzen und Verhältnissen, welche von dem französischen Usurpator hervorgerufen worden seien, als einen feindseligen Akt gegen die alliierten Mächte ansehen und könne die Neutralität der Schweiz um so weniger anerkennen, als manche Kantone (d. h. mit anderen Worten die vorher im stillen gewonnenen Anhänger des Alten) sich gegen die bewaffnete Aufrechterhaltung derselben erklärt hätten und also der Schweizer Bund eigentlich schon aufgelöst sei. Diese Erklärung war kaum übergeben worden, als am 21. Dezember die Österreicher die Schweizer Grenze zu überschreiten begannen. Mit dem Einmarsch derselben erhoben die Anhänger des Alten überall ihr Haupt. Eine Anzahl Kantone erklärte sogar die unter französischer Vermittelung eingerichtete Bundesverfassung für nicht mehr bestehend, erneuerte den alten Bund und übertrug dem früheren Vorort Zürich einstweilen die Leitung der Geschäfte. Zugleich wurde aber doch zum Wohle der Schweiz auch ausgesprochen, daß das alte Unterthanenverhältnis, welches mit den Rechten eines freien Volkes unverträglich sei, nie mehr wiederhergestellt werden solle. Die meisten Kantone erkannten noch vor Ablauf des Jahres die neue Einrichtung an.

9. Neapel und Sizilien in den Jahren 1810 bis 1813.

Als die Verbündeten den Kriegsschauplatz auf den Boden Frankreichs verlegten, hatte sich König Joachim von Neapel bereits mit Österreich so weit in Verhandlungen eingelassen, daß er im Februar 1814 seinem Schwager den Krieg erklärte. Es ist daher hier der Ort, der Verhältnisse seines Reiches und der Insel Sizilien zu gedenken.

Die Geschichte Siziliens während der Zeit, als es von Neapel getrennt durch die furchtbare Gemahlin des Königs Ferdinand IV. und durch ihre Beschützer, die Engländer, tyrannisiert ward, bietet einen

empörenden Anblick dar. Man weiß nicht, ob man sich mehr über die Grausamkeit der neapolitanischen Furie, oder über die Insolenz der englischen Aristokratie ärgern soll. Marie Karoline verfuhr gegen die Sizilianer ebenso, wie sie früher gegen ihre neapolitanischen Unterthanen verfahren war. Sie verfolgte mit Grausamkeit nicht nur Schuldige oder Verdächtige, sondern auch ganz Unschuldige, verschwendete die Einkünfte der Insel und die 300 000 Pfund Subsidien, welche England für die Verteidigung derselben zahlte, und hatte an der Mätresse des Herzogs von Ascoli und an ihrem Finanzminister, dem Kavalier Medici, ebensolche Werkzeuge und Gehilfen, wie sie früher an der Lady Hamilton und an dem damaligen Leiter ihrer Henker und Schergen, Acton, gehabt hatte. Medici übertraf sogar noch den letzteren an Falschheit und Verschlagenheit. Dabei unterhielt sie Einverständnisse mit ihren alten Freunden im Neapolitanischen, veranlaßte gelegentliche Landungen in Kalabrien und ließ die räuberischen Einwohner dieser Landschaft gegen den französischen König aufhetzen, ohne demselben jedoch dadurch im mindesten zu schaden. Murat und seine Gemahlin Karoline vergalten Gleiches mit Gleichem, indem sie Landungen in Sizilien unternehmen ließen und dort Verschwörungen anzettelten: auch sie erreichten aber dadurch weiter nichts, als daß sie Verderben über alle diejenigen brachten, die sich mit ihnen einließen.

Marie Karoline, neben welcher der armselige Ferdinand völlig verschwand, geriet durch ihren Despotismus mit den sizilianischen Großen in einen heftigen Streit, und diese bewirkten 1810 in der Ständeversammlung (parlamento), daß Medici die Stelle eines Finanzministers aufgeben mußte. Es ward aber darum nicht besser. Im Gegenteil, die Königin schrieb willkürlich neue Steuern aus und ließ dieselben mit Gewalt erheben. Dies bewog dann 52 Reichsbarone, den Schutz der Engländer anzurufen, welche außer einer Flotte auch ein Landheer von 15 000 Mann nach Sizilien gesandt hatten. Das englische Ministerium schickte den Lord William Bentinck als bevollmächtigten Gesandten und übertrug demselben zugleich das Kommando der englischen Truppen auf der Insel. Dieser, ein Whig, nahm sich als stolzer, dem Monarchischen feindlicher Aristokrat nicht nur der Reichsbarone gegen die Königin an, sondern er geriet auch durch die beleidigende Art seines Benehmens, die freilich durch das geringschätzige Benehmen des Hofes hervorgerufen war, in persönliche Feindschaft mit ihr. Als es auf solche Weise zum förmlichen Bruche gekommen war, ließ er sich von seinem Ministerium bevollmächtigen, nötigenfalls Gewalt brauchen zu dürfen. Dann aber führte er seit dem Oktober 1811 gegen Marie Karoline dieselbe Sprache, wie der Engländer sie gegen

indische Nadschas zu führen gewohnt ist. Darüber geriet die Königin, welche, um den gehaßten Engländer los zu werden, bereits mit den Franzosen geheime Einverständnisse angeknüpft hatte, in eine solche Wut, daß sie den Abzug der englischen Truppen und Flotte verlangte. Als diese Forderung mit höhnenden Worten zurückgewiesen wurde, beschloß sie, die Engländer mit Gewalt zu vertreiben. Es fehlte jedoch nicht nur den sizilianischen Soldaten an allen Kriegsbedürfnissen sowie an Lust, für die Königin zu kämpfen, sondern selbst der Klerus und das fanatische Volk wollten sich nicht gegen die englischen Ketzer gebrauchen lassen. Marie Karoline wurde daher bald genötigt, die Regierung niederzulegen und sich aus der Hauptstadt auf ein Landhaus zurückzuziehen.

Nicht lange nachher, am 3. Dezember 1811, machte Lord Bentinck, dessen Truppen Palermo besetzt hatten, bekannt, daß man eine gegen die Engländer gerichtete Verschwörung angesehener Sizilianer der Hofpartei mit den Franzosen entdeckt habe, und daß deshalb eine bedeutende Anzahl Menschen verhaftet worden sei. Im Januar 1812 ließ sich Ferdinand IV. bewegen, angeblich aus Gesundheitsrücksichten die Regierung auf unbestimmte Zeit niederzulegen und seinen Sohn Franz zu seinem Generalstellvertreter mit königlicher Machtvollkommenheit zu ernennen. Dieser diente dann dem englischen Bevollmächtigten als Strohmann. Bentinck ließ sich von ihm zum Generalkapitän von Sizilien ernennen und verfuhr nun gleich einem unumschränkten Herrscher: er entließ alle politischen Gefangenen aus der Haft, umgab sich mit den ärgsten Feinden der Königin und berief auf den Juli 1812 das sizilianische Parlament nach Palermo, um durch dasselbe eine neue Verfassung herstellen zu lassen, oder mit anderen Worten, um seiner Militärherrschaft den Schein und die Form der Gesetzlichkeit zu verleihen. Die von ihm vorgeschlagene und von den sizilianischen Ständen angenommene Verfassung war in betreff der Grundsätze, auf denen sie beruhte, vortrefflich, paßte aber weder für ein demoralisiertes, lange Zeit in schnöder Knechtschaft gehaltenes Volk, noch war in ihr auf das Nationale und Herkömmliche ausreichende Rücksicht genommen. Als die Verfassung fertig war, fuhr Bentinck unter dem Titel eines Ersten Kanzlers fort, Sizilien im Namen des Prinzen Franz zu beherrschen. Er hatte damals schon längst den Plan entworfen, die englischen Truppen zum Kampfe mit den Spaniern zu gebrauchen, weil er durch die gegebene Verfassung die Sizilianer so zufriedengestellt zu haben glaubte, daß die Insel fortan allein durch die englische Flotte und durch ein aus Eingeborenen gebildetes Heer verteidigt werden könne. Er schickte vorerst 6000 Mann geworbener Truppen nach Spanien, wo sie im Juni 1812 ankamen. Er selbst ging erst ein

Jahr später hinüber; die Generale aber, welche bis dahin die nach Spanien geschickten Truppen kommandierten, mußten durchaus nach seinen Befehlen handeln.

10. Spanien in den Jahren 1812 und 1813.

Gerade als Lord Bentinck seine ersten Truppen nach Spanien schickte, war in England ein neues Ministerium gebildet worden. Im Mai 1812 hatte einer der Leute, welche der englischen Regierung als Werkzeuge für zweifelhafte Zwecke dienten, ein Wechselagent Bellingham, das Haupt des seit 1807 bestehenden Toryministeriums Spencer Perceval erschossen, weil er sich nicht nach Verdienst belohnt glaubte. Der Tod des leitenden Ministers machte die Bildung eines neuen Ministeriums nötig, und Wellingtons Bruder, Lord Wellesley, wurde mit derselben beauftragt; dieser fand aber wegen seines überlegenen Talents bei der Torypartei, zu welcher seine Familie gehörte, allzu großen Widerstand. Da nun auch die Whigs mit den bisherigen Ministern nichts zu thun haben wollten, so ward am 9. Juni ein Ministerium unter Lord Liverpools Vorsitz gebildet, dessen Mitglieder jedem Fortschritte feindlich waren und die Mißbräuche der anglikanischen Hierarchie sowie alle aristokratischen Vorurteile in Schutz nahmen. Bei diesem Ministerium hatte Lord Bentinck großen Einfluß, während Liverpool zugleich Wellesleys Feind war und deshalb dessen Bruder nicht die nötige Unterstützung gewährte, um den spanischen Krieg mit einem Schlage beendigen zu können.

Die von Bentinck nach Spanien gesandten 6000 Mann landeten im Juni 1812 an der spanischen Küste. Sie konnten aber nichts Bedeutendes ausrichten, weil sie nicht nur schwach an Zahl, sondern auch aus allerlei Volk zusammengesetzt und deshalb bloß halb zuverlässig waren. Auch hatte Bentinck ihrem Anführer, Sir Maitland, allzusehr die Hände gebunden. Doch retteten sie das von den Franzosen bedrohte Alicante und trugen außerdem dazu bei, daß Suchet zu der Zeit, als sich in der Mitte Spaniens ein zahlreiches französisches Heer gegen Wellington sammelte, im Süden zurückgehalten wurde. Wellington war nach seinem Siege bei Salamanca am 12. August 1812 in Madrid eingezogen. Unmittelbar darauf sah er sich jedoch zur Rückkehr nach Portugal genötigt. Er hatte sich nämlich von Madrid gegen das feste Schloß von Burgos gewendet, und vor diesem hielt ihn General Dubreton trotz der geringen Zahl der Besatzungstruppen und trotz der schlechten Befestigungswerke so lange auf, bis Clausels und Souhams Armeen gegen Burgos heranzogen und zugleich Soult, nach Aufhebung der Belagerung von Cadiz, sich mit Josephs Armee vereinigt

hatte. Wellington mußte sich hierauf, um nicht von Portugal abgeschnitten zu werden, schnell nach Ciudad Rodrigo zurückziehen und dem König Joseph die Hauptstadt wiederüberlassen: von den Franzosen lebhaft verfolgt, erreichte er jedoch Mitte November ohne bedeutenden Verlust sein Ziel und nahm wieder die Stellung ein, die er vor der Schlacht bei Salamanca innegehabt hatte.

Während des Winters, in welchem fern im Osten des Weltteils die große Katastrophe erfolgte, ruhten sowohl im Innern, als im Westen Spaniens die Waffen. Im Osten wurde zwar das sizilianisch-englische Heer durch englische und spanische Truppen verstärkt; zwischen den Anführern dieser Truppen herrschte aber Mißtrauen und Eifersucht. Auch waren die englischen Generale, welche Lord Bentinck immer wieder abberief und durch andere ersetzte, ebensowenig, wie die spanischen und ihre Banden, dem dortigen Anführer der Franzosen, dem Marschall Suchet, gewachsen. Erst als am Anfange des Jahres 1813 Napoleon die meisten alten Soldaten, Offiziere und Generale (10 000 Mann) aus Spanien zu sich rief, um aus ihnen den Kern eines neuen Heeres für den deutschen Krieg zu bilden, geriet Suchet in Verlegenheiten und verlor im kleinen Kriege viele Leute. Im Februar wollte Lord Bentinck selbst nach Spanien hinübergehen; die Königin Marie Karoline machte ihm aber so viel zu schaffen, daß er Sizilien noch nicht verlassen konnte. Er schickte deshalb den General Sir John Murray, band ihm aber die Hände so sehr, daß derselbe nicht rasch und entschieden handeln konnte. Es hatte nämlich die Königin ihren Gemahl bewogen, im Januar 1813 plötzlich nach Palermo zurückzukehren, um unter dem Vorwande, daß seine Gesundheit wiederhergestellt sei, die Regierung aufs neue zu übernehmen und dann mit Beseitigung der Konstitution von 1812 ein monarchisches Regiment einzurichten. Bentinck zog jedoch rasch Truppen in Palermo zusammen, und der König verließ hierauf erschreckt die Hauptstadt wieder, nachdem er seinen Sohn aufs neue als stellvertretenden Herrscher eingesetzt hatte. Die Königin wurde nun gleich einer Gefangenen beobachtet, weil Bentinck sehr wohl wußte, daß sie nicht aufhören werde, das Volk aufzuhetzen und, auf die Geistlichkeit gestützt, seiner angemaßten Herrschaft entgegenzuarbeiten.

Unterdessen hatte Wellington alle möglichen Vorbereitungen für einen erfolgreichen Krieg im nächsten Jahre getroffen. Er selbst war sowohl nach Cadiz als nach Lissabon gereist, um an beiden Orten neue Anstrengungen hervorzurufen. In Cadiz bestand noch immer Zwietracht unter den Cortes: die Demokraten, die sich selbst Liberale, und ihre Gegner, die sie Servile nannten, haderten unausgesetzt. Sie hatten bewirkt, daß am 19. März 1812 eine nach ihrem Sinne ein-

gerichtete halb republikanische Verfassung, die Konstitution von 1812, verkündigt wurde. Dadurch war denn der Parteihaß noch ärger geworden, und die Anhänger des Alten, besonders die Geistlichkeit, bereiteten, obgleich man sie in der neuen Konstitution mehr geschont hatte, als das Königtum, Schwierigkeiten und Hemmungen aller Art. Trotz dieser heftigen Zwietracht erreichte Wellington seinen Zweck. Er bewirkte, daß die Cortes eine starke Armee aufstellten und ihm zugleich die Mittel bewilligten, dieselbe gleich den portugiesischen Truppen nicht nur zum Kriegsdienste brauchbar zu machen, sondern auch nach seinem eigenen Ermessen im Felde zu verwenden. Er wurde zum Generalissimus der Spanier mit ausgedehnter Vollmacht ernannt, und die Cortes stellten ein Heer von 50 000 Mann unter seinen Befehl, welches von England besoldet und durch englische Offiziere organisiert ward. Dieses Heer wurde in drei Corps geteilt, und das eine derselben unter Giron in Galicien, die beiden anderen unter Freire und dem Grafen Bispal in Andalusien aufgestellt. Auch in Portugal hatte Wellington, als er den Feldzug von 1813 vorbereitete, große Schwierigkeiten zu überwinden. Es gelang ihm zwar, die dortige Regierung zur Vermehrung der unter Beresfords Kommando stehenden und nach englischer Art disciplinierten portugiesischen Truppen zu bewegen; diese Truppen selbst zeigten sich aber sehr widerwillig, weil sie teils über die barbarische Disciplin des englischen Heersystems erbittert waren, teils von ihrer eigenen Regierung, welche die englischen Subsidien unterschlug, mißhandelt wurden. Wellington wußte beide Ursachen der Unzufriedenheit zu beseitigen. Er erweckte auf der einen Seite in den Soldaten durch freundliche Mittel ein militärisches Ehrgefühl und erzwang auf der anderen die Auszahlung des rückständigen Soldes sowie die gehörige Fürsorge für die Verpflegung der Truppen dadurch, daß er der Regierung drohte, die Subsidien zurückhalten zu lassen und die Soldaten selbst zu bezahlen. Außerdem verschaffte er der portugiesischen Artillerie vermittelst der Festungsgeschütze die nötigen Kanonen, machte die Reiterei wenigstens einigermaßen verwendbar und wußte den Truppen einen neuen Geist der Ordnung und Zucht einzuhauchen, so daß er, als der Feldzug wieder eröffnet wurde, seinem englischen Heere 27 000 Mann guter portugiesischer Truppen zugesellen konnte.

Den Rüstungen Wellingtons wäre unter den damaligen Umständen nur ein Heer unter Napoleons eigener Führung gewachsen gewesen: dieser konnte sich aber unmöglich vom deutschen Kriegsschauplatze entfernen. Er rief vielmehr, auf dringendes Verlangen seines Bruders, den Marschall Soult aus Spanien ab und ernannte König Joseph selbst wieder zum Oberbefehlshaber der französischen Truppen in

Spanien. Unglücklicherweise gelangte überdies der Rat, den er seinem Bruder für den Feldzug von 1813 erteilte, erst an diesen, als die bereits vorgenommene Verteilung der Truppen die Befolgung desselben unmöglich machte. Napoleon hatte ihm geraten, Madrid preiszugeben und seine ganze Streitmacht nach Leon zu führen, um dort an der Tormes die Offensive zu ergreifen; Joseph glaubte aber, Wellington werde seinen Marsch gegen Madrid richten und deshalb im Thale des Tajo heraufziehen, während derselbe nicht dort, sondern am Duero her in Spanien einzudringen gedachte. Der spanische König hatte daher, als er am 18. März Madrid verließ, seine Anordnungen nicht für den Angriff, sondern für die Verteidigung getroffen, und seine Armeecorps auf dem weiten Raume von Galicien bis nach Madrid und Burgos hin verteilt. Man glaubte deshalb damals auch allgemein, er treffe Anstalt zur Räumung Spaniens: dies belebte den Mut und die Hoffnungen der Spanier so sehr, daß überall neue Empörungen ausbrachen. Andererseits rief Napoleon unter den Führern der französischen Truppen die alte Eifersucht und Zwietracht wieder hervor, indem er dem General Clausel, welcher die Nordarmee kommandierte, nicht nur weitgreifende Vollmachten erteilte, sondern sogar die Befugnis gewährte, sich mit Umgehung Josephs unmittelbar an ihn selbst zu wenden.

Wellington überschritt Mitte Mai oberhalb der Einmündung der Tormes in den Duero die spanische Grenze und drang dann unwiderstehlich über Salamanca nach dem oberen Ebro vor. Durch die Art, wie er seine Truppen verteilte und seine Märsche einrichtete, erregte er die Bewunderung von ganz Europa; er erreichte durch beides mehr, als ein anderer durch eine gewonnene Schlacht erreicht haben würde. Schon am 14. und 15. Juni setzte er über den Ebro und drängte dann die von Joseph kommandierte Hauptarmee der Franzosen in das drei Stunden lange und drittehalb Stunden breite Thal von Vittoria, welches vom Flüßchen Zadora durchschnitten wird. Dort geriet König Joseph in große Verlegenheit: auf der einen Seite trafen die ihm am nächsten stehenden Truppen Clausels und Foys, die er erwartete, nicht ein, und auf der anderen Seite konnte er weder ohne Zurücklassung seines Geschützes zu Foy gelangen, noch wagte er, über das steile Gebirge von Salvatierra hin sich mit Suchet zu verbinden, weil er von Frankreich abgeschnitten zu werden fürchtete. Er beschloß daher gegen den Rat seiner besten Offiziere, besonders des Marschalls Jourdan, bei Vittoria im nördlichen Teil von Altkastilien eine Schlacht zu liefern. Diese Schlacht fand am 21. Juli 1813 statt. Die Engländer waren, wenn man ihre spanischen Truppen hinzurechnet, den Franzosen an Zahl überlegen; diese hatten dagegen weit mehr Geschütze. Das konnte

ihnen jedoch nichts nützen, weil ihre Stellung ungünstig war, und weil die Menge von Gepäck, Wagen und Kanonen, die sie bei Vittoria zusammengebracht hatten, jede freie Bewegung hemmte. Schon beim Beginne der Schlacht zeigte überdies ein spanischer Bauer den Engländern eine unbewachte Brücke über den Fluß, hinter welchem die Franzosen aufgestellt waren. Diese mußten alsbald fechtend zurückweichen und gerieten dabei in eine solche Unordnung, daß ihre verschiedenen Corps eine einzige verwirrte Masse wurden. Da der Boden von Gräben durchschnitten war, so konnten sie auch ihr Gepäck, ihre Artillerie und ihre Munition nicht retten. Alles dies, 120 Geschütze, 8000 Gefangene, fiel nebst 2000 beladenen Packwagen, den Equipagen des Königs Joseph und allen kostbaren Effekten seiner Hofhaltung in die Hände der Engländer; Joseph selbst wäre beinahe gefangen worden. Clausel, der am Tage nach der Schlacht mit der Nordarmee herbeikam, rettete sich schnell mit Verlust seines Geschützes nach Frankreich: auch Foy, obschon von den Engländern und Spaniern hitzig verfolgt, erreichte glücklich den französischen Boden.

Durch die Niederlage bei Vittoria ging das ganze nördliche und mittlere Spanien für die Franzosen verloren, und vom Meere an bis zum Pyrenäenpasse von Roncevaux blieben nur noch Pampeluna und San Sebastian in ihrer Gewalt. Napoleon entzog, sobald er die Nachricht von dieser Niederlage erhalten hatte, seinem Bruder den Oberbefehl wieder und schickte den Marschall Soult, der ihm kurz vorher im Kriege mit Rußland und Preußen wesentliche Dienste geleistet hatte. Bis zur Mitte des Juli brachte dieser eine Armee von 77 000 Mann zusammen, welcher Wellington etwa ebensoviele Truppen entgegenzustellen hatte. Beide Feldherren kämpften hierauf in den Pässen und am Fuße der Pyrenäen acht Tage lang so hartnäckig miteinander, daß Wellington in dieser kurzen Zeit 7500 Mann und Soult 12- bis 15 000 verloren haben soll. Am 24. August begannen die Engländer die Belagerung von San Sebastian, die sie früher, nach einem fehlgeschlagenen Sturme, in eine Einschließung verwandelt hatten, von neuem. Die Franzosen verteidigten trotz ihrer geringen Zahl die Stadt bis zum 31. August und würden die Engländer, als dieselben an diesem Tage Bresche geschossen hatten und einen Sturm unternahmen, zum zweitenmale zurückgeschlagen haben, wenn sie nicht durch eine Pulverexplosion genötigt worden wären, die Mauern zu verlassen. Die Sieger begingen, als sie in San Sebastian eingedrungen waren, Greuelthaten, welche keine Feder zu beschreiben vermag: kein Alter, kein Geschlecht wurde verschont, die rohesten Grausamkeiten wurden ausgedacht und verübt, und die Offiziere selbst konnten der Mordgier ihrer Soldaten keinen Einhalt thun, weil diese so wütend waren, daß sie sogar viele

von ihren eigenen Führern mißhandelten oder auch töteten. Ähnliche Greuel wie in San Sebastian hatten die englischen Truppen 1812 bei der Erstürmung von Ciudad Rodrigo und Badajoz begangen. Dies ist nicht zu verwundern, da die aus dem Auswurfe der Gesellschaft geworbenen, nur durch die Peitsche in Zucht gehaltenen Irländer, Schotten und Engländer der britischen Armeen ebenso moralisch verdorben, als physisch stark und tapfer waren: man ist daher auch geneigt, den englischen Offizieren recht zu geben, wenn diese sich im Parlament immer wieder der Abschaffung der unmenschlichen englischen Disciplinarstrafen widersetzt haben. Soult hatte zwar der Stadt Sebastian Entsatz zu bringen gesucht; er hatte aber mit Verlust von 2000 Mann zurückweichen müssen und konnte fortan nur an die Verteidigung der französischen Grenze denken. Die Stadt Pampeluna, deren Besatzung wochenlang den äußersten Mangel geduldig ertrug, wurde erst am 31. Oktober von den Engländern erobert.

Bentinck hatte, noch ehe Wellington wieder in Spanien eingebrochen war, 2000 Mann von John Murrays Truppen nach Sizilien zurückgerufen, weil er sich von einem Angriffe der Neapolitaner bedroht glaubte und zugleich durch die Kabalen der Königin Marie Karoline aufs neue beunruhigt wurde. Wellington hatte aber beim englischen Ministerium zu bewirken gewußt, daß die sizilianischen Truppen, auf deren Mitwirkung er rechnete, in Spanien zurückgelassen wurden. Nachher ließ jedoch Bentinck, weil er wieder ein anderes Projekt entworfen hatte, einen Teil jener Truppen nach Sizilien zurückkommen, so daß John Murray, als er seine Unternehmungen begann, nur 14 000 Mann hatte, unter welchen 8000 Engländer, Deutsche und Schweizer und nicht mehr als 900 Reiter waren. Außerdem bestand zwischen den Oberoffizieren seines Heeres fortwährend Meinungsverschiedenheit und Zwietracht. Am 2. Juni setzte Murray sein Heer bei Tarragona ans Land, um diese katalonische Festung zu erobern und sich dann durch Aragonien mit Wellington in Verbindung zu setzen. Suchet, welcher damals vor Alicante lag, konnte erst fünf Tage später nach Tarragona aufbrechen und bedurfte zum Marsche dahin einer Zeit von wenigstens acht Tagen. Dessenungeachtet ließ sich Murray, welcher unterdessen Tarragona hätte einnehmen können, durch leere Gerüchte so sehr schrecken, daß er seine Truppen schon am 12. Juni wieder einschiffte. Ja, er ließ sogar, um recht schnell entkommen zu können, sein schweres Geschütz und einen großen Vorrat von Kugeln am Strande liegen. Bei Balagner ging er wieder ans Land: dort hatte er bereits Anstalt getroffen, dem herannahenden französischen General Matthieu, dem er an Zahl der Truppen überlegen war, ein Treffen zu liefern, als er am 17. Juni sich plötzlich wieder einschiffte.

Er wurde wegen seines Verfahrens später vor ein Kriegsgericht gestellt, von diesem aber freigesprochen.

Am 27. Juni kam Bentinck selbst, jedoch ohne neue Truppen mitzubringen, in Spanien an, weil er sich beim Stande der geheimen Unterhandlungen, welche Murat mit den Alliierten angeknüpft hatte, endlich aus Sizilien entfernen zu können glaubte. Er landete bei Alicante und griff alsbald die Stadt Valencia an, mußte sich aber vor dem herannahenden Suchet schnell wieder zurückziehen. Auf die Nachricht von Wellingtons Sieg bei Vittoria eilte Suchet nach Aragonien, um den Trümmern des geschlagenen französischen Heeres Hilfe zu bringen. Jetzt rückte daher Bentinck in das verlassene Valencia ein. Ebenso verdankte er auch alle anderen Erfolge, die er erlangte, nur der Fügung der Umstände. Im September erlitt er sogar in einem Gefechte bei Ordal eine Niederlage. Unmittelbar darauf kehrte er nach Sizilien zurück.

11. Neapel und Sizilien im Jahre 1813.

Lord Bentinck hatte sich fortwährend gegen die Kabalen der Königin zu wehren gehabt, welche durch die Kaiserin Marie Luise mit Napoleon in Verbindung getreten war und nicht aufhörte, das sizilianische Volk gegen die Engländer aufzuhetzen. Schon im April 1813 hatte sich deshalb Bentinck ihrer dadurch zu entledigen gesucht, daß er sie nach Sardinien schicken wollte. Sie hatte sich indessen geweigert und dagegen verlangt, daß man sie nach Wien reisen lasse. Bentinck war auch auf diese Forderung eingegangen und hatte sogar die von der Königin dabei gemachten Bedingungen, welche hauptsächlich in der Auszahlung bedeutender Summen bestanden, angenommen. Dessenungeachtet war Marie Karoline in Sizilien geblieben und hatte sogar im Juli einen Aufstand in Palermo hervorgerufen, welcher mehrere Tage dauerte und nur mit den Waffen gedämpft werden konnte. Sobald daher Bentinck im September aus Spanien zurückgekehrt war, ließ er die Hauptwerkzeuge der Königin verhaften und nötigte diese selbst, nach Wien abzureisen, wo sie ein Jahr später glücklicherweise starb. Von dem Augenblicke ihrer Entfernung an beherrschte Bentinck die Insel Sizilien gleich einem britischen Vasallenstaate, ohne sich an die Vorschriften der von ihm geschaffenen Verfassung zu kehren, auf ganz militärisch-despotische Weise. Er ahmte sogar das Beispiel der französischen Terroristen nach, welche 1793 ihre kaum erst fertig gewordene demokratische Konstitution wieder suspendiert und das Dekret erlassen hatten, daß Frankreich bis zum Frieden revolutionär und willkürlich regiert werden müsse. So erklärte er in einer Proklamation, daß, so-

lange nicht das rühmliche Werk der Konstitution von 1812 dauerhaft befestigt sei, die öffentliche Ruhe nur durch Soldaten aufrecht erhalten werden könne, und daß die Störer derselben, wer sie auch seien, vermöge des Martialgesetzes mit dem Tode bestraft werden würden.

Als dies geschah, hatte Murat in Neapel schon längst einen Weg betreten, der ihn, ohne daß er es merkte, in die von Österreich gelegten Schlingen führte. Sein Gesandter in Wien, Fürst Cariati, hatte sich schon im Frühjahre 1813 bewegen lassen, Unterhandlungen mit Österreich anzuknüpfen, während der österreichische Geschäftsträger in Neapel, Graf Mier, den König selbst durch die Aussicht köderte, seine Herrschaft über ganz Italien oder doch wenigstens bis an den Po ausdehnen zu können. Sogar mit Lord Bentinck, der ihn tödlich haßte, ließ Murat unterhandlen. Zu einem Resultat kam es bei allen diesen Unterhandlungen nicht; dagegen zerfiel Murat darüber mit seinem Schwager. Anfang August ließ er sich durch seine Gemahlin bewegen, die Unterhandlungen abzubrechen und zur französischen Armee nach Dresden zu gehen. Doch blieben, was sehr verdächtig war, Graf Mier in Neapel und Fürst Cariati in Wien zurück. Nach der Schlacht bei Leipzig bemühten sich die Alliierten, den König ernstlich von Napoleon abzuziehen. Der gleiche Versuch wurde damals auch bei dem Vicekönig Eugen gemacht, dem man die Lombardei als Lohn für seinen Abfall von Napoleon versprach. Eugen blieb jedoch seinem Stiefvater und seinem Vaterlande treu, oder er war vielleicht auch zu klug, um nicht einzusehen, daß weder Österreich Wort halten, noch die Italiener ihn dulden würden. Er lehnte daher alle Anträge ab und rettete dadurch wenigstens seinen guten Namen: Murat dagegen ließ sich fangen.

Am 24. Oktober trennte er sich zu Erfurt auf immer von seinem Schwager und kehrte in seine Residenz zurück. Dort angekommen, begann er die Unterhandlungen mit dem Grafen Mier und mit Bentinck aufs neue. Alsbald reiste jener von Neapel nach Wien, und schon am 12. Dezember kam der von ihm mitgenommene Vertragsentwurf, mit Metternichs Bemerkungen versehen, in Neapel an. Fouché spielte auch bei dieser Gelegenheit seine Verräterrolle: er hatte sich, nachdem er kurz vorher aus seiner Statthalterschaft Illyrien vertrieben worden war, auf Napoleons Befehl nach Neapel begeben, um Murat vom Äußersten abzuhalten, beruhigte aber von dort aus den Kaiser über dessen Treue, obgleich gerade ihm, dem Meister des Spionierens, die Unterhandlungen mit Österreich nicht unbekannt sein konnten. Schon im Dezember ließ Murat, scheinbar als Napoleons Verbündeter, seine Truppen in den Kirchenstaat einrücken. Gleich darauf kehrte nicht nur Graf Mier nach Neapel zurück, sondern es erschien dort auch

Graf Neipperg als österreichischer Gesandter. Mit dem letzteren schloß der bethörte König endlich am 11. Januar 1814 den Vertrag ab, in welchem er sich zur Teilnahme am Kriege gegen Napoleon verpflichtete. Am 26. Januar, nachdem er bereits zu seinem Heere abgereist war, verabredete auch Lord Bentinck, ohne Vollmacht dazu zu haben, mit dem neapolitanischen Minister des Auswärtigen einen Waffenstillstandsvertrag, und am 30. Januar machte König Joachim seinen Truppen durch eine Proklamation bekannt, daß er mit England und Österreich vereint gegen Frankreich zu Felde ziehe. Der mit Österreich geschlossene Vertrag war so sehr auf Schrauben gestellt und die in demselben gemachten Versprechungen waren so unbestimmt und allgemein gehalten, daß nur ein so verblendeter Mann, wie Murat, die wahre Absicht Österreichs verkennen konnte. Übrigens erklärte er erst am 15. Februar 1814 dem französischen Kaiser den Krieg, nachdem er bereits bis zur Grenze von Oberitalien vorgerückt war.

In Oberitalien war der Vicekönig Eugen durch den österreichischen General Bellegarde genötigt worden, sich von der Etsch hinter den Mincio zurückzuziehen. Napoleon hatte ihm bei der Nachricht vom Abfall Murats den Befehl gegeben, Italien zu räumen; Eugen hatte aber diesen Befehl nicht befolgt, teils weil er die von Napoleon vorgeschriebene Bedingung des freien Abzugs der verschiedenen Garnisonen nicht durchsetzen konnte, teils weil er von den Lombarden zum König gewählt zu werden hoffte oder doch wenigstens vor seinem Abzuge möglichst viel zusammenzurauben gedachte. Am 8. Februar hatte er den Österreichern bei Valeggio eine Schlacht geliefert, durch welche jedoch an den Stellungen beider Teile nichts geändert wurde, obgleich die Österreicher einige Tausend Mann verloren hatten und Eugen sich des Sieges rühmte.

Der König von Neapel erkannte schon zur Zeit seiner Kriegserklärung, daß er sich getäuscht habe, als er glaubte, durch seinen Abfall von Napoleon die Herrschaft über Italien gewinnen zu können. Kaiser Franz schob die Bestätigung des mit ihm geschlossenen Vertrages auf; Bentinck blieb fortwährend ohne Vollmacht von seiner Regierung; der österreichische General Nugent, welcher mit seinem Corps unter Murats Befehl gestellt worden war, besetzte Modena nicht in dessen Namen, sondern für die Prinzen des Hauses Este; Bellegarde endlich hatte am 4. Februar in einer Proklamation die Rückkehr des Papstes sowie der früheren Beherrscher Toscanas und Sardiniens in ihre Staaten angekündigt. Nichtsdestoweniger ließ sich Murat noch einmal täuschen und bei Österreich festhalten. Er selbst hatte freilich auch kein gutes Gewissen, und da er fortwährend beiden Teilen gefällig zu sein suchte, so trauten ihm weder die Österreicher noch die Franzosen. Da-

gegen berechnete Fouché als Gouverneur von Rom und als Bevollmächtigter Napoleons sein Benehmen ganz auf den Sturz des Kaisers: er schloß mit Murat einen Vertrag über die Abtretung der festen Plätze Toscanas und des Kirchenstaates an die neapolitanischen Truppen, nahm aber in diesen Vertrag einen Artikel auf, vermöge dessen die abziehenden französischen Besatzungen ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten dienen durften. Ebenso betrieb er die Räumung der toscanischen Plätze offenbar nur darum sehr eifrig, damit die englisch-sizilianischen Truppen dort gelandet werden könnten.

Am 8. März erhielt König Joachim zwar endlich den ratifizierten Vertrag aus Wien zurück; dieser war aber durchaus zu seinem Nachteile geändert. Namentlich hatte man die Vergrößerung, welche er erhalten sollte, auf ein kleines Stück des Kirchenstaates beschränkt. Auch Bentinck verbarg seine feindselige Gesinnung gegen ihn nicht im geringsten; er ließ, als die englisch-sizilianischen Truppen in Livorno landeten, durch den Sohn des Königs Ferdinand, den er mitbrachte, öffentlich verkündigen, daß diese Truppen bestimmt seien, die Rechte der Bourbonen auf Neapel geltend zu machen. Papst Pius VII., welchen Napoleon nach dem unglücklichen Ausgange des Feldzuges von 1813 nach Italien entlassen hatte, kam schon am 24. März in Rom an und setzte sich selbst wieder in seine weltliche Herrschaft ein. Seine Reise war einem Triumphzuge gleich: überall, wohin er kam, hatten ihn Einwohner und Soldaten mit Ehrerbietung und Jubel empfangen und geleitet. Murat konnte aus diesem Umstande sowie aus der gleich nachher erfolgten Rückkehr der Bourbonen nach Paris sein Schicksal voraussehen. Er hätte gern den Papst vom Eintritte in den Kirchenstaat abgehalten, durfte aber seinen Truppen nicht zumuten, gegen das als Märtyrer gepriesene Haupt der Kirche aufzutreten; er fügte sich also wider Willen in die Wiederherstellung der päpstlichen Autorität im Kirchenstaate: nicht lange nachher mußten seine Kommissare auch Toscana dem früheren Herrn dieses Landes, Ferdinand III., übergeben.

V. Vom Einmarsch der Verbündeten

in Frankreich bis zu Napoleons zweitem Sturze.

1. Verhältnis Napoleons zu den Franzosen vor dem Wiederbeginn des Krieges.

Nach dem unglücklichen Ausgange des Feldzuges von 1813 erkannte Napoleon, daß er nur durch die Wiederbelebung der nationalen Begeisterung, welche neben den Fehlern der Koalition, auf die man auch diesmal hoffen durfte, im Jahre 1793 Frankreich gerettet hatte, sich und sein Reich werde erhalten können. Er kam daher auf den Gedanken, nicht nur eine neue Heeresmacht von mehr als einer halben Million Streitern zu errichten, sondern auch vermittelst der Repräsentanten des Volkes eine Massenerhebung hervorzurufen. Als er jedoch zur Ausführung schritt, zeigte sich, daß die Repräsentanten des Volkes nicht gesonnen seien, sich ferner als Werkzeuge gebrauchen zu lassen, und daß er auch derjenigen Klasse, welche bis dahin seine Stütze gewesen war, nicht mehr trauen könne. Auf der einen Seite zeigte sich jetzt, wo er zum zweitenmale als Besiegter zurückkehrte, ein großer Widerwille gegen sein diktatorisches Walten, mit dem er es nach zwanzigjährigen Kämpfen dahin gebracht hatte, daß Frankreich jetzt mit versagender Kraft um seine Existenz kämpfen mußte, und die Republikaner im Volke, wie im Heere, wagten es, laut von den Rechten des Volkes zu reden. Auf der anderen Seite aber erhoben auch die alten Royalisten ihr Haupt und begannen für die Wiedereinsetzung der Bourbonen zu konspirieren.

Noch ehe Napoleon nach Paris zurückgekehrt war, hatte der Senat am 9. Oktober 1813 eine Aushebung von 280 000 Mann dekretieren müssen, und zwar sollte etwas mehr als die Hälfte derselben aus den Dienstpflichtigen von 1815, die übrigen aber aus allen denen bestehen, welche seit 1803 nicht ausgehoben worden waren. Am 15. November wurde noch eine zweite Aushebung von nicht weniger als 300 000

Mann verordnet. In demselben Monat November richtete Napoleon an den Senat das Begehren, mehrere drückende Abgaben, welche auf allen Klassen des Volkes lasteten, bedeutend zu erhöhen. Diese harten Forderungen wurden gemacht, ohne daß man dabei auf den noch übrig gelassenen Schatten einer Volksvertretung die mindeste Rücksicht genommen hätte; und doch hatte Napoleon den gesetzgebenden Körper bereits von Deutschland aus, auf dem Rückzuge von Leipzig, einberufen. Er stieß, um den Zusammentritt der Wahlkollegien zu vermeiden und den gesetzgebenden Körper ganz in seiner Hand zu haben, mit despotischer Willkür zwei gesetzliche Vorschriften um. Er ließ durch den Senat verordnen, daß alle die Deputierten, welche dem Gesetze gemäß durch neugewählte hätten ersetzt werden müssen, Mitglieder der Versammlung bleiben sollten, und ernannte, anstatt sich demselben Gesetze gemäß drei Kandidaten für die Präsidentenstelle vorschlagen zu lassen, willkürlich einen seiner Hofsophisten, den Herzog von Massa und Carrara (Regnier), zum Präsidenten des gesetzgebenden Körpers. Auch mußte, als dieser am 19. Dezember eröffnet wurde, der ganze Senat und der ganze Staatsrat der Sitzung beiwohnen, damit die Volksrepräsentanten geblendet und eingeschüchtert würden. Napoleon täuschte sich jedoch in seiner Erwartung: die Versammlung empfing den ihr aufgedrungenen Präsidenten mit lautem Murren und ernannte einen Feind des herrschenden Systems, Lainé, zum Vicepräsidenten, einen ebenso gesinnten Mann zum Sekretär.

Alsbald beging der Kaiser ein neues Versehen. Er ließ, als der gesetzgebenden Versammlung die Aktenstücke der Friedensverhandlungen übergeben wurden, ihr gerade das Wichtigste vorenthalten, obgleich sein Minister Caulaincourt ihn beschworen hatte, ganz offen zu verfahren. Auch strich er in dem Abdruck der Rede, welche der Regierungskommissar bei dieser Gelegenheit gehalten hatte, alles weg, wodurch der Wunsch nach Frieden allzu stark ausgesprochen wurde. Der gesetzgebende Körper wählte, als eine Kommission zur Prüfung jener Akten bestellt wurde, zu Mitgliedern derselben nicht die vom Präsidenten vorgeschlagenen Deputierten, sondern Lainé und vier andere Männer, deren Abneigung gegen Napoleons Autokratie allgemein bekannt war. Der Bericht, welchen diese Kommission vorlegte, lautete ganz anders, als der des Senats, dessen Verfasser Fontanes war: er enthielt nicht nur die Forderung, auf die Wiederherstellung des Friedens bedacht zu sein, sondern auch die bestimmte Erklärung, daß der Krieg nur dann ein Volkskrieg werden könne, wenn der Kaiser ihn nur für die Unabhängigkeit der Nation und für die Integrität des Reiches führe, und wenn endlich einmal die Gesetze in Ausführung gebracht würden, welche den Franzosen Freiheit, Sicherheit und Besitz sowie die freie

Ausübung ihrer politischen Rechte verbürgten. Lainés Rede war voll heftiger Anklagen: seit zwei Jahren, sagte er, mäht man dreimal im Jahre; ein barbarischer Krieg verschlingt die Jugend, die der Erziehung, dem Ackerbau, dem Handel und den Gewerben entrissen wird. Bei den Debatten über diesen Bericht gab sich die unter den Deputierten herrschende Stimmung durch die heftigsten Worte kund. Als z. B. der Präsident einen Deputierten mit den Worten zur Ordnung rufen wollte, daß ein von diesem gebrauchter Ausdruck der Konstitution zuwider sei, rief man ihm zu, in diesem Raume sei nichts konstitutionswidrig, als seine eigene Gegenwart. Am 30. Dezember wurde mit vier Fünfteln der Stimmen beschlossen, dem Kaiser eine ernste Adresse zu überreichen und den Bericht der Kommission in sechs Exemplaren für jeden Deputierten drucken zu lassen.

Napoleon war außer sich vor Zorn, und da er bei seinem heftigen Temperament des Unmutes nicht Meister werden konnte, so beraubte er sich selbst des Mittels, durch einen Volkskrieg den Feind in eine bedenkliche Lage zu bringen. Er verweigerte die Annahme der Adresse, verbot den Druck des Berichts, ließ die bereits gedruckten Bogen wegnehmen, löste den gesetzgebenden Körper als eine Versammlung, welche den Staat mit Gefahren bedrohe, auf und erlaubte sich, als am Neujahrstage 1814 eine Deputation desselben zur Gratulation vor ihm erschien, gegen die Repräsentanten der französischen Nation Ausdrücke, wie er sie früher gegen Whitworth, Markow, Metternich und andere Diplomaten gebraucht hatte. Seine damalige Anrede an die Deputierten ist nirgends offiziell aufgezeichnet, und es giebt viele Versionen derselben: diejenige, welche Bignon mitteilt, scheint am meisten zuverlässig zu sein, da sie sowohl in betreff ihres Inhalts, als ihrer Form dem Charakter und der Manier des Kaisers durchaus entspricht. Nach diesem Texte der Anrede schalt Napoleon den Verfasser des Berichtes (Lainé) und dessen Gesinnungsgenossen Aufrührer (factieux) und mit einer von den Zeiten des Konvents her geläufigen, nunmehr längst abgenutzten Phrase von England bestochene Leute, die ihn einzuschüchtern und vor ganz Frankreich in den Kot herabzuziehen (barbouiller) suchten. Er erklärte das Verfahren des gesetzgebenden Körpers für ein Attentat und einen Landesverrat: man suche ihn, sagte er, auf grausame Weise von der Nation zu trennen; man verlange von ihm größere Opfer für den Frieden, als die Alliierten selbst forderten; man stelle ihn im Angesichte der Feinde als denjenigen hin, gegen welchen diese allein Krieg führten. Er werde sich aber nicht herabwürdigen lassen; er werde das Unglück mit Würde ertragen; er sei selbst aus dem Volke hervorgegangen; er kenne die Pflichten, die er gegen dasselbe habe.

Die Entlassung des gesetzgebenden Körpers machte die Mitglieder desselben, die man bisher nur als servile Werkzeuge der Regierung kennen gelernt hatte, in den Augen des Volkes zu Opfern der Despotie und verschaffte ihnen einen sehr großen Einfluß. Diese Männer, welche zum Teil schon an die Bourbonen dachten, verbreiteten überall die Meinung, daß Napoleon niemals um des Friedens willen etwas von seinen Eroberungen abtreten werde. Jetzt gewannen daher auch die Republikaner und der alte Adel wieder Mut. Vergebens schickte Napoleon Kommissare mit unbeschränkter Vollmacht in die Departements, um die Verdächtigen durch Militärkommissionen unschädlich zu machen und zugleich nicht nur die Aushebung der geforderten 580 000 Mann zu betreiben, sondern auch in den vom Feinde bedrohten Gegenden die Masse des Volkes in Bewegung zu bringen. Die Stimmung der Nation war und blieb eine teils gereizte, teils gedrückte. Auch bestand die Mehrzahl der Kommissare aus Leuten, welche beim Volke nichts weniger als beliebt waren, und die sich noch dazu fürchteten, bei der drohenden Umgestaltung der Dinge ihre unter Napoleon erlangten Reichtümer und Ehren bloszustellen. Ihre Sendung hatte daher nur geringen Erfolg. Dazu kam, daß es, um die neuen Soldaten ausrüsten zu können, sowohl an Geld als an Kredit fehlte. Auch die am 8. Januar 1814 befohlene Errichtung einer Pariser Nationalgarde konnte nur zur Unterstützung der Polizei, nicht zur Verteidigung der Hauptstadt gegen den auswärtigen Feind dienen, weil Napoleon sich fürchtete, der niederen Volksklasse Waffen anzuvertrauen. So wurden in einer Stadt, welche damals etwa 600 000 Einwohner hatte, nur etwa 30 000 Bürger bewaffnet; diese bestanden aus lauter wohlhabenden Leuten, und doch glaubte Napoleon denselben so wenig trauen zu dürfen, daß er ihnen nicht einmal die Wahl ihrer Offiziere gestattete, sondern diese selbst aus seinen Hofleuten und vornehmen Beamten ernannte.

Ehe der Kaiser am 25. Januar 1814 zur Armee abreiste, bestellte er wieder eine Regentschaft, der er jedoch wenig Macht gab. Seine Gemahlin sollte als Regentin an der Spitze derselben stehen, aber nicht berechtigt sein, ein Gesetz zu verkündigen oder auch nur dem Senat vorzuschlagen. Ihr ward der wenig fähige König Joseph mit dem glänzenden Titel eines Generalstatthalters des Reiches, und ein blindes Werkzeug Napoleons, dessen Gott von jeher nur der Bauch gewesen war, der Jurist Cambacérès, zur Seite gesetzt. Am Tage vor der Abreise ließ sich Napoleon von den Stabsoffizieren der Pariser Nationalgarde den Eid der Treue leisten und vertraute ihnen mit rührenden Worten den Schutz seiner Gemahlin und seines Sohnes an. Er selbst war dabei gerührt und brachte deshalb auch eine augenblickliche Rüh-

rung bei den Anwesenden hervor; die Sache war und blieb aber, wie sich schon am Ende des März zeigte, nur eine jener oft gespielten Staatskomödien, deren Eindruck bald vor dem Ernst der Wirklichkeit verschwindet. Dagegen erhielt Napoleon an demselben Tage ein Schreiben Carnots, der sich 1807 ins Privatleben zurückgezogen hatte, dabei aber doch als General in den Listen aufgeführt und besoldet worden war und jetzt dem Kaiser seine Dienste anbot. Dieser nahm das Anerbieten an, wagte aber doch keinen anderen Gebrauch von Carnots Talenten und Erfahrungen zu machen, als daß er ihm die Verteidigung von Antwerpen übertrug.

2. Der Krieg des Jahres 1814 bis zur Auflösung des Kongresses von Chatillon.

Unter den verbündeten Mächten herrschte, als sie Anfang November 1813 den Kampf einstweilen einstellten, gegenseitiges Mißtrauen und eine große Verschiedenheit der Ansichten. Der Krieg würde daher auch nicht erneuert worden sein, wenn Napoleon sich rasch entschlossen hätte, die ihm durch St.-Aignan angetragenen, für Frankreich überaus vorteilhaften Bedingungen anzunehmen. Als er dies nicht that, erneuerten die Alliierten Ende November ihren Bund und erließen jenes Manifest vom 1. Dezember, welches nicht gegen Frankreich, sondern gegen Napoleon gerichtet sein wollte. Doch nahmen sie damit noch nicht zugleich ihre früheren Friedensvorschläge zurück. Dagegen lehnten sie den von Napoleon gemachten Vorschlag eines in Mannheim zu haltenden Kongresses entschieden ab und faßten den Entschluß, erst auf französischem Boden wieder zu unterhandeln.

Das von Schwarzenberg geführte Hauptheer der Verbündeten, welches aus Österreichern, Russen und Bayern zusammengesetzt war, überschritt am 21. Dezember an verschiedenen Punkten die Schweizer Grenze und drang, unterstützt von den Schweizer Aristokraten, ohne Hindernis vor. Von den acht Abteilungen, aus welchen dies Heer bestand, rückte die südlichste bei Genf, die nördlichste bei Fort Louis in Frankreich ein. Der Widerstand, den die Alliierten in diesem Teile des feindlichen Landes anfangs fanden, war schwach und bei ihrer großen Übermacht erfolglos; sie breiteten sich daher zwischen dem Doubs, der Saone und der oberen Mosel aus, rückten aber, weil ihr Oberanführer mehr nach diplomatischen als nach militärischen Rücksichten handelte, nur langsam vor. Dagegen war Blücher, welcher mit seinem aus Preußen und Russen bestehenden Heere am 1. Januar den Rhein bei Mannheim, Kaub und Koblenz überschritten hatte, schon am 17. Januar bis Nancy vorgedrungen, obgleich er starke Heeresab-

teilungen zur Beobachtung der Festungen hatte zurücklassen müssen, und obgleich Winzingerode, der ihn verstärken sollte, erst am 13. bei Düsseldorf über den Rhein ging. Das Hauptheer reichte ihm zwar schon am 20. Januar über Epinal hin die Hand; zu einer völligen Vereinigung aber kam es nicht, weil Schwarzenberg, anstatt schnell nach Troyes vorzudringen, unbegreiflicherweise vom 18. bis 23. Januar in Langres verweilte, wo sich seit dem 21. auch die Monarchen und Diplomaten einfanden. Dies benutzte Napoleon, um von Chalons sur Marne aus, das er zum Sammelplatz seiner Streitkräfte ausersehen hatte, beide Armeen vor ihrer völligen Vereinigung auseinander zu treiben. Er richtete sich am 26. Januar zunächst gegen Blücher, welcher über Toul und Vaucouleurs auf Troyes losmarschierte und an jenem Tage in Brienne ankam, dessen vier Armeecorps aber zu weit auseinander lagen. Bei Brienne ward am 29. Januar den ganzen Tag hindurch heftig gestritten. Am Abend glaubte Napoleon den preußischen Feldherrn in dem Schlosse, welches nebst einem Teile der Stadt von der übrigen Stadt etwas entfernt liegt, unversehens überfallen und aufheben zu können; und wirklich entging Blücher nur mit genauer Not der Gefangenschaft. Er zog sich in der Richtung nach Bar sur Aube zurück, kehrte aber, sobald er sich dort mit Schwarzenbergs Heer vereinigt hatte, sogleich wieder um und griff am 1. Februar den französischen Kaiser bei la Rothière mit überlegener Macht an. Hier hatten es die Franzosen mit einem an Zahl weit stärkeren feindlichen Heere zu thun; sie mußten daher trotz ihrer Tapferkeit, trotz des Talents und der Erfahrung ihres Kaisers zurückweichen und verloren nicht nur 1000 Mann als Gefangene und 70 Kanonen, sondern sie ließen auch weit mehr Tote, als die Alliierten, auf dem Schlachtfelde zurück. Napoleon sah sich infolge dieser Niederlage genötigt, die offene Stadt Troyes schon am 6. Februar zu räumen und bis nach Nogent, welches nur 25 Stunden von Paris entfernt ist, zurückzuweichen. Ganz Frankreich erschrak; die Ungeschicklichkeit der Alliierten und Schwarzenbergs Langsamkeit, welche den Sieg völlig unbenutzt ließ, belebten aber den Mut der Franzosen und ihr Vertrauen auf Napoleon noch einmal.

Am 2. Februar hielten die verbündeten Monarchen, ihre Generale und Diplomaten, unter denen sich auch der englische Minister des Auswärtigen, Lord Castlereagh, befand, auf dem Schlosse zu Brienne einen Kriegsrat. In diesem ward ein ihnen selbst sehr verderblicher Beschluß gefaßt, wozu das Mißtrauen der Russen und Preußen gegen Schwarzenberg und die ganz verschiedene Art, wie dieser und wie Blücher den Krieg führten und verstanden, viel beitrug. Die Truppen sollten nämlich nicht vereinigt, sondern getrennt auf Paris losmarschieren;

Blüchers Armee sollte an der Marne abwärts über Chalons und Meaux — das Hauptheer unter Schwarzenberg an der Seine — über Troyes und Nogent ziehen. Sobald Napoleon diese Trennung seiner Gegner erfahren hatte, wandte er sich gegen Blücher, der ihm dadurch, daß er im raschen Vorrücken seine Truppen zu sehr verteilt hatte, die Möglichkeit gewährte, ein Corps derselben nach dem anderen anzugreifen. Schon am 10. Februar überfiel Napoleon bei Champaubert 4000 Russen mit 24 Geschützen unter Olsuwiew, von denen nur etwa 1600 Mann mit 15 Geschützen entkamen. Dieser Sieg hatte die Folge, daß die Generale Sacken und York, welche auf Meaux loszogen, von dem erst bis Vertus gelangten Hauptheere Blüchers getrennt und am 11. Februar bei Montmirail einer nach dem anderen geschlagen wurden. Sie erlitten sogar noch am folgenden Tage auf dem Rückzuge nach der Marne schwere Verluste. Blücher eilte mit seiner gewohnten Raschheit sogleich herbei: er traf am 14. Februar bei Vauxchamps (zwischen Montmirail und Champaubert) auf Napoleon, wurde aber von diesem ebenfalls mit Verlust zurückgeschlagen und mußte nach Chalons umwenden, um sich schnell mit seinem übrigen Corps wiederzuvereinigen. Die Preußen verloren, nach der Behauptung französischer Schriftsteller, in der Zeit vom 10. bis zum 15. Februar 10- bis 15 000 Mann; dagegen hatte aber auch Napoleon viele Leute opfern müssen, und diese konnte er nicht ersetzen, während die Preußen jeden Augenblick Verstärkungen erhielten. Zu seinem Unglücke hatte noch dazu an demselben Tage, an welchem Blücher zurückgeschlagen wurde, Winzingerode die Franzosen aus Soissons getrieben, was nach der Ansicht der Franzosen die Folge hatte, daß der von Napoleon entworfene Operationsplan, bei welchem er des Sieges gewiß zu sein glaubte, mißlang.

Unterdessen war Schwarzenberg, der dem Feinde volle Zeit gelassen hatte, sich an den Russen und Preußen Blüchers zu erholen, an der Seine so weit vorgedrungen, daß seine Vorscharen am 15. Februar nur noch einen einzigen Marsch von Paris entfernt waren. Napoleon eilte deshalb mit größter Schnelligkeit von Vauxchamps herbei, um den Marschällen Oudinot und Victor, die er zur Bekämpfung Schwarzenbergs zurückgelassen hatte, Hilfe zu bringen und auch auf dieser Seite die feindlichen Corps einzeln zu schlagen. Dies gelang ihm am 16. und 17. bei Guignes, Mormant, Nangis und Dennemarie. Weitere Erfolge zu erlangen, verhinderte aber ein Fehler, welchen Victor beging. Dieser hatte nämlich die Brücke von Montereau besetzen sollen, um einer zu weit vorgedrungenen österreichischen Division unter Bianchi den Rückzug abzuschneiden; er führte aber seinen Auftrag nicht rasch genug aus, so daß der Kronprinz von Württemberg ihm um eine

Stunde zuvorkam. Napoleon mußte deshalb selbst herbeieilen, und es entspann sich am 18. Februar bei Montereau ein furchtbarer Kampf, bei welchem der Kaiser selbst die Kanonen richtete. Es gelang ihm zuletzt, mit Aufopferung vieler Leute, Montereau zu erstürmen; seinen eigentlichen Zweck konnte er aber nicht erreichen, weil Bianchi durch jenen Kampf die nötige Zeit erhalten hatte, seinen Rückzug nach Sens auszuführen. Schwarzenberg dagegen mußte nicht nur nach Troyes zurückweichen, sondern verlegte auch gleich darauf sein Hauptquartier sogar bis nach Langres zurück: er fürchtete nämlich, Marschall Augereau, welcher in Lyon stand und kurz vorher aus Spanien Verstärkungen erhalten hatte, werde die Verbindung der Alliierten mit der Schweiz abschneiden. Die Friedensgedanken kamen im Hauptquartier wieder obenauf.

Zu derselben Zeit, als der Krieg durch Schwarzenbergs klägliche Führung eine für Napoleon günstige Wendung nahm, war ein Friedenskongreß eröffnet worden. Napoleon, von verschiedenen Seiten mit Nachdruck auf die Stimmung seines Volkes hingewiesen, hatte seit dem Dezember mehrmals Unterhandlungen anzuknüpfen gesucht; erst am 20. Januar aber hatte sein Minister des Auswärtigen, Caulaincourt, endlich die Anzeige erhalten, daß die Alliierten bereit seien, in dem burgundischen Städtchen Chatillon an der Seine einen Kongreß zu halten. Als dies geschah, war eine Art von Spaltung zwischen den vier alliierten Mächten eingetreten. Alexander und Friedrich Wilhelm wünschten nämlich, jener das Herzogtum Warschau, dieser das Königreich Sachsen ihren Reichen einzuverleiben, und hatten, da England und Österreich dies zu verhindern suchten, am 6. Januar zu Basel eine besondere Übereinkunft geschlossen. Außerdem hatten Alexander und seine Ratgeber in betreff der Kriegsoperationen ganz andere Ansichten, als der Fürst Schwarzenberg, welcher bis zum Ende des Krieges auf eine sehr bedenkliche Weise den Zauderer machte. Die Umstände waren also bei der Eröffnung des Kongresses dem französischen Kaiser günstig: er beraubte sich aber durch die Täuschung, in der er befangen war, der letzten Möglichkeit, auf eine erträgliche Weise aus dem Spiele zu kommen.

Die zum Kongresse von Chatillon zusammentretenden Bevollmächtigten waren: Caulaincourt für Frankreich, Graf Stadion für Österreich, Wilhelm von Humboldt für Preußen, Rasumowski für Rußland, Aberdeen, Cathcart und Stewart für England. Neben den drei letzteren erschien auch noch Lord Castlereagh als Repräsentant des englischen Ministeriums. Die Alliierten hatten also ihre Wahl so getroffen, daß es fast schien, als wenn man den französischen Kaiser absichtlich habe kränken wollen. Stadion, der Minister während des

einzigen von Österreich mit Energie geführten Krieges, war schon seit 1808 ein Gegenstand des Hasses und Ärgers für diesen; Rasumowski hatte sieben Jahre lang die Konspirationen des europäischen Adels gegen das neue Frankreich geleitet; Lord Castlereagh dachte schon damals und sprach es nachher öffentlich im Parlament aus, daß in Frankreich die Emigranten und die Bourbonen wiedereingesetzt werden müßten; Humboldt endlich galt für ein Mitglied jenes Tugendbundes, der dem französischen Kaiser von seinen Spionen immer als sehr gefährlich dargestellt worden war. Auch Talleyrand hatte zu Chatillon die Hand mit im Spiele, obgleich sein Kaiser, dem er schon längst verdächtig war, ihm durchaus nichts anvertraute. Napoleon hatte seinem Bevollmächtigten den Direktor des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, la Besnardière, einen Mann aus Talleyrands Schule, beigegeben, und mit diesem unterhielt Talleyrand einen geheimen Verkehr. Für den Charakter des Kongresses war es bezeichnend, daß Napoleons alter Feind, der Graf Pozzo di Borgo, gewählt ward, um bei den Konferenzen die Feder zu führen.

Am 5. Februar wurde der Kongreß eröffnet. Die Verbündeten waren im voraus übereingekommen, im Namen von ganz Europa zu unterhandeln und dem französischen Kaiser ganz andere Bedingungen, als die in Frankfurt angebotenen, zu stellen. Frankreich sollte auf die Grenzen von 1792 beschränkt werden und bei den neuen Einrichtungen, die man in Europa treffen wollte, keine Stimme haben. Auch sollten, im Fall der Kongreß erfolglos bliebe, die vorgeschlagenen Bedingungen zur Kenntnis des französischen Volkes gebracht werden. Dessenungeachtet hätte Napoleon, wie Caulaincourt ihm dringend riet, die in Chatillon angebotenen Bedingungen schnell annehmen sollen, zumal da Metternich in einem Briefe vom 29. Januar nicht nur den Antrag auf einen Waffenstillstand zurückgewiesen, sondern auch den bevorstehenden Sturz der Napoleonischen Regierung auf versteckte Weise angedeutet hatte, der von dem Kaiser Alexander schon offen als eine Notwendigkeit bezeichnet worden war, und den der Grimm der preußischen Generale laut forderte. Der verblendete Mann aber verschloß sein Ohr jedem Rate und ließ sich nicht einmal durch das Mißgeschick, das er in den ersten Tagen des Februar im Felde erlitten hatte, zur Besinnung bringen; die Erfolge über das Heer Blüchers gaben ihm seinen alten Trotz zurück. Er erteilte seinem Bevollmächtigten Caulaincourt widersprechende Befehle, so daß derselbe, auch als er endlich unbedingte Vollmacht erhielt, von dieser keinen Gebrauch machen konnte, weil es ganz klar war, daß der Kaiser seine Zustimmung zuletzt doch versagen werde.

Gleich nachher nahm der unter den Alliierten bestehende Zwiespalt

in einem solchen Grade zu, daß Alexander eine zeitweilige Einstellung der Konferenzen verlangen zu müssen glaubte und seinen Bevollmächtigten auf einige Tage abrief. Anstatt diese günstige Wendung zu benutzen und jetzt sogleich das, was geboten wurde, anzunehmen oder wenigstens schnell sein Ultimatum einzureichen, ließ sich Napoleon durch den Sonnenblick des Glücks, der ihm seit dem 10. Februar im Felde gelächelt hatte, aufs neue blenden; er könne, sagte er, Frankreich unmöglich kleiner hinterlassen, als er es empfangen: „Was soll ich den Republikanern sagen, wenn sie ihre Rheingrenze von mir verlangen!“ Er untersagte seinem Bevollmächtigten, sich ohne vorher eingeholte Genehmigung auf irgend etwas einzulassen, sandte ihm aber keine weiteren Instruktionen und beging sogar die Unvorsichtigkeit, in einem Briefe an Kaiser Franz offen auszusprechen, daß er sich niemals zur Abtretung Belgiens und Antwerpens verstehen werde. Ebenso verlangte er, als am 24. Februar Abgeordnete der Verbündeten mit seinem Adjutanten Flahault in Lusigny über einen Waffenstillstand zu unterhandeln begannen, den Besitz von Belgien und Antwerpen auch für die Zeit der Waffenruhe, nur um dieses Land den Engländern und ihrem Schützlinge, dem Prinzen von Oranien, zu entziehen. Er bewirkte durch sein Verfahren nichts anderes, als daß die Alliierten sich aufs neue und enger als vorher aneinander schlossen. Dies geschah durch einen Vertrag, welcher am 1. März zu Chaumont geschlossen wurde, und dessen öffentliche Artikel sich insgesamt auf die voraussichtlich nicht zu vermeidende Fortsetzung des Krieges bezogen. Rußland, Österreich und Preußen verpflichteten sich in demselben, bis zur Herstellung des Friedens je 150 000 Mann unter den Waffen zu halten; England übernahm die Zahlung von Subsidien an alle drei Mächte und erhielt dafür das Recht, bei jeder Armee einen Kommissar zu halten, welcher die Vollzähligkeit des Kontingents jeder einzelnen Macht und die Bewegungen der Armeen zu überwachen habe. Auch versprachen die Mächte für eine Frist von 20 Jahren einander eine genau bestimmte gegenseitige Hilfe, wenn etwa eine von ihnen künftig durch Frankreich bedroht werde. In den drei geheimen Artikeln des Vertrages wurde in betreff Deutschlands, Italiens, Spaniens, der Schweiz und der Niederlande bereits dasjenige festgesetzt, was später zur Ausführung gekommen ist. Sogar der Fall, daß nach dem Umsturze des Napoleonischen Reichs der Versuch seiner Wiederaufrichtung gemacht werden könne, war vorgesehen; denn einer der geheimen Artikel legte den verbündeten Mächten die Verpflichtung auf, auch noch nach dem Frieden die geeignete Zahl von Truppen bereit zu halten, um die von ihnen zu treffenden neuen Anordnungen durchzuführen und zu beschützen.

Während dieser diplomatischen Verhandlungen hatte das Hauptheer der Alliierten seinen am 23. Februar begonnenen Rückzug mehrere Tage lang fortgesetzt. Blücher aber war dieser Bewegung nicht gefolgt, sondern vielmehr aufs neue vorgedrungen, um die Marschälle Marmont und Mortier, welche den Raum zwischen der Marne und Aisne zu verteidigen hatten, zurückzutreiben. Diese wichen vor ihm aus einer Stellung zur anderen, und Blücher stand schon am 27. Februar bei la Ferté sous Jouarre, welches nicht mehr als 15 Stunden von Paris entfernt ist. Das nachdrückliche Vordringen der Preußen und ihre drohende Annäherung an die Hauptstadt bewog den Kaiser Napoleon, von der Aube her, wo er nur eine kleine Heeresabteilung unter Oudinot und Macdonald zurückließ, seinen von Blücher bedrängten Marschällen zu Hilfe zu eilen. Zu gleicher Zeit war aber auch Schwarzenberg wieder vorgegangen, und Blücher wich, als Napoleon ihn zu einer Schlacht zwingen wollte, klug derselben aus: verfolgen konnte ihn der Kaiser nicht, weil alle Brücken abgebrochen waren. Blücher zog sich über Soissons nach Craonne und Laon zurück, was ihm nicht möglich gewesen sein würde, wenn nicht kurz vorher der Kommandant von Soissons auf eine ebenso unverantwortliche Weise kapituliert hätte, wie 1806 die Kommandanten der preußischen Festungen gethan hatten. Napoleon folgte dem preußischen Oberfeldherrn auf einem Umwege nach, statt daß er sich damals, wie Leute vom Fach behaupten, gegen Schwarzenberg hätte wenden sollen. Er vertrieb am 7. März einen Teil des Blücherschen Heeres aus Craonne, erlitt aber dabei einen beträchtlichen Verlust. Als er hierauf einen Angriff auf die von Blücher besetzten Höhen bei Laon unternehmen wollte und zur Unterstützung desselben den Marschall Marmont herbeirief, wurde dieser in der Nacht vom 8. zum 9. März durch Kleist und York überfallen und mit Verlust von mehreren Tausend Mann und 40 Kanonen über die Aisne getrieben. Dessenungeachtet ließ sich Napoleon am 9. März bei Laon in einen Kampf mit Blücher ein und erneuerte denselben sogar am folgenden Tage. Er erlitt wieder, ohne seinen Zweck zu erreichen, bedeutende Verluste, die bei seiner verhältnismäßig schwachen Streitmacht für ihn höchst empfindlich waren. Er sah sich genötigt, am 11. nach Soissons zurückzukehren, und man glaubte, daß bei energischer Ausnutzung der errungenen Erfolge der Krieg schon jetzt hätte beendigt werden können. Von dort marschierte er dann gegen die von den Alliierten besetzte Stadt Reims. Aus dieser vertrieb er am 13. die Besatzung der Alliierten, deren Befehlshaber, der Emigrant St.-Priest, getötet wurde.

Napoleons Lage war bei den jüngsten Verlusten, die er erlitten hatte, um so bedenklicher geworden, als jetzt auch die Kabalen der Royalisten und die offen ausgesprochenen Endziele der Alliierten ernste

Besorgnisse in ihm erregten. Der Graf von Artois war in Holland gelandet und von dort zum Heere der Verbündeten gereist. Alexander hatte im Februar dem General Reynier, welcher damals ausgewechselt wurde, erklärt, er werde nur mit der französischen Nation, nicht mit Napoleon Frieden schließen. Talleyrand stand, was der Kaiser wohl wußte, von Paris aus mit den Alliierten in Verkehr und arbeitete im stillen an dem Umsturze seines Thrones. Bei dieser immer bedenklicher werdenden Lage der Dinge hatte sich Napoleon endlich zu einer Maßregel entschlossen, welche acht Monate früher mit Nutzen hätte ergriffen werden können, jetzt aber zu spät kam. Er hatte an die niederen Volksklassen appelliert und am 5. März einen Aufruf zur Bildung eines Landsturms erlassen. Mit den Verbündeten würde er übrigens, trotz ihrer Erklärung vom 1. Dezember, trotz der Äußerung Alexanders gegen Reynier und trotz des Vertrages von Chaumont, damals noch immer Frieden haben schließen können, wenn er sich zu ernstlichen Opfern verstanden hätte. Er hegte aber, gerade als Caulaincourt ihm am 3. März dringende Vorstellungen machte, die Hoffnung, den nach Laon zurückweichenden Blücher vernichten zu können, und ließ deshalb auch noch im letzten günstigen Augenblicke seinen Bevollmächtigten in Chatillon ohne entscheidende Antwort, obgleich die Alliierten damals schon den 10. März als letzten Termin festgesetzt hatten. Als dieser Tag gekommen war, half sich Caulaincourt damit, daß er sich, ohne dazu bevollmächtigt zu sein, bereit erklärte, eine entscheidende Antwort zu geben. Dies hatte zur Folge, daß der Kongreß noch einige Tage über die festgesetzte Zeit hinaus beisammen blieb. Am 15. März legte aber Caulaincourt dem Kongreß außer unbedingten Zugeständnissen auch Forderungen vor, durch welche jene gewissermaßen wieder aufgehoben wurden. Der Kongreß löste sich daher, nachdem behufs einer Gegenerklärung und der Abfassung des Protokolles noch zwei Sitzungen gehalten worden waren, am 19. März auf, und mit der Verständigung zwischen dem alten Europa und dem Kaiser der Revolution war es nunmehr endgültig vorbei.

3. Weiterer Gang des Krieges bis zum Einzuge der Verbündeten in Paris.

Als der Kongreß von Chatillon auseinander ging, war zwar, infolge der Schlachten bei Craonne und Laon, das Hauptheer der Verbündeten wieder bis Provins, zwei Tagereisen von Paris, vorgerückt; Napoleon hatte aber am 17. März, mit Zurücklassung von Marmont und Mortier, den Weg über Epernay nach der Aube eingeschlagen, um das feindliche Hauptheer dadurch, daß er es von der Seite her angriff,

zur Umkehr zu nötigen. Die Nachricht von diesem Marsche des Kaisers erschreckte den Fürsten Schwarzenberg so sehr, daß er sich sogleich entschloß, aufs neue zurückzuweichen. Kaiser Alexander verhinderte jedoch die Ausführung dieses Entschlusses und setzte im Kriegsrate durch, daß der früher gefaßte Plan, zugleich mit dem Blücherschen Heere auf Paris zu ziehen, aufrecht erhalten wurde. Infolgedessen mußte sich Napoleon, um seinen Zweck zu erreichen, den Übergang über die Aube zu sichern suchen. Er griff also am 20. März einen Teil des Schwarzenbergschen Heeres bei Arcis sur Aube an. Zwei Tage lang kämpfte er dort mit seinem aus höchstens 40 000 Mann bestehenden Heere gegen die weit überlegene, aber von Schwarzenberg geführte Streitmacht der Feinde; die Schlacht nicht zu gewinnen, war, nach der Zahl und Stellung von Schwarzenbergs Heer, eine Unmöglichkeit; den Rückzug aber, den Napoleon am Nachmittag des zweiten Tages für notwendig erkannte, ließ man ihn ungestört vollführen.

Napoleon kehrte von Arcis nicht in seine frühere Stellung zurück, sondern wandte sich vielmehr über Vitry, St.-Dizier und Vassy nach der lothringischen Grenze. Er hoffte dadurch die Alliierten zur Umkehr zu bewegen. Zugleich wollte er nicht nur die ihm ganz ergebene Bevölkerung von Lothringen zu einem Landsturm organisieren, sondern auch alle noch in den deutschen Festungen stehenden Truppen an sich ziehen, um dann mit einem aus Veteranen bestehenden Heere wieder an der Seine zu erscheinen. Dies brachte im Hauptquartier der Alliierten die größte Bestürzung hervor; doch nur einen Augenblick. Man erkannte bald, daß Napoleons Marsch mehr ein letzter Versuch der Verzweiflung war, und der Vormarsch auf Paris wurde jetzt beschlossen. Kaiser Franz und das ganze diplomatische Corps wurden nach Dijon in Sicherheit gebracht, und die energische Partei, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, bestimmte jetzt den ferneren Gang der Dinge. Sie bewirkten, daß der Zug auf Paris, unbekümmert um Napoleons Bewegungen, nunmehr ins Werk gesetzt werden sollte, und in diesem Entschlusse wurden die Alliierten noch durch einen aufgefangenen Brief bestärkt, in welchem Napoleon seiner Gemahlin schrieb, seinem Marsche liege die Absicht zu Grunde, die Alliierten von Paris abzuziehen. Man schickte ihm also nur ein Reitercorps unter Winzingerode nach, um ihm, was auch gelang, den Glauben beizubringen, daß die ganze Hauptarmee seinem Zuge folge. Diese selbst aber brach nach einem am 24. März gehaltenen Kriegsrate auf, um über Vitry und Sezanne gegen Paris zu ziehen, während zu gleicher Zeit Blücher sich von Chalons aus über Vertus ebendahin in Bewegung setzte.

Die Heere der Verbündeten hatten ihren Marsch kaum angetreten, als sie auf die Truppen Marmonts und Mortiers stießen. Diese hatten

von Napoleon den Befehl erhalten, sich über Vitry mit ihm zu verbinden; sie hatten aber, als sie aufgebrochen waren, den Weg schon gesperrt gefunden, waren zwischen Blüchers und Schwarzenbergs Truppen ins Gedränge gekommen und wurden am 25. März bei Fère Champenoise mit schwerem Verluste zurückgeworfen, während zu gleicher Zeit eine ihrer Divisionen unter Pacthod und Amey nach heldenmütigem Kampfe teils gefangen, teils aufgerieben ward. An den nächsten Tagen wiederholt geschlagen, mußten sie bis nach Paris zurückweichen. Jetzt war diese Stadt dem unmittelbaren Angriffe der Verbündeten preisgegeben. In Paris ging es, als die Feinde in die Nähe kamen, ungefähr gerade so, wie es in Schwarzenbergs Lager bei der von Napoleon gemachten plötzlichen Veränderung seines Kriegsplans gegangen war. Die Mehrzahl des Regentschaftsrats war bei einer am 28. März gehaltenen Beratung der Meinung, daß die Kaiserin und ihr Sohn in Paris bleiben sollten; König Joseph zeigte aber einen, freilich unter ganz anderen Umständen geschriebenen Brief des Kaisers vor, nach welchem Marie Luise und der König von Rom, sobald die Feinde gegen Paris selbst heranziehen würden, sich zugleich mit den Mitgliedern der Regentschaft nach der Loire begeben sollten. Am 29. März reiste daher die Kaiserin mit ihrem Sohne und der ganzen Regentschaft nach Blois ab. Dies geschah nicht nur mit lächerlichem Gepränge, sondern auch unter dem Geleite von 3000 Mann der besten Truppen, welche bei der Verteidigung von Paris sehr gute Dienste hätten leisten können. Talleyrand wußte, obgleich er zur Regentschaft gehörte, unter einem Vorwande in Paris zurückzubleiben; die Entscheidung nahte, die Regierung wechselte, da durfte er nicht fehlen. Joseph, der jetzt als Generalstatthalter des Reiches alles allein leitete, blieb noch bis zum folgenden Tage dort. Napoleon hatte anfangs geglaubt, daß die Verbündeten ihm nachzögen: als er seinen Irrtum erkannte, kehrte er schnell um, gelangte am 29. März bis nach Troyes und eilte von dort allein seinem Heere voraus, nachdem er diesem befohlen hatte, so schnell als möglich nachzufolgen. Er traf jedoch erst am 31. März, als das Schicksal von Paris bereits entschieden war, in Fontainebleau ein.

Marmont und Mortier hatten sich am 29. März wieder miteinander vereinigt und vor Paris gelagert. Beide schienen ebenso, wie die Generale Compans und Moncey, entschlossen, die Stadt bis zur Ankunft Napoleons zu behaupten; in Paris war jedoch für die Verteidigung so schlecht gesorgt, daß dies nicht möglich war. Das schwere Geschütz, das man früher in die Nähe der Stadt gebracht hatte, stand noch immer außerhalb derselben. Außerdem waren auf dem Montmartre, welcher den Hauptpunkt der Verteidigung bildete, weder Batterieen aufgestellt, noch Befestigungen angelegt. Dem größten Teile der Nationalgarde hatte

der Stadtkommandant Hulin schon im Februar die Kriegsflinten abnehmen lassen; die große Masse des Volkes aber zu bewaffnen und zu erhitzen, schien den leitenden Männern, welche die Revolution gesehen hatten, allzu gefährlich und hätte auch schwerlich solche Wunder gewirkt, als die Geschichtschreiber der radikalen Demokratie, wie Louis Blanc, so dummgläubig in ihrer Art wie spanische Mönche in der ihren, sich und ihre Anhänger haben überreden wollen. Endlich war auch der oberste Befehlshaber, König Joseph, seiner Aufgabe nicht im geringsten gewachsen; von den übrigen Leitern der Dinge aber waren die meisten teils ebensowenig wie er im stande, teils auch nicht einmal willens, etwas Erfolgreiches zur Rettung der Stadt zu unternehmen.

Am 30. März, als Schwarzenberg und Blücher einen gemeinschaftlichen Angriff auf die Stadt machten, hatte der erstere bereits das Dorf Romainville, dessen Besitz für den Ausgang des Kampfes entscheidend war, in seiner Gewalt. Es kam daher für die Franzosen in dieser sogenannten Schlacht bei Paris nur darauf an, die Höhen des Dorfes Belleville und den Montmartre zu verteidigen. Sie thaten dies mit ausgezeichneter Tapferkeit, obgleich nur 12 000 Mann Nationalgarden und eine nicht viel größere Zahl regelmäßiger Truppen dem verbündeten Heere gegenüberstanden. Schon um die Mittagsstunde aber, als die Preußen gegen den Montmartre anrückten, nahm der Kampf eine für die Franzosen entschieden ungünstige Wendung. Jetzt entsank dem König Joseph, der vom Montmartre herab dem Kampfe zusah, der Mut. Er verließ daher zugleich mit dem Kriegsminister Clarke die Stadt, nachdem er dem Marschall Marmont Vollmacht gegeben hatte, eine Kapitulation abzuschließen. Marmont und Mortier setzten dessenungeachtet, jeden Fuß breit Land verteidigend, den blutigen Kampf fort, und erst nach drei Uhr nachmittags, als sie immer weiter zurückgedrängt worden waren, machte der erstere von der ihm erteilten Vollmacht Gebrauch. Es ward ihm von den Alliierten ein Waffenstillstand von vier Stunden zugestanden, während dessen die Bedingungen, unter denen Paris zu räumen sei, festgestellt werden sollten. Doch mußten vorläufig die Höhen von Belleville und Montmartre geräumt werden. Die letzteren hatte übrigens Blücher bereits durch den russischen General Langeron nehmen lassen, welcher sehr erstaunt gewesen war, dort weder schwere Artillerie, noch Verteidigungstruppen zu finden. Am Abend verhandelte man über die Räumung der Stadt, und um ein Uhr nachts wurde der Vertrag unterzeichnet. Nach den Bestimmungen desselben ward den französischen Truppen erlaubt, bis um sieben Uhr morgens aus Paris abzuziehen und ihre Kanonen nebst dem übrigen Kriegsmaterial mitzunehmen. Die Nationalgarde und die Munizipalgardisten dagegen sollten vom Heere ganz getrennt werden

und ihre Posten innebehalten. Der Wiederbeginn der Feindseligkeiten wurde auf neun Uhr morgens festgesetzt. Da der geschlossene Vertrag eine rein militärische Konvention war, so begaben sich die Präfekten des Seine-Departements und der Polizei, Chabrol und Pasquier, mit einigen Munizipalräten und Nationalgardeoffizieren ins Hauptquartier der Verbündeten, um auch für die Stadt als solche zu unterhandeln. Es wurde ihnen Schutz des Eigentums sowie die Erhaltung der Museen, der Denkmäler, der bürgerlichen Einrichtungen und der Nationalgarde versprochen, weil man, um Napoleons entledigt zu werden, die Nation gewinnen wollte.

Am Morgen des 31. März begannen die verbündeten Heere Paris zu besetzen. Um die Mittagsstunde zogen Alexander und Friedrich Wilhelm in die Stadt ein. Sie wurden von den legitimistisch gesinnten Familien mit lautem Jubel empfangen. Die Damen derselben schwenkten von den Fenstern her weiße Tücher und Fahnen, die Herren hatten weiße Kokarden aufgesteckt. Eine kleine Zahl von Männern des ältesten Adels ließ auf dem Concordienplatze bereits Ludwig XVIII. hochleben. Es war also klar, daß der Umsturz des Napoleonischen Reiches die Franzosen mit einer furchtbaren Reaktion bedrohe. Für diese war der russische Minister Nesselrode schon am Tage des Einzuges der Alliierten in Paris thätig, obgleich sein Kaiser selbst nichts davon hatte wissen wollen. Nesselrode eilte, um jeder anderen Wendung der Dinge vorzubeugen, seinem Kaiser nach Paris voraus, verständigte sich mit Talleyrand, der die Menschen gut genug kannte, um zu wissen, daß das einzige jetzt mögliche die Bourbonen seien, und machte mit demselben aus, daß zur leichteren Ausführung der Sache der russische Kaiser beredet werden solle, seine Wohnung in Talleyrands Palast zu nehmen. Auch bezog Alexander wirklich am 1. April diesen Palast. Dem französischen Kaiser hatte Alexander damals schon seine Absicht, ihn nicht länger auf dem Throne zu dulden, kundgethan. Napoleon hatte nämlich, als er am 31. März nach dem Abzuge seiner Truppen aus Paris in Fontainebleau angekommen war, den General Caulaincourt an den russischen Kaiser geschickt. Sein Abgesandter war aber, obgleich Alexander ihn zu einer zweiten Audienz in Paris beschied, mit der Erklärung abgewiesen worden, daß Alexander entschlossen sei, mit Napoleon nicht weiter in Unterhandlung zu treten.

4. Napoleons Absetzung und die Wiedereinsetzung der Bourbonen.

Die Gefahr, mit welcher Napoleons Herrschaft seit dem Einzuge der Alliierten bedroht war, schwellte nicht nur die Seelen der Royalisten mit frohen Hoffnungen: alle Leute von Einfluß, zu denen man die

Royalisten vorerst nicht einmal zählen konnte, waren des Krieges müde und freuten sich der Aussicht auf den bevorstehenden Umsturz des Militärdespotismus. In Paris wurden daher auch nach dem Einzuge der Alliierten die verschiedenartigsten Kabalen angesponnen. Zu denen, welche die Beendigung des Krieges und folglich auch die Beseitigung Napoleons wünschten, gehörten nicht etwa nur die Spekulanten und Geldmänner, sondern auch alle diejenigen, welche durch die Revolution mächtig und reich geworden waren, von Cambacérès und Fouché an bis zu den Marschällen. Auch die Theoretiker der Revolutionszeit, die in den Salons waltenden liberalen Schwätzer und Schwätzerinnen, wie Frau von Staël, Benjamin Constant, Chateaubriand und andere, welche jahrelang Napoleons Thron untergraben hatten, sahen mit Entzücken den Augenblick herannahen, wo sie endlich der Gewaltherrschaft eines Eroberers und seiner Generale entledigt werden sollten; denn jetzt erst konnten sie hoffen, ihr Ideal, die englische Verfassung, mit englischem Reichtum und Aristokratenhochmut verbunden, verwirklicht zu sehen. Übrigens dachten alle diese Leute weder an die alte Monarchie, noch an die Bourbonen; sie wurden aber zuletzt insgesamt um die Frucht der von ihnen betriebenen Gegenrevolution betrogen, und diese fiel ganz allein den Royalisten der alten Zeit zu. Dies verdankten die letzteren vornehmlich den beiden russischen Diplomaten Nesselrode und Pozzo di Borgo sowie dem ersten aller Intriganten, dem von Nesselrode gewonnenen Talleyrand. Der andere Meister im Intrigieren, Fouché, kam erst, als alles bereits entschieden war, aus Italien nach Paris zurück. Wäre er früher dort anwesend gewesen, so würde er für eine Regentschaft der Kaiserin und ihres Sohnes kabaliert haben, und dieses Projekt wäre doch vielleicht durchgedrungen, da es den verschiedenen Parteien, welche Einfluß hatten, ebenso gut zu ihren Zwecken gedient haben würde, wie die Restauration der Bourbonen.

Für den Fortbestand des Napoleonischen Systems war damals in Paris kein Mensch thätig. Dieses war aber auch gerade in den letzten Zeiten bis zum äußersten Extrem ausgeartet. Es befanden sich z. B., wie aus dem Moniteur und anderen Quellen hervorgeht, 800 spanische Bauern, weil sie für ihr Vaterland gefochten hatten, unter den Galeerensklaven; die Gefangenen der tapferen Freischar des Majors von Lützow, welche während des Waffenstillstands am 17. Juni durch die Sorglosigkeit des Führers und feindliche, unedel mißbrauchte Übermacht zersprengt worden war, hatte man in den Kerker von Saumur eingesperrt; 236 Schüler des geistlichen Seminars von Gent waren nach Wesel gebracht und dort zum Dienst als gemeine Artilleristen gezwungen worden: das ganze Domkapitel von Tournay saß zu Cambrai

gefangen: viele andere Geistliche, besonders belgische, hatte die despotische Regierung verbannt oder eingesperrt, ohne daß dieselben jemals vor Gericht gestellt worden wären. Man kann sich daher über die Abneigung der verschiedenen Parteien gegen Napoleons Herrschaft um so weniger wundern, als sie alle von der Fortdauer derselben nur zu fürchten, von einem neuen System aber, wenn auch zum Teil bloß anscheinend, zu hoffen hatten. Sogar die konstitutionellen und doktrinären Freunde der Frau von Staël schlossen sich deshalb damals, aus Haß gegen Napoleon, an die Anhänger der Bourbonen an, und einer der bedeutendsten von ihnen, Benjamin Constant, trug kein Bedenken, in einer Flugschrift seinen Landsleuten zuzurufen: sie sollten nicht länger zugeben, daß an der Stelle der alten heiligen Reichsfahne (der Oriflamme) eine Fahne flattere, welche vom Blute der Verbrechen und grausiger Siege triefe.

Die Seele der gegen Napoleons Herrschaft gerichteten Bewegung war Talleyrand. Dieser war nicht nur den fremden Herrschern, Ministern und Generalen persönlich bekannt, sondern er hatte auch auf der einen Seite als Sprößling der alten Familie der Perigords bei den Absolutisten Ansehen und Gewicht, und er erweckte auf der anderen Seite durch die Rolle, die er in der Revolution gespielt hatte, das Vertrauen der Konstitutionellen. Ihn hatten daher auch Nesselrode und Pozzo di Borgo als das Werkzeug ausersehen, vermittelst dessen sie, im Widerspruch mit der anfänglichen Ansicht ihres Kaisers, die Bourbonen wieder in die Herrschaft einzusetzen suchten. Den beiden russischen Diplomaten war bei ihrem Plane der Umstand sehr förderlich, daß Napoleons Schwiegervater und Metternich nicht in Paris anwesend waren, wo der letztere erst am 10. April, der erstere am 11. ankam. Infolgedessen konnten nämlich die zwei anwesenden Herrscher leichter bewogen werden, ohne Rücksicht auf Marie Luise und ihren Sohn zu entscheiden, zumal da auch der anwesende österreichische Oberfeldherr Schwarzenberg in die Beseitigung der Napoleonischen Familie einwilligte.

Um die Intriguen zu verstehen, durch welche damals das französische Volk um die so teuer erkauften Früchte seiner Revolution und seiner Siege gebracht wurde, muß man einen Blick auf das bisherige Treiben der Bourbonen und ihrer Anhänger werfen. Als die Alliierten im Jahre 1814 über den Rhein setzten, war die Masse des französischen Volkes teils noch mit dem während der Revolution eingesogenen Hasse gegen Prinzen und Adel erfüllt, teils wußte sie nichts von dem bourbonischen Prätendenten, dem einstigen Grafen von Provence, der sich Ludwig XVIII. nannte. Die ungeheueren Ereignisse, die sich seit 20 Jahren drängten, hatten diese Namen aus dem Ge-

dächtnisse der Massen ausgewischt. Dagegen waren einzelne Männer der alten Adelsfamilien mit Enthusiasmus für das vertriebene Herrschergeschlecht erfüllt geblieben, obgleich die Kabalen, durch welche zahlreiche royalistische Agenten in Frankreich jahrelang für die Bourbonen gearbeitet hatten, ganz erfolglos gewesen waren. Mit ebensowenig Erfolg hatten diese Anhänger der Bourbonen am Schlusse des Jahres 1813 unzählige Exemplare eines Manifestes verbreitet, in welchem der Prätendent mit gleisnerischen Worten nicht nur eine vollständige Amnestie, sondern auch die Aufrechterhaltung jedes bis dahin erworbenen Ranges und Vermögens versprochen hatte. Im Februar 1814 erschien Ludwigs Bruder, der Graf von Artois, beim Heere der Alliierten, während zu gleicher Zeit der ältere von den beiden Söhnen dieses Prinzen, der Herzog von Angouleme, sich in Wellingtons Hauptquartier begab und der jüngere, der Herzog von Berry, seinen Sitz auf der Insel Jersey aufschlug. Artois und Angouleme erließen Proklamationen, in welchen das von Ludwig gegebene Versprechen noch nachdrücklicher wiederholt wurde, zugleich aber auch dadurch, daß Artois den Titel Monsieur für sich in Anspruch nahm, die Rückkehr zur alten Monarchie ausgesprochen wurde. Angouleme ward, als er am 12. März mit den englischen Truppen in Bordeaux einzog, von dem Maire und den anderen dortigen Legitimisten mit Jubel begrüßt; die Masse des Volks dagegen war noch immer demokratisch gesinnt, und wenn auch ein kleiner Teil derselben in den Jubel miteinstimmte, so war doch der Grund davon keineswegs Sympathie für die Bourbonen, sondern Abneigung gegen die Maßregeln, welche Napoleon in den letzten Jahren ergriffen hatte. Die Alliierten ließen sich mit keinem der Prinzen näher ein, weil sie den Schein vermeiden wollten, als wenn sie an Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs dächten: Wellington wies sogar den Herzog von Angouleme mit drohenden Worten zurecht, als dieser sich in seiner Proklamation auf England berufen hatte. Damals arbeiteten die beiden ehemaligen Hauptwerkzeuge Napoleons, Fouché und Talleyrand, schon längst insgeheim, jeder für sich, am Sturze des Kaisers. Talleyrand war bereits im Jahre 1813 mit den Alliierten in Verbindung getreten und zwar vermittelst einer seiner Kreaturen, des auf dem linken Rheinufer reich begüterten Neffen Karls von Dalberg, welcher früher badischer Gesandter in Paris gewesen und nachher aus dem ersten Ritter Deutschlands ein Bonapartischer Herzog von Dalberg geworden war. Auch mit einem der eifrigsten Anhänger der Bourbonen, dem Herrn von Vitrolles, hatte sich Talleyrand schon in Verbindung gesetzt; und am 18. März war Vitrolles, mit zwei Zeilen Dalbergs an Stadion versehen, im Hauptquartier der Verbündeten erschienen. Dort hatte er den russischen

Kaiser in einer dreistündigen Unterredung vom Stande der Dinge in Paris unterrichtet. Dann war er nach Nancy zum Grafen Artois gegangen. Von da würde er wieder nach Paris zurückgekehrt sein, wenn er nicht unterwegs durch bewaffnete Bauern festgehalten worden wäre. Talleyrand selbst fuhr nachher zwar fort, Napoleons Thron zu untergraben; er war aber sogar noch beim Einzuge der Alliierten in Paris schwankend, ob er sich für die Bourbonen oder für die Regentschaft der Kaiserin entscheiden solle. In beiden Fällen blieb er nämlich entweder als Mitglied der Regierung oder auch als Haupt der Opposition in der ihm unentbehrlichen Thätigkeit für Kabale und Intrigue; nur wenn Napoleon auf den Thron zurückkehrte, war er unrettbar verloren.

Den russischen Kaiser hatte schon 1812 der fromme Alexis de Noailles, ein Freund der Frau von Staël, in Petersburg für die Bourbonen zu gewinnen gesucht. Dies war dem feinen Hofmann jedoch nicht geglückt; dagegen hatte er aber den russischen Minister des Auswärtigen, Nesselrode, für seine Absichten gewonnen. Alexander wollte, so entschieden er sich auch stets gegen die Fortdauer von Napoleons Herrschaft aussprach, im ganzen Laufe des Krieges nichts von den Bourbonen wissen, oder er nahm doch wenigstens, zum Teil aus Rücksicht auf Österreich, die Miene an, als wenn er diesen abgeneigt wäre. Nesselrode verständigte sich daher gleich nach der Einnahme von Paris mit Talleyrand über diesen Plan und brachte dann seinen Kaiser in unmittelbaren Verkehr mit Talleyrand, damit dieser ihn von dem Gedanken an eine Regentschaft abziehe und zu der Sache der Bourbonen bekehre. Infolge dieser Intrigue bezog Alexander nicht nur am 1. April Talleyrands Palast, sondern er war auch schon am Tage vorher vermocht worden, dort eine Beratung zu halten, welcher außer dem Könige von Preußen die Fürsten Schwarzenberg und Liechtenstein, die Grafen Nesselrode und Pozzo di Borgo sowie Talleyrand, der Herzog von Dalberg und der ehemalige Girondist Beurnonville beiwohnten. Der letztere war früher Gesandter in Berlin gewesen und mit Friedrich Wilhelm befreundet geworden. Gegenstand der Beratung waren die beiden Fragen, ob man mit Napoleon Frieden schließen könne, und ob, wenn dies nicht der Fall sei, die Regierung seiner Gemahlin und ihrem Sohne oder dem bourbonischen Prätendenten, dem Grafen von Provence — Ludwig XVIII. — überlassen werden solle. Die Beratung war nur eine den Franzosen gespielte Komödie, welche der schlaue Talleyrand auf sehr geschickte Weise so zu leiten wußte, daß er in betreff des Hauptpunktes anderen das entscheidende Wort überließ. Die erste Frage war bald abgethan, da Alexander selbst sie sogleich verneinend beantwortete. In betreff der

zweiten fand zuerst eine Diskussion statt; dann erklärten Talleyrand und Dalberg, daß in den Vorzimmern sich einige Herren befänden, welche über die Stimmung der französischen Nation die beste Auskunft geben könnten. Diese Herren waren der von Polen her bekannte leere und eitle Erzbischof de Pradt und der Abbé Louis, welcher unter Napoleon wichtige Ämter bei der Verwaltung des Schatzes bekleidet hatte und auch später unter Ludwig XVIII. wie auch unter Louis Philipp Finanzminister wurde. Als beide eingetreten waren und Alexander sie über die Wünsche des französischen Volkes befragte, antwortete de Pradt sogleich mit der bereit gehaltenen Phrase: „Wir alle sind Royalisten, und ganz Frankreich ist ebenso royalistisch gesinnt wie wir." Hierauf erklärte Alexander, die Alliierten würden nicht mehr mit Napoleon unterhandeln, aber es den Franzosen selbst überlassen, sich eine neue Regierungsform zu geben. Talleyrand machte ihn darauf aufmerksam, daß im Protokoll, das er selbst niedergeschrieben hatte, der Zusatz „und auch mit keinem Gliede seiner Familie" fehle. Alexander genehmigte diesen Zusatz, und nachdem hierauf der König von Preußen und der Fürst Schwarzenberg auch ihrerseits seiner Meinung beigestimmt hatten, ließ er von Dalberg eine die gefaßten Beschlüsse ankündigende Proklamation abfassen, welche von ihm und von Nesselrode unterzeichnet und am anderen Tage in den Straßen von Paris angeheftet wurde. Obgleich nach dieser Proklamation die Franzosen selbst über ihren Thron entscheiden sollten, so gab doch noch am Abend des 31. März Nesselrode einer Deputation, welche einige Hundert Royalisten an seinen Kaiser sandten, in dessen Namen die Versicherung, der Graf von Provence werde als allein rechtmäßiger Prätendent Beherrscher von Frankreich werden. Am folgenden Tage gab Alexander selbst dem Minister Caulaincourt, welchen Napoleon noch einmal an ihn gesandt hatte, in einer vierstündigen Unterhaltung dieselbe Erklärung.

Der Senat, welcher dem gestürzten Herrscher als organisierendes Werkzeug gedient hatte, wurde jetzt von Talleyrand auf gleiche Weise gebraucht. Talleyrand als Vicepräsident desselben und als Vicegroßwahlherr berief die 90 Senatoren, die sich von den 140 Mitgliedern dieses Staatskörpers in Paris befanden, auf den 1. April zu einer Sitzung. Es fand sich ein Teil derselben, etwa 30, ein. Talleyrand nahm den Vorsitz und schlug nach einer kurzen, unzusammenhängenden und unklaren Anrede, die er sich von einem dritten hatte aufsetzen lassen, wenigstens einmal in seinem Leben verlegen die Ernennung einer provisorischen Regierung sowie zugleich die fünf Mitglieder dieser Regierung vor. Sein Antrag wurde natürlich ohne weiteres angenommen, und Dalberg, Beurnonville, die beiden ehemaligen Deputierten

der konstituierenden Versammlung Jaucourt und Abbé Montesquiou sowie Talleyrand selbst als Präsident, wurden zu Mitgliedern der provisorischen Regierung ernannt. Diese fünf Männer wurden zugleich beauftragt, eine über die Abschaffung des Kaisertums zu erlassende Proklamation vorzulegen und eine neue Verfassung zu entwerfen. In betreff der letzteren erließ aber der Senat, um sich seine Stellung auch für die Zukunft zu sichern, die Bestimmung, daß er selbst und der gesetzgebende Körper wesentliche Bestandteile der neuen Verfassung sein sollten. Außerdem dekretierte der Senat noch folgende Bestimmungen für dieselbe: die Armee, die pensionierten Mitglieder derselben und ihre Witwen sollen ihren Rang, ihre Ehren und Pensionen behalten, die Staatsschulden verbürgt bleiben, der Besitz gekaufter Nationalgüter unwiderruflich sein, kein Franzose wegen der Meinungen, die er früher geäußert habe, verfolgt, und die Preßfreiheit sowie die Religions- und Gewissensfreiheit aufrecht erhalten werden. Von der Absetzung Napoleons und von der Zurückberufung der Bourbonen war in dem Protokoll dieser Senatssitzung, welches am folgenden Tage im Moniteur veröffentlicht wurde, noch keine Rede. Dagegen kam in dieser Hinsicht die Mehrzahl der 24 Mitglieder des Pariser Munizipalrats den Senatoren und ihrem Leiter zuvor. Vierzehn Mitglieder desselben ließen nämlich, mit stillschweigender Billigung des Präfekten Chabrol, am Abend des 1. April namens der Munizipalität überall eine Proklamation anschlagen, in welcher Napoleons Absetzung und die Wiederherstellung der Bourbonenherrschaft gefordert wurde: die Journale beeilten sich, der Nation die Prinzen des königlichen Hauses aufzuzählen, deren Ankunft man entgegensehen könne.

Dieser legitimistische Eifer des Munizipalrats nötigte die provisorische Regierung und den Senat, auch ihrerseits auf der Bahn der Restauration rascher voranzugehen, als sie anfangs gewollt hatten. In der Sitzung vom 2. April erklärte der Senat Napoleon und seine Familie des Thrones verlustig und entband das französische Volk des demselben geleisteten Eides der Treue. Am folgenden Tage wurde eine zweite Akte angenommen, welche die Gründe der Absetzung Napoleons enthielt und am 4. April im Moniteur bekannt gemacht wurde. Diese Gründe anzuführen scheint uns nicht der Mühe wert zu sein, weil der Senat selbst mit allen den Dingen, die er jetzt Napoleon vorwarf, früher ganz zufrieden gewesen war und sich als Werkzeug bei der Ausführung derselben hatte gebrauchen lassen. An demselben 3. April traten auch die in Paris anwesenden Mitglieder des gesetzgebenden Körpers sowie die Beisitzer des Kassationshofes und alle anderen Behörden dem Absetzungsbeschlusse bei; die abwesenden Mitglieder derselben schickten ihre Zustimmung ein. Napoleon konnte sich

über alles dies nicht beschweren. Er hatte keinen unabhängigen Charakter aufkommen lassen und das Gaukelspiel der Lüge und Heuchelei zu oft für sich selbst gebraucht, um nicht erwarten zu müssen, daß man dasselbe auch zu Gunsten der Bourbonen benutzen werde. Die Wiedereinsetzung der letzteren wurde, weil man mit Napoleon nicht früher fertig ward, erst am 7. April bekannt gemacht. An diesem Tage aber verkündigte der Moniteur, daß der Senat den Prinzen Ludwig Stanislaus Xaver (nicht Ludwig XVIII.) der französischen Nation vermöge einer Konstitution wiedergegeben habe, welche ebenso vorteilhaft für das Volk, als für die Herrscherfamilie sei. Am folgenden Tage ward die unterdessen vom Senat angenommene Konstitution zugleich mit der Beitrittserklärung des gesetzgebenden Körpers bekannt gemacht. Zum Behufe der Beurteilung dieses schnell fabrizierten Machwerkes genügt die Bemerkung, daß nicht nur dem alten Adel seine Titel wiedergegeben und dem neuen die seinigen erblich verliehen wurden, sondern daß auch der Senat sich selbst als einen aus wenigstens 150 und höchstens 200 Mitgliedern bestehenden Staatskörper der Nation aufdrängte.

Dies ganze Verfahren stand mit dem, was unterdessen zu Fontainebleau vorgefallen war, in Wechselbeziehung. Dort hatte Napoleon die noch übrigen Truppen um sich gesammelt, so daß am 3. April zwischen Fontainebleau und Paris gegen 40000 Mann aufgestellt waren. Von den Marschällen hatten sich Marmont, Mortier, Moncey, Lefebvre, Ney, Macdonald, Oudinot und Berthier sowie außer denselben auch der Großmarschall Bertrand und die beiden Minister Maret und Caulaincourt beim Kaiser eingefunden. In der Nacht auf den 3. April kam Caulaincourt von seiner zweiten Sendung an Alexander nach Fontainebleau zurück und erklärte dem Kaiser: nur wenn er selbst abdanke, könne die Regierung vielleicht noch seinem Sohne erhalten werden. Napoleon ließ hierauf die Garderegimenter im Schloßhofe aufziehen und forderte sie in einer Anrede zum Rachekampf auf. Die Soldaten antworteten mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser! Nach Paris, nach Paris!“ Unmittelbar darauf traten aber die Marschälle miteinander in Beratung, und da sie nicht nur die Absetzungsurkunde erhalten hatten, sondern auch Caulaincourt ihnen die dem Kaiser gegebene Erklärung wiederholte, so kamen sie überein, sich dem von Napoleon beschlossenen Marsche nach Paris zu widersetzen. Oudinot, der sich bereits mit der provisorischen Regierung in Verbindung gesetzt hatte, verlangte sogar, daß man den Kaiser zur Abdankung zwingen solle. Dies zu versuchen wagte man jedoch erst am folgenden Tage, als Napoleon den Befehl gab, das Hauptquartier weiter nach Paris hin zu verlegen. An diesem Tage (4. April) begaben sich die Mar-

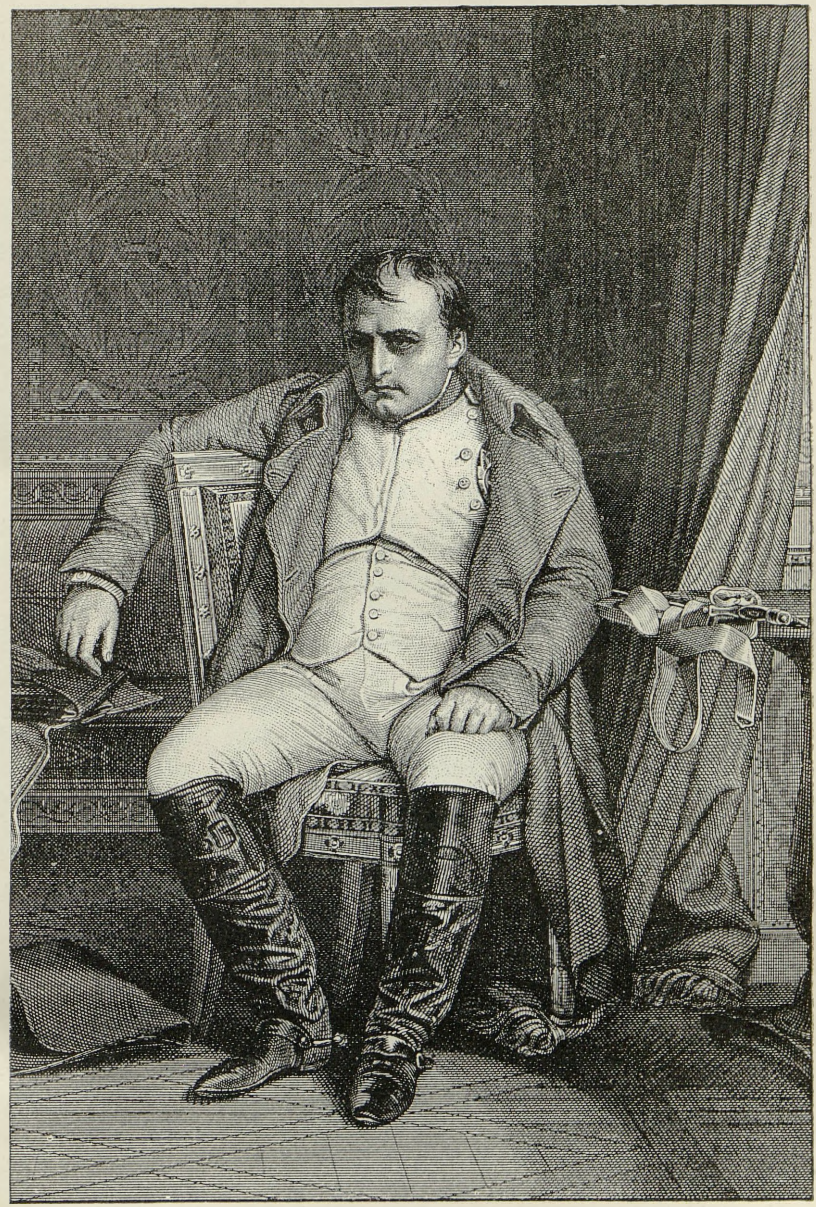
schälle und mit ihnen Bertrand, Maret und Caulaincourt zum Kaiser. Sie überreichten ihm ein Schreiben Beurnonvilles, welches die Anzeige von seiner Absetzung enthielt, und forderten ihn dann auf, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Die Art, wie sie dies thaten, wird in den vorhandenen Berichten verschieden dargestellt. Fest steht, daß sie dem Kaiser geradezu ihren und der Soldaten Beistand zur Erneuerung des Kampfes versagten, daß er sich deshalb zur Unterzeichnung einer Abdankungsakte genötigt sah, und daß, als er dieselbe gleich darauf wieder zurückziehen wollte, Ney ihm mit Grobheiten begegnete. Napoleons Entsagung war jedoch eine bedingte, da er nur zu Gunsten seines Sohnes abgedankt hatte. Ney, Macdonald und Caulaincourt reisten sogleich mit der Entsagungsakte nach Paris ab. Sie nahmen unterwegs auch Marmont mit, ohne zu wissen, daß dieser sich bereits mit den Verbündeten verständigt habe.

Marmont seinerseits nämlich war schon am 2. April mit Beurnonville, mit Talleyrand und mit Dessoles, dem die provisorische Regierung den Oberbefehl über die Nationalgarde übertragen hatte, in Verhandlung getreten. Am 3. hatte er von Schwarzenberg eine schriftliche Aufforderung zum Abfall von Napoleon erhalten und sich dazu sogleich unter der doppelten Bedingung bereit erklärt, daß sein Armeecorps freien Abzug nach der Normandie erhalte, und daß dem abgesetzten Kaiser Leben und Freiheit verbürgt sowie ein durch die Alliierten zu bestimmendes kleines Gebiet eingeräumt werde. Schwarzenberg hatte am 4. mittelst einer schriftlichen Erklärung diese Bedingungen zugestanden, und Marmont hatte darauf sogleich die nötigen Anordnungen getroffen, damit sein Corps am 5. April um vier Uhr morgens sich von Napoleons Armee trenne und über Versailles abziehe. Unmittelbar darauf traf er mit Ney, Macdonald und Caulaincourt zusammen. Diese begaben sich, als sie abends in Paris angekommen waren, ohne Marmont in Talleyrands Palast, wo sie um Mitternacht beim Kaiser Alexander zur Audienz zugelassen wurden. Alexander sprach freundlich mit ihnen und deutete sogar die Möglichkeit einer Regentschaft an; er wollte sie aber nur so lange hinhalten, bis ihm gemeldet worden sei, daß Marmonts Untergenerale mit ihren Truppen nach Versailles aufgebrochen wären. Dies geschah zur bestimmten Stunde, wiewohl nicht ohne anfängliches Widerstreben der Soldaten. Sobald Alexander durch ein Billet Schwarzenbergs davon benachrichtigt worden war, erklärte er den drei Abgeordneten Napoleons, daß sich jetzt die ganze Lage der Dinge geändert habe. Marmont, zu dem die letzteren hierauf sogleich gingen, stellte sich sehr betroffen über die Nachricht vom Abmarsche seiner Truppen. In einer zweiten Audienz, welche Alexander den drei Abgeordneten Napoleons gewährte, erhielten sie

die feierliche Versicherung, daß alles mögliche für Napoleon gethan und ihm die Insel Elba als Besitztum überlassen werden solle, wenn er statt der bedingten Entsagungsakte eine unbedingte ausstelle. Mit dieser Erklärung kehrten sie noch am 5. April nach Fontainebleau zurück.

Napoleon hatte, sobald ihm Marmonts Abfall, dem die französischen Schriftsteller eine übertriebene Bedeutung beimessen, kund geworden war, am 5. April einen Tagesbefehl erlassen, in welchem er der Armee für die ihm bewiesene Treue dankte und die Niederträchtigkeit des Senats in ihrer ganzen Blöße hinstellte. Zur unbedingten Abdankung konnte er sich nur schwer entschließen: was wollte er aber machen, da sogar die Männer, die ihn unmittelbar umgaben, sich insgeheim der neuen Ordnung gefügt hatten, und da Champagny, den die Kaiserin an ihren Vater geschickt hatte, mit der Antwort abgewiesen worden war, Kaiser Franz sei mit allem einverstanden, was seine Mitverbündeten beschlössen! Dessenungeachtet kostete es einen Kampf von mehreren Tagen, bis endlich Ney, Oudinot und andere Marschälle durch unablässiges Quälen den Kaiser dazu brachten, daß er eine unbedingte Entsagungsakte unterzeichnete. Die meisten seiner Großen und Diener hatten ihm bereits den Gehorsam aufgekündigt. Der Moniteur war seit dem 3. April tagtäglich mit Namen von Abtrünnigen angefüllt. Ja, sogar seine eigene Gemahlin, welche am 8. April von Blois abreiste und, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben, am Ende des Monats nach Wien zurückkehrte, vergaß ihn bald und warf sich in die Arme eines anderen Mannes. Daß alle bisherigen Anhänger mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen ihren Herrn und Wohlthäter verließen und sich der neuen Regierung zu empfehlen eilten, wird man sich aus dem Wesen gemeiner Naturen um so leichter erklären können, da Napoleon selbst die Menschen stets nur als Mittel zu seinen persönlichen Zwecken angesehen hatte und deshalb auch von ihnen das Gleiche erwarten mußte.

Als er die Entsagungsakte unterzeichnet hatte, reisten Ney, Macdonald und Caulaincourt nach Paris zurück, um mit den Alliierten einen Vertrag über die Vorteile abzuschließen, welche dem abgesetzten Kaiser und seiner Familie zugestanden werden sollten. Sie waren kaum abgereist, als Napoleon den gethanen Schritt bereute und ihnen Gourgaud nachsandte, um die Urkunde zurückzufordern; man antwortete diesem aber, es sei zu spät. Am 11. April kehrten die genannten drei Abgeordneten mit dem an diesem Tage von ihnen, von Metternich, Nesselrode und Humboldt unterzeichneten Vertrage zurück, den man mit dem Namen des Vertrages von Fontainebleau bezeichnet. Napoleon unterschrieb denselben zugleich mit einer nochmaligen Entsagungs-



XV. 646. **Kaiser Napoleon I. zu Fontainebleau 1814.**
(Nach Paul Delaroche.)

akte, welche in zwei Worten von der ersten abwich und am 12. April im Moniteur bekannt gemacht wurde. Welchen furchtbaren inneren Kampf Napoleon während des ganzen Monats April zu kämpfen hatte, geht daraus hervor, daß er in der Nacht auf den 13. April Gift nahm; dieses versagte jedoch seine Wirkung.

Im Vertrage von Fontainebleau leistete Napoleon auf den französischen Thron Verzicht: dagegen ward ihm und seiner Gemahlin die kaiserliche Würde, seinen Verwandten der Prinzentitel vorbehalten und außerdem nicht nur ihm selbst die Insel Elba, welche 7 Quadratmeilen groß ist und etwa 15 000 Einwohner zählte, und seiner Gemahlin das Herzogtum Parma mit Piacenza und Guastalla als souveränes Besitztum, sondern auch ihm und seiner Gemahlin je eine Million jährlicher Einkünfte aus dem französischen Staatsschatze zugestanden. Ein anderer Artikel des Vertrages versprach ihm für die Insel Elba den Schutz der Alliierten gegen die Barbaresken, d. h. mit andern Worten: es ward den Engländern das Recht vorbehalten, Elba von der See aus zu beherrschen. Der ersten Gemahlin Napoleons wurde ein Einkommen von einer Million, seinen übrigen Verwandten eine Summe von zusammen drittehalb Millionen jährlich sowie einer Anzahl von Generalen und Dienern Napoleons eine Gratifikation von zwei Millionen zuerkannt; diese Bestimmungen wurden jedoch nachher von den Bourbonen nicht ausgeführt. Für den Vicekönig Eugen wurde festgestellt, daß er eine passende Versorgung außerhalb Frankreichs erhalten solle. Aus den übrigen Bestimmungen des Vertrages von Fontainebleau heben wir noch folgende hervor: Napoleon solle von 12- bis 1500 Mann der Garde bis ans Meer begleitet werden, die Überfahrt nach Elba auf einer Korvette, welche sein Eigentum blieb, machen und 400 Mann der Garde mitnehmen und behalten dürfen. Alle ihn begleitenden Franzosen sollten, bei Verlust des französischen Bürgerrechts, innerhalb dreier Jahre von Elba zurückkehren. Seine polnischen Truppen endlich sollten mit Waffen und Gepäck nach Polen zurückkehren, ihre Orden und Pensionen behalten.

Die provisorische Regierung Frankreichs trat dem Vertrage von Fontainebleau schon am 11. April bei. Ludwig XVIII., welcher noch in England war, that dies nicht früher, als am 31. Mai, und zwar erst infolge des dringenden Verlangens der alliierten Mächte und nur in der Art, daß er die Beitrittserklärung der provisorischen Regierung bestätigen ließ. England hatte sich an dem Abschluß des Vertrages nicht unmittelbar beteiligt und gab am 17. April nur eine einfache Beitrittserklärung. Selbst diese ward, um nicht den Kaisertitel, den die Engländer Napoleon stets versagt hatten, noch nach seiner Abdankung anzuerkennen, auf diejenigen Punkte beschränkt, welche die

Insel Elba und das seiner Gemahlin zugeteilte Land betrafen. Am 20. April reiste Napoleon, von Kommissaren der drei Mächte und von einer kleinen Schutzwache begleitet, die sich auf der Reise durch den südlichen Teil von Frankreich sehr nötig erwies, aus Fontainebleau nach der Insel Elba ab, auf welcher er am 3. Mai ankam.

5. Ausgang des Krieges in den Niederlanden, in Italien, Südfrankreich und Spanien.

Die Einnahme von Paris machte auch in anderen Gegenden und Ländern dem Kriege vollends ein Ende. In den Niederlanden hatten die Franzosen, welche dort von Maison kommandiert wurden, mit Ruhm gegen die Alliierten gekämpft. Da sie es jedoch auch dort mit einem an Zahl weit überlegenen Gegner zu thun hatten, so war bereits zu der Zeit, als die verbündeten Heere in Paris einzogen, für die Franzosen ganz Belgien verloren gegangen. Nur die Festung Antwerpen, in welcher Carnot befehligte, befand sich damals noch in ihrer Gewalt. Gleich nachher (7. April) schloß Maison einen Waffenstillstand, und am 13. April erkannte er die Bourbonen als seine Herren an. Carnot übergab die ihm anvertraute Stadt am 18. April.

In Italien hatten Lord Bentincks Truppen am Anfange des Monats März Toscana besetzt; bald nachher war auch der Papst in den Kirchenstaat zurückgekehrt; der betrogene König Joachim von Neapel aber stand mit seinen Truppen in der Lombardei, um als Bundesgenosse der Österreicher seine Landsleute und ihren Anführer, den Vicekönig, vertreiben zu helfen. Als der Krieg in Frankreich durch den Vertrag von Fontainebleau beendet worden war, sah sich Eugen genötigt, auch seinerseits die Waffen niederzulegen. Er schloß am 16. April mit dem österreichischen General Bellegarde einen Waffenstillstand. Diesen benutzte er, um Unterhandlungen über persönliche Vorteile anzuknüpfen, die er um so leichter zu erlangen hoffte, als ihm im Vertrage von Fontainebleau aus Rücksicht auf seinen Schwiegervater, den König von Bayern, eine Entschädigung außerhalb Frankreichs zugesagt worden war. Zugleich suchte er mit Hilfe seiner Anhänger in Mailand zu bewirken, daß ihm die Krone des Königreichs Italien durch Erwählung übertragen werde. Die Majorität des Senats war für ihn gewonnen und faßte den Beschluß, durch eine Deputation die alliierten Mächte um die Erhaltung des Königreichs Italien und um die Anerkennung Eugens als seines Beherrschers zu bitten; sie würden, wenn ihnen die Bitte hätte erfüllt werden können, kein schlechtes Los gezogen haben. Es gab jedoch auch in Mailand eine auf die Herstellung der alten Zustände bedachte Partei, und diese be-

nutzte den dort herrschenden Franzosenhaß, um auf gewaltsame Weise alles Neue über den Haufen zu werfen. Von dieser Partei aufgehetzt, erhob sich am 20. April der Pöbel der Stadt, verjagte die französisch gesinnten Senatoren und ließ auf greuliche Weise seine Wut an ihnen und ihren Parteigenossen aus. Da zu gleicher Zeit auch in den italienischen Regimentern Bewegungen ausbrachen, so sah sich Eugen genötigt, Italien zu verlassen. General Bellegarde rückte am 28. April in Mailand ein, besetzte auch die übrigen Städte und erklärte am 23. Mai, daß er im Namen seines Kaisers von dem bisherigen Italienischen Reiche Besitz ergreife. Auf Metternichs Betrieb bestätigte nachher der Wiener Kongreß die Unterwerfung der Lombardei und des Venezianischen unter Österreichs Kaiser. Eugen begab sich zu seinem Schwiegervater und zog sich mit Ehren in den Privatstand zurück.

Im südlichen Frankreich, wo Augereau von Lyon aus kommandierte und Marchand das Departement Montblanc oder das Land Savoyen verteidigte, hatte der Krieg während der Monate Januar und Februar keine Entscheidung herbeigeführt. In der Mitte des März wurden aber die Truppen der Alliierten bedeutend verstärkt, und nun mußte sich Augereau nach Vienne, Marchand nach Grenoble zurückziehen. Im April machten dann die Pariser Vorgänge auch in jenen Gegenden dem Kriege ein Ende.

In Spanien hatte sich Soult, nach dem Falle von San Sebastian und Pampeluna, auf die Verteidigung der französischen Grenze beschränken müssen. Dagegen behauptete sich Suchet, auch nachdem er Valencia aufgegeben hatte, in Aragonien und Katalonien gegen die anglo-sizilianische Armee und gegen ein spanisches Heer unter Copons In Frankreich einzufallen, war Wellington anfangs nicht willens, besonders weil er ebensowohl mit der elenden portugiesischen Regierung als auch mit den spanischen Cortes und ihrer Regentschaft fortwährend Händel hatte. Mit der ersteren ward Wellington leicht fertig; denn da die Engländer in Portugal ihre Herrschaft schon längst fest begründet hatten, so war die einheimische Regierung ein bloßer Schatten. Sie mußte sich ebenso wie die Geistlichkeit auf Kabalen beschränken; diesen setzten aber die englischen Offiziere und Beamten ihrer Gewohnheit nach die Überlegenheit der rohen Gewalt entgegen. Ganz anders verhielt es sich mit den Spaniern. Diese waren auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtig und weit entfernt, sich von irgendwem lenken zu lassen. Sie waren jedoch in zwei Parteien zerrissen, welche einander tödlich haßten. Von diesen beiden Parteien hatte die der Liberalen zwar in der Cortesversammlung das Übergewicht; sie war aber einerseits mit Wellington zerfallen und der englischen Regierung durch ihre radikalen Beschlüsse

widerwärtig und befand sich andererseits ihren Feinden gegenüber schon seit dem Herbst des Jahres 1813 in einer bedenklichen Lage. Es ward ihr nämlich nicht nur der allgemeine Umschwung gefährlich, welchen damals die Dinge in Europa genommen hatten, und der dieselben sichtbar in das reaktionäre Geleise trieb, sondern ihre Gegner, die sogenannten Servilen, bedienten sich auch der Munizipalverwaltung und des fanatischen Pöbels von Cadiz ganz ebenso gegen die Regentschaft und die Majorität der Cortes, wie einst der Gemeinderat und Pöbel von Paris gegen den Konvent gebraucht worden war. Auf diese Weise verhinderten die Servilen namentlich die Verlegung der Regierung und Gesetzgebung nach Madrid, obgleich der Ausbruch des gelben Fiebers in Cadiz dieselbe nötig zu machen schien. Erst als im Herbst 1813 eine neue Cortesversammlung nach den Vorschriften der Verfassung von 1812 gewählt und eine neue Regentschaft eingesetzt worden war, gelang es den Liberalen, am 29. November den Beschluß durchzusetzen, daß die Regentschaft und die Cortes nach Madrid übersiedeln sollten. Mit Wellington stand die neue gesetzgebende Behörde auf besserem Fuße, als die alte: diese hatte den englischen Heerführer so sehr gekränkt, daß er ihr sogar das ihm übertragene Amt eines Generalissimus hatte zurückgeben wollen.

Als im November 1813 die alliierten Mächte den Rest von Napoleons Armee über den Rhein zurückgetrieben hatten, spielte Wellington den Krieg von Spanien nach Frankreich hinüber. Er nahm am 10. November die französische Stadt St.-Jean de Luz zwischen San Sebastian und Biarritz und drängte Soult über die Nive zurück. Im Dezember mußten die Franzosen infolge eines mehrtägigen blutigen Kampfes, bei welchem drei Regimenter, Nassauer und Frankfurter, zu den Engländern übergingen, sogar noch weiter zurückweichen. Sie zogen sich damals in ein festes Lager, welches Soult bei Bayonne errichtet hatte. Dort wurden nachher im Januar 1814 fast täglich Gefechte geliefert, ohne daß die Franzosen gezwungen werden konnten, ihre Stellungen zu räumen. Unterdessen hatte Napoleon den Versuch gemacht, die Spanier vermittelst des in Valençay gefangen gehaltenen Königs Ferdinand VII. von den ketzerischen Engländern zu trennen und zugleich unter ihnen selbst die Flamme des Bürgerkrieges anzufachen; er hatte aber dabei seiner Sache allzu gewiß sein wollen und dadurch dem englischen Oberfeldherrn die Möglichkeit gewährt, ihm mit Erfolg entgegenzuarbeiten. Anstatt nämlich Ferdinand sogleich ohne weiteres in Freiheit zu setzen und nach Valencia geleiten zu lassen, suchte ihn Napoleon durch einen förmlichen Vertrag an sein Interesse zu knüpfen, obgleich er hätte wissen sollen, daß ein Mann wie Ferdinand sich an keine Verpflichtung binden werde. Er schickte am 11. November 1813 seinen früheren Ge-

sandten in Berlin und Madrid, den gewandten Laforest, mit einem Briefe nach Valençay, in welchem er sich auf eine unwürdige Weise als den Beschützer der alten und veralteten Privilegien und Regierungsprinzipien hinstellte. Zugleich suchte er den König durch dessen ehemaligen Gouverneur, den Herzog von San Carlos, welcher ebenfalls in Frankreich festgehalten wurde, zu bearbeiten. Dieser war jedoch am 21. November kaum in Valençay eingetroffen, als er seinem Freunde und Schüler den Rat erteilte, den Betrüger dadurch zu betrügen, daß er seinerseits alles verspreche und nachher nichts erfülle. Ferdinand befolgte diesen Rat und schloß am 11. Dezember einen Vertrag ab. In diesem wurde er von Napoleon als spanischer König anerkannt und erhielt das Versprechen, daß er in den Besitz seines ganzen früheren Reiches wiedereingesetzt werden solle; dagegen machte er selbst sich anheischig, die Engländer aus Spanien zu vertreiben, eine vollständige Amnestie zu gewähren, allen Anhängern Josephs nicht nur ihre Güter, sondern sogar ihre Ämter und Ehrenstellen zu lassen u. dgl. m. In Freiheit sollte jedoch Ferdinand erst dann gesetzt werden, wenn die Regentschaft zu Madrid und die Cortes den Vertrag bestätigt hätten. Zur Einholung dieser Bestätigung ward nicht nur San Carlos nach Madrid geschickt, sondern Napoleon sandte auch den tapfern Verteidiger von Saragossa, Palafox, dahin, weil er meinte, dieser werde sich ebenfalls zu seinen Zwecken gebrauchen lassen. Ja, der Kaiser schenkte damals sogar einem Manne unbedingtes Vertrauen, der nachher in seinen Denkwürdigkeiten selbst aussprach, er habe sich über die dargebotene Gelegenheit gefreut, einen Erzbetrüger betrügen zu können. Dieser Mann war Ferdinands früherer Lehrer, der Domherr Escoiquiz. Napoleon schickte denselben nach Valençay, um durch ihn den König dem geschlossenen Vertrage treu zu erhalten.

Die Engländer hatten längst von dem, was in Valençay geschehen war, Kunde erhalten. Sie machten daher die liberale Partei in Madrid aufmerksam, und da diese den grausamen, gewissenlosen Ferdinand und seine Autokratie noch weit mehr fürchtete, als Napoleons bereits gebrochene Macht, so blieben alle Bemühungen, sie zur Bestätigung des Vertrages von Valençay zu bewegen, vergeblich. Die Cortes erneuerten vielmehr sogar einen im Februar 1811 gefaßten Beschluß, nach welchem nicht nur alle Verfügungen Ferdinands, solange er sich in Gefangenschaft und im Auslande befinde, als null und nichtig angesehen, sondern auch vor seiner Wiedereinsetzung kein Friede mit Frankreich geschlossen werden sollte. Zugleich verfügten sie durch ein anderes Dekret, daß Ferdinand nicht eher als König anerkannt werden solle, als bis er sich vermittelst eines feierlichen Eides zur Aufrechthaltung der neuen demokratischen Konstitution verbindlich gemacht habe. Erst im März

1814 that Napoleon, durch Wellingtons Fortschritte in Frankreich beunruhigt, den Schritt, den er gleich anfangs hätte thun sollen: er entließ, ohne die Ratifikation der Cortes abzuwarten, den spanischen König aus der Gefangenschaft. Dieser reiste am 13. März von Valençay nach Katalonien ab.

Soult hatte sich in den trefflichen Befestigungen, welche bei Bayonne angelegt worden waren, lange gegen Wellington behauptet; Napoleon entzog ihm aber, um die Garde zu verstärken, gerade zu derselben Zeit einen großen Teil seiner alten Soldaten, als Wellington bedeutende Verstärkungen erhielt. Sobald daher der letztere am 14. Februar das Lager der Franzosen zu umgehen begann, mußte Soult aus seiner Stellung weichen. Beide Feldherren boten damals alle ihre Talente gegeneinander auf, und auch ihre Soldaten wetteiferten miteinander in Tapferkeit und Anstrengungen. Soult behauptete den Besitz von Bayonne, obgleich er selbst in der Richtung nach Osten abzog; und Wellington öffnete sich, ohne vorher Bayonne genommen zu haben, die Straße nach Bordeaux. Durch ein Treffen, welches die Engländer am 27. Februar bei Orthez gewannen, wurde endlich Soult genötigt, noch weiter seitwärts zu weichen; er wußte aber das ihm an Zahl weit überlegene Heer Wellingtons zwischen Orthez und St. Gaudenz wochenlang aufzuhalten, ließ unterdessen Toulouse befestigen und mit allem Nötigen versehen und kam nachher noch drei Tage früher in dieser Stadt an, als die ihm nachfolgenden Engländer. Diese hatten unterdessen auch die Stadt Bordeaux besetzt, wo, wie wir sahen, bei ihrem Einzuge (12. März) der Herzog von Angouleme, der Marquis von Larochejacquelein und andere Emigranten zum Verdrusse Wellingtons die erste große Demonstration für die Sache der Bourbonen machten. Am 10. April kam es bei Toulouse zu einer letzten Schlacht zwischen Soult und Wellington. Diese hätte vermieden werden können, weil beide Führer schon von den Vorfällen in Paris Kenntnis hatten; Soult wollte aber, wie man behauptet, den Versuch machen, ob nicht durch einen Sieg über Wellington die Sache des entthronten Kaisers, der sich noch in Fontainebleau befand, wieder gehoben werden könne. Der Kampf war sehr blutig, und Wellington konnte den Sieg nur durch die Aufopferung von mehreren Tausend Engländern, Portugiesen und Spaniern erkaufen. Dessenungeachtet ward Soult nicht eigentlich geschlagen; er zog sich vielmehr in aller Ordnung zurück und behauptete sogar einen Teil der Werke von Toulouse noch bis zum 12. April. Als die Engländer in Toulouse einzogen, riefen die Royalisten mit großem Jubel Ludwig XVIII. als König aus; Wellington nahm aber auch von dieser Demonstration keine Notiz, bis die aus Paris abgesandten Kommissare ihm die Beschlüsse der alliierten Mächte über-

brachten. Soult seinerseits versagte den Befehlen der provisorischen Regierung, die er am 13. erhielt, den Gehorsam und würde noch ein zweites Treffen geliefert haben, wenn ihm nicht am 17. eine Botschaft vom Major-General seines Kaisers überbracht worden wäre. Jetzt erst fügte er sich in die neue Ordnung der Dinge. Am 18. April schloß er mit Wellington Waffenstillstand.

Suchet in Katalonien hatte sich schon früher gefügt. Auch er hatte zwei Heeresabteilungen nach Frankreich zurückschicken müssen, dessenungeachtet aber die besetzten Plätze behauptet. Doch waren die Werke aller kleinen Festungen auf seinen Befehl geschleift worden, und er hatte sich, als am 19. März der aus Frankreich zurückkehrende König Ferdinand bei ihm eintraf, bis in die Nähe der französischen Grenze zurückgezogen. Nach einem von Napoleon erhaltenen Befehle sollte er den spanischen König nicht eher von seiner Seite lassen, als bis die Besatzungen von Barcelona und andern katalonischen Städten, welche von den Engländern und Spaniern eingeschlossen waren, nach Frankreich zurückgekehrt seien. Suchet bestand jedoch nicht auf dieser Vorbedingung, sondern begnügte sich mit dem von Ferdinand gegebenen Versprechen, daß die Besatzungen sogleich zurückgeschickt werden sollten. Er geleitete hierauf den König bis zu den ersten spanischen Truppen, welche diesen feierlich als ihren Herrscher aufnahmen. Dann kehrte er mit dem Reste seines Heeres nach Frankreich zurück; von der Erfüllung des ihm erteilten Versprechens aber war keine Rede. Seines persönlichen Vorteils hatte sich Suchet schon früher versichert: sobald ihm klar geworden war, daß Spanien nicht zu behaupten sei, daß er selbst also auch seine Herrschaft Albufera verlieren werde, hatte er auf gut bonapartisch in dieser noch schnell sieben oder acht Jahreseinnahmen durch blutigen Zwang beigetrieben. Auch zog er nicht eher nach Frankreich ab, als bis der unermeßliche Raub, den er während des Krieges gemacht hatte, in Sicherheit gebracht war. Sein Untergeneral Habert, welcher in Barcelona kommandierte, konnte sich wie Soult nur schwer darein finden, daß die französische Nation aufhören solle, über andere Völker militärisch zu herrschen. Habert stellte, obgleich ihm der Abschluß des Friedens bekannt war, den Kampf nicht eher ein, als bis er offiziell von demselben in Kenntnis gesetzt worden war: noch am 18. April machte er einen Ausfall, welcher zwar zurückgeschlagen wurde, aber vielen Spaniern das Leben kostete.

6. Beginn der Restauration in Frankreich.

Von dem Augenblicke an, als der Umsturz des Napoleonischen Reiches vollendet und die Herrschaft des alten Königsgeschlechtes in

Frankreich wiederhergestellt war, beginnt ein neuer Zeitabschnitt, welcher inniger mit den Ereignissen des Jahres 1848 und ihren Folgen, als mit den Begebenheiten der ersten anderthalb Jahrzehnte unseres Jahrhunderts zusammenhängt. Von diesem Augenblicke an begann der noch immer fortdauernde Kampf des demokratischen Prinzips mit den aristokratischen Vorurteilen und Privilegien sowie des diplomatischen Truges mit den Rechten, die man den Völkern scheinbar einräumt, in Wirklichkeit aber durch Polizei, Autokratie und Bureaukratie ärger als jemals beschränkt*). Es können daher hier zum Schlusse nur einige kurze Andeutungen über die Ereignisse der Jahre 1814 und 1815 gegeben werden. Wir wenden unsere Blicke zuerst auf das, was in Frankreich geschah, weil dort jener Kampf begonnen wurde.

Als Napoleon überwunden und beseitigt war, richteten die verbündeten Mächte ihr Augenmerk zuerst auf die Einsetzung der neuen Regierung Frankreichs, welche ohne ihre Unterstützung nicht bestehen konnte, und auf den Abschluß des Friedens. Erst nachdem beides vollzogen war, beschäftigten sie sich mit der Verteilung und Neueinrichtung der von Frankreich abgetretenen Länder. Dasjenige hingegen, was der Hauptgegenstand ihrer Fürsorge hätte sein sollen, wurde ganz und gar beiseite gesetzt. Es ward nämlich nur hier und da der von den Mächten selbst angeregte Wunsch der Völker, einen größeren Anteil an der Regierung und Verwaltung zu erhalten, zum Scheine befriedigt; von einer wirklichen Erfüllung der den Völkern gemachten Versprechungen war nirgends die Rede.

Die provisorische Regierung in Paris blieb 14 Tage lang bestehen, bis der Graf von Artois die Leitung der Dinge übernahm. Die Seele der Regierung war seit dem 31. März Talleyrand. Dieser hatte durch die in Eile verfertigte Konstitution, durch die in ihr ausgesprochene Begünstigung der verächtlichen Senatoren und dadurch, daß er für den Anstifter des Komplottes gegen Napoleon galt, den Unwillen der Nation erregt. Er konnte sich deshalb nur vermittelst der fremden Mächte in seiner Stellung behaupten. Auch trieb er damals wie immer sein gewöhnliches Intriguenspiel; ja er benutzte sogar das Unglück seines Vaterlandes nach seiner Art zu niedrigen Spekulationen

*) Der jetzige Herausgeber ändert an diesen Worten nichts, da die Fortsetzung seine eigene Auffassung der neuesten Geschichte von 1815 an darlegen wird. Diese Geschichte, die wir jetzt von einer freieren Höhe überschauen können, als es der Generation Schlossers möglich war, ist doch noch etwas Besseres gewesen, als eine „Zeit des Trugs und der Lüge, des Trotzes der Machthaber und der Schlaffheit ihrer Beamten, der Kongresse und Protokolle", wie Schlosser sie bezeichnete. Seine Urteile aber sollen hier unverändert stehen bleiben; sie sind mittlerweile selbst zur Geschichte geworden.

und suchte sich mit seinen Kreaturen und Verwandten in das neue Regiment einzunisten. Trotz alledem aber war er als ein Mann von Einsicht und Urteil doch auch bemüht, dem Treiben der unverbesserlichen Hofleute und Pfaffendiener entgegenzuwirken. Am 21. April langte der Graf von Artois in Paris an. Er nannte sich Generalstatthalter des Reiches, ohne jedoch ein Patent darüber aufzuweisen, da ihm sein eigener Bruder (Ludwig XVIII.) gar nicht traute. Er hatte im voraus durch den Herrn von Vitrolles gegen die neue Konstitution protestieren lassen, ward aber dessenungeachtet von der provisorischen Regierung freundlich empfangen. Diese gebot auch am 13. der bewaffneten Macht, die Trikolore mit der weißen Farbe der Bourbonen zu vertauschen. Doch verlangte die provisorische Regierung zugleich, daß der Prinz sich vom Senat förmlich zum Generalstatthalter ernennen lasse und im Namen seines Bruders die neue Verfassung annehme. Diesem Begehren entsprach Artois zwar am 14. April, weil der russische Kaiser es dringend verlangte; er that es aber mit einem Ausdrucke, welcher auf den Rat des Herrn von Vitrolles so gewählt war, daß sein Bruder daraus eine Ausflucht entlehnen konnte.

Am 23. April wurde als Einleitung zum Frieden eine Militärkonvention abgeschlossen, welche wegen ihrer nachteiligen und demütigenden Bestimmungen im ganzen Lande lautes Geschrei erregte, die aber doch, wenn man der fremden Truppen bald entledigt sein wollte, nicht zu umgehen gewesen war. Nach dieser Übereinkunft sollten sofort einerseits die alliierten Truppen aus dem Gebiete Frankreichs, wie es 1792 gewesen war, abziehen, andererseits aber auch die französischen Truppen alle 53 Festungen, die von ihnen noch außerhalb jenes Gebietes besetzt waren, räumen; es sollten jedoch in diesen Festungen nicht nur die vorhandene Artillerie und Munition, sondern auch die Vorräte aller Art, die Archive, Pläne, Karten, Modelle u. s. w. zurückgelassen werden. Man hat den Schaden, welchen Frankreich, d. h. das Napoleonische Frankreich, durch diesen Artikel der Konvention erlitt, auf 1500 Millionen Frank berechnet. Eine gleichzeitige geheime Übereinkunft sicherte den Hamburgern die Rückerstattung der Gelder zu, welche Davoust aus ihrer Bank genommen hatte, sowie dem Könige von Preußen den Erlaß der 140 Millionen, die er noch an Napoleon schuldete.

Am 3. Mai hielt König Ludwig XVIII. seinen Einzug in Paris. Er war am 24. April aus England herübergekommen, begleitet von seinem Liebling und Vertrauten, dem Grafen Blacas, und von anderen unverbesserlichen Emigranten, welche ihm ewig sagten, daß alle Welt sich nach der Wiederherstellung der alten Zeiten sehne. Dies

paßte vollkommen zu seinem eigenen Sinne, wenn er gleich allmählich erkannte, daß er nicht ganz diesem Sinn folgen könne und von Anfang an wenigstens keiner der Unverbesserlichsten war. Er kam daher mit dem Gedanken nach Frankreich, daß alles, was seit 1789 vorgegangen war, gewissermaßen nur ein Traum gewesen sei. Von der neuen Konstitution wollte er trotz der ernsten Ermahnungen, welche Talleyrand, der Abbé Montesquiou und Pozzo di Borgo ihm erteilten, durchaus nichts wissen. Er würde sogar geradezu als absoluter Herrscher in Paris eingezogen sein, wenn nicht Kaiser Alexander, der ihm zu diesem Zwecke nach Compiègne entgegenreiste, ihn nachdrücklich gewarnt und ihm sogar, wie es heißt, am folgenden Tage durch eine Note gedroht hätte, er werde ihn nicht in Paris einlassen. Ludwig verstand sich daher endlich am 2. Mai notgedrungen dazu, statt der verworfenen Konstitution des Senats dem Volke eine aus Gnade zu gewährende Verfassung zu versprechen und die Grundlagen, auf welchen dieselbe beruhen solle, im voraus bekannt zu machen. Dies geschah vermittelst der in St.-Ouen erlassenen Erklärung, durch welche der Senat und der gesetzgebende Körper auf den 10. Juni einberufen wurden, um über einen ihnen vorzulegenden Verfassungsentwurf zu beraten. Als Grundlagen desselben waren angegeben: das Repräsentativsystem mit einem Senat und einer Deputiertenkammer, das Recht der Steuerbewilligung, öffentliche und persönliche Freiheit, Preßfreiheit mit den gegen deren Mißbrauch nötigen Vorsichtsmaßregeln, Religionsfreiheit, Unverletzlichkeit des Eigentums, Unwiderruflichkeit des Verkaufes der Nationalgüter, Unabhängigkeit und Unabsetzbarkeit der Richter, Verbürgung der Staatsschuld, Aufrechterhaltung der Pensionen, Grade und Ehren sowie des neuen Adels neben dem alten und des Ordens der Ehrenlegion, Gleichberechtigung aller Franzosen zu den öffentlichen Ämtern und endlich die Bestimmung, daß niemand wegen seiner Meinungen verfolgt werden solle.

Dies alles lautete vortrefflich; es war aber nicht ernst, wenigstens nicht ehrlich gemeint, wie schon aus der Art der Entstehung des Freiheitsbriefes von St.-Ouen und noch deutlicher daraus hervorging, daß gleich anfangs die alten Personen, Sitten, Manieren und Ceremonieen zurückkehrten. Auch würde die Ausführung der gegebenen Versprechungen noch lange hinausgeschoben und die Hauptpunkte derselben wieder zurückgenommen worden sein, wenn nicht Talleyrand die Unterhandlungen über den Frieden zu dem Zwecke verlängert hätte, damit Kaiser Alexander noch während der Beratungen über die neue Konstitution in Paris anwesend sei. Erst am 18. Mai wurde die mit der Abfassung eines Entwurfs beauftragte Kommission ernannt. Sie bestand aus je neun Mitgliedern des Senats und des gesetzgebenden Körpers

und aus vier königlichen Kommissaren, nämlich aus dem Kanzler Dambray, dem Abbé Montesquiou, dem Postdirektor Ferrand und dem Generaldirektor der Polizei, Beugnot. Dambray, ein ehemaliger Generaladvokat des Parlaments und steifer Feudaljurist, war Präsident der Kommission. Die Beratungen dauerten nur sechs Tage (vom 22. bis 27. Mai), weil, wie man sagte, Alexander darauf bestand, daß die Verfassung vor seiner Abreise fertig sein müsse. Die königlichen Kommissare sorgten so viel als möglich für die praktische Unschädlichkeit der Sätze des Freiheitsbriefes. Außerdem wußten sie auch noch ein Mittel ausfindig zu machen, durch welches der König in stand gesetzt wurde, nötigenfalls so zu verfahren, als wenn keine Verfassung vorhanden wäre. Sie rückten nämlich in den Entwurf der „Charte" den Satz ein, daß der König die nötigen Ordonnanzen nicht nur, was in der Ordnung war, zum Behufe der Ausführung der Gesetze, sondern auch im Interesse der Sicherheit des Staates (à la sûreté de l'Etat) zu erlassen habe. Auf den 4. Juni wurden die gesetzgebenden Behörden zur Beratung des Entwurfs einberufen, aber nicht die bisherigen, Senat und gesetzgebender Körper, sondern die im Entwurfe vorgeschlagenen beiden neuen Körperschaften, welche man die Pairskammer und die Deputiertenkammer benannt hatte. Die letztere bestand einstweilen, wie vorher, aus den Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers; nur ein einziger Mann mußte zurücktreten, weil er für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatte, — zu jenen Männern gehörte, die man schon damals durch den Namen Königsmörder (régicides) als Verbrecher bezeichnete. Von den Senatoren dagegen wurden 57 nicht in die Pairskammer aufgenommen. Diese Kammer, deren Mitglieder der König zu ernennen hatte, bestand aus 91 seitherigen Senatoren, aus 14 Marschällen, von denen 4 Senatoren waren, aus 6 Generalen der Zeit vor der Revolution, aus 26 ehemaligen Pairs, welche im Parlament Sitz und Stimme gehabt hatten, aus 11 alten Erbherzögen und 5 vom König neu ernannten Herzögen. Man sieht, daß alles, was vom alten Hofadel noch übrig war, aufgenommen wurde, daß also alles Alte den ersten Rang haben und geschützt werden sollte, alles Neue dagegen höchstens Duldung sollte hoffen dürfen. Darauf deuteten auch die Eingangsworte zu der vorgelegten Verfassung oder, wie man sie nannte, der Charte. Der König berief sich auf seine Vorfahren, welche ebenfalls die Verfassung oft reformiert hätten; er nannte sich mit Rücksicht auf den unglücklichen Knaben, Ludwigs XVI. Sohn, welchen die Terroristen umgebracht hatten, Ludwig XVIII.; er ließ endlich, was ganz lächerlich war, seiner Unterschrift die Worte beisetzen: „Gegeben im 19. Jahre Unserer Regierung".

Die Charte wurde von beiden Kammern sogleich angenommen.

Schon drei Tage nachher machte Beugnot als Leiter der Polizei die neue Regierung und ihr System durch eine strenge Verordnung über die Sonntagsfeier lächerlich. Im Juli legte man den Kammern ein Preßgesetz vor, welches für alle Schriften unter 30 Bogen die Censur, für alle Zeitschriften die Genehmigung der Regierung, für alle Buchdruckereien und Buchhandlungen Vereidigung und Konzessionsverleihung vorschrieb, die bei einer einzigen Straffälligkeit zurückgenommen werden sollte. Dieser von der Kammer angenommene Gesetzentwurf war von Royer Collard und Guizot verfaßt worden. Beide doktrinäre Sophisten*) hatten in der Einleitung zu demselben den König sogar geradezu aussprechen lassen, daß ohne Censur das Recht der Preßfreiheit unnütz und wirkungslos sei. Übrigens hielt der König, welcher am 13. Mai seine ersten Minister ernannte, anfangs nicht nur die Emigranten von den Ämtern fern, sondern er that auch versöhnliche Schritte. Allein sein eigener Sinn und seine Umgebung leiteten ihn nur zu bald auf einen andern Weg. Die neuen Minister waren: Talleyrand für die auswärtigen Angelegenheiten, Montesquiou für das Innere, Beugnot für die Polizei, Louis für die Finanzen und Dambray, welcher Kanzler hieß. Von diesen war Talleyrand der einzige, der seine Zeit richtig beurteilte; er setzte aber auch damals, wie immer, seine Pflicht und das Interesse der Nation seinem persönlichen Vorteile nach. Die übrigen Minister waren, mit Ausnahme Dambrays, zwar ernstlich geneigt, die der Nation gewährten Rechte aufrecht zu erhalten; sie hatten aber kein Ansehen und Vertrauen beim Volke und konnten aus dem Grunde nichts durchsetzen, weil der flachste aller Höflinge, der Graf Blacas, des Königs Günstling war und diesen unbeschränkt leitete. Da Ludwig XVIII. durch die Gicht so gelähmt war, daß er die Hand nur mit Schmerzen bewegen konnte, so zeichnete Blacas sogar die Urkunden in des Königs Namen. Auch die nächsten Verwandten wirkten sehr verderblich ein: Ludwigs Bruder, der Graf von Artois, der übrigens keineswegs gut mit ihm stand, dachte mit beschränktem Geiste nur an die Wiederherstellung der alten Mißbräuche ohne irgend eine Ausnahme. Des Grafen von Artois Söhne, die Herzöge von Angouleme und Berry, hatten ebenfalls nicht die geringste Einsicht in das Bedürfnis der Zeit; der erstere war noch dazu durch die Natur zugleich im Innern und im Äußern ganz vernachlässigt. Alle drei aber waren ebenso, wie die Herzogin von Angouleme, Ludwigs XVI. Tochter, in hohem Grade bigott und abergläubisch: durch sie erhielten

*) Die beiden als Sophisten zu bezeichnen, liegt kein Grund vor; man müßte sonst überhaupt jeden französischen Staatsmann und Deputierten als solchen bezeichnen.

daher auch die Pfaffen wieder Einfluß am Hofe, was um so leichter war, als der König selbst, obgleich er ein Freidenker im Stile des unmittelbar vor der Revolution hoffähigen Atheismus war, für gut fand, sich fromm und papistisch zu stellen.

7. Europäische Angelegenheiten vom ersten Pariser Frieden bis zur Rückkehr Napoleons.

Gleich nach dem Abschlusse der Übereinkunft vom 23. April, welche bereits die Grundlage zum Frieden zwischen Frankreich und den Alliierten enthielt, räumten die Truppen der letzteren bis auf 40 000 Mann das französische Gebiet. Der Friede selbst ward am 30. Mai geschlossen. Nach den Bestimmungen dieses ersten Pariser Friedens wurde Frankreich auf seine Grenzen von 1792 zurückgebracht; doch blieben einige Ämter und Ortschaften an der Ostgrenze sowie Avignon und Venaissin französisch. Die wichtigsten übrigen Bestimmungen bestanden in folgendem: die Rheinschiffahrt wurde für frei erklärt; Holland wurde mit erweitertem Gebiete zu einem Königreich gemacht und dem Hause Oranien gegeben; Deutschland und Italien blieben zerstückelt, die einzelnen Staaten beider Länder unabhängig. An die Stelle des untergegangenen Deutschen Reichs wurde ein loses Föderativverhältnis der einzelnen Staaten gesetzt, über welches man schon früher übereingekommen war. Die Engländer behielten die Insel Malta sowie die weggenommenen Kriegsschiffe der Holländer und einen großen Teil der in Antwerpen vorgefundenen Vorräte und Fahrzeuge. Dafür gaben sie die eroberten französischen Kolonieen, mit Ausnahme von Tabago, Santa Lucia und Isle de France sowie den spanischen Anteil von San Domingo an ihre früheren Besitzer zurück. Frankreich und die Verbündeten verzichteten auf alle gegenseitigen Geldforderungen, jedoch mit Ausnahme aller der Summen, welche Frankreich vermöge einer kontraktlichen Verpflichtung zu zahlen habe. Endlich wurde noch festgesetzt, daß nach zwei Monaten ein Kongreß aller Mächte, welche am Kriege teilgenommen hätten, in Wien gehalten werden solle. In einem geheimen Vertrage, welcher neben dem öffentlichen abgeschlossen wurde, mußte Frankreich die Verteilung der von ihm abgetretenen Länder den Verbündeten allein überlassen, in eine Vergrößerung des Königreichs Sardinien willigen und die Erstattung der Gelder versprechen, welche aus der Hamburger Bank entnommen worden waren. Ferner ward die freie Schiffahrt auf der Schelde wie auf dem Rhein beschlossen. Außerdem sollte von Frankreich und Rußland eine gemischte Kommission ernannt werden, um die gegenseitigen Forderungen Frankreichs und des Herzogtums Warschau zu berichtigen. Gegen die Engländer ver-

pflichtete sich der neue französische König, über einen Handelsvertrag in Unterhandlung zu treten und auf dem Wiener Kongreß die Abschaffung des Sklavenhandels betreiben zu helfen. In Bezug auf Preußen endlich wurden alle Bestimmungen des Baseler Friedens für aufgehoben erklärt. Sobald die Pariser Verträge unterzeichnet waren, räumte der Rest der fremden Truppen das französische Gebiet. Auch die Beherrscher von Rußland, Österreich und Preußen verließen in den ersten Tagen des Juni Paris und Frankreich. Zwei von ihnen, Alexander und Friedrich Wilhelm, nahmen im Interesse des Prinzen von Oranien ihren Rückweg über England und sahen sich dort, samt den Feldherren, welche sie begleiteten, zum Gegenstand der ausschweifendsten Freudenbezeigungen und Huldigungen gemacht.

Mit dem Abschlusse dieses ersten Pariser Friedens war das Schicksal der Völker Europas wieder in die Gewalt der Fürsten, Aristokraten, Pfaffen und Diplomaten gegeben. Überall trat eine mit wachsender Konsequenz durchgeführte Reaktion ein, und den Völkern ward nicht nur fast alles dasjenige wieder entrissen, was sie trotz Napoleons Eroberungssucht und Bedrückung mittelbar durch ihn gewonnen hatten, sondern man gab ihnen sogar den Lohn nicht, der ihnen versprochen worden war, als es darauf ankam, mit ihrem Gut und Blut das Vaterland zu befreien. Am ärgsten wurde gleich anfangs in Spanien verfahren. Ferdinand VII. war am 16. April kaum in Valencia angekommen, als sich alle Feinde der Cortes und ihrer Verfassung um ihn sammelten. Die Cortes selbst waren unter sich uneinig. Die Mehrheit derselben beharrte nicht nur auf ihrer Forderung, daß der König vor der Übernahme der Regierung die Konstitution beschwören müsse, sondern sie schickte auch eine drohende Adresse nach Valencia; die Minorität dagegen ersuchte den König durch eine Deputation nichts von seinen alten Rechten zu vergeben. Ferdinand ließ schnell durch die Truppen, deren Generale ihn als unumschränkten Herrscher ausgerufen hatten, die Hauptstadt besetzen; und sobald dies geschehen und er selbst in Valencia angelangt war, wo ein reaktionär gesinnter General befehligte, begann er gegen sein eigenes Volk zu wüten und mit furchtbarem Terrorismus die Reaktion ins Werk zu setzen. Den Anfang dazu machten er und seine Kamarilla mit einer am 4. Mai erlassenen Proklamation, welche, neben dem heuchlerischen Versprechen konstitutioneller Freiheiten und Rechte, die nur allzu aufrichtig gemeinte Erklärung enthielt, daß alle Beschlüsse der Cortes samt der von ihnen gegebenen Konstitution null und nichtig seien, und daß jeder, der die Cortesverfassung ferner anerkennen werde, als Majestätsverbrecher hingerichtet werden solle. Unmittelbar nach dieser Kundmachung reiste Ferdinand von Valencia nach Madrid ab, wo er am

14. Mai seinen Einzug hielt. Schon vier Tage vorher waren die Cortes und ihre Regentschaft durch Soldaten auseinander gesprengt und 40 Deputierte verhaftet worden: unmittelbar darauf wurden alle bisherigen Ämterbesetzungen kassiert, überall Servile als Beamte eingesetzt, über jeden aufgeklärten Mann Untersuchung, Folter und Verbannung verhängt, Listen der Geächteten und Verdächtigen angefertigt, die Inquisition und der Jesuitenorden wiederhergestellt. Mit Frankreich verständigte sich Ferdinand während der Monate Juni und Juli über seinen Beitritt zur Pariser Friedensakte: er erfolgte am 20. Juli.

Holland wurde dem Prinzen Wilhelm VI. von Oranien, welcher englischer Schützling und Verwandter des Königs von Preußen war, als Königreich übergeben. Mit diesem neuen Königreiche ward auch Belgien vereinigt, obgleich die Bewohner beider Länder nicht nur ihren gewohnten Verwaltungsformen nach, sondern auch in Sitte, Sprache und Religion so sehr voneinander verschieden sind, daß sie unmöglich auf die Dauer miteinander verbunden bleiben konnten. Österreich hatte, da es in Italien mächtig zu werden wünschte, seine belgischen Provinzen den Engländern preisgegeben, und diese brachten dadurch, daß sie Belgien mit Holland vereinigten, den Handel beider Länder unter die Leitung eines spekulierenden Schützlings ihrer Aristokratie. Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm reisten nach London, um alles, was dieses neugeschaffene Königreich der Niederlande betraf, in Ordnung zu bringen.

Dänemark hatte versäumt, sich zu rechter Zeit von Napoleon zu trennen und ward dafür mit dem Verluste von Norwegen bestraft. Es mußte dieses Land an Schweden abtreten und sich dafür mit dem Besitze von Schwedisch-Pommern begnügen, welches nachher gegen das Herzogtum Lauenburg an Hannover und dann wieder von diesem gegen Ostfriesland an Preußen überlassen wurde. Die Abtretung Norwegens war den Dänen schon im Kieler Frieden auferlegt worden. Sie zogen aber die Ausführung dieser Vertragsbestimmung in die Länge und schickten, um dieselbe ganz abzuwenden, den Vetter und mutmaßlichen Nachfolger ihres Königs Friedrich VI., den Prinzen Christian, nach Norwegen, wo dieser sich früher als Statthalter sehr beliebt gemacht hatte. Auch in Norwegen wollte die Mehrzahl des Volkes von der Vereinigung mit Schweden nichts wissen. Nachdem daher Prinz Christian sich schon im Februar 1814 in einer Proklamation zum Regenten des Landes erklärt hatte, ward er im Mai durch einen Storthing, welcher zugleich eine neue, ganz demokratische Verfassung erließ, zum Könige von Norwegen ausgerufen. Unterdessen hatte aber sowohl Schweden als England dem dänischen Könige mit der Wiederbesetzung von Schleswig-Holstein gedroht, und dieser hatte

dem Prinzen und allen dänischen Beamten befohlen, Norwegen binnen vier Wochen zu verlassen. Als Christian dem Befehle des Königs keine Folge leistete, erschien der Kronprinz von Schweden, Bernadotte, mit Truppen an der Grenze von Holstein. Zugleich traten russische, preußische, österreichische und englische Kommissare mit König Friedrich in Unterhandlung. Dieser verstand sich Ende Juni dazu, seinen Befehl zu erneuern und die Norweger zur Unterwerfung unter Schweden zu ermahnen, indem zugleich im Namen der verbündeten Mächte den Norwegern die Erhaltung ihrer neuen Verfassung versprochen wurde. Dessenungeachtet beugte sich das norwegische Volk nicht. Bernadotte rückte daher Ende Juli mit dem schwedischen Heere in Norwegen ein, und es ward dort einige Wochen lang ohne viel Blutvergießen Krieg geführt. Am 17. August verstand sich endlich Prinz Christian zum Nachgeben: er schloß an diesem Tage zu Moß eine Übereinkunft, vermöge deren er sich dem Willen Europas fügte und einen Storthing berief, welcher den Beherrscher von Schweden zum norwegischen Könige wählen sollte. Nachdem hierauf die Schweden Besitz vom Lande genommen hatten, gab der Storthing im Oktober zu, daß Norwegen als selbständiges Königreich mit der Krone Schwedens vereinigt werde: er sorgte aber zugleich für die Aufrechterhaltung der neuen Verfassung. Erst nachdem diese mit nur wenigen Abänderungen gesichert worden war, proklamierten die Vertreter des norwegischen Volkes am 4. November den König Karl XIII. von Schweden als den Beherrscher ihres Landes.

Mit den Italienern wurde man leichter und schneller fertig, als mit den Norwegern. Der Papst hatte sich selbst wieder in den Besitz des Kirchenstaates gesetzt. Auch der frühere Großherzog von Toscana, Ferdinand III., welcher sein Großherzogtum Würzburg an Bayern abtreten mußte, kehrte ohne weiteres in sein früheres Reich zurück. Ebenso wurde das Königreich Sardinien wieder seinem früheren Herrschergeschlechte unterworfen; und da der ehemalige Regent desselben, Karl Emanuel IV., welcher 1798 vor den Franzosen auf die Insel Sardinien geflohen war, im Jahre 1802 zu Gunsten seines Bruders Victor Emanuel I. resigniert hatte, so kehrte dieser als Herrscher nach Turin zurück. Er war von Hause aus bigott und despotisch und sorgte sogleich dafür, daß in seinem Reiche alles Alte wiederhergestellt wurde. Die alliierten Mächte teilten ihm auch noch das Gebiet von Genua zu, obgleich Lord Bentinck, als er kurz vor der Einnahme von Paris Genua besetzte, den Einwohnern die Wiederherstellung ihrer Republik verheißen hatte. Parma hatte die Kaiserin Marie Luise erhalten; diese blieb jedoch vorerst in Wien. Der rechtmäßige Erbe von Parma, Karl Ludwig, wurde durch das Herzogtum

Lucca entschädigt. In Modena war Herkules III. der letzte Herrscher aus dem Hause Este gewesen. Dieser hatte 1803 das ihm für Modena zugesprochene Breisgau seinem Schwiegersohn, dem österreichischen Prinzen Ferdinand, übergeben, welcher seinerseits wieder 1805 das Breisgau verlor. Ferdinand war 1806 mit Hinterlassung eines Sohnes, Franz' VI., gestorben, und dieser nahm 1814 das Herzogtum Modena in Besitz. Er stellte dort sogleich die alten Zeiten wieder her. Im Königreich Italien hatte sich Eugen vergebens als Herrscher aufzuwerfen gesucht; Österreich, dessen Auge fortan vorzugsweise auf Italien gerichtet blieb, nahm dasselbe in Besitz. In Neapel behauptete vorderhand noch Murat die Herrschaft; aber alles deutete darauf hin, daß auch dort binnen kurzem das alte Fürstenhaus wieder eingesetzt werden würde.

Den Deutschen wurde für ihre langen Leiden und ihre ungeheuren Anstrengungen nichts gewährt. Das von Preußen gegebene Versprechen, daß ihnen zum Lohn für die der Befreiung des Vaterlandes gebrachten Opfer freie Verfassungen gegeben werden sollten, blieb zunächst unerfüllt. Die alten Mißbräuche kehrten zurück; in Mecklenburg lebte sogar die Leibeigenschaft, in Hannover die Tortur wieder auf. Deutschland als Ganzes vor allem durfte keine wirkliche Gestalt und kein Ansehen unter den Völkern gewinnen: dafür sorgte auf dem Wiener Kongresse ebensowohl die Eifersucht und der Neid deutscher Fürsten und Edelleute, als auch die egoistische Politik der englischen Aristokraten und die Zersplitterung aller Interessen.

Der Wiener Kongreß wurde nicht, wie man vereinbart hatte, Ende Juli, sondern erst am 1. November eröffnet. Auch dann noch verschwendete man viele Zeit mit Festen und Lustbarkeiten, welche Millionen kosteten und von der vornehmen Welt hoch bewundert, von frivolen und flachen Schriftstellern mit glänzenden Worten ausführlich beschrieben wurden, in der ernsten Geschichtschreibung aber höchstens Stoff zu satirischen Bemerkungen darbieten könnten. Es waren dort während des Kongresses nicht nur viele Fürsten, sondern auch eine große Zahl von Grafen, Baronen, Diplomaten, Ministern und vornehmen Damen versammelt. Von den Beherrschern der fünf Hauptstaaten waren Alexander I. von Rußland, Franz I. von Österreich, als Wirt des Kongresses, und Friedrich Wilhelm III. von Preußen persönlich anwesend. Den ersteren hatten Nesselrode und Rasumowski, den König von Preußen Hardenberg und Wilhelm von Humboldt begleitet. Von österreichischer Seite schaltete Metternich als Unterhändler und Gentz als Protokollführer der Versammlung. England und Frankreich waren, das eine durch Castlereagh und Wellington, das andere durch Talleyrand vertreten. Der letztere hatte aber noch einige Ge-

hilfen mitgebracht, nämlich den Herrn la Besnardière für die allgemeinen Angelegenheiten, den Herzog von Dalberg, welcher ursprünglich dem deutschen Reichsadel angehörte, für deutsche Geschäfte und Kabalen, den frommen Alexis Noailles für die Bearbeitung des russischen Kaisers und der einflußreichen Damen, Latour du Pin für die schweizerischen und andere Angelegenheiten. Die Namen der Vertreter der kleinern Staaten zu nennen, können wir füglich unterlassen. Dagegen ist zu bemerken, daß auch der berühmte galante Schwätzer und Witzling aller monarchischen und aristokratischen Kreise in Wien anwesend war und trotz seines hohen Alters seine Fertigkeit im Anordnen prunkender Festlichkeiten, im Drechseln galanter Reden und im Auffinden von pikanten Wortspielen auf glänzende Weise darlegte. Dieser Stern erster Größe unter den Höflingen Europas war der belgische Fürst von Ligne.

Österreich, Rußland und Preußen hatten aus Furcht vor Talleyrand und den Intriganten, die er kommandierte, Ende September förmlich beschlossen, den ersten geheimen Artikel des Pariser Friedensvertrages aufrecht zu erhalten, also die Franzosen von den Beratungen über die ihrer kurz dauernden Gewaltherrschaft entrissenen Länder auszuschließen. Auch der englische Gesandte in Wien war diesem Beschlusse beigetreten. Talleyrand wußte jedoch mit Hilfe Castlereaghs, welcher erst später in Wien eintraf, durchzusetzen, daß acht Mächte, nämlich England, Rußland, Österreich, Preußen, Frankreich, Spanien, Portugal und Schweden, den Kongreß bilden sollten. Schon vor der förmlichen Eröffnung dieser Versammlung erhob sich, mitten unter der scheinbaren Vertraulichkeit und den gemeinsamen Festen, ein verderblicher Zwist, weil Rußland ganz Polen, Preußen das ganze Königreich Sachsen für sich in Anspruch nahm, die drei andern Hauptmächte aber, sekundiert von den irgendwie dabei interessierten Kleineren, den Absichten beider Staaten mit Entschiedenheit entgegentraten. Die Kongreßverhandlungen begannen daher mit einem heftigen Streite, welcher alle Gemüter und Federn in Bewegung brachte. Dieser Streit wurde noch heftiger, als am 10. November Rußland das Königreich Sachsen, dessen Verwaltung bisher von ihm geleitet worden war, an Preußen übergab. Rußland hatte das Herzogtum Warschau, Preußen das linke Rheinufer bereits militärisch besetzt: ersteres sammelte in Polen eine unter des Kaisers Bruder Konstantin stehende Armee, angeblich von 300 000 Mann, und Preußen schien im Vertrauen auf Rußlands Beistand von Sachsen Besitz nehmen zu wollen, ohne die Entscheidung der Diplomatie in Wien abzuwarten. Dieses gewaltthätige Verfahren zweier Mächte hatte die unmittelbare Folge, daß auch Österreich ein bedeutendes Heer in Mähren zusammenzog. Ein Bruch unter den Großmächten

schien also unvermeidlich. Am 19. Dezember wurde den Diplomaten noch eine neue Verlegenheit bereitet, indem an diesem Tage Talleyrand auf Befehl seines Königs die Forderung stellte, daß Murat aus Neapel vertrieben und die neapolitanischen Bourbonen in ihr ganzes früheres Reich wiedereingesetzt werden sollten.

Für die Verbesserung des Schicksals der Deutschen war auf dem Wiener Kongresse niemand besorgt. Im Gegenteil, Metternich, Graf Münster, welcher Hannover vertrat, und andere deutsche Diplomaten arbeiteten den Absichten Preußens auf Sachsen nicht nur aus Neid und Eifersucht, sondern auch darum entgegen, weil alle patriotisch gesinnten Deutschen sich einem Staate verpflichtet fühlten, welcher nicht nur ihr Vaterland befreit, sondern auch die deutsche Nationalität und Bildung gepflegt und genährt hatte, während dagegen die Beherrscher Sachsens seit dem Dreißigjährigen Kriege fremden Einflüssen unterworfen waren und seit 1697 um des zweifelhaften Glanzes der polnischen Krone willen ihre überlieferte große Stellung in Deutschland aufgegeben hatten. Auch wurde die Beratung über die Gestalt, welche Deutschland erhalten sollte, ebenso einem Nebenausschusse, einem Souscomité überlassen, wie zwei andere untergeordnete Ausschüsse über das Schicksal der Schweiz und Italiens entschieden. Dieser Ausschuß war noch dazu aus lauter Feudalherren zusammengesetzt, unter denen sich auch die Krone aller Aristokraten, der Graf Münster, befand. Deutschland erhielt daher durch den Wiener Kongreß keine andere Form und Existenz, als diejenige, die ihm schon im Vertrage von Chaumont zugedacht worden war. Diese wurde ihm durch die vom 8. Juni 1815 datierte Deutsche Bundesakte verliehen.

Der Streit wegen Sachsen und Polen führte endlich einen wirklichen Bruch herbei. Am 3. Januar 1815 schlossen nämlich Österreich und England mit Frankreich einen unnatürlichen Bund gegen Rußland und Preußen, welchem beizutreten auch Holland und mehrere deutsche Staaten eingeladen werden sollten. Auf diesen Bund gestützt, schlugen dann Metternich und Talleyrand eine Auskunft vor, die ihrer ganz würdig war. Achthunderttausend Sachsen sollten an Preußen überlassen, der Rest des Königreiches aber seinem frühern Herrn zurückgegeben werden. Nach einigem Zaudern ging Preußen auf dieses Anerbieten ein: und da auch Rußland einen Teil seiner Forderungen in betreff Polens aufgab, so war im Anfange des Februar der Zwist beigelegt. Jetzt weigerte sich aber der König von Sachsen, der wieder Mut geschöpft hatte, hartnäckig, das ihm aufgedrungene Schicksal anzunehmen. Da überbrachte am 6. März ein englischer Kurier dem Wiener Kongresse die Nachricht, daß Napoleon sich in Elba eingeschifft habe. Diese Nachricht machte die schleunigsten Anstrengungen, um eine

Auflösung des Bundes der Großmächte zu verhüten, notwendig: Talleyrand, Castlereagh und Metternich reisten deshalb zu dem sächsischen Könige, welcher auf die Einladung der Mächte schon früher in die Nähe von Wien gekommen war. Der Sinn des Königs war jedoch nicht zu beugen. Man erließ daher am 12. März von seiten des Kongresses die Erklärung, daß alle europäischen Mächte dem Könige von Preußen das Recht zuerkannt hätten, den Vertrag, der dem Beherrscher Sachsens angeboten worden sei, mit Gewalt zu vollziehen. Die Lustbarkeiten und der Pomp hatten indessen ununterbrochen fortgedauert, bis in der Nacht auf den 12. März der glänzendste aller Bälle, welche gegeben worden waren, durch die Nachricht auseinander gesprengt ward, daß Napoleon am 1. März an der französischen Küste gelandet sei.

8. Die Zeit der hundert Tage.

Napoleon blieb, wie Ludwig XIV., gerade weil er gleich diesem eine Geißel für die anderen Nationen gewesen war, das Ideal des französischen Volkes, obgleich er wie Ludwig XIV. grenzenloses Elend auch über Frankreich gebracht hatte. Dagegen entsprach der lahme König Ludwig XVIII. mit seinem armseligen Schmeichler und Pfleger, dem Grafen Blacas, nicht im mindesten dem Begriffe, den die Franzosen von einem Herrscher haben. Auch die übrigen Bourbonen, der nur zum Hofmann geborne Graf von Artois, der anglisierte Herzog von Berry, der aller Geistesgaben ermangelnde Herzog von Angouleme, seine stets betende Gemahlin und der habgierige Herzog von Orleans, konnten unmöglich jemals national werden. Dazu kam noch, daß die zurückgekehrte Herrscherfamilie vom ersten Augenblicke an nach Grundsätzen handelte, durch welche die bei weitem größte Zahl der Franzosen erbittert und für die Zukunft besorgt gemacht wurde. Schon die oben angeführten Maßregeln in betreff der Sonntagsfeier und der Presse zeigten, daß man am Hofe damit umgehe, die Zeiten eines Ludwig XV. wiederherzustellen. Die Gardes du Corps und alle andern ehemaligen Hoftruppen, auch die Schweizerregimenter, waren gleich anfangs wieder eingeführt worden; die kaiserliche Garde dagegen, welche von der Nation so hoch geehrt wurde, hatte Paris verlassen müssen. Nachher wurden neun bis zehn Millionen Franzosen, welche am Kauf und Verkauf der Nationalgüter mittelbar oder unmittelbar beteiligt waren, dadurch in Besorgnis gebracht, daß man die Rückgabe der noch nicht verkauften Emigrantengüter an ihre frühern Besitzer dekretieren ließ. Der Minister Ferrand hatte bei dieser Gelegenheit die Emigranten als diejenigen Leute bezeichnet, welche nie von der geraden Linie abgewichen seien.

Die Armee ward unter dem Kriegsminister Dupont, welcher nur die Gunst des Hofes im Auge hatte, ganz vernachlässigt, die Offizierstellen wurden mit Emigranten oder, wie in der guten alten Zeit, mit adligen Knaben besetzt, die Frauen der Marschälle am Hofe verhöhnt. Unter Soult, der sich als Duponts Nachfolger zum blinden Werkzeuge der verblendeten Hofleute hergab, wurde noch dazu eine große Zahl verdienter Offiziere auf halben Sold gesetzt. Von der Bezahlung der zwei Millionen, welche Napoleon im Vertrage von Fontainebleau seinen Generalen vorbehalten hatte, war keine Rede. Den Gerichten stand eine abermalige sogenannte Reinigung bevor, zu der jede siegreiche Partei in diesem Lande Lust zeigt. Die ehemaligen Konventsmitglieder wurden verfolgt und nicht nur von jedem Amte, sondern sogar von den Akademieen ausgeschlossen. Kurz, alles deutete darauf hin, daß nächstens die Bourbonen in Frankreich ebenso verfahren würden, wie ihr nach Spanien zurückgekehrter Vetter vom ersten Augenblicke an dort verfahren war, soweit dies überhaupt möglich gewesen wäre.

Die Herrschaft der Bourbonen war infolge aller dieser Dinge schon nach kurzer Zeit unhaltbar geworden. Dies war bald die allgemein herrschende Ansicht; man war nur darüber verschiedener Meinung, ob die Herbeiführung eines bessern Zustandes mit Hilfe des Herzogs von Orleans, als des Hauptes der jüngern Bourbonenlinie, bewerkstelligt oder vom Kaiser Napoleon erwartet werden solle. Die Anhänger der erstern Meinung gingen am Ende des Winters bereits mit dem Gedanken um, durch einen Beschluß der Kammern die ältere Linie entfernen und die jüngere an ihre Stelle setzen zu lassen. Die anderen dagegen, welche größtenteils aus Offizieren bestanden, entwarfen den Plan, mit den murrenden Soldaten Paris zu besetzen, Napoleon von Elba zu entführen und nach Paris zurückzubringen. Beide Pläne waren chimärisch; sie erleichterten aber das kühne Wagstück, welches Napoleon im März 1815 unternahm. Eine eigentliche Konspiration bestand schwerlich; auch bedurfte es ihrer gar nicht. Wohl aber gab es einerseits in Paris viele Kreise, in denen man den Bonapartismus nährte, und andererseits standen die alten Freunde Napoleons durch die Personen, die ihn nach Elba begleitet hatten, mit dem abgesetzten Kaiser in Verbindung. Maret schickte ihm, wie wenn er noch immer sein Minister wäre, im Januar 1815 einen vollständigen Bericht über die Lage der Dinge. Nachher ward Fleury de Chaboulon nach Elba gesandt, um die entscheidenden Nachrichten und die letzten Ratschläge zu überbringen. Napoleon selbst war des thatenlosen Exils in Elba nach kürzester Zeit ebenso müde, wie das französische Volk der nach alter Weise herrschenden Royalisten. Er faßte also den Entschluß,

zurückzukehren und sich mit Hilfe der Unzufriedenen wieder zum Kaiser aufzuwerfen. Nur zwei Umstände schienen die Ausführung dieses Entschlusses zu erschweren: die zur bourbonischen Partei übergetretenen Großen des Kaisertums mußten Napoleons Rache fürchten, und Männer, wie Benjamin Constant, Lafayette und Gregoire, waren besorgt, daß mit dem Kaiser auch die kaiserliche Willkürherrschaft zurückkehren werde. Beide Klassen von Leuten wurden durch förmliche Zusicherungen, die sie von Elba erhielten, beruhigt. Napoleon ließ den einen versprechen, daß er sein System ändern werde, weil er selbst die Mängel desselben erkannt habe; den andern sicherte er Vergebung und neue Gunst zu, und dieser Versicherung konnten sie Vertrauen schenken, weil der Abgefallenen unzählige und die meisten von ihnen dem Kaiser unentbehrlich waren.

Der Erfolg von Napoleons Rückkehr würde ein ganz anderer gewesen sein, als er nachher war, wenn man das Ende des Wiener Kongresses, dessen Beschlüsse in vielen Ländern die Gemüter erbitterten, hätte abwarten können. Allein einesteils fürchteten viele von Napoleons Anhängern, die in Wien versammelten Herrscher möchten, wovon dort bereits ernstlich die Rede war, den Kaiser an einen entfernteren Ort bringen lassen; und andernteils hatten die Österreicher eine so bedeutende Kriegsmacht in der Lombardei aufgestellt, daß niemand an ihrer Absicht zweifelte, den König Murat vom Throne zu stoßen und den König Ferdinand in Neapel wiedereinzusetzen. Dagegen war es ein glücklicher Zufall, daß Napoleon, als er zurückkehrte, im südlichen Frankreich einen Teil seiner alten Armee antraf. Als nämlich der Kongreß sich nicht, wie Ludwig XVIII. verlangte, gegen Murat erklären wollte, hatte man ein kleines Heer südlich von Lyon aufgestellt, und dieses war nachher bis auf 50 000 Mann verstärkt worden. Am 26. Februar 1815, als der englische Kommodore Campbell, welcher die Insel Elba von der See her bewachte, eine Vergnügungsfahrt nach Livorno gemacht hatte, schiffte sich Napoleon mit seinen Soldaten und seiner ganzen Begleitung ein. Am 1. März landete er in derselben Bucht von Juan, in welcher er 1799 bei der Rückkehr aus Ägypten gelandet war. Von dort marschierte er mit seinen Soldaten, die sich unterwegs durch viele herbeikommende Veteranen vermehrten, in sechs Tagen nach Grenoble, wo Oberst Labedoyère mit einem ganzen Regiment zu ihm überging. Am Tage vor seinem Einzuge in diese Festung erhielt die Pariser Regierung die Nachricht von seiner Rückkehr (6. März). Sie erließ augenblicklich eine Achtserklärung gegen ihn und berief die Kammern zu einer außerordentlichen Sitzung. Auch wurde sogleich der Graf von Artois und der Marschall Macdonald nach Lyon gesandt, um die Truppen gegen Napoleon zu führen. Dort

ließen sich aber weder die Soldaten noch die Bürgerschaft vom Abfall zurückhalten. Artois und Macdonald mußten am 10. März aus Lyon entfliehen, und an demselben Tage zog Napoleon in die Stadt ein. In Paris ergriff König Ludwig zwar die verschiedenartigsten Maßregeln zur Rettung seiner Krone; aber alle seine Anstrengungen blieben fruchtlos. Schon am 20. März sah er sich genötigt, mit den Prinzen von Artois, Berry und Orleans Paris zu verlassen und über Lille nach Gent zu entfliehen. Am Abend desselben Tages zog Napoleon in Paris ein. Der Herzog von Angouleme und seine Gemahlin, die sich damals im Süden des Reiches befanden, wurden bald nachher gezwungen, dasselbe ebenfalls zu verlassen. Die Herzogin hatte vergebens den im Jahre zuvor so laut gepriesenen Royalismus der Stadt Bordeaux aufzuregen gesucht; sie mußte froh sein, daß man sie, als am 2. April Napoleons Truppen in Bordeaux einrückten, auf einem Schiff nach England entwischen ließ. Ihr Gemahl, der mit einigen Truppen von der Provence her nach Lyon ziehen wollte, sah sich plötzlich in Pont St.-Esprit eingeschlossen, mußte am 8. April kapitulieren und ward auf Napoleons Befehl über die Grenze gebracht.

Dieser hatte schon in Lyon neun vom 13. März datierte Dekrete erlassen, durch welche die von ihm abtrünnig Gewordenen sowie die Freunde der Freiheit beruhigt werden sollten. Das eine derselben verkündigte eine vollständige Amnestie; man gab es aber nachher in einer anderen Form aus, vermöge deren Marmont, Talleyrand, Dalberg und zehn andere Männer ausgeschlossen wurden. In den übrigen Lyoner Dekreten wurde nicht nur eine ganz freie Verfassung zugesagt, sondern auch eine aus den Mitgliedern aller Wahlkollegien und aus Deputationen der Departements, der Armee und der Flotte bestehende Volksversammlung oder, wie diesmal der Name lautete, ein Maifeld nach Paris berufen. Außerdem wurden alle seit 1814 zurückgekehrten Emigranten aus Frankreich verbannt, alle von den Bourbonen ernannten Offiziere aus den Armeelisten gestrichen, alle seit April 1814 vom Dienste entfernten Justizbeamten wiedereingesetzt, die weiße Kokarde, die Lilien und alles andere, was an die Bourbonen erinnerte, verboten, die Güter der königlichen Familie mit Sequester belegt und die Abschaffung des Adels sowie aller Titel außer denen, welche die Nation gewährt habe, dekretiert. Auch ward, um das Volk glauben zu machen, daß Österreich mit Napoleons Rückkehr einverstanden sei, die nahe bevorstehende Krönung der Kaiserin und ihres Sohnes angekündigt. Von allen diesen Dekreten wurden die wenigsten in Ausführung gebracht; denn der scheinbar ganz liberal gewordene Kaiser war schon, als er drei Nächte in den Tuilerien geschlafen hatte, wieder ganz der Alte.

Napoleon befand sich, nachdem er zum zweitenmale Herr von Frankreich geworden war, in einer schlimmen Lage. Alle Kassen waren leer und die Armee nicht allein geschwächt, sondern auch in einen solchen Zustand gebracht worden, daß sie ganz neu organisiert und das Kriegsmaterial erst wieder angeschafft werden mußte. Außerdem mußte Napoleon die gegen ihn mißtrauische Partei der sogenannten Patrioten zu gewinnen suchen; er mußte also in sein am 21. März eingesetztes Ministerium zwei Männer aufnehmen, von welchen der eine mit Metternich, den Russen und Talleyrand in Korrespondenz stand, der andere in das kaiserliche System nicht paßte, obgleich er sich damals den Grafentitel gefallen ließ. Diese beiden Männer waren Fouché und Carnot; der erstere ward Polizeiminister, der letztere Minister des Innern. Das blinde Vertrauen, welches die Nation früher in den Kaiser gesetzt hatte, war erschüttert, und Napoleon vermochte es nicht wiederherzustellen, weil alles, was er that und anordnete, darauf hindeutete, daß er nicht eine neue Verfassung geben, sondern vielmehr die kaiserliche mit einigen Verbesserungen wiederherstellen wolle. Auch unter den Fürsten stand Napoleon vereinzelt. Nur von Italien her konnte er auf eine Unterstützung hoffen: diese Hoffnung zerrann aber ebenfalls in nichts, weil Murat, wie ein verzweifelter Spieler, jedem vernünftigen Rate unzugänglich geworden war.

Dieser war mit Recht um sein Königtum besorgt, seitdem nicht nur Frankreich auf dem Wiener Kongresse die Wiedereinsetzung der neapolitanischen Bourbonen betrieb, sondern zu gleicher Zeit ein französisches Heer an der Grenze von Piemont und ein österreichisches am Po aufgestellt worden war. Auch England hatte sich zweideutig gegen ihn benommen, obgleich dieser Staat ebenso wie Österreich fortfuhr, sich als seinen Verbündeten zu gebärden. Eine andere Gefahr drohte ihm von seiten des Königs Ferdinand IV. von Sizilien, welcher damals den konstitutionellen und kirchlichen Herrscher spielte und die Kalabresen für sich bearbeiten ließ. Endlich forderte auch der Papst, unterstützt von Österreich, daß er die zum Kirchenstaat gehörende Mark Ancona, die er noch immer besetzt hielt, räumen solle. Murat selbst konnte der sehr wenig zeitgemäßen Hoffnung, König von ganz Italien zu werden, nicht entsagen und hielt für gewiß, daß alle Italiener ihm zuströmen würden, sobald er für die Herstellung ihrer Einheit das Schwert ziehen werde. Als Napoleon von Elba zurückgekehrt war, glaubte er, jetzt sei der rechte Zeitpunkt zur Verwirklichung dieser Chimäre gekommen. Obgleich alle verständigen Leute in seiner Umgebung ihm dringend rieten, den Ausgang von Napoleons Rückkehr abzuwarten, rückte er doch schon am 22. März mit zwei Heeren in den Kirchenstaat ein, um nach Oberitalien zu ziehen, und rief die

Italiener zur Erhebung gegen die Fremdherrschaft auf. Diese priesen und besangen ihn; die Waffen ergriff aber keiner: seine Truppen besetzten Toscana und drangen bis über Bologna und Modena hinaus vor: infolge der Ungeschicklichkeit seiner Generale wurde aber der Marsch gegen Mailand verzögert. Zu seinem Schrecken empfing er noch dazu in Bologna einen vom 5. April datierten Brief des Lord Bentinck, welcher die Erklärung enthielt: Murat habe ohne gerechten Grund und ohne Kriegserklärung Österreich angegriffen; es sei daher vermöge des in Wien neugeschlossenen Bundes der europäischen Mächte der Waffenstillstand für gebrochen zu erachten, und England werde mit aller seiner Macht den Österreichern Hilfe leisten.

Der österreichische Oberbefehlshaber, Bianchi, wußte den neapolitanischen König so lange zu beschäftigen, bis die erforderlichen Verstärkungen in der Lombardei angekommen waren. Dann setzte er sich schnell in Marsch. Schon am 3. Mai griff er den König bei Tolentino im Kirchenstaat an: er brachte ihm nach zweitägigem Kampfe eine vollständige Niederlage bei. Das neapolitanische Heer löste sich beim Rückzuge ganz auf: Murat selbst rettete sich nach Neapel. Hier hatte unterdessen seine Gemahlin, welche stets Verstand und Herrschertakt zeigte, auf die Nachricht von den Folgen der Schlacht bei Tolentino mit dem englischen Kommodore Campbell eine Übereinkunft geschlossen, durch welche die Stadt Neapel vor Verwüstung bewahrt und die Königin selbst mit ihrer Mutter Lätitia, ihrem Oheim, dem Kardinal Fesch, und ihrer Schwester Pauline, die sich bei ihr in Neapel befanden, vor Gefahren sichergestellt ward. Es wurde vereinbart: die Königin solle fortfahren, in Neapel die Reichsgeschäfte zu verwalten, und im Fall der Not mit den Ihrigen Zuflucht auf der englischen Flotte finden, dagegen aber auch sogleich alle neapolitanischen Kriegsschiffe den Engländern überliefern. Das Herannahen der Österreicher nötigte den König Joachim, schon am 20. Mai mit diesen die Kapitulation von Casa Lanza zu schließen, nach welcher Neapel mit allen Festungen, Häfen und Arsenalen des Reiches den Österreichern und Engländern überlassen wurde. Doch erklärten alle kontrahierenden Teile diese Kapitulation ausdrücklich für eine rein militärische. Murat flüchtete sich auf einem Handelsschiffe in das südliche Frankreich, durfte aber auf Napoleons Befehl von dort nicht nach Paris kommen. Seine Gemahlin und ihre Verwandten wurden auf einem englischen Schiffe nach Triest gebracht. Die Sieger übergaben das Neapolitanische Reich seinem neun Jahre früher vertriebenen „legitimen" König Ferdinand IV.

Als Murat seine Krone verlor, war das Heer der verbündeten Großmächte bereits auf dem Marsche, um auch dem Kaiser Napoleon die seinige wieder zu entreißen. Der Wiener Kongreß hatte am

13. März eine Achtserklärung gegen diesen erlassen, in welcher derselbe als Feind und Störer der Ruhe des Erdballs außerhalb der Gesetze gestellt und, wie der Ausdruck lautete, dem öffentlichen Strafgerichte preisgegeben wurde. Am 25. März hatten die verbündeten Mächte den Vertrag von Chaumont zum zweitenmal erneuert und zugleich den Beschluß gefaßt, eine sehr bedeutende Kriegsmacht nach Frankreich zu schicken, welche nicht eher wieder entlassen werden solle, als bis Napoleon gestürzt sei. England und Österreich traten diesen Beschlüssen nur mit dem Vorbehalt bei, daß sie dadurch sich nicht verpflichtet haben wollten, den Franzosen eine bestimmte Regierung aufzudrängen; Schweden erklärte sich sogar neutral und brach die Verbindung mit Ludwigs XVIII. Minister ab. Napoleon seinerseits bot vergebens alle diplomatischen Mittel auf, um den heranziehenden Sturm zu beschwören. Er suchte mit seiner Gemahlin und seinem Sohne in Verbindung zu kommen: aber die erstere hatte sich schon einem andern Manne hingegeben, und den Sohn ließ Kaiser Franz streng bewachen. Er schickte vergebens Agenten an Talleyrand und Ouvrard nach England. Ebenso fruchtlos waren seine Versuche, den russischen und österreichischen Kaiser für sich bearbeiten zu lassen, und ebenso die Cirkulare an alle Fürsten und Regierungen Europas, mit denen er die Achtserklärung beantwortete. Der Krieg mit Europa war also unvermeidlich, und dem bedrängten Kaiser der Franzosen blieb nichts anderes übrig, als seine Sache zu einer Sache des französischen Volkes zu machen. Er scheiterte auch in dieser Beziehung, weil er, trotz seiner pomphaften Phrasen von dem Volke, als der einzigen Quelle aller Regierungsgewalt, trotz seiner lauten Versicherung, er habe dem Gedanken des Kaisertums entsagt und werde sein bisheriges System fallen lassen, sich nicht entschließen konnte, dem Volke wirkliche Rechte einzuräumen und aufrichtig in die Bahn zurückzulenken, welche einst klar und deutlich bezeichnet vor ihm gelegen hatte.

Am 22. April wurde die von ihm verheißene neue Verfassung bekannt gemacht. Sie führte den wenig erfreulichen Titel: Zusatzakte zu den kaiserlichen Konstitutionen (Acte additionnel aux constitutions de l'Empire) und war für alle diejenigen, welche Napoleons Worten Vertrauen geschenkt hatten, eine bittere Enttäuschung. Es waren z. B. in dieser Verfassung die beiden Kammern des restaurierten Königs beibehalten worden; dagegen war aber über die verhaßten Konfiskationen, welche die bourbonische Charte für abgeschafft erklärt hatte, kein Wort gesagt. Ebenso wurde der alte Adel, der doch wenigstens etwas gewesen war, aufgehoben und ein neuer Adel, welcher nichts war und nichts werden konnte, geschaffen. Auch die bereits lächerlich

gewordene Art, einer neuen Verfassung durch eine sogenannte Volksabstimmung Kraft und Geltung zu verleihen, war beibehalten worden.

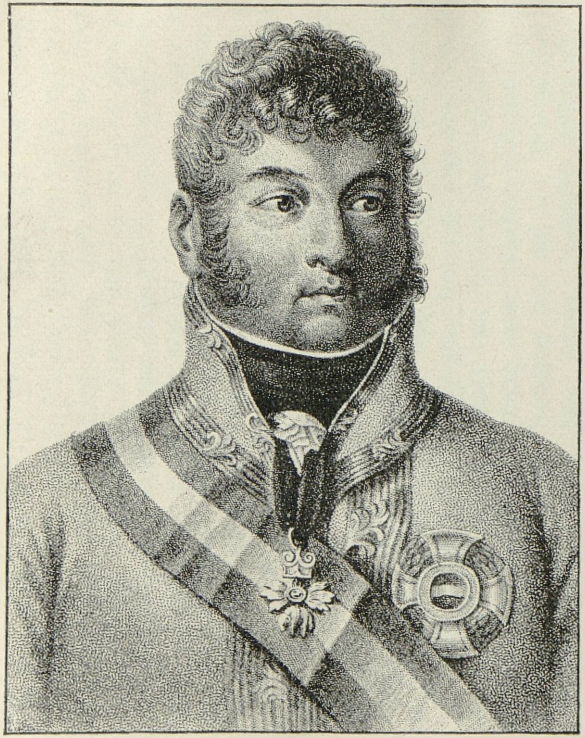
Dieses neue Plebiszit fiel natürlich bejahend aus. Zu seiner Verkündigung und zur Proklamierung des wiederhergestellten Kaisertums wurde am 1. Juni die Versammlung des Maifeldes gehalten. In der Anrede, welche Napoleon bei der Eröffnung dieser Versammlung hielt, scheute er sich nicht, wieder von seinem Volke (mon peuple), von seiner Stadt Paris zu reden; die Liberalen hatten ihm schon nachgerechnet, wie er zuerst bei der Landung von Bürgern, halbwegs Paris von Franzosen, in Paris wieder von Unterthanen gesprochen. Auch trug er bei dieser Gelegenheit, obgleich er damals noch den Liberalen spielte, nicht die Uniform, sondern den altfränkischen Kaiserornat; und sein Bruder Lucian, welcher im April nach Frankreich zurückgekehrt war, figurierte zum ersten- und einzigenmale als kaiserlicher Prinz. Die Versammlung wurde mit großem Gepränge auf dem Marsfelde gehalten, welches, wie der offizielle Bericht im Moniteur sich ausdrückt, theatralisch ausgeschmückt worden war. Die französischen Schriftsteller haben nicht versäumt, das Fest ausführlich zu beschreiben; wir thun dies nicht, da alle solche Volksfeste nur eine augenblickliche Wirkung haben und deshalb in der Regel historisch ganz gleichgültig sind. Es würde im Interesse der Nationalität besser gewesen sein, wenn man, anstatt mitten unter drohenden Gefahren der allerbedenklichsten Art die künftige Regierungsform festzustellen, den Kaiser als Diktator hätte schalten lassen; denn nur auf diese Weise hätten die 800 000 Mann, welche das Ausland unter die Waffen gerufen hatte, vom Lande abgewehrt werden können. Als konstitutioneller Kaiser war Napoleon um so weniger im stande, Frankreich zu retten, als ihm bei dem Mißtrauen der höheren Klassen die Hände so sehr gebunden waren, daß er sogar Leute, wie Benjamin Constant, welcher kurz zuvor schrecklich über ihn geschmäht und den Bourbonen ewige Treue gelobt hatte, in seinen Staatsrat hatte aufnehmen müssen. Was sollte der Mann der That mit liberalen Schwätzern anfangen? Was konnte es ihm aber andererseits auch helfen, daß die Ohnehosen der alten Zeit, an die er sich bei der Unzufriedenheit der anderen Klassen wenden mußte, ihm Vertrauen schenkten und ihn zu ihrem Helden machen wollten?

Jene Unzufriedenheit machte sich in den beiden Kammern, welche am 3. Juni zusammentraten, von Anfang an in einem solchen Grade geltend, daß dadurch des Kaisers Wille gelähmt, eine energische Anstrengung der Nation unmöglich gemacht und die Rettung des Vaterlandes nur der Armee anheimgegeben wurde, welche für eine solche Aufgabe viel zu schwach war. Bei der Präsidentenwahl schlug die Deputiertenkammer dem Kaiser nicht, wie er wünschte, einen seiner

Staatsminister, sondern Lanjuinais und Lafayette vor, von denen er dann den ersteren wählte. Die vier Vicepräsidenten, Flaugergues, Dupont de l'Eure, Lafayette und Grenier, waren insgesamt erklärte Gegner Napoleons. Sogar die Pairs, die der Kaiser doch selbst ernannt hatte, machten gleich anfangs Opposition, weil sie nicht an das Fortbestehen seiner Herrschaft glaubten und sich deshalb den Bourbonen gegenüber sicherzustellen suchten. Die Kammern scheuten sich nicht einmal, in ihrer Antwort auf die kaiserliche Eröffnungsrede warnend an die hinreißende Gewalt des Glückes und an die verführerische Wirkung der Siege zu erinnern. Dies alles würde keine Erwähnung verdienen, wenn der Krieg einen glücklichen Ausgang genommen hätte; es ist aber deshalb bemerkenswert, weil die Kammern nachher bei der zweiten Absetzung des Kaisers dieselbe Rolle spielten, welche der Senat bei der ersten gespielt hatte.

Als die Kammern sich versammelt hatten, stand ein großer Teil der alliierten Truppen bereits an der Grenze. Die verbündeten Mächte hatten beschlossen, ihre Heere zu gleicher Zeit von verschiedenen Seiten her gegen Paris ziehen zu lassen. Österreich hatte 344 000 Mann unter Schwarzenberg in Marsch gesetzt, welche vom Rhein her in Frankreich einbrechen sollten. An der belgischen Grenze standen bereits 220 000 Mann unter Wellington und Blücher. Eine fast ebenso große Zahl Russen war auf dem Marsche begriffen und stand in dem Augenblicke, als Napoleon zu seinem Heere abreiste, nur noch acht Tagemärsche von der Grenze entfernt. Napoleon konnte den Truppen Wellingtons und Blüchers nur 130 000 Mann, aber allerdings, da die Festungsbesatzungen mittlerweile zurückgekehrt waren, tüchtige und kriegserfahrene Truppen entgegenführen; der ungeheuren Armee Schwarzenbergs hatte er sogar nur etwa 30 000 Mann, welche Rapp befehligte, entgegenzustellen. Die zum Dienste gerufenen Nationalgarden beliefen sich auf etwa 150 000 Mann. Diese bildeten mit den Marinesoldaten und anderen Truppen die für das Innere des Landes erforderlichen Streitkräfte; nur etwa 40 000 Mann von ihnen wurden teils den Generalen Rapp und Suchet, welche am Rhein und in der Dauphinee kommandierten, zugesendet, teils als Verteidigungstruppen in der Gegend von Bordeaux und von Toulouse aufgestellt.

Am 12. Juni reiste Napoleon von Paris nach Belgien ab, um sich mit seiner Hauptmacht zuerst auf die Preußen zu werfen, welche der getroffenen Abrede gemäß ebenso, wie die von Wellington befehligten Niederländer und Engländer, so lange verteidigungsweise verfahren sollten, bis sowohl die Österreicher als die Russen am Rhein eingetroffen wären. Am 15. Juni setzte er über die Sambre, drängte die Preußen zurück und nahm Charleroi, machte aber keine Gefangene



XV. 674. **Karl Philipp, Fürst von Schwarzenberg.**
(Reproduktion des Stiches von Krethlow: nach C. Mansfeld.)



Arthur Wellesley, Herzog von Wellington.
(Reproduktion des Stiches von Friedr. Bolt: nach Robert Home.)

und verlor viele Leute. Wie sehr ihm alle Umstände ungünstig waren, konnte er daraus erkennen, daß am Tage vorher der Marschall Bourmont mit einigen höheren Offizieren zum Feinde übergegangen war. Am 16. Juni wagte Blücher, obgleich einer seiner Heeresteile, welcher unter Bülow in Lüttich lag, noch nicht eingetroffen war, der Hauptmacht Napoleons in der Gegend von Ligny und St.-Amand ein Treffen anzubieten. Er rechnete dabei auf die zugesagte englische Hilfe; allein Wellington, welcher die Nacht vorher sorglos auf einem Ball in Brüssel zubrachte, erschien nicht. Die Preußen mußten daher vor der Übermacht zurückweichen, wobei Blücher selbst beinahe gefangen worden wäre. Sie waren jedoch nicht eigentlich geschlagen und die Franzosen hatten ihren Sieg teuer bezahlen müssen; denn es waren auf ihrer Seite nicht viel weniger Leute gefallen, als bei den Preußen; 11 000 gegen 18 000 glaubt man rechnen zu können. Auch konnten sie vom Siege keinen Nutzen ziehen, weil sie durch die einbrechende Nacht an der Verfolgung gehindert wurden und Blücher selbst noch stark genug war, um ihnen Widerstand zu leisten. Überdies hatte der von Ney kommandierte linke Flügel des französischen Heeres ohne Erfolg gekämpft. Ney war nämlich mit 40 000 Mann entweder, wie Napoleon selbst behauptet, zur Besetzung von Quatrebras oder, wie andere sagen, gegen Brüssel abgeschickt worden und in der Nähe jenes Dorfes auf Wellington gestoßen, welcher vom Ball aus herbeigeeilt war. In dem Kampfe, der sich dort entspann, verloren zwar die Engländer und Niederländer anfangs viele Leute, unter denen sich auch einer ihrer Führer, der Herzog von Braunschweig-Öls, befand; sie behaupteten aber ihre Stellung, und Ney mußte zurückweichen. Gleichwohl war der erste Wurf in dem neuen Kriege zu Napoleons Gunsten gefallen, und man sah mit Besorgnis den weiteren Nachrichten entgegen.

Wellington verließ am 17. Juni, als er von dem Ausgange der Schlacht bei Ligny Kunde erhielt, seine Stellung bei Quatrebras. Er zog sich auf die Höhen von Mont St.-Jean, wo der Pachthof Belle Alliance der denkwürdigen Schlacht, durch welche am folgenden Tage das Schicksal Europas entschieden wurde, den Namen gab. Daß Napoleon diese Schlacht, welche auch nach dem Dorfe Waterloo benannt wird, nicht schon am 17., sondern erst am 18. Juni lieferte, wird als ein strategischer Fehler angesehen, weil an jenem Tage das Wellingtonsche Heer nicht durch die Preußen hätte verstärkt werden können. Zur Verfolgung der letzteren hatte Napoleon am 17. den Marschall Grouchy mit 30 000 Mann abgeschickt; dieser stieß aber erst am folgenden Tage bei Wavre auf einen Teil derselben unter Thielemann und ließ sich dann in einen Kampf ein, der ihn hinderte, an der Schlacht des 18. Juni teilzunehmen.

Diese begann erst gegen zwölf Uhr mittags. Sie ward bis fünf Uhr abends mit gleich großem Verluste und gleich großer Tapferkeit, Angriff auf Angriff stürmisch unternommen und kaltblütig abgeschlagen, fortgesetzt, bis endlich die Preußen auf dem Schlachtfelde eintrafen; es war halb fünf, als ihre ersten Kanonen ins Gefecht eingriffen. Wellington hatte, als er im mörderischen Kampfe standhaft aushielt, fest auf das Erscheinen derselben gerechnet, weil ihm von Blücher die bestimmteste Zusage gemacht worden war. Zuerst erschien Bülow mit 30 000 Mann von St.-Lambert her und machte durch Besetzung der Straße von Charleroi den Rückzug der Franzosen unmöglich. In den zwischen ihm und den Engländern noch offen gebliebenen Raum rückten bald nachher Blücher und Zieten mit den übrigen preußischen Truppen ein. Dadurch war die völlige Niederlage der Franzosen entschieden, obgleich diese mit verzweifelter Tapferkeit den Kampf noch bis zum Einbruche der Nacht fortsetzten. Ihr ganzes Heer löste sich bald in verwirrter Flucht auf, und Napoleon selbst wäre beinahe von den nachsetzenden Preußen eingeholt worden: er mußte, um rascher fortzukommen, ein Pferd besteigen und seinen Wagen zurücklassen, der eine Beute der Verfolger wurde. Man pflegt in Frankreich jedesmal, wenn die Armee eine Schlacht verliert, irgend einem unglücklichen Zufall die Schuld zu geben, oder auch einen einzelnen Mann zum Sündenbock zu machen: dies thun die Franzosen auch in betreff der Schlacht bei Waterloo. Sie schreiben die vernichtende Niederlage ihres Helden den Marschällen Ney und Grouchy zu. Der erstere hatte allerdings in der Schlacht bei Waterloo zur unrechten Zeit alles auf das Spiel gesetzt; was aber seine am Tage vorher erlittene Niederlage betrifft, so ist er von kriegswissenschaftlichen Autoritäten völlig gerechtfertigt worden. Grouchy beging, heißt es, den Fehler, daß er am 17. die Preußen nicht heftig und nicht geschickt genug verfolgte, und daß er sich am 18. unnötigerweise bei Wavre durch den Kampf mit Thielemann aufhalten ließ. Ihn hatte allerdings Blücher über die Richtung seines Rückzuges irre zu leiten gewußt; bei Wavre aber war der Vorteil ganz auf Grouchys Seite, und er erwarb sich außerdem das Verdienst, daß er, sobald ihm der Ausgang der Schlacht bei Waterloo bekannt ward, schnell über Namur zurückging und dadurch den einzigen Teil des französischen Heeres rettete, welcher der Vernichtung entging. Indessen hat der französische Oberst Charras ausführlich, unter heftigem Widerspruch anderer Franzosen, darzulegen versucht, daß Napoleon selbst die Hauptschuld treffe und er nicht dieselbe Feldherrntüchtigkeit wie früher an den Tag gelegt habe.

Vom Schlachtfelde aus eilte Napoleon nach Paris zurück, wo er am Morgen des 21. Juni eintraf. Hier hatten unterdessen nicht nur

die Kammern ihren schon am 3. Juni begonnenen Krieg mit dem Kaiser fortgesetzt, sondern auch einer seiner eigenen Minister hatte insgeheim an seinem Sturze gearbeitet. Von den Kammern war gleich nach seiner Abreise zum Heer der Beschluß gefaßt worden, ohne Rücksicht auf die Zusatzakte zur kaiserlichen Konstitution eine neue Verfassung zu beraten. Zu gleicher Zeit hatte der Polizeiminister Fouché Anstalten getroffen, um dem Kaiser dasselbe Schicksal zu bereiten, das er 1794 den Schreckensmännern bereitet hatte. Dieser hinterlistige Verräter hatte sich nämlich nicht allein mit dem liberalen Teile der Deputierten in Verbindung gesetzt, sondern er stand auch insgeheim mit Metternich, mit Talleyrand und mit den nach Gent entflohenen Bourbonen in Verkehr. Zur Ausführung seiner Absicht wandte er das gewohnte Mittel an: er ließ die Grube, in die er den Kaiser stürzen wollte, durch andere graben. Sobald er am 20. Juni früh morgens die Nachricht von der Niederlage bei Waterloo erhalten hatte, ließ er schnell die republikanischen Deputierten Lafayette, Dupont de l'Eure, Flaugergues, Manuel, Dupin den Älteren und Lacoste zu sich kommen und vereinbarte mit ihnen die Art und Weise, wie in den Kammern Napoleons Absetzung eingeleitet werden sollte. Zugleich ließ er im Ministerrate durch seine Kollegen Carnot und Caulaincourt alles für den Sturz des Kaisers und die Wiedereinsetzung der Bourbonen vorbereiten. Als daher Napoleon am 21. Juni bei Tagesanbruch in Paris eintraf, war es bereits um seine Herrschaft geschehen. Savary soll damals dem Kaiser geraten haben, die Kammern aufzulösen. Auch dies war jedoch durch Fouché im voraus unmöglich gemacht worden. Dieser hatte nämlich einen entscheidenden Beschluß der Deputiertenkammer vorbereitet und gebrauchte, um denselben durchzusetzen, den ehrlichen Lafayette, der dabei gar nicht merkte, daß er nicht der Sache der Freiheit, sondern den Plänen Fouchés diene. Auf Lafayettes Antrag wurde am 21. Juni von der Deputiertenkammer beschlossen, daß wegen der Gefahr, mit welcher die Unabhängigkeit der Nation bedroht sei, die Kammer sich für permanent und jeden Versuch, sie aufzulösen, für Hochverrat erkläre, daß sie zugleich den Truppen im Felde den Dank der Nation ausspreche und die Minister des Krieges, des Innern, der Polizei und der auswärtigen Angelegenheiten in ihre Mitte entbiete.

Durch diesen Beschluß war Napoleon im Grunde schon abgesetzt. Er selbst aber machte sich durch den Versuch, die feindliche Stimmung der Deputierten zu ändern, verächtlich. Er schickte zuerst Regnault de St.-Jean d'Angely in die Kammer, um über die verlorene Schlacht Rodomontaden vorzulesen; dieser wurde jedoch mit lautem Murren empfangen und nicht angehört. Dann versuchte Lucian vergebens für seinen Bruder zu unterhandeln. Am Abend ernannten beide Kammern

eine Kommission, welche die für den Augenblick dringend notwendigen Maßregeln vorschlagen sollte. Zu Mitgliedern derselben ernannte die Deputiertenkammer ihren Präsidenten und die vier Vicepräsidenten, die Pairskammer Boissy d'Anglas, Thibaudeau, Drouot, Andréossy und Déjean. Daß Napoleon entfernt werden müsse, war schon als ausgemacht angenommen; man überlegte nur noch, ob dies durch seine Absetzung oder durch freiwillige Abdankung geschehen solle. Das letztere ward vorgezogen. Nachdem die Kommissare dem Ministerrate die Notwendigkeit der Abdankung Napoleons ausgesprochen hatten, thaten die Kammern am folgenden Tage den entscheidenden Schritt. Napoleon konnte sich erst dann zur Abdankung entschließen, als er erkannte, daß er nur dadurch den Schimpf der Absetzung von sich abwenden könne: erbittert unterzeichnete er am 22. Juni, fast gerade hundert Tage nach seiner Rückkehr, die Entsagungsakte; er fügte aber derselben den Zusatz bei, daß er seinen Sohn als Napoleon II. zum Kaiser proklamiere.

Diesen Zusatz überging Fouché, als er die Akte den Kammern mitteilte. Man nahm also auch keine Rücksicht auf denselben. Eine Deputation der Kammern dankte dem Kaiser für seine Verzichtleistung. Dann ward eine provisorische Regierung ernannt, bestehend aus Carnot, Quinette, Grenier, Caulaincourt und Fouché; der letztere wurde Präsident derselben. Dieser ließ den abgedankten Kaiser, der sich am 25. Juni nach Malmaison begab, durch den General Becker beobachten. Gleich nachher benutzte er das Herannahen der alliierten Truppen, um ihn ganz zu entfernen. Davoust mußte den Kaiser freundlich bestürmen, sich der Gefahr, ein Gefangener der Russen oder Preußen zu werden, durch die Flucht zu entziehen. Dies geschah am 29. Juni, an welchem Tage Napoleon auf die vor dem Hafen von Rochefort liegende Insel Aix abreiste, um sich nach Amerika einzuschiffen. Davon gab Fouché sogleich den Engländern einen Wink, und diese ließen dann den Kaiser durch ihre Schiffe so scharf beobachten, daß sich derselbe zuletzt entschloß, lieber die Großmut der Engländer auf die Probe zu stellen, als heimlich entweichend in ihre Hände zu fallen. Er begab sich am 15. Juli freiwillig auf das englische Kriegsschiff Bellerophon. Er wurde von den Engländern mit Achtung behandelt, aber nur als Kriegsgefangener angenommen und gemäß eines am 1. August unterzeichneten Abkommens der Verbündeten nach der Insel St. Helena gebracht.

VI. Charakter und Gang der deutschen und französischen Litteratur

zur Zeit der Revolution und des Kaiserreiches.

1. Deutsche Litteratur.

Die merkwürdige Bewegung, welche während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dem geistigen Leben der Deutschen einen neuen Charakter verlieh, endigte um den Wendepunkt dieses und des folgenden Jahrhunderts damit, daß die deutsche Litteratur ihre höchste Vollendung erreichte. Zu derselben Zeit, als die Franzosen ihrem äußeren Leben eine neue Gestalt verliehen, thaten die Deutschen in der Umgestaltung ihres geistigen Lebens, einer Revolution von nicht minder bedeutsamer Art, den letzten Schritt und schufen eine neue Art von Litteratur, welche von der vorhergehenden ebenso sehr verschieden war, wie die politischen Begriffe und das äußere Leben der Franzosen von allem dem, was vor der Revolution unter ihnen herrschend gewesen, es waren. Auch in ihren unmittelbaren Folgen haben diese beiden Revolutionen, die politische und sociale der Franzosen und die litterarische und philosophische der Deutschen, eine auffallende Übereinstimmung. Beide Nationen sind, trotz aller nachher eintretenden wirklichen oder scheinbaren Ausnahmen, in der während ihrer Revolution eingeschlagenen Richtung geblieben; beide erhielten in der Zeit der letzten Stürme dieser Revolution einen Mann, welcher ihr einen glänzenden Ausgang verlieh, alle Zeitgenossen weit überragte und bis zu dem Grade der Götze seines Volkes geworden ist, daß man bei dem einen wie bei dem anderen kaum wagen darf, selbst seine Mängel anzutasten. Wir meinen den politischen Götzen der Franzosen, Bonaparte, und den litterarischen Götzen der Deutschen, Goethe.

Der angedeutete letzte Abschnitt der litterarischen Revolution Deutschlands beginnt etwa mit dem Jahre 1787. Seinen Schluß kann man in das Jahr 1815 setzen, weil unmittelbar nachher dieselben

Dichter und Kritiker, welche ihre Nation gewaltsam zum letzten notwendigen Schritte getrieben hatten, ebenso wie um 1800 die früheren Demokraten und nachherigen Bonapartisten Frankreichs einen reaktionären Weg einschlugen. Im Jahre 1787 war der Geist des deutschen Publikums noch immer so flach und beschränkt, sein Geschmack noch immer so verkehrt, daß Schiller und Goethe, welche jetzt unbestritten als die Heroen der deutschen Litteratur anerkannt werden, nicht eher als um das Jahr 1805 völlig zu dem ihnen gebührenden Ansehen gelangten. Ja, sogar diese späte Anerkennung beruhte beiden Männern gegenüber nicht ursprünglich und unmittelbar auf ihrem eigenen Charakter und Wert, sondern sie ward ihnen vielmehr durch eine neu entstandene geistige Bewegung und Richtung zu teil, die man dem deutschen Volke sozusagen gewaltsam aufdrängte. Wir müssen daher, ehe wir zu diesem neuen Fortschritte des deutschen Lebens übergehen, einen Blick auf den unmittelbar vorher herrschenden Zustand desselben werfen.

Der Charakter des unter den Deutschen herrschenden Geistes läßt sich aufs deutlichste an den Büchern erkennen, welche um 1790 vorzugsweise Beifall fanden, sowie an der Art, wie man sogar noch einige Jahre später über Goethe und Schiller urteilte. Selbst in Weimar, Mannheim und Berlin, also an den Orten, in denen die geistige Regsamkeit am lebhaftesten war, herrschten die Iffland, Kotzebue, J. F. Jünger nicht allein auf der Bühne, sondern es wurden auch ihre matten Romane ebenso, wie die eines Lafontaine und die Ritterromane, am meisten gelesen. Dagegen fiel man über Schiller her (geboren am 10. November 1759 zu Marbach), als er seine ersten Dramen herausgab, welche, was auch an ihnen auszusetzen sein mag, doch jedenfalls originell waren und einen genialen Charakter trugen. Ebenso machte man seinen lyrischen Gedichten denselben inneren Gehalt zum Vorwurf, wegen dessen sie nachher Lieblingsgedichte der Nation geworden sind; man tadelte den philosophischen und idealen Charakter seiner Lyrik, fand seine Gedichte allzu ernst und klagte, daß er nicht so gut verstanden werden könne, wie Bürger. Auch Goethe fand nicht einmal bei seinen Freunden Beifall, als er 1787 das Meisterstück poetischer Einfachheit und einer edlen, reinen, vollendeten Sprache, die „Iphigenie", bekannt machte. Sogar in den Hauptsitzen deutscher Bildung, in Weimar und Jena, sprach die gebildete Welt, wie man aus einem von Böttiger geführten Tagebuch ersieht, noch um 1795 den heftigsten Tadel über beide Männer aus und bespöttelte die Erzeugnisse ihres Talents auf eine für dieselben empfindliche Weise.

Die neue Revolution oder richtiger der letzte Aufschwung des sich

umgestaltenden neuen Lebens in Deutschland, dessen Notwendigkeit aus den angedeuteten Zuständen zu erkennen ist, ging von einer neuen Philosophie aus, welche in Jena entstand und nicht nur reformierend in die Litteratur eingriff, sondern zuletzt sogar einen politischen Einfluß ausübte. Doch wirkten dabei zugleich Schiller und Goethe sowie eine damals neu entstehende Gattung von Dichtern, die sogenannten Romantiker, und das großartige Schauspiel der französischen Revolution mit. In Jena herrschte am Ende des 18. Jahrhunderts eine Freiheit im Lehren und Denken, für welche damals ganz Deutschland, mit Ausnahme der sächsischen Herzogtümer, verschlossen war. Dort und in Weimar hatte auch der Journalismus seinen Hauptsitz oder doch wenigstens seine Hauptquelle. Ferner war damals im Herzogtum Weimar ein solcher Zusammenfluß von geistig ausgezeichneten und berühmten Männern, daß dieses Land allgemein für Deutschlands Attika galt. Endlich hatte seit dem Auftreten Reinholds auch die Philosophie ihren Sitz in Jena aufgeschlagen und dort eine Bedeutung erlangt, die man auf deutschen Universitäten sonst nur den Brotwissenschaften zu gewähren pflegt. Von Jena und Weimar aus ward also auf ganz natürliche Weise die einst durch Klopstock, Lessing, Herder begonnene Reformation unserer Litteratur vollendet.

Reinhold wirkte seit 1787 in Jena für die Verbreitung der Kantschen Philosophie und erweckte ebenso durch die ihm eigene Klarheit im Auffassen und Denken wie durch die Form seiner Vorträge bei der studierenden Jugend ein ganz ungewöhnliches Interesse für innere und philosophische Bildung. Er wußte die Kantsche Philosophie dem gebildeten Teile der Nation so sehr zu empfehlen, daß selbst ältere Männer nach Jena kamen, um ihn zu hören. Übrigens trug er nicht gerade wörtlich Kantsche Philosophie vor, obgleich er auch kein eigenes System lehrte: man nannte daher auch seine Lehre oft im Scherze die Philosophie ohne Namen. Sein Hauptverdienst bestand darin, daß er die geistige Revolution Deutschlands von der rechten Seite her erfaßte, indem er einen gediegenen philosophischen Sinn unmittelbar ins Leben brachte und dem Volke nicht nur gelehrte, sondern auch innerlich durchgebildete Beamte, Ärzte, Lehrer und Geistliche zu schaffen suchte. Durch eine glückliche Fügung des Schicksals ward Reinhold 1793 auf Betreiben des dänisch-deutschen Dichters Baggesen, eines der begeistertsten Anhänger der politischen Revolution in Frankreich und der poetisch-philosophischen in Deutschland, nach Kiel berufen; denn an seine Stelle trat ein Mann, der ihm an Kenntnissen und Beredsamkeit mindestens gleich, an Tiefe des Denkens aber, an selbständiger Produktionskraft und an Energie des Charakters überlegen war, und dieser führte die deutsche Jugend einige Schritte weiter über die

Schranken hinaus, welche Kant dem menschlichen Denkvermögen gesetzt hatte.

Dieser Mann war Johann Gottlieb Fichte. Er hatte sich schon im 30. Lebensjahre durch eine anonyme Schrift, welche von Kants Schülern anfangs für ein Werk ihres Meisters gehalten wurde, großen Ruhm erworben. Ein Jahr später (1793) hatte er den Mut gehabt, von Zürich aus, wo er eine Zeitlang lebte, in zwei anderen Schriften nicht nur die der französischen Revolution zu Grunde liegenden Prinzipien philosophisch zu verteidigen, sondern auch von den deutschen Fürsten Denk-, Lehr- und Preßfreiheit zu fordern. Dessenungeachtet berief die Weimarische Regierung ihn 1793 an Reinholds Stelle nach Jena. Hier wirkte er dann mit noch größerem Erfolge als Reinhold, weil in einer geistigen Revolution ebenso, wie in einer politischen, nur ein tüchtiger Reformator von Charakterstärke oder ein furchtbarer Charlatan die Massen nachhaltig in Bewegung zu bringen vermag. Fichte blieb in Jena, bis das kursächsische Konsistorium ihm wegen eines Aufsatzes, der als freigeisterisch angesehen wurde, solche Verdrießlichkeiten bereitete, daß er 1799 seinen Abschied nahm. Er begab sich nach Berlin und privatisierte längere Zeit dort und in anderen preußischen Städten. Dies hatte für Deutschland den großen Vorteil, daß ein so bedeutender Mann sich von den Gelehrten und der studierenden Jugend weg an die gebildete Welt überhaupt richten, also seine Thätigkeit populär machen mußte. Im Jahre 1809 wurde Fichte an der neugestifteten Berliner Universität als Professor angestellt. Überall, wo er auftrat, regte er als ausgezeichneter Redner, als Mann von tiefer Bildung und starkem Charakter einen zahlreichen Kreis aufstrebender Menschen für geistige Interessen mächtig an und brachte, wie auch Reinhold gethan hatte, nicht nur durch Vorträge, sondern auch durch allgemein verständliche Schriften die Resultate der Philosophie in das größere Publikum. Auf das von ihm aufgestellte philosophische System oder die Philosophie des Idealismus brauchen wir uns hier nicht einzulassen, weil die Wirkung, welche Fichte auf den Gang der deutschen Bildung ausübte, nicht von seinen Lehrsätzen, sondern vom Geiste derselben und von ihrer Tendenz herzuleiten ist. Für die neue Stufe der Entwickelung nämlich, auf welche Fichte die Nation führen half, bestand der eigentlich entscheidende Punkt darin, daß dieser Philosoph den gebildeten Teil der Deutschen für das Ideale empfänglich machte, daß er den Blick der studierenden Jugend vom rohen Studententreiben hinweg auf Vaterland, auf Menschenrechte, auf reine Erkenntnis, auf die Begeisterung für das Höhere hinlenkte, daß also seine Richtung zugleich sittlich, national und politisch anregend war. Diese Wirkung Fichtes trug in der Litteratur und im

Leben der Deutschen ihre Früchte, wenn auch, wie man ihm und anderen angebeteten philosophischen Lehrern oft vorgeworfen hat, seine Schüler das Vorgetragene nicht durchaus verstanden. Seine Zuhörer und Leser wurden zur litterarischen Reform hingeleitet, wie das französische Volk in seiner Revolution zur politischen Freiheit geführt worden war.

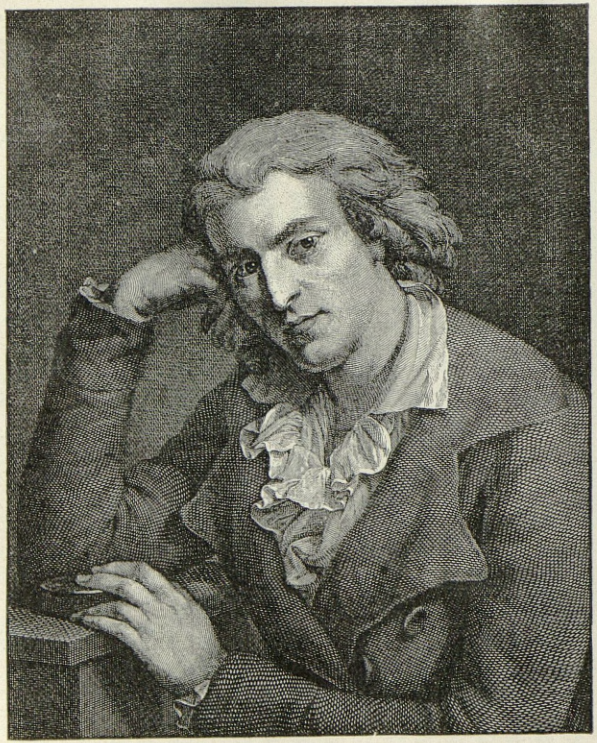
An Fichtes Stelle in Jena trat sein genialer Schüler Friedr. Wilh. Joseph von Schelling, und dieser führte nicht nur die Philosophie eine Stufe höher hinauf, sondern er war auch ebenso, wie Fichte, mit Erfolg bemüht, die deutsche Welt für das Ideale empfänglicher zu machen. Es muß daher als ein besonderes Geschenk der Vorsehung angesehen werden, daß drei ausgezeichnete Denker nacheinander gerade von demjenigen Orte aus mächtig wirkten, an welchem damals die deutsche Jugend auch deshalb zusammenströmte, weil dort und in dem benachbarten Weimar der Antrieb zum letzten Schritte in der geistigen Revolution der Nation gegeben wurde. Alle drei haben durch die Gewalt ihres Geistes und durch die klare Art ihrer Darstellung dem Idealen, der ernsten Denkarbeit die Pforten Deutschlands neu geöffnet und viel dazu beigetragen, daß die herrschend gewordene seichte Schönrednerei endlich vernichtet wurde. Schelling hatte, solange noch in Jena sein Lehrer Fichte neben ihm stand, der Idealphilosophie desselben gehuldigt; unmittelbar darauf aber schuf er ein eigenes System, welches er Naturphilosophie und transcendentalen Idealismus nannte. Dieses System gehörte als solches der Schule, nicht dem Leben an; für das letztere und also auch für unsere historische Betrachtung hat nur die unmittelbare Einwirkung Schellings auf die Nation Bedeutung. In dieser Hinsicht aber waren Schellings Verdienste um die deutsche Bildung ebenso groß, wie die seines Lehrers und Vorgängers. Er hat, wie Fichte, die Jugend vom bloßen Lernen zum freien Denken zu leiten und zugleich das große gebildete Publikum für reine Erkenntnis und ideales Auffassen anzuregen gesucht. Er und Fichte haben allen Wissenschaften einen neuen geistigen Gehalt, eine neue Frische gegeben und dadurch zugleich auch den Dichtern neue Bahnen eröffnet. Schelling zog sich jedoch später aus dem Lichte des Lebens in das Dunkel der Schule zurück, während Fichte umgekehrt immer mehr aus dem stillen Kreise der Schule heraustrat und sich in die Bewegung des Lebens warf. Aber auch selbst dann noch haben Schelling und seine Schüler eine Zeitlang wohlthätig auf den Geist der Nation und auf ihre Litteratur eingewirkt, indem die ihnen eigentümliche Art von poetischer Philosophie und die von ihnen gebrauchte bilderreiche Sprache, verstanden oder unverstanden, mächtig auf Gemüt und Gefühl einwirkten: denn von der praktischen Anwendung dieser

Philosophie, gegen die der Verständige stets ankämpfen wird, ist hierbei keine Rede. Von Schellings bedeutendstem Schüler, Georg Wilh. Friedr. Hegel, welcher später ebenfalls seinen eigenen Weg ging, reden wir nicht, weil seine Wirksamkeit sich innerhalb der Schranken der Schule hielt und erst Hegels Schüler seine Lehren in das Leben einzuführen suchten.

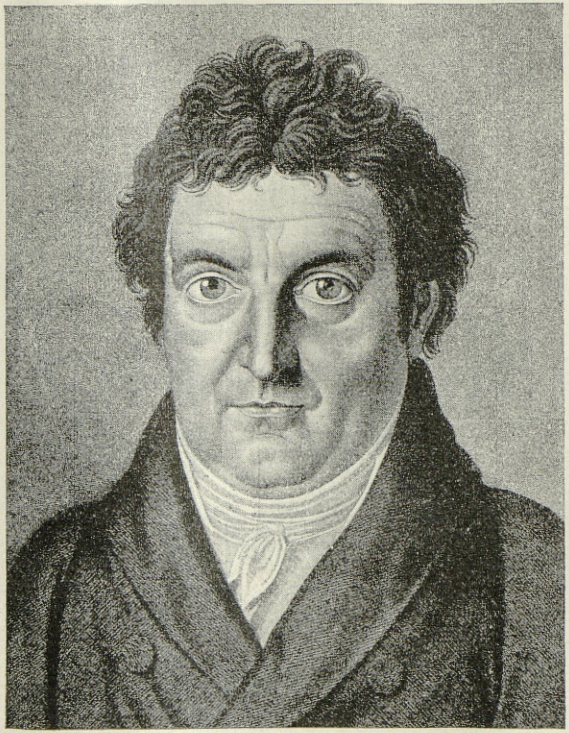
Die mächtige Wirkung, welche Fichte und Schelling ausübten, setzte die Brüder Schlegel in stand, den beiden größten Dichtern Deutschlands endlich das verdiente Ansehen zu verschaffen und dann, mit ihnen verbunden, die deutsche Litteratur aus dem Zustande der Verflachung und Beschränktheit herauszureißen. Es bedarf daher zunächst einer Andeutung über die bisherigen Schöpfungen Schillers und Goethes.

Von den Werken, welche Goethe nach dem „Götz von Berlichingen" und dem „Werther" verfaßte, deren wir früher schon gedachten, ist nicht nur sein Meisterstück dramatischer Dichtkunst, die „Iphigenie", sondern auch seine „Stella", seine „Mitschuldigen" und andere nur ihrer Form wegen ausgezeichnete kleinere Dramen historisch dadurch besonders wichtig, daß sich in ihnen ein rascher und bedeutender Fortschritt im Leben der Nation zeigt. Dies würde auf überraschende Weise anschaulich gemacht werden können, wenn es hier möglich wäre, die Sprache jener Dramen mit dem Ton und Ausdruck der gleichzeitigen Dramen eines Iffland, eines Jünger, eines Kotzebue zu vergleichen, welche schwerfällig in der Sprache, matt im Witze sind und sich nirgends über den platten Konversationston der kleinen Städte erheben. Goethe aber hat in seinen kleineren Dramen die deutsche Sprache, nachdem sie schon durch Lessing ernst, kräftig und edel geworden war, leicht und luftig gemacht und ihr jenen Ton feiner Unterhaltung geschaffen, der bisher nur in Frankreich und Italien zu finden gewesen war. Schon der bedeutende Fortschritt also, welchen deutsche Sprache und Litteratur in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts durch Goethe machten, kann beweisen, wie wichtig es für die Nation war, daß die neue Philosophie einem solchem Manne endlich das rechte Ansehen und damit eine nachhaltige Einwirkung auf den Geschmack verschaffte.

Zu derselben Zeit ward Schiller durch seine Auffassung menschlicher Dinge für die deutsche Politik bedeutend, während es in Hinsicht auf Sprache und auf die Kunst des Versbaues zu beklagen ist, daß Schiller in seiner Jugend einen schlechteren Unterricht genossen hat, als Goethe, Lessing und Klopstock. Die ersten Dramen Schillers nämlich, und in gewissem Sinne auch die späteren, haben eine unmittelbare Beziehung zur politischen Lage und zu den bestehenden Zuständen



XV. 684. **Schiller.**
(Reproduktion des Stiches von G. M. Müller: nach A. Graff.)



Fichte.
(Reproduktion des Stiches von Jügel: nach Dähling 1808.)

Deutschlands. Sie sprechen den Unwillen einer edlen Seele über die damals allgemeine Unterdrückung der Freiheit, über den Knechtssinn und die Willkür der Beamten, über die unerhörte Mißhandlung des Bürgerstandes durch die Privilegierten, über die an den Höfen herrschenden Sitten aus. Wir erinnern in dieser Hinsicht namentlich an das 1784 erschienene Trauerspiel „Kabale und Liebe."

Ein zweiter wichtiger Punkt in betreff des Einflusses und der Wirkung dieses Dichters ist die Hypergenialität, welcher es Schiller verdankte, daß er seiner Zeit den Kraftgenies beigezählt ward. Dies gilt besonders von seinem ersten Drama, den Räubern. So viel Unnatürliches, Schaudererregendes und Unwahrscheinliches aber auch in diesem Drama ist, so wirkte doch der Geist, der in ihm weht, wie ein Blitzstrahl und traf die herrschende Flachheit, Sentimentalität und Mittelmäßigkeit mit furchtbarem Schlage. Schillers Name war seit der ersten Aufführung der Räuber (1781) in aller Mund. Auch der Pomp und das Pathos, die sich in seinen ersten Stücken zeigten und ihrem Verfasser sein ganzes Leben hindurch eigen blieben, hatte eine große Bedeutung, weil vermittelst desselben derjenige Teil der Nation, der sich in Goethes klare Ruhe und Einfalt nicht finden konnte, über die enge Sphäre des bürgerlichen Lebens zur Idealität emporgehoben wurde. Eine ganz besondere Wirkung aber lag in der ihm eigentümlichen philosophischen Lyrik. Niemand wußte besser als er, für ein gemütliches, schwärmendes, nachdenksames Volk den rechten Ton zu treffen, um die Resultate der Philosophie ganz unmittelbar in die Seele eines jeden Lesers zu bringen, welcher der Begeisterung für das Ideale fähig war. Schiller ist hauptsächlich wegen dieses Charakterzuges seiner Poesie der Liebling des deutschen Volkes geworden und geblieben, dessen Gemütlichkeit er teilte, und dem er, gerade weil er nicht in gleicher Art schöpferisch war, wie Goethe, näher stand als dieser.

Eine Selbsttäuschung des Dichters war es dagegen, als er auf den Gedanken kam, auch als Gelehrter zu philosophieren; denn dazu fehlte ihm die wissenschaftliche und gelehrte Durchbildung. Seine philosophischen Aufsätze, welche meist ästhetische Gegenstände behandeln, konnten den Gelehrten nicht genügen, für das Volk aber waren sie zu dunkel. Sie waren dem Kantschen System angepaßt, während dagegen die lyrischen Gedichte Schillers ihrem philosophischen Inhalte nach weder dem kalten Kantschen Moralprinzip entsprachen, noch auch Glauben und Ahnung einer höheren Weltordnung dem Verstande zum Opfer brachten.

Glücklicher war Schiller in dem Versuche, das Interesse des Volkes für die Geschichte, vermöge einer halb poetischen Behandlung derselben, zu wecken. Dieser Versuch war schwierig und gefährlich: er

gelang dessenungeachtet nicht nur in der Darstellung des Abfalles der Niederlande (1788), sondern auch bei der verwickelteren Geschichte des Dreißigjährigen Krieges (1790). Man darf freilich diese beiden Schriften nicht mit den Werken eines echten Historikers vergleichen, weil die wahre Geschichtschreibung eine ganz andere Aufgabe hat, als den Erscheinungen der wirklichen Welt poetische Haltung und Rundung zu gewähren, sie nach den Gesetzen der bloßen Analogie psychologisch zu entwickeln und zu motivieren und so die Geschichte für das Gemüt und die Phantasie ansprechend zu machen. Das Verdienst, das sich Schiller durch seine beiden Geschichtswerke erworben hat, ist kein wissenschaftliches, sondern ein allgemein menschliches und nationales. Er hat sich der Geschichte bedient, um die verflachten Ansichten des bürgerlichen Lebens zu veredeln, thätiges und aufopferndes Interesse für die größten Wohlthaten des Lebens, für Freiheit und Religion, zu wecken und den starren juristischen Reichsgeschichten eine lebendige Darstellung der realen Verhältnisse entgegenzusetzen. Dieser Versuch ist, so oft nachher auch andere denselben wiederholt haben, ihm allein gelungen, und die wohlthätige Wirkung, die er dadurch ausübte, war um so größer, als alle ausgezeichneten Geschichtswerke seiner Zeit, sogar Johann von Müllers vielbelobte Schweizergeschichte, nur einem Teile des gebildeten Publikums zugänglich waren.

Schillers Wirksamkeit im Publikum war schon sehr bedeutend, als Goethe, von seiner ersten italienischen Reise zurückkehrend (1787), sich an ihn anschloß und dann beide durch vereinte Thätigkeit den Geschmack des Publikums zu verbessern suchten. Damals hatte bereits ein Mann, dessen Schriften stets nur von wenigen gelesen und verstanden worden sind, eine in ihrer Art ganz eigentümliche Wirksamkeit auszuüben begonnen. Dieser Mann war Klinger. Wir müssen seiner Thätigkeit hier, wo so manche Männer von berühmtem Namen übergangen werden, mit einigen Worten gedenken, weil er der einzige deutsche Schriftsteller ist, welcher eine vollständige und unmittelbare Anschauung der Höfe, Minister, Fürsten und Regierungen gehabt und die Verhältnisse des Lebens in allen ihren Gestaltungen erkannt hat. Außerdem ist er der einzige deutsche Romanschreiber, welcher nicht um Gewinn oder Ruhm, sondern nur darum schrieb, weil es ihm Bedürfnis war, seine Ansichten über menschliche Dinge mitzuteilen. Endlich hat auch Klinger in jener denkwürdigsten Zeit unserer Litteraturgeschichte mit einem Ernst und Eifer, wie wenige andere, gestrebt, den Fortschritt des deutschen Lebens zu fördern und besonders den Sinn für Geistesfreiheit und innere Unabhängigkeit zu beleben. Dies that er durch seine sogenannten philosophischen Romane; denn seine Dramen gehören einer früheren Zeit und einer ganz anderen Rich-

tung an und haben überdies nur den Wert, daß sie für diese charakteristisch sind.

Leider ist es nicht möglich, in engem Raume den Inhalt der Romane eines Mannes darzustellen, welcher zu den bedeutendsten prosaischen Schriftstellern unserer Nation gehört: und doch könnte seine Bedeutung in der Litteratur und die Mannigfaltigkeit der Lebensanschauungen, welche seine Romane enthalten, nur dadurch dargethan werden, daß wir zeigten, wie die eine Idee, welche allen diesen Romanen zu Grunde liegt, durch die verschiedensten Beziehungen durchgeführt wird. Wir müssen daher auch in betreff dieses Schriftstellers, anstatt an dem Inhalte der einzelnen Schriften den inneren Zusammenhang nachzuweisen, uns auf eine allgemeine Bemerkung beschränken. Klinger hatte einen ganz anderen Weg durch das Leben machen müssen, als Goethe: in Armut geboren und herangewachsen, hatte er mit Hindernissen aller Art zu kämpfen gehabt. Er hatte aber auf diesem Wege, der ihn zuletzt bis in die höchsten Kreise des Russischen Reiches führte, die verschiedenen Verhältnisse und Formen des Lebens sowie als Begleiter eines russischen Großfürsten alle Höfe und die sogenannte große Welt von ganz Europa genau kennen gelernt. Auch den Charakter und das Treiben der deutschen litterarischen Welt hatte er bis in ihre höchsten Spitzen hinauf durch eigene Anschauung erkannt; denn er war eine Zeitlang Theaterdichter in Weimar und als solcher in die Mitte aller derer gestellt gewesen, welche damals die deutsche Litteratur beherrschten. Die umfassende Menschenkenntnis, die sich Klinger auf solche Weise erworben hatte, und die Ideen, zu denen ihn dieselbe geführt hatte, sind in seinen Romanen niedergelegt. Diese wurden übrigens nie allgemein gelesen, weil der Verfasser selbst sie nur für den ernsten und denkenden Teil des Publikums geschrieben hatte. Klinger betrachtet in denselben das wirkliche Leben vom Standpunkte des Philosophen aus. Er sucht dem denkenden Leser die wunden Stellen der fortschreitenden Civilisation aufzudecken und ihm nachzuweisen, daß der Grund aller Übel, welche ein durch Verweichlichung und Sophistik entartetes Geschlecht zu erdulden habe, in der verkehrten Richtung der Civilisation selbst zu suchen sei. Er stellt das leichte, müßige, mit Wissenschaft und Kunst nur spielende Leben der höheren Klassen, welches Goethe im „Meister“ und in den „Wahlverwandtschaften“ so reizend gemalt hat, von der ganz entgegengesetzten Seite dar. Treffend und mit steter Hinweisung auf die Grundursachen aller Gebrechen und Übel schildert er nicht nur diesen Teil der Gesellschaft, sondern auch den Pedantismus und die Verkehrtheiten der deutschen Gelehrten, die Eitelkeiten der Reichen, die Modethorheiten des Publikums, den servilen, geduldigen Charakter des deutschen Volkes.

Kehren wir zu Goethe und Schiller zurück, so finden wir beide von 1795 an bis zu Schillers Tod (1805) zu gemeinschaftlichem litterarischen Wirken innig verbunden: gemeinsam berieten sie ihre poetischen Arbeiten und Pläne. Dabei war es eine wohlthätige Fügung, daß in betreff dessen, was beide Männer der Nation zu gewähren vermochten, einer den anderen gewissermaßen ergänzte. Schiller stand dem Volke und der Jugend näher, Goethe war mehr für die vornehmen Kreise und für das klassisch gebildete Publikum geschaffen. Schiller stand, was die Leichtigkeit genialen Schaffens betrifft, weit unter Goethe, welcher aus Inspiration mit leichter Mühe eine bezaubernde Schöpfung nach der andern schuf. Dessenungeachtet nützte aber Schiller dem geselligen und häuslichen Leben des gesamten Volkes weit mehr als Goethe; denn er ward durch das Ideale in seiner Auffassung, durch den philosophischen und didaktischen Charakter seiner Lyrik, durch seine Hinneigung zum Positiven, durch das Feierliche seines Vortrages unmittelbar Lehrer der Nation, dahingegen Goethe immer nur mittelbar lehrte. Dieser vermochte nicht, wie Schiller, das gesamte deutsche Publikum vom Gemeinen und Platten zum Idealen zu erheben, weil es hierzu weniger einer schöpferischen Produktionskraft des Dichters und eines tiefen inneren Gehaltes seiner Gedichte, als vielmehr der Gemütlichkeit und einer leicht und schlagend wirkenden Form bedurfte.*)

Das erste Ergebnis dieser gemeinsamen Thätigkeit waren die Horen. Diese Zeitschrift, welche von 1795 bis 1797 erschien, und bei der auch Herder, Fichte, F. H. Jacobi, Wilhelm Humboldt, die beiden Schlegel als Mitarbeiter zugezogen wurden, sollte den im Publikum herrschenden falschen Geschmack vernichten und der Nation zu einer besseren Art von Litteratur verhelfen. Die Herausgeber konnten jedoch nicht durchdringen, weil sie noch nicht Ansehen genug hatten, und weil die ganze Schar von Buchmachern, die sich in ihrer Stellung und ihrem Gewinne bedroht sah, gegen dieses Unternehmen alle Federn in Bewegung setzte. Die mit giftigem Spott verbundene Opposition, welche die Horen hervorriefen, reizte beide Männer und trieb sie zu einer Art von Gegenwehr, durch welche ein großer Teil der berühmtesten Männer Deutschlands aufs tiefste verwundet wurde. Sie verfaßten zusammen eine Anzahl von derb satirischen Epigrammen und ließen dieselben 1797 unter dem Titel Xenien in einem Musenalmanach abdrucken, welchen Schiller seit 1796 herausgab. Diese Epi-

*) Auch diese Zusammenstellung giebt den Beweis, wie schwer es ist, die Wirkung großer Dichter und Dichterwerke auf ihr Volk in Worte zu fassen. Daß in Beziehung auf „tiefen inneren Gehalt" Schiller hinter Goethe zurückstehe, läßt sich nicht sagen, und Schlosser hat es auch wohl nicht sagen wollen.

gramme waren in einem schonungslosen Tone abgefaßt und verhöhnten den herrschenden Geschmack, die Zeitschriften, in welchen die Litteratur als Melkkuh gebraucht wurde, die gehaltlosen und sogar die nur von einer Seite her schwachen Schriftsteller, kurz alles Mittelmäßige, mit dem bittersten Spotte. Die ganze gelehrte Welt geriet in Bewegung, um sich zu rächen; doch traf der Sturm besonders Schiller, weil man sich an Goethe nicht recht wagte.

Denselben Ton wie Schiller und Goethe in den Xenien, stimmten gleich darauf die Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel in einem kritischen Journal an, das sie 1798 unter dem Titel Athenäum herauszugeben begannen. Ja, diese beiden gingen sogar noch weiter: sie griffen das ganze Litteraturwesen Deutschlands und die Männer, welche bis dahin für klassisch gegolten hatten, auf eine wahrhaft cynisch-revolutionäre Weise oder, wie man dies damals euphemistisch nannte, mit göttlicher Grobheit an. Dieser Ton und die Lessingsche Art von Kritik, welche von den Schlegel angewandt wurde, drang, unterstützt von der Macht der Idealphilosophie, endlich durch und hob die deutsche Litteratur auf den höchsten Punkt, den sie erreicht hat. August Wilhelm Schlegel hatte zuerst 1796 durch eine Schrift, in welcher Goethe vergöttert ward, sein Bruder Friedrich aber als Lobpreiser Fichtes und als Herold von dessen Philosophie eine größere Bedeutung im Publikum erhalten. Beide waren nachher dadurch, daß sie an den Horen mitarbeiteten, dem Publikum als Schillers und Goethes Freunde vorgeführt worden. Sie bildeten mit den Gegnern der Poesie eines Gleim, Klopstock, Wieland, Matthisson u. s. w. einen Kreis, aus welchem das, was man romantische Litteratur nennt, hervorgegangen ist. Zu diesem Kreise gehörten außer den beiden Schlegel Ludwig Tieck, von Hardenberg oder, wie er sich als Dichter nannte, Novalis, Fichte und dessen Schüler, der Theolog Schleiermacher. Die Brüder Schlegel besaßen alle nötigen Fähigkeiten, um die deutsche Litteratur ihrer Zeit ebenso zu reformieren, wie Lessing die ältere reformiert hatte. Sie wandten Fichtes Philosophie auf die Kritik an und suchten diese Philosophie herrschend zu machen. Zugleich bemühten sie sich, auf der einen Seite das Griechentum, das sie zwar nach ihrer Weise, aber doch geistreich auffaßten, auf der anderen Shakespeare und die großen italienischen und spanischen Dichter sowie den von ihnen vergötterten Goethe bei ihren Landsleuten als Muster und Vorbilder geltend zu machen, um dadurch die Flachheit und Seichtigkeit vom deutschen Boden zu verdrängen und eine neue Art von Poesie, welche zugleich frisch, kräftig, frei und geistreich wäre, die Romantik, einzuführen.

Dieses war die Tendenz ihrer Zeitschrift, die man dem Charakter

und der Wirkung nach geradezu eine Fortsetzung von Lessings berühmten Litteraturbriefen nennen könnte. Auch riefen die Schlegel durch dieselbe, ebenso wie früher Lessing, eine Revolution hervor, in welcher die deutsche Litteratur von Grund aus umgestaltet ward. Wir müssen uns darauf beschränken, das Endresultat anzugeben, welches die Kritik der Schlegel und der Idealphilosophen hatte. Dieselbe rief ebenso, wie einst die Lessingsche, eine vom Innern ausgehende Revolution des deutschen Lebens hervor und löste die Fesseln, in welche die schale Gewohnheit die Nation geschlagen hatte. Außerdem bewirkte sie, daß jene beiden fortan ganz ausgeschieden wurden von den Schriftstellern, über deren Wert und Bedeutung sich allenfalls streiten ließe, daß also endlich einmal irgend etwas als unzweifelhaft klassisch empfohlen und der deutschen Nachwelt überliefert werden konnte. Mit Goethe ward von diesem Augenblicke an ein Götzendienst getrieben, welcher so weit ging, daß man selbst noch jetzt kaum wagen darf, über seine Werke eine eigene Meinung zu haben und an der Bewunderung aller seiner Produkte, selbst der spielend geschaffenen oder rein zusammengestückelten, keinen Teil zu nehmen.

Die neue oder romantische Poesie, welche die Schlegel und ihre Freunde vermittelst der Schellingschen Philosophie in Deutschland einführten, wird im Athenäum als eine Universalpoesie dargestellt, die in der Vereinigung aller Richtungen und Thätigkeiten des menschlichen Geistes bestehen, alles durchdringen und das Leben selbst poetisch machen solle. Der in Hinsicht auf poetische Anlage bedeutendste Dichter dieser Schule war Hardenberg oder Novalis. Eine der wohlthätigsten Wirkungen der Romantik und der mit ihr verbundenen Idealphilosophie aber war der moralische und politische Einfluß, den sie zur Zeit der Fremdherrschaft ausübte. Es ward damals durch die Idealphilosophie und die Romantik nicht nur dem hereinbrechenden Franzosentum und der Flachheit des ganz nach außen gerichteten Strebens ein mächtiger Damm entgegengesetzt, sondern beide gewährten auch in einer Zeit, wo Napoleons Polizei und in deren Dienst sogar deutsche Fürsten jedes nationale Streben verfolgten, den edleren Seelen Trost, Ruhe und Erhebung.

Der schädlichen Wirkung, welche Idealphilosophie und Romantik hatten, gedenken wir hier nur mit wenigen Worten, weil sie erst nach der Zeit der Befreiung Deutschlands mit Entschiedenheit hervortraten. Aus den anfangs so heilsamen neuen Ideen über Kunst, Poesie und Leben gingen alle jene Erscheinungen eines neuen Mittelalters hervor, die uns auch jetzt noch immer umgeben, das neu aufgefrischte Rittertum, die wiederhergestellte Hierarchie mit dem erneuten Ceremonieendienst und Kirchenzwang, die in Wissenschaft, Kunst und Religion

zurückgeführte Mystik und Scholastik. Sogar dem griechischen und römischen Altertum wurde, freilich nur auf kurze Zeit, ein romantisches Ansehen dadurch gegeben, daß Görres und andere die verständigen Gebilde der Griechen auf die Mysterien der Inder und Ägypter und auf die schlüpfrige Symbolik des Orients zurückführten. Alle diese und ähnliche Erscheinungen waren das natürliche Resultat einer Theorie und Richtung, welche das Poetische zum Centrum des geistigen Lebens machte. Eine solche Theorie mußte notwendigerweise mit den Prinzipien der neueren Zeit in Kampf geraten und konnte nur in den entgegengesetzten Tendenzen mittelalterlicher Zeiten Nahrung suchen, sie diente daher auch vortrefflich den Bedürfnissen, Interessen und Plänen derer, welche durch Rang, Reichtum oder Genie über anderen standen. Ihre Einführung in die deutsche Litteratur rief eine Spaltung derselben in zwei Hauptgattungen hervor, nämlich in eine überschwengliche, dem Mittelalterlichen, Katholischen und Aristokratischen zugewandte Anschauungsweise, Dichtung und Schreibart, und eine dem gesunden Menschen genügende, protestantische, bürgerliche und demokratische Litteratur. Die letztere ist die Litteratur der mittleren und unteren Klassen und aller derer geblieben, welche der Richtung der neueren Zeit folgen und nicht im Leben, Fühlen und Denken dem Einfachen, Naturgemäßen und Verständlichen zu entsagen vermögen. Die erstere dagegen dient den aristokratischen, katholischen oder katholisierenden sowie den geselligen Zwecken der sogenannten guten Gesellschaft und aller derer, welche vornehm sind oder vornehm scheinen möchten.

Diese Spaltung der Litteratur entstand schon mit dem ersten Erscheinen des Athenäums. Sie rief gleich anfangs einen heftigen Kampf hervor, welcher sogar persönlich ward. Der bitterste unter den Angriffen in diesem Kampfe waren Fichtes Schrift gegen Nicolai, Schlegels gelegentliche Ausfälle auf ebendenselben Schriftsteller, Kotzebues Drama „Der hyperboreische Esel", welches gegen die Schlegel gerichtet war, und später die Schriften von J. H. Voß gegen seinen alten Freund Stolberg, als dieser zum Katholizismus übergetreten war. Die beiden Heroen der deutschen Poesie hielten sich von diesem Kampfe fern und nahmen eine solche Stellung an, daß sie über und zwischen den Parteien standen. Doch hat Goethe, obgleich er mit seinem unvergleichlichen Takte nie in den Ton der heftigeren Romantiker einstimmte, vom Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts an vorzugsweise im Geiste der vornehmen Welt gedichtet und geschrieben. Auch hat er sich, was seinem ganzen Entwickelungsgange entspricht, förmlich zu der allen Aristokraten eigenen Ansicht bekannt, daß es zwei Gattungen Menschen gebe, von denen die eine zur Arbeit und zum prosaischen Leben ver-

dammt, die andere zum Genusse und zum Spielen mit Kunst, Poesie und Wissenschaft bestimmt sei.

Die Romantiker wurden die natürlichen Stützen der politisch und kirchlich Konservativen, welche seit dem Jahre 1815 wieder zur Herrschaft gelangten. Es ging also mit ihnen gerade so, wie mit den französischen Demokraten zu Napoleons Zeit. Sie hatten sich gleich diesen stürmend radikal gezeigt und die Nation gewaltsam zum Fortschreiten hinzureißen gesucht; Friedrich Schlegel hatte sogar einst mit lauter Stimme die Macht des Zeitgeistes gepriesen und das von Lessing verkündigte neue Evangelium für das größte Verdienst dieses Mannes erklärt. Später aber wurden er und seine Freunde, ebenso wie die meisten Radikalen der französischen Revolution, mit Orden und Titeln geschmückte vornehme Leute und gebrauchten in Wien und Berlin ihr Talent, um den Geist der neueren Zeit zu bekämpfen und die mit demselben unvereinbaren Einrichtungen des Mittelalters zurückführen zu helfen. Diese Anstrengungen sind freilich erfolglos geblieben. Die große Mehrzahl des Volkes und alle Freunde klarer und sicherer Erkenntnis unter den Gelehrten, ein Voß, Paulus, Planck, Eichhorn u. a., blieben der alten Litteratur und der Zeitrichtung getreu. Der von den Romantikern angestimmte revolutionäre Ton ward gegen diese selbst gerichtet. Es bildete sich sogar eine furchtbare demokratische Litteratur, welche durch die Gunst des Volkes eine freudige Existenz hatte, während die vornehme trotz der angelegentlichen Pflege und Unterstützung, die sie von oben herab erhielt, nur kümmerlich fortlebte.

Einiger Bestrebungen der deutschen Romantiker müssen wir noch besonders gedenken. August Wilhelm Schlegel begann eine Übersetzung des Shakespeare, welche für diesen Dichter dasselbe leistete, was Voß für den Homer geleistet hatte. Beide Brüder wußten ferner mehr, als alle ihre Zeitgenossen, die großen Verdienste Lessings zu schätzen und wirkten als Kritiker in seinem Geiste. Dagegen haben sie und ihre Freunde durch die Empfehlung der südeuropäischen Poesie und durch die Einführung ihrer Formen in die deutsche Dichtkunst, nach unserer Ansicht, der Nation keinen Dienst geleistet. Eine auf dem Boden der wilden Lust und Leidenschaft, des Aberglaubens und Ceremonieendienstes emporgewachsene Dichtung konnte unmöglich für deutsches Klima, für deutsches Leben und Gemüt passend sein. Durch die Sonette aber und andere den Sprachen des Südens entsprechende Dichtungsformen mit ihrer schwierigen Reimerei ward die Kunst in Künstlichkeit verwandelt und das Wesentliche dem Unwesentlichen aufgeopfert. Auch die den Romantikern eigentümliche Verachtung des Bürgerlichen, das sie Philistertum nannten, und noch mehr die be-

sonders von den Schlegel ausgesprochene Verhöhnung der Moral als spießbürgerlicher Beschränktheit war sehr schädlich, zumal da beide Brüder der Moral nicht, wie Goethe, nur gelegentlich, versteckt und dichterisch, sondern sogar ganz offenkundig und in Prosa ihre Verachtung bezeigten. Sie und ihre Freunde suchten die Genialität und die Leichtfertigkeit im Leben philosophisch zu idealisieren, schalten das Festhalten an heimischer Sitte und bürgerlicher Moral nordische Prosa und priesen dagegen die im Süden einheimische Grundsatzlosigkeit und Genußsucht als höchste Poesie und wahre Lebensphilosophie. Friedrich Schlegel hat sogar in dem 1799 erschienenen Roman Lucinde geradezu Kunst und Poesie in den ersten Rang, Zucht und Sittlichkeit in den zweiten gestellt; und sonderbarerweise hat einer seiner Freunde, der christliche Theolog und Pfarrer Schleiermacher, einen Kommentar zu diesem Buche geschrieben, dessen unmoralischer Inhalt nicht, wie der von Goethes Wahlverwandtschaften, wenigstens zugleich poetisch ist. Diese Schrift hat freilich in Deutschland nie ein großes Publikum gehabt, so sehr auch die Schlegelsche Theorie von der Poesie des sinnlichen Genusses den Leuten gefiel, welche in Reichtum und Müßiggang der bloßen Lust leben. Verderblich ist und bleibt immer eine Schriftstellerei, welche ein sittenreines, häusliches Leben als Philistertum sowie die Religiosität des Herzens und Verstandes als Mangel an Kunstsinn und Beweglichkeit darstellt und dagegen fremdes Leben und fremde Sitten idealisierend preist. Sie verleidet denen, welche nicht Gelegenheit haben, durch Erfahrung auch die großen Mängel des Gepriesenen kennen zu lernen, ihr Vaterland und ihr heimisches Leben und richtet den Sinn aller Schwachen und Empfindsamen nach dem Lande, in welchem fromme Kunst und glanzvoller äußerer Kultus den Mangel der Sittlichkeit erträglich machen.

2. Französische Litteratur.

Die Revolution, welche in Frankreich das politische und sociale Leben der alten Zeit rasch vernichtete, hat merkwürdigerweise auf die Litteratur der Franzosen keinen ebenso unmittelbar umgestaltenden Einfluß ausgeübt. Es behauptete sich vielmehr während derselben die Poesie, Philosophie und Beredsamkeit der monarchischen Zeit oder die sogenannte akademische Bildung, obgleich diese den Verhältnissen nicht mehr entsprach und schon damals ahnen ließ, daß sie einer anderen Art von Bildung werde weichen müssen. Dasselbe gilt von der Zeit des Kaisertums. Erst nach Napoleons Sturz drang die in der republikanischen und kaiserlichen Zeit bloß vorbereitete neue Art von Litteratur und Bildung durch, welche ein sonderbares Gemisch von mißverstandener

deutscher und griechischer Poesie und Philosophie, von alter Wortgläubigkeit und von neuer Genialität war.

Im Anfange der republikanischen Zeit redete und schrieb man wie Montesquieu, Voltaire und Turgot, zur Zeit der Schreckensherrschaft wie Rousseau, oder vielmehr, man hinkte den Heroen des achtzehnten Jahrhunderts nach. Der originelle Stil eines Marat, Prudhomme, Hébert und Baboeuf und die Beredsamkeit eines Camille Desmoulins und Danton paßten nur für die Zeit der Schreckensherrschaft. Sobald diese beseitigt war, wurde die alte Manier wieder allgemein herrschend. Die wenigen Schriftsteller und Dichter, welche schon in der revolutionären Zeit eine Bedeutung erhielten, gehörten in Hinsicht auf Bildung, Geschmack und Schreibart der alten Zeit an. Sie wandten die rhetorische Manier und den akademischen Stil dieser alten Zeit auf ihre demokratischen Zwecke an und mischten bloß Dreistigkeit und Übertreibung bei. Die meisten von ihnen blieben trotz ihres Schwärmens für die neuen Grundsätze auch innerlich, wie sie gewesen waren.

Unter diese Schriftsteller der Revolutionszeit gehört der Marquis de Condorcet, der eine Hauptstütze der klassischen, monarchischen Bildung unter den Demokraten war. Dieser aus der encyklopädistischen Schule hervorgegangene Philosoph gehörte zwar zu den girondistischen Demokraten und gab sich, als seine Partei völlig unterdrückt wurde, selbst den Tod: er entsagte aber bis zum letzten Augenblicke weder den Manieren, noch den Eitelkeiten der monarchischen Zeit.

Wie Condorcet die akademische Prosa für die Sache der Revolution gebrauchte, so wandte Marie Joseph de Chénier die akademische Manier der Poesie im Dienste derselben an. Chénier war Mitglied des Konvents; er konnte aber weder in diesem, noch im Jakobinerklub Bedeutung erlangen, weil er als politischer Charakter zu wenig konsequent, als Redner zu flach war. Als Dichter dagegen war er durch die Revolution berühmt und bedeutend. Er benutzte gleich anfangs die in Paris herrschende Stimmung, um den im Volke erweckten Bourbonen- und Priesterhaß auf die Bühne zu bringen. Dies geschah durch das Drama „Karl IX.", in welchem die Bartholomäusnacht, also eine grausam fanatische Priesterherrschaft und ein König, der auf seine Unterthanen feuert, dem Volke vorgeführt wurden. Das Stück machte einen ungeheuren Eindruck, aber nicht wegen seines inneren Gehalts, sondern weil es mit pomphaften Worten dem herrschenden Hasse Ausdruck verlieh. Seinem politischen Charakter nach ist dasselbe ebenso, wie die übrigen Dramen Chéniers, eine bloße und noch dazu matte Nachahmung der Voltaireschen Tragödien.

Am bedeutendsten war er als Lyriker der Revolution: als solcher



XV. 694.

Frau von Staël.

Nach dem Gemälde von F. P. Gérard.

fachte er den revolutionären Sturm, den er durch seinen „Karl IX." hatte heraufbeschwören helfen, noch mehr an und steigerte dessen zerstörende Gewalt. Er war einer der berühmten Hymnendichter der republikanischen Zeit, welche Gesänge für Nationalfeste dichteten, durch ihre Lieder die Truppen für Freiheit und Vaterland begeisterten und dadurch mittelbar zu den Siegen der republikanischen Armeen beitrugen. Von diesen drei Lyrikern der Revolution ist Rouget de Lisle, obgleich er sonst unbedeutend war, durch ein einziges Lied und durch die von Allemand gemachte musikalische Komposition desselben historisch am bedeutendsten geworden; denn seine Marseillaise oder die für die sogenannten Marseiller gedichtete Hymne hat von allen Gesängen der revolutionären Zeit politisch und militärisch am stärksten und am längsten auf den Geist des Volkes gewirkt. Der zweite der republikanischen Sänger war Ponce Denis Lebrun, von dessen revolutionären Gedichten besonders die Ode an den Rächer („Au vengeur") während der Schreckenszeit Einfluß übte. Seinen poetischen Charakter und seine Manier bezeichnet schon der Umstand, daß er ursprünglich von Voltaire dem Publikum empfohlen worden war, sowie daß er seine dichterische Laufbahn mit einer Ode auf das Erdbeben von Lissabon eröffnete. Chénier war neben Lebrun der Hauptdichter für die republikanischen Feste und hat namentlich die beim Fest des höchsten Wesens gesungene Hymne an die Gottheit gedichtet. Am meisten Eindruck machte jedoch sein Chant du départ: man schrieb der Begeisterung, welche dieses Lied in den Soldaten erweckt hatte, sogar Jourdans Sieg bei Fleurus zu, obgleich derselbe in Wahrheit der Ungeschicklichkeit des österreichischen Heerführers zu verdanken war.

Als die Republik der Alleinherrschaft Platz gemacht hatte, entzog sich auch Chénier dem Strome der Revolution, die er früher so oft verherrlicht hatte, und suchte sein Glück dadurch zu machen, daß er als Vorbereitung für Bonapartes Kaiserkrönung die Krönung des Cyrus auf die Bühne brachte. Er hatte jedoch mit diesem Stücke nicht dasselbe Glück, wie mit „Karl IX."; im Gegenteil, die angebrachten Schmeicheleien mißfielen den Parisern, und die dem Stücke einverleibten Lehren für Monarchen erbitterten andererseits den Ersten Konsul und seine Kreaturen. Der Ärger darüber bewog den Dichter, sich aufs neue zum Organ der im stillen sich bildenden öffentlichen Meinung zu machen. Er schrieb in dieser Absicht seine Epistel an Voltaire und machte durch dieselbe einen solchen Eindruck, daß Napoleon in seinem Zorne ihn 1802 vom Tribunat ausschloß. Um den Charakter des Dichters der Jakobiner noch anschaulicher zu machen, teilen wir das Urteil der beiden ausgezeichnetsten Schriftstellerinnen der Revolution mit, welche beide persönlich mit ihm bekannt waren. Dies wird zu-

gleich die beste Einleitung zur Erkenntnis dessen sein, worin das Wesen und die Richtung dieser beiden Frauen selbst sowie das Verhältnis derselben zu ihrer Zeit und ihrem Volke bestand. Madame Roland, welche zwar für ein Ideal oder Traumbild der Freiheit schwärmte, aber stets nur an diese, niemals an sich dachte, welche ebensowenig jemals über dem Unwesentlichen das Wesentliche übersah, erklärte den Dichter Chénier, der zugleich Staatsmann sein wollte, für einen bloßen Versmacher und Deklamator. Sie sagt, er sei im Konvent zu nichts weiter zu gebrauchen gewesen, als etwa zum Entwerfen von Plänen für Nationalfeste, und selbst in dieser Hinsicht habe man besorgen müssen, daß ihm die Fähigkeit abgehe, die fördernde Einwirkung eines Festes auf Sitten und Charakter zu berechnen. Die Frau von Staël dagegen, in deren Augen geistreiches Prunken, vornehme Eleganz und die Herrschaft in den Salons das höchste Glück des Lebens war, verlacht und verspottet zwar die poetische Flachheit Chéniers, seine lächerliche Selbstgefälligkeit und seine weiblich reizbare Eitelkeit: sie erkennt aber gerade in diesen Schwächen seines Geistes und Charakters Eigenschaften, welche zu ihren eigenen egoistischen Zwecken ebenso gut zu gebrauchen seien, als Narbonnes Glätte, Talleyrands diplomatische Witzelei und Gewandtheit und Benjamin Constants rhetorische Einbildung auf seine politischen Fähigkeiten. Während daher die Frau Roland ihren Gatten bewog, den leeren Dichter, welcher dem Minister den Entwurf einer Proklamation gebracht hatte, fortzuweisen, zog Frau von Staël denselben Mann in ihren Salon und gebrauchte ihn bei der rhetorisch-eitlen Opposition, welche dort gegen Bonaparte getrieben wurde.

Madame Roland wirkte in der Revolution nicht durch Schriften auf das französische Volk ein. Wohl aber übte sie einen sehr großen persönlichen Einfluß aus, und ihre Ideen wirkten, verbunden mit dem Reize ihrer Persönlichkeit, auf die edelsten Gemüter der herrschenden Republikaner sowie durch diese auf die Zeit. Es sind daher ihre im Kerker geschriebenen Denkwürdigkeiten, ihr Briefwechsel mit einer Freundin und ihre im Sinne der Girondisten verfaßten politischen Aufsätze, besonders der merkwürdige Brief, den sie im Juni 1792 an Ludwig XVI. schrieb, historisch in hohem Grade wichtig. Sie hatte ihre Bildung und namentlich ihre Kenntnis des Altertums aus den Selbstgeständnissen des heiligen Augustinus, aus Plutarchs Biographieen und aus den Schriften des Vernunftschwärmers Rousseau geschöpft. Sie war daher in Beziehung auf Religion philosophische Schwärmerin, in der Politik Bewundererin eines utopischen Rom, Athen und Sparta. Es ist aus diesem Grunde sehr zu bedauern, daß sie, anstatt sich in das politische Leben zu stürzen, nicht lieber als Schriftstellerin wirkte.

Als solche hat sie erst lange nach ihrem Tode auf den veränderten Ton derjenigen Schriftsteller, die sich dem Einflusse der Regierung entzogen, einen mächtigen Einfluß ausgeübt und durch die edle, kühne Sprache ihrer freien und schwärmenden Seele die Gemüter so gewaltig ergriffen, daß die Hofschriftsteller lächerlich wurden. Wie man übrigens auch über ihre Träume, welche jedenfalls auch die Träume der Zeit waren, und über ihre Bemühungen, denselben Gestalt und Leben zu verleihen, urteilen mag, jedenfalls war keine weibliche Eitelkeit dabei im Spiele, und dies ist in der Geschichte der Damenschriftstellerei einzig. Auch bleibt es immerhin eine merkwürdige Erscheinung, wenn die Schwärmerei einer edlen weiblichen Seele und ihr gerechter Unwille über menschliche Verdorbenheit und bürgerliche Servilität in offiziellen Schriften sich offenbart.

Die Frau von Staël verhält sich zur Frau Roland, wie die bloß auf Effekt hinzielende Kunst zur Wahrheit und Einfachheit der Natur. Sie war eine jener sogenannten geistreichen und gebildeten Damen der großen Welt, welche in den Salons herrschen und dort das bewunderte Orakel für Männer und Weiber sind. Diese Rolle vermochte sie mit um so größerem Glanze und Erfolge zu spielen, da sie vermöge der Verhältnisse und Beziehungen, in denen sie stand, allen alles zu sein im stande war. Sie war als Tochter des Bankiers Necker zugleich bürgerlich und protestantisch, also in ihren Ansichten nicht nur den Liberalen zugewandt, sondern auch der englischen Aristokratie näher stehend, als der altfranzösischen und deutschen; sie gehörte andererseits aber auch als Tochter und Gemahlin eines Ministers der vornehmen Klasse an: sie war endlich als Freundin der Recamier und Chateaubriands gegen den Katholizismus, wenn er sich poetisch gebärdete und nicht seinen prosaischen Ernst hervorkehrte, nicht gerade feindlich gesinnt. Eitelkeit war von früher Jugend bis an das Ende ihrer Tage die Seele ihres Wesens. Schon als junges Mädchen glänzte sie im Salon ihres Vaters; schon im 16. Lebensjahre ließ sie, als ihr Vater wegen der Herausgabe seines finanziellen Compte-rendu heftig angegriffen wurde, eine Lobrede auf ihn drucken und erregte durch diese Schrift großes Aufsehen. Zur Zeit des Direktoriums übte sie einen politischen Einfluß durch ihren Salon aus, in welchem sie die eleganten Männer der konstitutionellen und doktrinären Partei um sich sammelte. Dies that sie auch zur Zeit des Konsulats, bis Napoleon sie in die Verbannung schickte, weil sie ihm durch ihr Talent der Konversation die Leute irre machte, von denen er unbedingten Gehorsam verlangte, da er überhaupt keinerlei Opposition vertragen konnte. Nachher konspirierte sie von den verschiedensten Städten des Auslandes her gegen den Kaiser. Sie erregte dadurch den Ärger desselben in um so

höherem Grade, als sie überall als Schriftstellerin und als geistreiche Salondame bewundert ward und, so unnatürlich auch ein solcher Bund war, die Konstitutionellen und Royalisten, die Belletristen und Diplomaten, die Bürgerlichen und die Männer der Ritterschaft miteinander für einen Zweck vereinigte.

Von den Schriften der Frau von Staël führen wir nur zwei besonders an, die Corinna und das Buch über Deutschland, nicht weil dieselben die berühmtesten ihrer Werke sind, sondern weil sie mit der deutschen Litteratur in nächster Beziehung stehen. Die Corinna, welche 1807 erschien, ist im Geiste der damals in Deutschland zur Herrschaft gelangten neuen Schule geschrieben, deren Häupter Frau von Staël vorher in Weimar und Berlin persönlich kennen gelernt hatte. Die Ideen und Ansichten der deutschen Romantiker sind hier in dithyrambischer Prosa auf französische Weise vorgetragen. Das Buch erinnert am meisten an Goethes Wilhelm Meister und Wahlverwandtschaften. Wie in diesen von den höheren Kreisen vorzugsweise gelesenen Schriften unseres aristokratischen Dichters, so wird auch in der Corinna die Sinnlichkeit der Liebe gepredigt und verherrlicht. Dies geschieht jedoch in der Corinna wie bei Goethe nicht in der rücksichtslos nackten Weise der Schlegelschen Lucinde oder der Romane der George Sand, sondern hinter einem halbdurchsichtigen Schleier, weil das Publikum, für welches Goethe und die Staël schrieben, zwar nicht die Sittlichkeit, wohl aber den Schein derselben liebt und wahrt. Außer dieser genialen Leichtfertigkeit hat die Corinna mit Wilhelm Meister auch noch die zwiefache Ähnlichkeit, daß sich in ihr alles ebenso um deklamatorische Poesie, wie bei Goethe um die Kunst dreht, und daß Italien zum irdischen Paradiese gemacht wird.

Noch wichtiger für die politischen und litterarischen Verhältnisse in ganz Europa, als die Corinna, ist das bekannte Buch der vornehmen Dame über Deutschland. Aus diesem Buche ist eine Verschmelzung der britischen, französischen und deutschen aristokratischen Bildung hervorgegangen, welche aller Natur ermangelt und ein Widerhall leerer, wenngleich liberal und konstitutionell genannter und gefärbter Salonbildung ist. Diese rein formelle und äußerliche Bildung wird durch Zeitungen und Journale überall verbreitet und vermehrt die Verachtung der eitlen Konstitutionellen gegen das Volk. Das Buch über Deutschland ist die Frucht des innigen Freundschaftsbundes der Frau von Staël mit August Wilhelm von Schlegel, der sie 1806 und 1807 auf ihren Reisen begleitet und sich dann bei ihr auf ihrem Gute in Coppet aufgehalten hatte, und der durch diesen Verkehr in ebendem Maße französiert, wie die Staël germanisiert ward. In diesem Buch wird die damals noch immer nicht zu Ansehen gelangte Litteratur und

Art unserer Nation so zugestutzt, daß sie fortan in allen adligen Salons von Frankreich und England mit Ehren erscheinen konnte. Diese Ehre gönnte Napoleon den Deutschen nicht. Er ließ die in Paris gedruckte erste Ausgabe des Buches noch vor dem Erscheinen konfiszieren und vernichten. Das Werk erschien jedoch nachher in Genf und erhielt gerade durch Napoleons kleinliches Verfahren größere Bedeutung. Es ging überhaupt Napoleon in der Litteratur ebenso wie in der Politik. Er wollte durchaus keine neue Art von Litteratur, und alles sollte seinen politischen Zwecken angepaßt werden: seine Macht scheiterte aber auch in betreff der Litteratur an dem Streben, das Alte unter neuem Namen festzuhalten.

Zur Zeit der zweiten bourbonischen Herrschaft ging der Anhang der Frau von Staël zu der neuen Art von Litteratur über, welche damals in Frankreich Mode ward. Dagegen suchte in derselben Zeit Paul Louis Courier einen ganz anderen Geist in der Litteratur hervorzurufen. Da die politischen Schriften dieses ausgezeichneten Gelehrten in dem Geiste der Freiheit und Gleichheit wurzeln und gewissermaßen warnende Stimmen aus der Revolutionszeit sind, so ist es zweckmäßig, seiner hier zu gedenken, obgleich er erst in der Zeit der Restauration Wirkung und Bedeutung erhielt. Courier war eine der seltensten Erscheinungen in der modernen französischen Litteratur. Er allein von allen Schriftstellern seiner Zeit war und blieb selbständig, weil er nicht um Ruhm, Gewinn oder Rang schrieb und sich deshalb weder an die herrschende äußere Manier anschloß, noch auch Anteil an den litterarischen Kameradschaften nahm. Seine Schriften bilden daher einen wahren Gegensatz gegen die Litteratur des Kaiserreichs, welche in matten Kopieen der akademischen Heroen des 18. Jahrhunderts bestand sowie gegen den neuen Geist und Ton, welcher unmittelbar nachher in die französische Litteratur eindrang.

Courier hatte in den alten Schulen eine sehr gründliche Bildung erhalten. Er war nachher (von 1793 bis 1809) Soldat gewesen, hatte sich aber mitten im Lärm des Krieges weiter gebildet. Später lebte er in stiller Zurückgezogenheit den gelehrten Studien, ohne jedoch die um ihn her vorgehenden politischen Ereignisse unbeachtet zu lassen. Er war auf dieser Laufbahn seines Lebens weder von Bonapartes Glanze geblendet, noch auch durch gelehrte Eitelkeit und durch die herrschende Selbstsucht angesteckt worden, hatte sich dagegen durch ein ernstes, tief eindringendes Studium der alten Griechen eine gediegene Bildung erworben und zugleich die völlige Unabhängigkeit des Geistes erhalten. Als er daher seine Landsleute durch politische Schriften zu belehren anfing, mußten diese einen gewaltigen Eindruck machen, zumal da Courier von Natur bitter und sarkastisch war. Seine Tendenz war

eine doppelte. Er trat in politischen Pamphleten den reaktionären bourbonischen Bestrebungen mit jenem mächtigen Nachdrucke entgegen, der in seinem Geiste und Charakter lag, und traf in diesen Schriften wie kein anderer den rechten Ton, vermittelst dessen die Nation aus dem Schlummer aufgerüttelt werden konnte, in den sie aus Ermüdung gesunken war. Courier hatte sich aber außerdem auch bemüht, aus der französischen Litteratur die eingedrungene lateinische Rhetorik zu verbannen, indem er die Nation teils auf den wahren Geist des Griechentums aufmerksam machte, teils zu der Natürlichkeit und Gediegenheit zurückzuleiten suchte, die zur Zeit eines Rabelais und Heinrich Stephanus in der französischen Sprache und Manier gewaltet hatte. Den letzteren Versuch machte er vermittelst einer Übersetzung des Herodot, in welcher er die Sprache jener Zeit meisterhaft nachahmte. Er scheiterte jedoch in diesem Streben, weil das Publikum unempfänglich blieb und sich nicht aus der eingeschlagenen Richtung herausziehen ließ.

Obgleich während der Zeit der Republik einige Schriftsteller der Litteratur einen neuen Weg zu bahnen suchten, so blieb diese Periode doch der alten Richtung getreu. Dasselbe war der Fall mit der Zeit des Kaisertums. Dagegen bildeten sich während der republikanischen Zeit und unter Bonapartes Herrschaft ganz im stillen die Elemente zu einer neuen Litteratur, welche dann in der Zeit der Restauration an die Stelle der alten trat. Napoleon suchte ebenso in der Litteratur wie in der Einrichtung, Regierung und Verwaltung des Staats das Alte wiederherzustellen, also ein Stillstehen und ein Festhalten an der akademischen Schönrednerei und sogenannten klassischen Dichtkunst zu bewirken. Dies gelang jedoch auf die Dauer ebensowenig wie die von ihm versuchte politische Reaktion. Zu seinem Systeme paßte weder eine freie Philosophie, noch eine einfache, naturgetreue, in ihrem Aufschwunge ungehemmte Poesie, wohl aber eine fein sophistische und praktische Verstandesbildung, welche Tüchtigkeit und Gewandtheit in den Geschäften verlieh, und eine vollkommene stilistische Fertigkeit, vermittelst deren die Zwecke des Herrschers unterstützt und gefördert wurden. Dazu waren die Künste und die Manier der sogenannten klassischen Zeit am besten geeignet. Diese wurden also wieder hervorgerufen und neu belebt. Auch die litterarischen Salons brachte man wieder auf, um vermittelst ihrer den Einfluß zu erlangen, welchen die Salons der Deffant, der l'Espinasse und anderer Damen, die wir früher kennen gelernt haben, auf so glänzende Weise und bis weit über die Grenzen Frankreichs hinaus gehabt hatten. Die neuen Salons wurden besonders von Napoleons Brüdern Joseph und Lucian sowie von seiner Schwester Elise gehalten. In denselben ver-

einigten sich nicht nur die Vornehmheiten und litterarischen Eitelkeiten der alten Zeit, ein Talleyrand und ein Cobenzl, ein Fontanes, Boufflers, Jaucourt und andere, sondern auch die Leute, welche durch liberalen Dunst einen Nimbus um sich bildeten, wie Benjamin Constant, Regnault de Saint-Jean d'Angely und die Frau von Staël. Die letztere las sogar, was bei Napoleons Abneigung gegen alles Neue und Schwärmerische auffallend ist, die beiden ersten Schriften Chateaubriands, des Schöpfers der französischen Romantik, im Salon Joseph Bonapartes vor.

Eine in Deutschland ganz ungewöhnliche und deshalb für uns unbegreifliche Rolle spielte ein Herr Joubert in den litterarischen Salons der Kaiserzeit. Dieser Mann hatte nicht durch seine Schriften, welche erst nach seinem Tode erschienen sind, Bedeutung und Einfluß gehabt, sondern er machte sich, wie kurz vorher in England Samuel Johnson gethan, in den Salons als eine Art von kritischem Orakel geltend. Er erlangte in diesen Kreisen als Kritiker ein solches Gewicht, daß Fontanes, Chateaubriand und andere Schriftsteller es sich angelegen sein ließen, sein Urteil über ihre Schriften vor dem Drucke zu vernehmen, um dasselbe zu deren Verbesserung zu benutzen. Auch Joubert kannte nichts Höheres, als das Pariser Leben unter Ludwig XV. Dieses war ihm ganz zur anderen Natur geworden; er und seine Freunde können daher auch als der zum letztenmal erscheinende Grundtypus jener geistreichen Gesellschaften der alten Zeit betrachtet werden, in denen man alles mit der feinsten Manier besprach, ohne jemals in das Innere des behandelten Gegenstandes einzudringen. Ein Franzose unserer Tage sagt deshalb von Joubert und seinem Freunde Fontanes, dieser sei der letzte Dichter der klassischen Zeit, jener aber der letzte von den Männern gewesen, welche bloß hörend und sprechend thätig waren und dessenungeachtet in den Gesellschaften die Entscheidung gaben. Demselben Franzosen entlockten die erwähnten geselligen Zusammenkünfte den Ausruf: „Ach, diese Damen! Sie sind der letzte Rest der geistreichen Unterhaltungsgabe des 18. Jahrhunderts! Sie nehmen das Geheimnis derselben mit ins Grab!" Übrigens entwickelte sich in diesen Kreisen schon der Geist, welcher nach Napoleons Zeit das Wesen der Litteratur bildete. Es war nämlich der positive, orthodoxe Teil der Litteratur des 18. Jahrhunderts, den man zugleich mit ihrer höfischen Feinheit und grammatischen Reinheit aufrecht zu erhalten suchte, oder mit anderen Worten, es wurden in diesen Kreisen die Elemente dessen gehegt, was zur Zeit der Restauration jenen Jesuitismus bildete, der in der Litteratur durch Romantik und Sophistik, im Leben durch Verfolgungen wirkte.

Als den Inbegriff dessen, was Napoleon als Litteratur erhalten

und geltend gemacht wissen wollte, kann man die Schriften und das Treiben des bereits in der politischen Geschichte erwähnten Rhetors und Sophisten Fontanes ansehen. Dieser war schon vor der Revolution durch Gedichte berühmt geworden, welche zwar wenig Gehalt hatten, aber dem herrschenden Geschmacke entsprachen. In der Revolution erwarb er sich 1793 durch eine Deklamation gegen den Mißbrauch des demokratischen Systems bedeutenden Ruf. Als nämlich die Lyoner eine Deputation nach Paris sandten, um wegen der von Collot d'Herbois und Fouché in ihrer Stadt verübten Grausamkeiten Klage zu führen, verfaßte Fontanes die Rede, welche das Haupt der Deputation am 20. Dezember 1793 im Konvent vorlas. Diese Rede enthielt, neben ihrem eigentlichen Gegenstand, der Beschwerdeführung, alle jene hochklingenden und rhetorischen Freiheitsphrasen, welche zur Zeit der Terroristen Mode waren. Vergleicht man sie mit dem, was Fontanes später unter Bonaparte und unter den Bourbonen pomphaft vorgebracht hat, so erscheint er als einer der größten Meister in der Kunst, die Ohren der Franzosen bald durch demokratische, bald durch monarchische, bald durch legitimistische Redensarten zu ergötzen. Als 1796 der Royalismus wieder das Haupt erhob, arbeitete Fontanes in Zeitschriften für dessen Sache. Er mußte daher nach dem Staatsstreiche des 18. Fructidor 1795 die Flucht ergreifen. Er begab sich damals nach England, traf dort mit Chateaubriand zusammen und schloß sich an diesen Messias des durch die Romantik wieder neu zu belebenden Katholizismus und aller seiner Ausartungen an.

Ein solcher Schriftsteller war der rechte Mann, um die monarchischen und hierarchischen Grundsätze, welche der Erste Konsul verbreitet sehen wollte, durch Redekünste zu empfehlen und das Unterrichtswesen nach dem Sinn und Willen des Herrschenden einzurichten. Dieser gebrauchte ihn schon 1800, als bei der Totenfeier Washingtons Freiheitsgedanken auf unschädliche Weise ausgesprochen werden sollten. Nachher hatte Fontanes in dem „Mercur", einem Journal, welches der Moniteur für die Litteratur war, das große Wort zu führen, um der dem äußeren Scheine nach ganz republikanischen Regierung dazu behilflich zu sein, daß alles auf die alten Formen und auf monarchische Grundsätze zurückgebracht werde. Der Hofkritiker eiferte im „Mercur" auf der einen Seite gegen die durch Protestantismus sowie durch einen Anstrich von Liberalismus und von deutscher Ideologie anstößigen Schriften der Frau von Staël und umgab auf der anderen Seite Chateaubriand mit dem duftenden Weihrauch akademischer Phrasen, weil derselbe ein Christentum zu begründen schien, welches nur die Phantasie, nicht das Herz in Anspruch nahm. Zu gleicher Zeit spielte Fontanes in den oben erwähnten geselligen Kreisen, in denen ebenfalls

das Alte unter einer neuen Form gehegt und gepflegt wurde, eine bedeutende Rolle. Im Jahre 1804 ernannte Napoleon diesen Schönredner zum Präsidenten des gesetzgebenden Körpers, und in dieser Stellung machte er sich dem Kaiser dadurch nützlich, daß er die Maßregeln der Regierung mit dem Prunkgewande akademischer Phrasen umkleidete. Damals war Chateaubriand schon eifriger Anhänger der Bourbonen und arger Papist; dessenungeachtet wußte Fontanes ihm Einfluß zu verschaffen, ohne den Kaiser zu beleidigen. Dieser ernannte seinen Hofredner 1808 zum Großmeister der neugegründeten Kaiserlichen Universität, durch welche die alte monarchisch-hierarchische Form des Jugendunterrichtes mit der einzigen Modifikation wiederhergestellt werden sollte, daß das Militärische neben und über dem Hierarchischen vorherrsche. Wie gut Napoleon seinen Mann gewählt hatte, zeigte Fontanes alsbald durch eine Prunkrede, in welcher er die römische Kaiserzeit und die Zeiten Ludwigs XIV. für diejenigen Perioden erklärte, die sogar in Rücksicht der philosophischen Bildung den Vorzug vor allen anderen Zeiten verdienten.

Ungeachtet aller dieser Bemühungen, auch in der Litteratur das Alte wieder zur Herrschaft zu bringen, ging dieses doch schon zur Kaiserzeit allmählich unter. Sogar das Hauptwerkzeug, dessen sich Napoleon dabei bediente, Fontanes, begünstigte und förderte, ohne es zu wissen und zu wollen, die litterarische Opposition gegen das kaiserliche System. Diese Opposition war eine doppelte, eine royalistisch-papistische und eine republikanisch-konstitutionelle. Die letztere war für Napoleon am wenigsten gefährlich, weil sie viele Gattungen von Freisinnigen umfaßte und deshalb geteilt und schwach blieb. Die andere Partei dagegen, deren Mitglieder von einem positiven und blinden Glauben beseelt waren, bildete ein geschlossenes Ganze und hatte noch dazu in manchen Gegenden Frankreichs die Masse des Volkes für sich. Beide Parteien trugen jede in ihrer Art dazu bei, daß die alte aristokratische, gesellige Unterhaltung nebst der mit ihr zusammenhängenden Art von Litteratur unterging, und daß an ihre Stelle eine neue trat, welche aus einer sonderbaren Mischung des Alten und des Neuen bestand. Diese Litteratur war die nachher unter der Restauration zur Herrschaft gelangende französische Romantik, jene zwiefache Art von schwärmender Litteratur, welche auf der einen Seite aus einer neuchristlichen, ritterlichen, faselnden, in ihrem Kern aristokratischen Dichtung und Sprache besteht und in Chateaubriands Schriften ihr vollendetes Muster hat, auf der anderen Seite aber ein dem demokratischen Geiste angehörendes Spielen mit Gedanken, Bildern, Geschichten und Kunst ist, und dessen Meisterschaft der Romanschreiberin George Sand zuerkannt werden muß. Als die eigentlichen Schöpfer dieser neuesten

französischen Litteratur sind Chateaubriand und André Chénier, Marie Joseph Chéniers Bruder, anzusehen, welche beide schon unter der Republik berühmt gewesen waren, und von denen der eine (Chénier) im Juli 1794 als eines ihrer Opfer unter der Guillotine gestorben ist. André Chénier war der Sohn einer griechischen Dame und vereinigte daher griechische und französische Bildung. Er hat nur wenige Gedichte geschrieben, und diese würden an und für sich allein ihm keine Bedeutung in der Litteratur verschafft haben: er suchte aber, wie Paul Louis Courier, vermittelst des Griechentums die Entfesselung der französischen Litteratur zu bewirken und hat dieses Ziel auch erreicht. Er benutzte die Griechen nicht, wie unter uns Wieland, Voß oder auch die Schlegel sie benutzt haben, sondern wie sie von Goethe und Schiller benutzt worden sind. Mit anderen Worten: er erkannte die Schranken, innerhalb deren die griechischen Dichter zu stehen genötigt waren, für die neuere Dichtkunst nicht an und setzte die Nachahmung der Griechen darein, daß man bloß in ihrem Geiste, d. h. so, wie sie selbst in unseren Tagen gedichtet haben würden, schaffe und dichte. André Chénier führte also die griechische Idealität in die französische Litteratur zurück. Er zeigte, daß man durchaus Franzose bleiben und doch vom Geiste der vollendeten griechischen Dichtkunst durchdrungen sein könne, und half die Sprache und Poesie seines Volkes von der verbrauchten akademischen Manier zur Natur und Wahrheit zurückführen. Dieses sein Verdienst wurde übrigens von den Franzosen erst mehrere Jahrzehnte nach seinem Tode anerkannt.

Die Veränderung, welche André Chénier im stillen veranlaßt hatte, ward durch Chateaubriand, ohne daß er selbst es wußte und ahnte, gefördert und weiter verbreitet. Dieser Mann hatte sich, wie die meisten übrigen Edelleute, der Revolution und ihrer vernichtenden Gewalt durch freiwillige Verbannung entzogen; er hatte aber in das Exil mehr Bildung und mehr Phantasie mitgebracht, als die anderen emigrierten Landjunker. Er war, als er Frankreich verließ, zuerst in die französischen Kolonieen von Nordamerika gereist. Dort hatten sich bei den Kolonisten die Sitte, die Sprache, das religiöse Leben und die Lieder des 16. Jahrhunderts erhalten. Neben diesen Kolonisten lernte Chateaubriand zugleich die wilden Indianer der Steppen und Wälder kennen, unter denen er dann einen Teil des konventionellen Wesens abwarf und sich eine eigene Vorstellung von religiösem Naturleben bildete. Diese Vorstellung verlieh den beiden Romanen, welche Chateaubriand nach seiner Rückkehr aus der Verbannung bekannt machte, ihren Reiz. Die Natur und das Neue in den Gemälden und Empfindungen, welche in diesen Romanen (Atala und René) vorkommen, empfahl sie nicht bloß dem großen französischen Publikum,

sondern auch der englischen Aristokratie. Dazu kam, daß die Art, wie in ihnen die christliche Religion empfohlen wird, ebenso den Protestanten und Liberalen, wie den Katholiken und Anhängern des alten Systems willkommen und erwünscht sein mußte. Chateaubriand erhielt daher auch, als er in die Heimat zurückgekehrt war, in den für die Litteratur entscheidenden Kreisen den größten Einfluß. Dieser ward noch dadurch gesteigert, daß er schon von England aus nicht nur mit Fontanes, sondern auch mit allen den Emigranten in Verbindung getreten war, die sich an Bonaparte anschlossen und diesem das neue Reich mit alten Formen in Kirche und Staat gründen halfen. Die vornehmen Herren und Damen waren entzückt über Schriften, in denen dasselbe Christentum verherrlicht war, das man bisher in Theatern, Journalen und Büchern nur als Pfaffentum, Intoleranz und Heuchelei geschildert hatte. Im Jahre 1802 ließ Chateaubriand unter dem Titel „Geist des Christentums" ein größeres Werk erscheinen, welchem die genannten beiden Romane einverleibt waren. Diese Schrift ist gewissermaßen die Ausführung dessen, was in Atala und René nur versucht worden war. Sie sollte vermittelst einer dichterischen Auffassung und Behandlung das katholische Christentum als poetische Religion und Philosophie empfehlen. Sie fand daher auch bei den Herren und Damen der Salons, denen das rein biblische Christentum zu nackt und zu trocken schien, die glänzendste Aufnahme. Im Jahre 1807 kam zu diesem Werke noch Chateaubriands Roman oder Epopöe „Die Märtyrer" sowie später die Beschreibung seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem hinzu.

Fassen wir diese drei größeren Werke mit bloßer Rücksicht auf ihre Wirkung unter einen Gesichtspunkt zusammen, so haben alle drei die Theorie, welche nachher unter Ludwig XVIII. Hofreligion ward, der vornehmen Welt empfohlen und dadurch den zurückkehrenden Jesuiten den Weg gebahnt. Chateaubriand stellte das, was im Geiste der Zeit liegt, als verderblich dar, half die kirchliche, nicht die religiöse Richtung herrschend machen, setzte Pomp, Symbolik und eine mystische Mythologie an die Stelle des einfachen Glaubens und Kultus und suchte, um den 1789 erwachten Volksgeist niederzudrücken, das Licht durch Nebel und Dunst zu trüben. Er hat also durch religiösen Bombast ebenso gewirkt, wie die Urheber der Revolution durch politischen, und wie die Bülletins, Sophisten und Geschichtschreiber Napoleons durch prahlende und militärische Redensarten. Deshalb findet sich auch in Chateaubriands größeren Werken, besonders in den Märtyrern, nicht die Spur des griechischen Geistes, welchen André Chénier der französischen Litteratur einzuhauchen gesucht hatte. Die Geistlichen in Frankreich priesen und benutzten diese Schriften, obgleich sie recht

gut wußten, daß Chateaubriands Religion ebensowenig mit den Dogmen des Tridentinischen Konzils, als mit der Lehre des Neuen Testaments übereinstimmte; denn die Leere, welche die Revolution hinter sich gelassen hatte, ward durch bunte Schwärmerei ausgefüllt, und diese bahnt stets dem blinden Köhlerglauben den Weg.

In Beziehung auf poetischen und rhetorischen Wert sprechen wir nicht über Chateaubriands Schriften; wohl aber müssen wir bemerken, daß er seinen Landsleuten noch immer als der ausgezeichnetste Schriftsteller der Kaiserzeit gilt, wenn auch die weniger sentimentale Klasse derselben, abgesehen von seinem Stile, in das Lob der anderen Klassen nicht einstimmt. Auch zwei wohlthätige Wirkungen der neuen Art von Litteratur müssen wir anerkennen. Chateaubriand und diejenigen, welche mit ihm schwärmten, trugen ebenso wie die nach Art der Frau von Staël germanisierenden Leute dazu bei, daß die Einseitigkeit im Leben und in der Litteratur, die kalte Verständigkeit und die Neigung zum rein Positiven und Begreiflichen beschränkt wurde. Außerdem haben beide Klassen von Schriftstellern auch in politischer Hinsicht einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt: sie untergruben, solange sie in der Opposition waren, das Ansehen der immer mehr ins Autokratische übergehenden Regierung. Unter der Restauration trat freilich die ganz entgegengesetzte Wirkung ein. Chateaubriands Schriften beförderten damals das Vorherrschen der kirchlichen Richtung, sie trugen also dazu bei, daß die eine Einseitigkeit an die Stelle der anderen trat, und daß diejenigen, welche ihren Glauben nicht der herrschenden Partei und der Mode unterordnen wollten, gehaßt und verspottet wurden.

Neben der Romantik Chateaubriands kam zur Zeit der Restauration die philosophische Romantik auf, und zwar eine doppelte, die Romantik der Frau George Sand und die der Herren Puinet, Michelet und anderer Gelehrten. Die gesamte Litteratur und der Geschmack der Restaurationszeit aber, die sich unter der Republik und dem Kaisertum unmerklich gebildet hatte, zerfiel damals nach den verschiedenen politischen Parteien in drei Hauptgattungen. Die Bonapartisten behielten den prahlenden, rhetorischen, akademischen Stil bei, den sie in den alten Schulen erlernt und eingeübt hatten, und der während der Kaiserzeit im Frieden wie im Kriege der offizielle Stil gewesen war; — die Republikaner jagten in Ton und Manier einem Griechentum nach, wie Paul Louis Courier es lehrte, oder einer Deutschheit, wie Frau von Staël sie aus Berlin nach Paris gebracht hatte; — die Anhänger des alten Königtums und Priesterwesens endlich folgten den Spuren André Chéniers, gerieten aber dabei auf verschiedene Abwege, indem sie sich bald in das Übermaß der Genialität, bald in die neue eitle und bunte Rhetorik eines Chateaubriand, bald in die Spitzfindigkeiten eines

de Bonald und de Maistre verirrten. Die Einheit oder Einförmigkeit der französischen Litteratur und ihrer Ausdrucksweise hörte infolge davon auf. Während die französische Sprache als Sprache der Geschäfte und des geselligen Verkehrs durchaus dieselbe blieb, entstand in den Erzeugnissen der Litteratur eine bunte Mannigfaltigkeit der Behandlungsweise und des Stiles. Zu gleicher Zeit wuchsen aus den Samenkörnern, welche in der Revolution und noch mehr in der Kaiserzeit ausgestreut worden waren, wilde Ausgelassenheit, demokratische Frechheit, ganz neue Arten von Schwärmerei und eine ebenfalls neue mystisch-theologische Art der Dichtung und der Philosophie hervor.

Inhaltsverzeichnis.

Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Seite

XV. Die französische Revolution bis zum Ausbruche des Krieges von 1792.

1. Bis zur Erstürmung der Bastille, 14. Juli 1789 3
2. Von der Erstürmung der Bastille bis zum Föderationsfest, 14. Juli 1790 16
3. Vom Föderationsfeste bis zum Ende der konstituierenden Nationalversammlung, 20. September 1791 31
4. Die legislative Versammlung bis zur Einsetzung eines girondistischen Ministeriums, März 1792 44

XVI. Das monarchische Europa vor der französischen Revolution und während der ersten Jahre derselben.

1. Rußland vor dem zweiten Türkenkriege der Kaiserin Katharina II. 52
2. Gustav III. und Katharina II. 57
3. Der Österreichisch-Russische Türkenkrieg von 1787 bis 1792 . . . 64
4. Zweite Teilung Polens 70
5. Dritte Teilung Polens 81
6. Verhältnis Englands, Österreichs, Preußens und Schwedens zu der französischen Revolution 87
7. Vorbereitung zum Revolutionskriege 96

XVII. Geschichte der französischen Revolution und des ersten Koalitionskrieges bis zum Staatsstreich des 18. Fructidor 1797.

1. Die französische Revolution vom Frühjahr 1792 bis zum Umsturze des Königtums 100
2. Die Revolution in der letzten Zeit der legislativen Versammlung 109
3. Der Krieg bis zu Dumouriez' Entweichung 117
4. Frankreich von der Eröffnung des Konvents bis zur Einsetzung des Wohlfahrtsausschusses 131

Seite

5. Von der Einsetzung des Wohlfahrtsausschusses bis zur Alleinherrschaft der Terroristen 144
6. Girondistische und royalistische Aufstände in den Departements . . 151
7. Frankreich unter der Herrschaft der Triumvirn 158
8. Der erste Koalitionskrieg 1793 und 1794 172
9. Frankreich vom Sturze Robespierres bis zur Auflösung des Konvents im Oktober 1795 180
10. Der Krieg in den Jahren 1795 bis 1797.
    a. Kämpfe in der Vendee; die Friedensschlüsse von Basel . . 194
    b. Eroberung von Holland; Krieg in Deutschland während der Jahre 1795 und 1796 202
    c. Der Krieg in Italien und die Friedenspräliminarien von Leoben 209
11. Bonapartes Organisationen in Italien 218
12. Frankreich bis zum Staatsstreiche des 18. Fructidor 1797 . . . 222
13. Der Friede von Campo Formio 229

XVIII. Vom 18. Fructidor 1797 bis zur Errichtung des Konsulats in Frankreich.

1. Räubereien und Gewaltthätigkeiten des Direktoriums gegen schwächere Staaten 232
2. Rußland, England, Österreich, Preußen, Neapel und ihr Verhältnis zur Französischen Republik 242
3. Der zweite Koalitionskrieg bis zu Bonapartes Rückkehr aus Ägypten.
    a. Krieg im Frühling des Jahres 1799; die Parthenopeische Republik 250
    b. Krieg in Italien, Deutschland und der Schweiz 259
    c. Englisch-Russischer Kriegszug gegen die Batavische Republik 264
4. Bonaparte in Ägypten und Syrien 266
5. Frankreich vom Staatsstreiche des 18. Fructidor 1797 bis zum Sturze der Direktorialverfassung am 18. und 19. Brumaire 1799 270
6. Bonaparte Erster Konsul und Beherrscher Frankreichs 279
7. Der Friede von Luneville 285

Geschichte der ersten Zeit des neunzehnten Jahrhunderts.

I. Vom Frieden zu Luneville bis zum Frieden von Preßburg.

1. Frankreichs Verhältnis zu Rußland, Spanien und Portugal . . 297
2. England zur Zeit der Errichtung des Konsulats in Frankreich . . 304
3. Ausgang des Ägyptischen Feldzugs der Franzosen 307
4. Der Friede von Amiens 309
5. Frankreichs innere Angelegenheiten in den Jahren 1800 bis 1803 311
6. Royalistische Verschwörung gegen Bonaparte 324
7. Errichtung des Kaisertums in Frankreich 330
8. Umgestaltung der Batavischen, Helvetischen und Italienischen Republik 336
9. Der Reichsdeputationshauptschluß 342

Seite

10. Versuch, San Domingo wieder zu unterwerfen 348
11. Wiederausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich . . 352
12. Bildung der dritten Koalition; Königreich Holland und Königreich Italien 362
13. Der dritte Koalitionskrieg bis zur Kapitulation von Ulm . 367
14. Weiterer Verlauf des dritten Koalitionskrieges 374
15. Nächste Folgen der Schlacht bei Austerlitz 380

II. Europa vom Preßburger Frieden bis zum Ende des Österreichischen Krieges.

1. Politische Lage vor Beginn des Krieges zwischen Preußen und Frankreich 392
2. Krieg Napoleons gegen Preußen bis zur Teilnahme der Russen am Kampfe 399
3. Weiterer Verlauf des Krieges mit Preußen und Rußland . . . 409
4. Der Friede von Tilsit 415
5. Schweden und Dänemark nach dem Tilsiter Frieden 420
6. Türkische Angelegenheiten 427
7. Frankreich und die Napoleonischen Vasallenstaaten nach dem Tilsiter Frieden 434
8. Beginnende Wiederbelebung des nationalen Sinns in Deutschland; Napoleons Verhältnis zu Alexander I. im Jahre 1808 445
9. Spanien und Portugal bis zum Rückzuge des englischen Hilfsheeres aus Spanien im Januar 1809 454
10. Österreich, Preußen und Rußland im Jahre 1809 469
11. Österreichs Krieg bis zur Schlacht bei Aspern 475
12. Aufstände in Tirol, Polen und Norddeutschland 479
13. Ausgang des Österreichischen Krieges 488
14. Unternehmung der Engländer gegen die Insel Walcheren . . . 492
15. Der Friede von Schönbrunn und das Ende des Kampfes in Tirol 497

III. Europa vom Schönbrunner Frieden bis zum Beginne des Russischen Krieges.

1. Spanien in den Jahren 1809 bis 1812 501
2. Napoleons Autokratie gegenüber den Vasallenstaaten, dem Papst und den Franzosen 512
3. Schweden von der Erwählung Bernadottes bis zum Beginn des Russischen Krieges 526
4. Preußen in den Jahren 1809 und 1810 531
5. Politische Lage vor dem Beginn des Russischen Krieges 535

IV. Geschichte der Jahre 1812 und 1813.

1. Napoleons Vorbereitungen 548
2. Der Russische Krieg bis zum Beginn des Rückzuges 552
3. Rückzug des französischen Heeres aus Rußland 561

Seite

4. Abfall Preußens von Napoleon und Vorbereitungen der Österreicher, Preußen, Russen, Schweden und Engländer zum neuen Kriege . 570
5. Rüstungen zum Feldzuge von 1813 und erste Kämpfe 579
6. Der Krieg im Mai 1813 und der Waffenstillstand 586
7. Der Krieg vom August bis zum November 1813 593
8. Die beiden letzten Monate des Jahres 1813 605
9. Neapel und Sizilien in den Jahren 1810 bis 1813 609
10. Spanien in den Jahren 1812 und 1813 612
11. Neapel und Sizilien im Jahre 1813 618

V. Vom Einmarsch der Verbündeten in Frankreich bis zu Napoleons zweitem Sturze.

1. Verhältnis Napoleons zu den Franzosen vor dem Wiederbeginn des Krieges 622
2. Der Krieg des Jahres 1814 bis zur Auflösung des Kongresses von Chatillon 626
3. Weiterer Gang des Krieges bis zum Einzuge der Verbündeten in Paris 633
4. Napoleons Absetzung und die Wiedereinsetzung der Bourbonen . . 637
5. Ausgang des Krieges in den Niederlanden, in Italien, Südfrankreich und Spanien 648
6. Beginn der Restauration in Frankreich 653
7. Europäische Angelegenheiten vom ersten Pariser Frieden bis zur Rückkehr Napoleons 659
8. Die Zeit der hundert Tage 666

VI. Charakter und Gang der deutschen und französischen Litteratur zur Zeit der Revolution und des Kaiserreichs.

1. Deutsche Litteratur 679
2. Französische Litteratur 693

Verzeichnis
der Abbildungen und Karten.

Karte Nr. 22: Europa im Jahre 1808	Zum	Titel
Graf von Mirabeau. Nach J. Guérin	Zu Seite	5
Ludwig XVI., Marie Antoinette und der Dauphin von Frankreich. Reproduktion eines gleichzeitigen Stiches . .	„	„ 37
Thaddäus Kosciuszko. Reproduktion des Stiches von G. Fiesinger: nach J. Grassi	„	„ 84
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen. Reproduktion des Stiches von J. F. Clemens: nach H. Schroeder . . .	„	„ 120
Jean Paul Marat. Reproduktion des Stiches von P. Anderloni	„	„ 144
Georges Jacques Danton. Nach J. L. David	„	„ 161
Maximilien Robespierre. Reproduktion des Stiches von L. Porlman	„	„ 171
Laudon, österreichischer General-Feldmarschall . .	„	„ 265
Napoleon Bonaparte als Erster Konsul der Französischen Republik. Reproduktion des Stiches von P. Audouin: nach P. Bouillon aus dem Jahre IX der Republik — 1800	„	„ 279
Paul I., Kaiser von Rußland, als Großfürst. Reproduktion des Stiches von J. E. Mansfeld	„	„ 299
Admiral Nelson. Reproduktion des Stiches von E. Scriven aus dem Jahre 1805	„	„ 374
Joachim Nettelbeck. Reproduktion des nach der Natur und auf Stein gez. Bildes von L. Heine	„	„ 420
General Graf Neithardt von Gneisenau. Reproduktion des Stiches von B. Smith: nach A. W. Devis, Paris 1815	„	„ 447
General Gerhard von Scharnhorst. Reproduktion des Stiches von Bollinger: nach Bury		
Erzherzog Karl von Österreich	„	„ 475

Generalmajor Freiherr von Lützow, Führer des nach ihm benannten Freicorps von 1813 . . . . . Zu Seite 484
Major Ferdinand von Schill. Reproduktion des Stiches von F. W. Bollinger: nach L. Wolf . . . . . Zu Seite 484
Andreas Hofer. Nach F. Tomaselli 1809 . . . . . " " 499
Freiherr vom und zum Stein. Reproduktion des Stiches von Bollinger: nach Ringklacke . . . . . " " 571
Feldmarschall Graf York von Wartenburg. Reproduktion des Stiches von J. Vendramini: nach P. E. Stroehling, London 1814 . . . . . " " 571
Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstadt. Reproduktion des Stiches von Heinrich Wegener: nach F. C. Gröger, 1816 " " 595
Kaiser Napoleon I. zu Fontainebleau 1814. Nach Paul Delaroche . . . . . " " 646
Karl Philipp, Fürst von Schwarzenberg. Reproduktion des Stiches von Krethlow: nach C. Mansfeld . . . . " " 674
Arthur Wellesley, Herzog von Wellington. Reproduktion des Stiches von Friedrich Bolt: nach Robert Home . . " " 674
Schiller. Reproduktion des Stiches von G. M. Müller: nach A. Graff . . . . . " " 684
Fichte. Reproduktion des Stiches von Jüngel: nach Dähling 1808 " " 684
Frau von Staël. Nach dem Gemälde von F. P. Gérard . . " " 694
Karte Nr. 23: Deutschland beim Beginn der Befreiungskriege im Jahre 1813 . . . . . Zum Schluß des Bandes

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart



t. XV.
31534/2